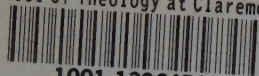


School of Theology at Claremont



1001 1396456



JESUS
und die
neutestamentlichen
Schriftsteller
von
Adolf Hausrath



GERMAN



LIBRARY

Southern California
SCHOOL OF THEOLOGY
Claremont, California

Aus der Bibliothek
von
Walter Bauer

geboren 1877
gestorben 1960



JESUS und die neutestamentlichen Schriftsteller



„Es kommt nicht darauf an, daß alles eingerissen
werde, sondern daß etwas aufgebaut werde,
woran die Menschen reine Freude empfinden.“

Goethe.

JESUS
und die
neutestamentlichen
Schriftsteller
von
Adolf Hausrath
1. Band



1908
G. Grote'sche Verlags-
buchhandlung Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Einband und Buchschmuck
von Heinr. Wiegnst, Berlin

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Vorrede	Seite VII
-------------------	-----------

❧	Erster Abschnitt	❧
---	------------------	---

Die palästinensischen Anfänge

I Jesus von Nazareth	3
II Die Urgemeinde	92
III Die christliche Mission im eigenen Volke	132
IV Das Judenthum	152
V Die ersten christlichen Schriften	173

❧	Zweiter Abschnitt	❧
---	-------------------	---

Die paulinischen Briefe


I Die messianische Bewegung in den Judenvierteln der großen Städte	221
II Die Anfänge des Paulus	263
III Die neue Lehre vom Opfertode des Messias	300
IV Der Galaterbrief	315
V Die beiden Thessalonicherbriefe	361
VI Die Korintherbriefe	394
VII Der Römerbrief	471
VIII Der Brief an die Christen zu Kolossä und an den Kolosser Philemon	513
IX Die Briefe aus der römischen Gefangenschaft	550

❧	Dritter Abschnitt	❧
---	-------------------	---

Schriften aus der Zeit des jüdischen Krieges

I Das eschatologische Flugblatt	579
II Die Apokalypse	594

Vorrede

as vorliegende Buch ist eine populäre Bearbeitung von Vorlesungen, die ich in den Jahren 1862 bis 1906 an der Universität Heidelberg gehalten habe. Wie ich meine Vorträge über die deutsche Reformation in der Biographie Luthers veröffentlichte, so lege ich hier die über die älteste Kirchengeschichte einem weiteren Kreise vor. Wenn die seit den Tagen Baur und Zeller bis zu dieser Stunde eifrig fortgesetzten Untersuchungen über die Entstehung des Neuen Testaments ein Ergebnis gehabt haben, so muß es auch möglich sein, dasselbe in Form einer Literaturgeschichte vorzutragen, so wie Gervinus und Vilmar die Geschichte der deutschen Literatur vorgetragen haben. Das vorliegende Buch will nicht eine Streitschrift sein, sondern ein Lesebuch. Nicht der kritische, sondern der literaturgeschichtliche Standpunkt war für die Erzählung maßgebend. Mit den Religionslehrern den Stoff für den Unterricht, mit den Predigern den geschichtlichen Hintergrund ihrer Texte zu erwägen, war meine Absicht, vor allem aber möchte dieses Buch gebildete Laien einführen in die Probleme der ältesten Kirchengeschichte. Gerade in jüngster Zeit ist auf diesem Gebiete mit großem Erfolge gearbeitet worden. Erfreuliche neue Funde haben das eine und andere Gebiet der urchristlichen Geschichte heller beleuchtet. Das Verhältnis der neutestamentlichen Theologie zu der gleichzeitigen jüdischen, aus der sie hervorgegangen

ist, haben Schürer, Bouffet u. a. mit gründlichster Kenntnis der einschlägigen Literatur dargelegt und damit eine empfindliche Lücke ausgefüllt, die die Tübinger Schule offen gelassen hatte. Zu der Herleitung der christlichen Theologie aus dem Hellenismus bildet ein im Neuen Testamente „entdecktes Judentum“ eine durchaus nötige Ergänzung. Es erklärt sich aus der Natur der Aufgabe, daß eine völlige Übereinstimmung der Meinungen auf diesem Gebiete wohl nie wird erreicht werden. Kriterien, die erlaubten, Früheres und Späteres in den Evangelien mit unfehlbarer Sicherheit zu sondern, gibt es nicht. Ein Ende des Streits ist darum nicht abzusehen. Solange es verschiedene Individualitäten gibt, wird auch die Meinung darüber eine verschiedene sein, was Jesus, Paulus, Johannes und die andern gesagt haben könnten und was nicht? Große Gelehrte haben bei dieser Sachlage es überhaupt für unmöglich erklärt, ein Leben Jesu zu schreiben. Allein entbehren können wir die Untersuchungen über das Urdatum unserer Religion nicht, nur darf man von ihnen nicht mehr erwarten, als sie leisten können. Lediglich darum kann es sich handeln, die relativ sicheren Äußerungen Jesu in einen für uns noch verständlichen Zusammenhang zu bringen, ohne einen modernen Pragmatismus in sie hineinzutragen. Aus den gleichzeitigen Dokumenten haben wir sie zu erklären, nicht aus unserer Psychologie oder Dogmatik. Man begnügt sich darum am besten, den Kreis der Interessen, Gedanken und Stimmungen zu charakterisieren, die uns in unseren Quellen entgegentreten. Je gewisser es sich hier um die heiligsten Erinnerungen der Menschheit handelt, um so verkehrter wäre es, dieselben in einen willkürlichen Zusammenhang einzuspannen. Eine freilassendere Hand wird hier am wenigsten fehlgreifen. Auch in betreff der Zeichnung des Selbstbewußtseins Jesu erwarte man keine allzu sicheren Linien. „Selbstbewußtsein Jesu!“ Als ob wir eine Ahnung hätten, wie in solchen Häuptern die Gedanken

sich bewegen! Wovon syrische Propheten träumen, das kann tiefen Wahrheitsgehalt haben, aber mit dem, was wir Modernen Selbstbewußtsein nennen, hat es keine Ähnlichkeit. Wer gestehen muß, daß das Selbstbewußtsein seines Kindes, das er auf den Knien geschaukelt, dessen Entwicklung er mit Liebe begleitet, bis er es in den Sarg legte, ihm dennoch im letzten Grunde ein ungelöstes Rätsel geblieben sei, wird mit wenig Zuversicht daran gehen, das Selbstbewußtsein eines Propheten zu zeichnen, der vor bald zwei Jahrtausenden unter der Sonne Syriens gepredigt hat. Der innerste Kern des Personlebens bleibt immer ein Geheimnis. Das Leben Jesu vollends ist ein Ausschnitt aus der altorientalischen Geschichte, die nicht verständlicher wird, wenn man palästinensischen Gottesmännern die Motive unseres reflektierenden Jahrhunderts unterlegt. Das unmittelbare Wissen ihres Gefühls war eine Offenbarung aus einer anderen Welt; unsere Erkenntnisse sind Produkte der Beobachtung und der Reflexion, die wir täglich abwägen und stündlich berichtigen. Das Bewußtsein Jesu hat nicht diesen Ursprung und ist uns eben darum ein verschleiertes Bild, das jeder sich anders deutet. Dieses Problem ist durch achtzehnhundert Jahre ein Problem geblieben, über das jede Generation anders urteilte. Wer in den Katakomben den Christus gesehen hat mit dem ernststen, geisterhaft drohenden Blicke des Weltrichters, oder in S. Marco zu Florenz den lieblichen Christus des Fiesole mit den reinen, kindlichen Zügen, und das raphaelische Jesuskind auf dem Arm der Sixtina mit den weltverkündenden Augen und den bleichen jüdischen Lehrer auf Tizians Zinsgroschenbild, bis herab zu Thorwaldsen und der neuesten Schule, die den Heiland der Welt als überzeugten Sozialisten abbildet, der weiß, daß jedes Jahrhundert einen anderen Christus hatte. Diese Künstler meinten den biblischen Jesus zu zeichnen und zeichnen doch nur ihren eigenen Traum, das heißt sich und ihre Zeit. Das beliebteste Thema der mittelalterlichen Malerei war

die Verkündigung des Engels an Maria. Wer malt heute noch Mariä Verkündigung? Auch strenggläubige Dogmatiker schieben sie in ihrer Glaubenslehre beiseite, denn nicht nur die Vorstellungen der Künstler von Jesus, sondern auch die der Theologen haben sich mit jedem Jahrhundert geändert. Erst war Jesus der jüdische Messias, dann der griechische Logos, dann der wesensgleiche Sohn, dann der germanische Herzog und Heliand, dann der mystische Bräutigam der Seele, dann der Richter, der vor allem den rechten Glauben verlangt. In der kurzen Spanne unserer eigenen Erinnerung erlebten wir eine philosophierende Christologie, für die Christus nur im Bewußtsein Gottes Präexistenz hatte und eine andere, für die das Leben Jesu ein Mythos ist und auch diese Anschauungen haben ihren Lauf bereits vollbracht und sind abgelöst von der historischen Schule, die an die Stelle des Christus des Glaubens den Jesus der Geschichte setzen möchte. Hundert Hypothesen bieten sich an, aber was ist die objektive Wahrheit? Leider wird die Antwort darauf noch lange auf sich warten lassen. Um ein Leben Jesu zu schreiben, nach den Forderungen der Geschichtswissenschaft, dazu sind unsere Quellen nicht reichlich genug und zu wenig durchsichtig. Wir müssen uns darein finden, daß sich das Größte ebenso der Beobachtung entzieht wie das allzu Unbedeutende, das nur wenige Spuren seines Daseins hinterließ. Gerade die höchsten Berge sind es, auf denen die Wolken und Nebel sich am dichtesten niedergelassen haben; ihre Umrisse sind verschleiert, aber sie stehen darum dennoch fest. Eine Biographie Jesu, wie sie Plutarch und Cornelius Nepos von ihren Helden geben, werden wir von Jesus niemals besitzen, dafür haben wir sein Evangelium. Er selbst hat seinen Jüngern nicht geboten, seine Personalien zu sammeln oder über ihn zu theologisieren, sondern zu predigen vom Gottesreich. Damit wird auch die Kirche von heute sich beruhigen müssen. Sie hat nicht die Aufgabe, Jesu Leben zu ermitteln, sondern es ist ihr aufgetragen: „Lehret sie

halten alles, was ich euch geboten habe!" So wird es allwege sicherer sein, sich an das zu halten, was Jesus befohlen hat, als über das zu streiten, was andere über ihn sagten. Auch wollen wir die Bedeutung einer Biographie für den Begründer unserer Religion nicht übertreiben. Wenn ein Ding sich selbst zu erhalten und fortzusetzen vermag, so braucht man, nach einem tiefsinnigen Worte von Lionardo da Vinci, keinen weiteren Beweis seiner Existenz. Sollten sich alle Nachrichten über Homer oder Dante als zweifelhaft herausstellen, so bliebe ihr Lebenswerk darum um nichts weniger unsterblich. Was trägt es schließlich aus, ob der Pfarrer auf der Kanzel spricht: „Jesus sagt“ oder: „so sagt das Evangelium?“ Wenn ein Wort des Evangeliums nicht von Jesus direkt gesprochen worden sein sollte, so ist es doch von ihm in letzter Reihe veranlaßt und auch so sein Wort. Etwas mehr Toleranz für die Empfindungsweise anders gestimmter Seelen, etwas weniger Rechthaberei und Unfehlbarkeit und die Parteien werden auch diese Gegensätze überwinden können, ohne die Kirche zu sprengen. Bei den sogenannten Glaubensstreitigkeiten spielt die Streitsucht meist eine größere Rolle als der Glaube, denn der wahre Glaube ist zu allen Zeiten eine seltene Sache gewesen; auch ist er nicht an bestimmte Formeln gebunden. Man kann die dogmatischen Festsetzungen der Kirche über die Person Jesu ablehnen und doch mit Goethe überzeugt sein, der menschliche Geist werde über die Hoheit und sittliche Kultur, wie sie in den Evangelien schimmert und leuchtet, nicht hinauskommen. Daß eine Gestalt wie die Jesu im Bewußtsein der Menschheit lebte, an der sie sich aufrichten konnte, die sie lehrte, sich zusammenzufassen und sich nach dem Guten zu strecken, die sie tröstete im Elend und zügelte im Glück, war ein unendlicher Segen. Unter allen Kulturwerten ist sie und bleibt sie auch heute noch der unentbehrlichste. Aber sie hätte diese erlösende Wirkung nicht geübt, hätte man den Menschen gesagt, sie dürften Jesum sich nicht in

ihren eigenen Denkformen vorstellen, sondern in denen ihrer Großväter oder Urahnen. Auch ihn müssen wir mit unseren eigenen Augen sehen, nicht mit denen vergangener Jahrhunderte. Das Wiederholen von Vorstellungen, die heute niemand mehr versteht und innerlich erfährt, hat keinen Wert. Es werden auch wieder Generationen kommen, die mit anderen (wer an den Fortschritt der Menschheit glaubt, wird sagen besseren) Augen sehen, aber auch dann wird es Leute geben, die sich von dem Überlieferten ungern trennen und auch sie werden zu ihren Heiligen beten: „Rettet euer Bild in meiner Seele!“ Stets wiederholter Geburtsschmerz gehört zum Wesen des geistigen Fortschritts. Ein bekanntes Wort von Gustav Droysen sagt: „Es gibt keine objektive Geschichte,“ denn die Geschichte bietet uns nicht die Tatsachen, sondern Urtheile von Menschen über die Tatsachen, Urtheile, die von Geschlecht zu Geschlecht sich wandeln. So gut wie unser ganzes Weltbild ist unser Geschichtsbild ewigem Wechsel unterworfen.

Seit ich zuerst im Jahre 1862 zu diesen Fragen das Wort nahm, habe ich auf dem Katheder und am Schreibtisch ihnen unausgesetzt Arbeit und Nachdenken gewidmet. Wohlmeinende werden es verstehen, daß ich das Bedürfnis empfinde, ehe ich die Feder aus der Hand lege, frühere Irrtümer zu berichtigen und angegriffene Positionen, die ich für nicht widerlegt halte, besser zu begründen. Ist man in das achte Jahrzehnt seines Lebens eingetreten, so sieht man vieles anders an als im dritten, man hat aber auch den begreiflichen Wunsch, seine schließliche Überzeugung klar zu formulieren und was in uns selbst so lange im Flusse war, ans Trockene zu ziehen.

Seidelberg, am 30. September 1908.

Hausrath.



Erster Abschnitt
Die palästinensischen Anfänge

I

Jesus von Nazareth

Die Frage nach der Entstehung des Neuen Testaments ist für den denkenden Bibelleser eine notwendige, denn wie von jedem Buche, so gilt auch von dem Neuen Testamente das Wort Platos im Phädrus: „Die Schrift an und für sich ist tot und bedarf stets der Nachhilfe ihres Vaters. Sie kann nicht antworten, wenn man sie fragt und sich nicht verteidigen, wenn man sie angreift.“ Könnte sie es, so würde sie hinweisen auf die Zeit, deren Sprache sie redet, auf die Verhältnisse, die sie zu berücksichtigen hatte, auf die Personen der Verfasser, die so und nicht anders geartet waren. Die neutestamentlichen Bücher sind geschichtliche Dokumente, hervorgegangen aus den bewegten Erlebnissen der alten Kirche und mithin nichts anderes als der literarische Niederschlag der urchristlichen Geschichte. So ist es zum Verständnisse des Neuen Testaments unerläßlich, die gleichzeitige Geschichte der Kirche Schritt für Schritt zu verfolgen und ihr jeweils diejenigen Schriften einzureihen, die sich auf die betreffende Phase der Entwicklung beziehen.

Wie stellen wir uns nun die Anfänge der Bewegung vor, aus der unsere ältesten neutestamentlichen Schriften hervorgegangen sind? Die sogenannte Mythentheorie, nach der Kritiker wie Bruno Bauer, Alard Pierson, Loman, Kalthoff u. a. die Gestalt Jesu für eine religiöse Dichtung erklärten, zur Versinnbildlichung des griechisch-römischen

Tugendideals, hat heute nur noch wenige Anhänger. Nach Bruno Bauer, der diese Theorie am frühesten und klarsten verfolgt, wäre die Gestalt Jesu das Bild des Weisen, das die römische Philosophie suchte. „Irgendeinen guten Menschen,“ sagt Seneca (Ep. 11), „müssen wir uns aussuchen und immer vor Augen haben, damit wir so leben und handeln, als ob er uns zuschaue. Glückliche, wer einen solchen verehren kann, so daß er sich selbst nach seinem in der Erinnerung lebenden Bilde gestaltet.“ Aus einem solchen Bedürfnisse soll auch das Evangelium von Jesus Christus entsprungen sein. Die Legenden von Pythagoras, Numa, Apollonius von Tyana wären also Parallelen zum christlichen Evangelium. Geschichtlich nachweislich sind gnostische Schulen durch ähnliche Heilsgeschichten aus philosophischen Gesellschaften religiöse Vereine geworden. Ähnlich wäre es, nach Bruno Bauer, mit der Entstehung der christlichen Kirche zugegangen. Um das Evangelium von einem erschienenen Erlöser sammelte sich eine Schule, die durch religiöse Verehrung ihres mythischen Stifters sich zur Kirche umbildete. Jesus ist diesen Gelehrten ein Idealbild, keine geschichtliche Gestalt. Ein großer Dichter, der Urevangelist, soll die Gestalt Jesu geschaffen haben, so wie Kinkel seinen Otto der Schütz oder Mügge seinen Erich Randal schuf. Der Leserkreis dieses Buches war die Keimzelle, aus der das Urchristentum hervorgegangen ist. „Die Götter sind die Wünsche der Menschen,“ sagte Feuerbach. So soll auch Jesus nur ein Wunsch sein, der Wunsch der frommsten Griechen oder messiasgläubiger Juden nach Wirklichkeit des Ideals. In dieser Form ist die Meinung überlebt. Der individuelle, historische Kern der Gestalt Jesu hat allen kritischen Säuren und Auflösungsversuchen einen siegreichen Widerstand entgegengesetzt. Die Geschichte der Taufbewegung des Johannes und der Verkündigung des gekommenen messianischen Reiches durch Jesus von Nazareth gliedert sich durchaus ergänzend ein in die Geschichte des jüdischen Volks, wie Philo und Josephus sie

berichten. Auch die römischen Historiker vom Anfang des zweiten Jahrhunderts, Tacitus, Sueton, Plinius, leiten das Christentum von einer Persönlichkeit ab, die sie bald Chrestus, bald Christus nennen, an deren Geschichtlichkeit sie aber nicht zweifeln. Auch die zahlreichen Beziehungen des Evangeliums auf Herodes den Großen, Antipas, Aretas, Herodias, auf Pilatus, der die Galiläer über ihren Opfern hinschlachtete, auf den Turm von Siloah, auf Archelaus, hinter dem seine Untertanen die Gesandtschaft an Augustus herschicken: „wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche“, sind geschichtliche Erinnerungen und nicht erdichtete Mythen. Als solche hätten sie im Zusammenhang der Dichtung von einem Erlöser der Menschheit keinen Zweck. Das alles ist historische Überlieferung und nicht ersonnene Allegorie. Aus dem vorausgesetzten Zweck, ein Tugendideal, eingekleidet in die Geschichte eines wundertätigen Messias, aufzustellen, wie die griechische Philosophie ähnliche in den Bildern ihrer Weisen besaß, würden zahlreiche Züge der Erzählung herausfallen. Wir erinnern an die Frage: „Was nennest du mich gut, niemand ist gut“, an die Rede der Galiläer, Jesus sei ein Fresser und Weinsäufer, an die Erzählung, daß Mutter und Brüder Jesum für wahnsinnig erklären wollten, an das Versagen seiner Wunderkraft in Nazareth, an den Ruf: „Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen?“ in der Todesstunde¹⁾. Alle diese Worte widersprechen dem von Bruno Bauer unterstellten Zweck. Der Dichter eines Idealbildes hätte diese Züge nicht erfunden; das Evangelium erzählt sie, weil sie ihm überliefert sind. Heute gilt als ausgemacht, daß Johannes der Täufer und Jesus in Kontinuität des hebräischen Prophetentums austraten und nicht aus den geistigen Bewegungen der griechisch-römischen Welt erklärt werden können. Der Standpunkt Bruno Bauers scheitert

¹⁾ Vgl. Schmiedel, Die Person Jesu im Streite der Meinungen der Gegenwart, S. 7. Leipzig, 1906.

schon an den äußerlichen Voraussetzungen der evangelischen Erzählung. Der Entstehung in Rom oder Hellas widerspricht die Tatsache, daß alle Bilder des Evangeliums auf jüdischer Erde gewachsen sind. Das Niederbrennen der Stoppeln, das ein Tag des Gerichts wird für das versteckte Ottern- und Schlangengezüchte, die Landwirtschaft nicht mit Sklaven, wie in Italien, sondern mit Tagelöhnern, die am Abend ausbezahlt werden, die Schar der Blinden und Ausfägigen, die täglichen Reibungen mit Samaritern und Zöllnern, die levitisch Unreinen, die Steinigungen und die Lynchjustiz, die Beziehungen auf die Lokalitäten am See, am Jordan, am Tempelberg weisen überall auf Palästina als auf den Boden, wo das Evangelium erwuchs, nicht auf Rom. Das fünfte Evangelium, wie Renan die palästinensische Landschaft genannt hat, lehrt uns erst die vier schriftlich überlieferten verstehen. „Die Gestalt Jesu,“ sagt Weinel¹⁾, „trägt in den drei ersten Evangelien so viel Lokalfarbe, das Aramäische, Jesu Muttersprache, schimmert überall so deutlich durch, daß ein griechischer Italiker des zweiten Jahrhunderts niemals eine solche Gestalt hätte erfinden können. Nicht am Hofe der Kaiser, nicht in dem Rom des zweiten Jahrhunderts, nicht im Kopfe eines hellenischen Dichters, sondern in Galiläa und in der Wirklichkeit ist Jesus zu Hause. Am See, wo die Fischer ihre Netze auswerfen, auf dem Berge, wo die Feuerlilien blühen und das Korn im Abendwinde rauscht, wo die Vögel in den Büschen dem Schöpfer ihr Abendlied singen, da ist seine Heimat, da hat er wirklich gelebt. Und dieses Leben glüht noch heute in seinen Worten.“ Stoische oder platonische Humanitätsideale, deren dichterischer Verkörperung das Evangelium dienen soll, können wir in Palästina nicht nachweisen. Philosophische Paradigmen sind blutlose Schemen, die Gestalt Jesu aber ist Leben und Wirklichkeit. Das Evangelium ist der Ab-

¹⁾ Heinrich Weinel, Jesus im neunzehnten Jahrhundert, S. 60.

Schluß jener Geschichte, deren Träger Propheten und Psalmisten gewesen sind. Seit der Gründung des Makkabäerstaates hatte die prophetische Schule nur literarisch gewirkt, mit dem Einbruch der Römer in das Erbe Jehovas berichtet Josephus wieder von religiösen Volksbewegungen und religiösen Führern, die bei ihm, dem Überläufer, freilich Betrüger und falsche Propheten heißen. Die Erwartung, daß die von den Propheten verheißene Heilszeit für Israel endlich doch anbrechen werde, war seit den Tagen der Makkabäer im Volke lebendig geblieben. Träger derselben war das Buch Daniel, das zwischen der Entweihung des Tempels durch Antiochus IV. und der Reinigung desselben durch Judas Makkabäus, also zwischen 168 und 165 v. Chr. verfaßt wurde. Wenn Josephus den Daniel den süßesten der Propheten nennt, dessen Verheißungen in höchstem Ansehen ständen¹⁾, so wissen wir damit auch, woher der Glaube an die bevorstehende Vernichtung des letzten Weltreichs, die Hoffnung auf den Stein, nicht von Menschenhand, stammte, der den Koloß mit tönernen Füßen zum Falle bringen wird. Durch Daniel wurde es zum Zeitbewußtsein, daß man in der letzten Stunde lebe und das Ende vor der Tür stehe. Niemand hat diese Überzeugung sicherer ausgesprochen als Paulus mit dem Worte: „Die Gestalt dieser Welt ist im Wandel begriffen“ (1. Kor. 7, 31). Was Jesus vor dem Hohenpriester als seinen Glauben bekannte, daß der Menschensohn auf den Wolken des Himmels kommen werde in der Macht und Herrlichkeit Gottes, das war der Glaube gerade der Frömmsten. Die ganze jüdische Literatur dieser Epoche, das erste Makkabäerbuch, Henoch, das Psalterium Salomonis, die jüdische Sibylle, Philo, die

¹⁾ Ant. X; 10, 7. 11. Es ist das eines der merkwürdigsten Beispiele, was ein Buch auszurichten vermag. Wie der Römerbrief im sechzehnten Jahrhundert das Papsttum umgeworfen hat, so hat das Danielbuch im ersten das römische Reich untergraben.

Jubiläen, die Apokryphen und Targume enthalten Hinweise auf die kommende messianische Herrlichkeit¹⁾, die des Josephus Zeugnis bestätigen, daß Daniel der Lieblingsprophet dieser Zeit war. Aus dieser schwärmerischen Erregung des mit Apokalypsen genährten religiösen Bewußtseins, aus diesen Hoffnungen, Leidenschaften, Schriftträumen ist das Ende des Judentums und der Anfang des Christentums zu verstehen. Gestalten des Evangeliums gleich Simeon von Jerusalem oder Joseph aus Ramathaim, „die warten auf das Reich Gottes“, sind symbolische Repräsentanten dieser Zeitströmung. Daß Jesus gerade von den Dämonischen in den Evangelien so häufig als der Sohn Davids, als der Heilige Gottes begrüßt wird, ist auch ein Symptom, wie die messianische Erwartung, die die Schriftgelehrten in ihren Apokalypsen verkünden, zu einer lebendigen Volksvorstellung geworden ist, die den gemeinen Mann erfüllt. Von dieser Höhenlage des apokalyptischen Zeitbewußtseins war die höchste Erhebung, das messianische Selbstbewußtsein einzelner geschichtlicher Persönlichkeiten, leicht zu erreichen und durch Propheten, Vorläufer und patriotische Bandenführer wurde es auch erreicht. „Israel besaß die Religion der Hoffnung, wie nicht entfernt ein anderes Volk. Mit dem gleichen Rufe: ‚Das Reich muß uns doch bleiben‘, mit dem das Christentum entstand, ging Israel in seinen Vernichtungskampf²⁾.“ Trägerin des nationalen Gedankens war die Familie des Galiläers Judas, die von der Wiederaufrichtung des Reiches Davids träumte. Wir können den ganzen Stammbaum dieser Familie aufstellen³⁾ von Ezechias dem Vater des Judas, den Herodes hinrichten ließ, bis herab zu Eleazar, der die letzte Feste Israels, Masada, gegen die Römer

¹⁾ Die Belegstellen in meiner neutestamentlichen Zeitgeschichte I, 189—204. Vgl. Bouffet, Die Religion des Judentums, S. 9 ff.

²⁾ Wernle, Die Anfänge unserer Religion, S. 21.

³⁾ Vgl. Bouffet, Die Religion des Judentums, S. 187.

verteidigte. Diese Leute sind die Biaſten (Matth. 11, 12), die das Reich Gottes mit Gewalt an ſich reißen. Daß Judas, der Galiläer, der erſte, der aus Anlaß der Schätzung des Quirinius in der Zeit, da Jeſus noch ein Knabe war, ſich gegen die Herrſchaft der Heiden erhob, ausdrücklich als Meſſias aufgetreten ſei, erzählt Joſephus nicht, aber er gibt zu, daß Judas die Lehre ſeiner Schule praktiſch durchzuführen beabſichtigte. Dieſe Lehre war aber die, daß Gott ſeinem Volke das Reich verheißen habe. Das war die vierte Philoſophie, die Joſephus neben die der Saddu- zäer, Phariſäer und Eſſäer ſtellt und die die Lehre verkündete: „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ, der wollte keine Knechte.“ Bald hören wir auch von anderen, die gleich Moſes das Volk in die Wüſte beſcheiden, oder gleich Joſua die Mauern der von den Heiden beſetzten Davidsſtadt durch ihr Machtwort umwerfen wollen. Selbſt den benachbarten Samaritern theilte dieſe Erregung ſich mit, und wegen des Zuſammenstoßes mit einem ſolchen meſſianiſchen Propheten iſt Pontius Pilatus zu Fall gekommen. Ein Betrüger, in dem man zuweilen den ſpäter am Hofe des Felix lebenden Samariter Simon Magus hat ſehen wollen, betörte mit ſeinen Lügen die Samariter ſo, daß das ganze Volk ſich am Garizim verſammelte, weil „der Meiſter im Lügen“ ihm verſprochen hatte, er wolle ihm die heiligen Gefäße der Bundeslade verſchaffen, die Moſes dort vergraben habe¹⁾. Wohlbewaffnet fanden ſich die Samariter bei dem Flecken Tirathana ein, um hier ihre ganze Streitmacht zuſammenzuſcharen. Die heiligen Gefäße ſollten nämlich zum meſſianiſchen Reiche wieder zum Vorschein kommen und ihr Wiederfinden bedeutete

¹⁾ Nach anderen wurden die Tempelgeräte von Jeremia oder von den Engeln des Herrn auf dem Berge Nebo verborgen, damit ſie bis zu den letzten Zeiten bewahrt ſeien, 2. Makk. 2, 4—8. Vgl. Bouſſet, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter, S. 227.

den Sturz der Heidenherrschaft. Als einen Versuch des Umsturzes faßte auch Pilatus diese Massenbewegung auf und besetzte die Zugänge zum heiligen Berge mit Reiterei und Fußvolk. Es kam zum Zusammenstoß; eine Menge der Samariter wurden niedergehauen, viele gefangen genommen, die übrigen in die Flucht gejagt. Pilatus, der in den jüdischen Quellen überhaupt als ein Blutmensch geschildert wird, ließ dann noch die Vornehmen und Einflußreichen unter den Gefangenen hinrichten. Die Volksältesten wußten aber Vitellius, den Präses von Syrien, zu überzeugen, daß ihnen unrecht geschehen sei, da sie nicht, um einen Aufstand zu erregen nach dem Garizim gezogen seien, sondern um zu beraten, wie sie den Bedrückungen des Pilatus ein Ziel setzen könnten. Vitellius ernannte darum seinen Freund Marcellus zum Prokurator und schickte Pilatus nach Rom, um sich vor dem Kaiser zu rechtfertigen. Aber ehe Pilatus dort ankam, war Tiberius im März 37 gestorben. Daß die Massen, die zum Garizim emporstiegen, ebenso wie die, die am Jordan sich um den Täufer sammelten, von religiösen Hoffnungen aufgewirbelt waren, ist nicht zu verkennen. Einige Kunde von den messianischen Erwartungen des Judentums war schon zu Virgils Zeit nach Rom gedrungen und der Dichter hat in seiner vierten Ekloge dieses Motiv geschickt benutzt. Auch den römischen Historikern ist nicht unbekannt, daß Vespasians Krieg mit den Juden ein Krieg gegen Israels messianische Erwartung war. „Im ganzen Orient,“ meldet Sueton (Vespas. 4), „hatte ein alter und fester Glaube allgemeine Verbreitung gewonnen, daß nach einem Schicksalschlusse um diese Zeit Leute, welche von Judäa ihren Ausgang nähmen, sich der Weltherrschaft bemächtigen würden.“ Desgleichen sagt Tacitus von den Juden (Hist. 5, 13): „Den meisten wohnte die Überzeugung bei, in den alten Schriften der Priester stehe, zu derselben Zeit werde geschehen, daß das Morgenland aufblühe und von Judäa die Weltherrschaft ausgehe.“ Den Grund zur Erhebung

der Juden suchte man also auch in Rom in der Messias-
erwartung des Judentums.

Aber ein Volk, das von den Propheten und Psalmisten
erzogen war und noch täglich im Gebete mit ihnen ver-
kehrte, konnte sich nicht mit so äußerlichen Hoffnungen
begnügen, wie sie in der Schule des Judas Galiläus fort-
lebten. Die gespannte politische Lage hatte auch dem
religiösen Glauben an die von den Propheten verheißene
Heilszeit neue Energie und gesteigerte Schwungkraft gegeben.
Zwar Antipas, der Johannes tötete, und Pilatus, der
Jesum kreuzigte, werden auch diese Propheten unter die
Aufrührer gerechnet haben, wie Gamaliel Jesum in eine
Reihe stellt mit Judas und Theudas, aber es war eine
weit tiefere Auffassung der verheißenen Heilszeit, die in
Johannes und Jesus zu Wort kam. Psychologisch zu ver-
stehen ist es, daß Hoffnungen und Erwartungen, die schon
so lang und so tief ein ganzes Volk erregten, schließlich in
der Brust manches tapferen Mannes zum Entschlusse reiften.
Das Auftreten der patriotischen Führer, die Josephus falsche
Propheten nennt, des Täufers Johannes, des Menschen-
sohns von Nazareth, haben alle diese Lage zur Voraus-
setzung. Sie allzumal sind nur Wellen in dem brausenden
Strome der Zeit. Die ursprünglich politische Bewegung
nahm aber mit der religiösen Wendung, die der Täufer
ihr gab, unerhörte Dimensionen an. Die durch Zerknirschung,
Angst und Hoffnung zusammengeführten Scharen schienen
darum dem Tetrarchen Antipas nicht minder gefährlich
als die Haufen des Galiläers und die Unruhen der Sama-
riter, und er schloß den Propheten in der Bergfesten Machärus
am Toten Meere ein, und als der Prediger seine illegitime
Ehe mit Herodias rügte, sorgte diese für seine Enthauptung.
Jesus aber sprach wehmutsvoll: „Elias ist gekommen, aber
sie haben an ihm getan, was sie wollten.“ Die Spruch-
sammlung des Matthäus hat (11, 2—19) die Worte Jesu
über den Täufer zusammengestellt, die uns über das Ver-
hältnis beider Propheten zueinander orientieren. In der

Rede, die Jesus über den Täufer an das Volk richtet, werden ihm, dem Genossen der Jordantaufer, alle Eindrücke jener Tage wieder lebendig, der Prediger im Kamelsfell, das Rohr am trüben, langsam fließenden Strome, die Steine, die in der Wüste hingestreut sind, nichts hat er vergessen. Auch tat es not, daß ein starker Odem die Flamme der Volksbegeisterung wieder ansache, denn sie war am Verlöschen. Jesu Rede setzt eine starke Enttäuschung des Volkes voraus, das nicht gedacht hatte, die gewaltige Bewegung werde so ohne greifbare Folgen verlaufen. Gegenüber diesem Umschlag der Stimmung nimmt sich Jesus seines Vorgängers an. „Was seid ihr hinausgegangen zu sehen?“ fragt er nicht ohne Ironie die Galiläer. „Wolltet ihr ein Rohr sehen, das im Winde hin und her weht?“ Aber der Täufer sah nicht aus wie einer, der nach der aura popularis herüber- und hinüberschwankt. Dachten sie ihn auf ihre Wege zu ziehen, so hatten sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht; er fragte nichts nach ihrem Beifall oder nach dem Stirnrunzeln des Antipas. Sie klagen jetzt über des Täufers harte Sitte, seine saure Miene, seine strenge Askese; er hat einen Dämon mit seiner Fasterei, lästern sie. Und wieder spottet Jesus: „Was seid ihr hinausgegangen zu sehen, wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen?“ Den mußten sie nicht in der Steppe suchen. „Die weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern.“ Johannes ist heute der, der er gestern war; aber sie selbst haben sich seitdem anders besonnen. Damals suchten sie einen Propheten, und das war Johannes, ja noch viel mehr war er. Er war der Wegbereiter des Reichs, der Elias, der von dem Maleachi geweissagt hat: „Siehe ich sende den Boten des Bundes, den ihr wünschet. Er kommt, spricht Jehova der Heerscharen, wer aber erträgt den Tag seines Kommens und wer bestehet bei seinem Erscheinen! Denn er ist wie Feuer des Schmelzers und wie Lauge der Kleiderwäscher.“ Mit solchen Worten rechtfertigt Jesus den Vorläufer, der für ihn auch jetzt noch

der Größte ist, den je ein Weib geboren hat. Noch in den letzten Streitgesprächen im Tempel (Matth. 21, 25 f.) ist Jesu die eigene Vollmacht genau verknüpft mit der des Täufers; war jene von Gott, so auch die seine. Indem der Prophet von Nazareth die Predigt des Täufers wieder aufnimmt, bekennt er sich zu der Überzeugung von der Nähe des Reichs, für das die Pharisäer agitierten, die Patrioten kämpften, die Zeloten starben und die in den apokalyptischen Büchern in brennenden Farben ausgemalt ist. Näher zu erklären brauchte er vorerst diese Losung: „Das Reich ist nahe herbei gekommen,“ nicht; sie war ja die Parole der Zeit, die jeder verstand. Das Auftreten des neuen galiläischen Propheten ist also nur ein zweiter Schritt auf der Bahn, die der Täufer eröffnet hatte. Auf den Boten, der zur messianischen Hochzeit einlud, folgte der Bräutigam. Wir sehen in diesem Fortschritt nur die naturgemäße Entwicklung der Volksbewegung. Wollte sie nicht rückwärts fluten, so mußte sie vorwärts drängen. Diese eschatologischen Ideen vom nahen Endgerichte hatten eine Gewalt über die Gemüter erlangt, der sie nicht mehr zu widerstehen vermochten. Der Täufer sprach: „Das Reich ist nahe herbeigekommen,“ Jesus sagte: „Das Reich ist da.“ So folgte auf die Verheißung die Erfüllung. Das Reich ist eine geistige Sache, man mußte die Menschen nur lehren es zu schauen. Verne nur das Reich ergreifen, denn das Reich ist immer da! Gott wird auch äußerlich seine Verheißungen erfüllen, bis dahin aber suche jeder die Vorbedingungen dazu in der eigenen Brust. Das Reich ist inwendig in euch! Das war die neue Wendung, die Jesus der messianischen Verkündigung gab. Wenn man gesagt hat, kein Wohltäter der Menschheit sei auf so leisen Sandalen durch die Welt gewandelt wie Jesus, so kann sich das nur auf das Schweigen der Geschichte über seine Anfänge beziehen, denn wo sie ihn erwähnt, ist sein Name Schlachtruf und schmetternder Posaunenklang. „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Und doch war dieser Christus in erster Reihe ein Prediger des Friedens, der gute Hirte, der dem verlorenen Lamme nachgeht. Barmherzigkeit, Mitleid mit den Armen, Hirten-sinn, tiefes, schmerzliches Erbarmen mit dem Elend der Welt war der Grundton seines Lebens, während die Gegner ihn in eine Reihe mit einem Judas, Theudas und anderen politischen Messiasen stellten (Apg. 5, 36 f.) und ihn darum den Tod des Aufrührers und Hochverrätters sterben ließen. Aus der Not der Zeit, aus dem Elend des Volkes, das ihn jammerte, aus dem Anblick einer Herde, die keinen Hirten hatte, ist Jesu Entschluß geboren, diesen Verlassenen ein Heiland zu werden. Dieser Messias ist, nach Paul Schmidts zutreffendem Ausdruck, „der Bevollmächtigte der göttlichen Barmherzigkeit“¹⁾. Er kam als Retter, aber von innen. Der Sache nach war er Prophet, doch Prophezeiung und Erfüllung fielen bei ihm zusammen. Durch die zentrale Stellung, die Jesus der Barmherzigkeit gibt, durch den Dienst am Nebenmenschen, der der einzige Gott wohlgefällige Gottesdienst ist, unterscheidet sich die Religion Jesu von allen früheren. Sie war und ist der kühnste Angriff auf das Elend dieser Welt, denn sie lehrt ihre Jünger, mit schwacher Menschenhand unverdrossen den Riesenberg des menschlichen Elends Scholle für Scholle abtragen.

Jesu Versuch, die von den Propheten verheißene Heilszeit durch eigenes Vorgehen zu schaffen, hatte Vorgänger gehabt. Schon die alte Zeit hatte Richter gekannt, die Gott seinem Volke sendete, wie auch heute noch in der semitischen Welt je und je ein Mahdi aufsteht, ein Wort auszurichten, das ihm sein Gott in die Seele gelegt hat. Auch der Täufer trat in der Überzeugung auf, einem wahrhaft frommen Volke werde Jehova die Erfüllung seiner Verheißungen nicht länger vorenthalten. Daß er die messianische Erwartung den Politikern und Kriegern entriß und sie ihrer religiösen Sphäre zurückgab, war die

¹⁾ Paul Schmidt, Die Geschichte Jesu, 1899, und Furrer, Das Leben Jesu Christi, 1905.

große Wendung, die mit des Täufers Namen verknüpft ist. Es war ein Anlauf im großen Stile, als der letzte Prophet des Alten Bundes in der Steppe Buße predigte und am Jordan die Bußfertigen taufte zum Beginne eines neuen Lebens. Diese Johannestaufe nennt die gemeinsame historische Grundchrift unserer Synoptiker den Anfang des Evangeliums: „Das Evangelium von Jesus Christus nahm damit seinen Anfang, daß Johannes die Taufe der Bekehrung predigte zur Vergebung der Sünden.“ Auch für Antipas, den Landesherrn Jesu, war Jesus nur der andere Johannes. Aber der Täufer war ein Bußprediger, Jesus ein Herold der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit. Beide verhalten sich wie Gewitter und Regenbogen. Der grollende Donner ging voraus. Nach den Zeichen der Zeit glaubte der Täufer an die Nähe des Gerichts und in der Ankündigung desselben schließt er sich völlig an Jesaja und verwandte Propheten an. „Das Wort Gottes kam über ihn,“ sagt Lukas (3, 2), wie über die heiligen Männer des Alten Bundes. War er ein Prophet des Weltuntergangs, so doch noch mehr ein Bußprediger. Werdet ihr anders, so wird es anders werden. Tuet Buße, so ist das Reich Gottes nahe herbeigekommen, sonst ist es für euch der nahe Tag des Zorns. „Die Axt ist den Bäumen an die Wurzel gelegt. Jeglicher Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen . . . Jehova hat die Worffschaufel in seiner Hand und wird seine Tenne säubern und den Weizen sammeln in seine Scheune, aber die Spreu verbrennen mit unauslöschlichem Feuer.“ Dem hangen Augenblick, ehe die bereits erhobene Axt niedersaust auf den Baum, der gefällt werden soll, vergleicht der Täufer die Zeit, in der er lebt, dem Momente der Prüfung, den der Landmann sich gönnt, ehe er mit der Worffschaufel die Arbeit beginnt¹⁾. Noch einmal atmen sie auf, dann fällt die Axt und trägt der Wind die Spreu von

¹⁾ Vgl. Johannes Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments 1, 251.

dannen. Diesen Tag der Schrecken verkündete der zusammengeströmten Menge der Wüstenprediger im Kleid von Kamelsfell, der von wildem Honig und Heuschrecken lebte und wie ein düsterer Wolkenschatten lief die Angst vor dem heraufziehenden Weltgericht über das sonnige Palästina. Die, die erschüttert von dieser Botschaft beschlossen, ein neues Leben zu beginnen, sollten, nach dem Berichte des Josephus (Ant. XVIII, 5, 2), in Tugendübung, gegenseitiger Gerechtigkeit und Frömmigkeit sich zu einem Bunde vereinigen und das Symbol dieses Neuen Bundes war die Jordantaufe. „So,“ sagte Johannes nach Josephus, „werde die Abwaschung Gott genehm sein, wenn sie sich derselben nicht zur Abbitte einzelner Verfehlungen bedienten (wie die Juden ihre Lustrationen brauchten), sondern zur Heiligung des Leibes, sofern die Seele vorher schon durch Gerechtigkeit gereinigt sei.“ Vielleicht war es die Losung seines Jesaja: „Wascht euch, reinigt euch, tut euer sündig Wesen von euch,“ vielleicht die Proselytentaufe, durch die man dem übertretenden Heiden seine Unreinheit abwusch, die Johannes gerade auf diese symbolische Handlung geführt hat. Unter denen, die sich taufen ließen, war auch Jesus, Sohn des Joseph, ein Zimmermann aus Nazareth. „Als jedermann sich taufen ließ, kam auch Jesus,“ sagt Lukas (3, 21). Schon das war eine epochemachende Tat des Täufers, daß er die Frommen aus den dumpfen Synagogen und dem Weihrauchqualme des Tempels unter den freien Himmel führte. Er machte die Buchreligion zu einem Stück Volksleben, und stellte die Entscheidung doch nicht, wie der Galiläer Judas und Theudas, auf des Schwertes Spitze, sondern auf einen Akt öffentlicher Volksbuße. Von da ab wurde die Wüste Juda, das Tal des Jordan, die Felswüste von Gamala, das Ufer des Sees Genesareth, der Berg bei Kapernaum, das Kidrontal, der Garizim und die einsame Steppe der Schauplatz religiöser Versammlungen. „Sagen sie euch, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus!“

Kein geringerer als Jesus selbst ist Zeuge für den erschütternden Eindruck, den der Prophet im Felle von Kamels- haaren auf alle Hörer machte. „Johannes ist gekommen auf dem Wege der Gerechtigkeit“; nicht von Menschen war seine Taufe, sondern vom Himmel. (Matth. 21, 24—32.) „Er ist Elias, der kommen soll.“ „Unter allen vom Weibe Geborenen ist kein Größerer als Johannes aufgestanden“ ¹⁾. Wie hoch Jesus die von Johannes gewirkte Bewegung einschätzte, beweist sein Wort an die Jünger (Mark. 9, 12), der Täufer sei der Prophet, von dem geschrieben stehe, er bringe alles in Ordnung. Die bußfertige Stimmung, an die die Predigt vom Reiche anknüpfen konnte, war die Wegbereitung, von der die Propheten (Maleachi 3, 1) geweissagt hatten und die Jesus als einen wichtigen Teil des messianischen Wertes ansah. „Siehe, ich sende meinen Boten, daß er den Weg bereite vor mir her. Und plötzlich kommt zu seinem Tempel der Herr, den ihr begehret und der Bote des Bundes, den ihr wünscht. Wer aber erträgt den Tag seines Kommens und wer besteht bei seinem Erscheinen?“ Diese Zeit der Wegbereitung war durch die Taufbewegung angebrochen, und in dieser Vorbereitung zum Reiche weist Jesus dem Propheten der Wüste Juda eine wichtige Stelle an. Daß der Täufer mehr verkündet habe als den herausziehenden Gerichtstag und das nach diesem anbrechende Reich Gottes, läßt sich nicht beweisen. Josephus weiß von einer Ankündigung des hinter Johannes kommenden Starken nichts. Dagegen sind die Synoptiker darin einig, daß Johannes den kommenden Messias ankündigte. So freilich, wie nach den Evangelien der Täufer diesen Starken schilderte, ist Jesus nicht gewesen, und man kann das als Beweis betrachten, daß

¹⁾ Es ist das große Verdienst von Theodor Keim, die Stellung des Täufers zuerst klar charakterisiert zu haben. Jesus von Nazara, 1, 471 ff., vgl. auch Adolf Deißmann, Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. München 1905. S. 4 ff.

die Prophezeiung nicht nach der späteren Erfüllung gemodelt wurde. Jesu Wirken hat das Bild von der Art, der Worsschaukel und dem Feuer nicht eingegeben. Um so mehr könnte es sich um eine originale Überlieferung handeln. Das Schweigen, das Josephus über den kommenden Mann beobachtet, könnte sich auch daraus erklären, daß der in angefochtener Lage lebende frühere Judenfeldherr überhaupt jede messianische Reminiscenz vermeidet, da seine römischen Herren in dem Glauben an den Messias den Grund der Rebellion der Juden sahen. Aber ebenso möglich ist es freilich, daß der Starke für Johannes Jehova war und die Beziehung auf einen kommenden Retter erst nachträglich von den Christen eingetragen wurde, die Johannes und Jesus in diese Beziehung stellten.

Das Verhältnis des Täufers zu den alten Propheten hat Jesus, der Schüler und Zeuge, so charakterisiert: „Alle Propheten und das Gesetz haben geweissagt bis auf Johannes, aber seit den Tagen Johannes des Täufers bis heute wird das Himmelreich mit Gewalt eingenommen und gewaltig Ringende reißen es an sich.“ (Matth. 11, 12 f.) Für Jesus ist Johannes der Vorläufer, der Elias, der alles für die messianische Zeit in Ordnung bringt, wie Maleachi vorher gesagt hat. Ein Mann der Tat wollte der Täufer nicht mit gefalteten Händen abwarten bis die Zeichen der Rettung am Himmel erscheinen würden, sondern zur Tat wollte er übergehen und als gewaltig Ringender das Reich an sich reißen. Das aber hieß für ihn nicht, daß er wie andere Führer gesonnen war, mit blutiger Faust die Gelegenheit zur Proklamation des Reiches am Schopfe zu ergreifen, sondern mit gewaltiger Bußpredigt wollte er die Herzen erschüttern und zur Buße rufen, in der sichern Erwartung, daß Gott seine Verheißung erfüllen werde, sobald ein bußfertiges Volk ihrer würdig sei. Gott sollte handeln, aber Israels Sache war es, durch sein Verhalten ihn zur Erfüllung seiner Verheißungen zu bestimmen; das hieß es, das Reich mit Gewalt erzwingen. Auf diese

Hoffnung taufte Johannes die Bußfertigen, auch den Zimmermann aus Nazareth. Johannesjünger werden noch zwanzig Jahre später in Ephesus erwähnt. Der Taufbund des Johannes hat also den Tod des Stifters noch lang überdauert. Die nahe liegende Frage, wie sich der Täufer selbst zu dieser vergeistigenden Deutung seiner Predigt verhalten habe, hat unsere Quelle (Matth. 11, 2 f.) mit der Erzählung beantwortet, daß Johannes seine Jünger mit der Frage an Jesum gesendet habe, ob er der Messias sei, so wie im vierten Evangelium die Juden Jesum fragen: „Wie lange spannest du unsere Seele?“ Die Anfrage setzt voraus, daß Johannes nicht unbedingt an Jesum geglaubt habe, und die Tatsache, daß die Johanneschule keineswegs Jesu zufließ, sondern noch lange Jahre, trotz Jesu Auftreten, als selbständige Gemeinde fortbestand, unterstützt diese Voraussetzung. Dem Starken, den Johannes erwartete und verkündete, glich ja Jesus auch nicht und insofern konnten die Johannesjünger ihn nicht als den Verheißenen anerkennen. Man hat gegen die Geschichtlichkeit dieser Abschnitte über den Täufer und seine Vergleichung mit Jesus eingewendet, daß dieser Rückblick nur in den Mund eines Späteren passe. Nur ein solcher könne reflektieren: „Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht, da sagten sie, er hat einen Dämon. Der Menschensohn ist gekommen, aß und trank, da sagten sie: ein Fresser und Weinsäufer, der Freund der Zöllner und Sünder, und die Weisheit muß sich rechtfertigen vor ihren eigenen Kindern.“ Dieser Schlusssatz freilich erinnert an die spätere Theologie, die der vierte Evangelist vortrug, daß der Logos zu seinen Eigenleuten kam und die eigenen Geschöpfe des Logos nahmen ihn nicht auf. Dennoch entsprechen manche Züge des Berichts Jesu sonstiger Weise, so wenn er Jesum auf die Frage, ob er der Verheißene sei, keineswegs offen antworten läßt: „Ja, ich bin es, der da kommen soll,“ sondern Jesus den Frager indirekt auf die Anzeichen des kommenden Reiches verweist. Es ist das kein zu unter-

schätzender Beweis für die Echtheit des Wortes, denn ganz so beugt Jesus öfter ungerufenen Fragen aus. Wenn Jesus in seiner Antwort an die Boten des Johannes hinweist auf das, was sie über seine Wunder und Heilungen sehen und hören, so ist die Voraussetzung, daß die Taufbewegung nicht von Wundern begleitet war, wie die Überlieferung ja auch keine berichtet. Im Johannesevangelium sagen die Juden vielmehr ausdrücklich, Johannes habe keine Wunder getan. Jesus dagegen durfte in den Wundern, die ihn fast ohne sein Zutun begleiteten und auf die er den Zweifler verweist, den Beginn des Reiches sehen. Aber auch darin sieht Jesus die Erfüllung einer messianischen Verheißung, deren der Täufer sich nicht rühmen konnte, daß durch ihn den Armen das Evangelium gepredigt wird, denn gerade das hatte Jesaja 61, 1 für die messianische Zeit in Aussicht gestellt; sie kommt, „frohe Botschaft zu bringen den Elenden, zu heilen die Herzverwundeten, Freiheit zu verkünden den Gefangenen, ein Gnadenjahr, zu trösten alle Trauernden“. Der Täufer hatte sich an das ganze Volk gewendet, Jesus ging den Armen und den Verlorenen nach. So zogen beide verschiedene Straßen und schließlich gehörte auch Johannes zu denen, die sich an Jesus ärgerten.

Johannes hatte sein Geschick noch nicht erfüllt, und schon finden wir Jesum am See in Kapernaum im Hause seines Anhängers Simon gleichfalls mit Lehren und Predigen beschäftigt. Bald ist auch er von Zuhörerscharen umgeben. Lehrend und heilend zieht er in der Nachbarschaft umher, verschwindet oft in die Berge zu einsamen Betrachtungen und Gebeten und spricht dann wieder in der Schule vom Gerüste der Synagoge. Die Frage, die der Täufer aufgeworfen hatte, würde in Luthers Sprache lauten: „Wie kriegt Israel einen gnädigen Gott, damit es dem kommenden Zorne entrinne?“ Einmal ausgesprochen und von großen Volksteilen ernstlich aufgenommen, kam diese Frage nicht wieder zur Ruhe. Ihre Beantwortung

war zu einem Bedürfnis geworden. Als der Tetrarch die Botschaft vom kommenden Reich im Süden des jüdischen Landes zum Schweigen brachte, indem er den Prediger einferterte, wiederholte, nach dem Berichte der Synoptiker, Jesus diese Botschaft gleichlautend am See Genezareth: „Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbeigekommen, befehret euch und glaubet an das Evangelium“ (Mark. 1, 15). Auch er rief zur Buße wie Johannes, aber die Personen des Asketen und des Bräutigams könnten verschiedener nicht gedacht werden. Johannes schaut starren Auges nach der Gewitterwolke, die er am Himmel hängen sieht. Ganz anders der Zimmermann aus Nazareth. „Freude an Natur und Menschenleben, Sinn für die Schönheit der Dinge, nicht bloß in Form und Farbe, sondern in ihrer natürlichen Gliederung und Bewegung, kurz Liebe zur Schöpfung¹⁾,“ ist das Charakteristische an den Reden Jesu. Es steckt ein großer Naturdichter in diesem Sohne eines galiläischen Ackerstädtchens. In seinen Reden „zeigt sich jenes innige Naturgefühl, das den Dichter macht. Nicht die Naturschwärmerei des Städters, den das Grün der Wiesen entzückt, weil es ihm etwas Neues ist, sondern jene stille Empfindung der Blutsverwandtschaft mit Tier und Pflanze und Gestirnen, die den ständig mit der Natur Lebenden erfüllt. Hier redet einer, der die Angst des verirrtten Lammes und des gewitterbangen Vogels mitfühlt, und dem Wachstum und Reife der Frucht, das Säusen des Windes, Regen und Sonnenschein Bestandteile des eigenen Lebens sind. Mit dem Verständnis des Kenners schildert er die Arbeit des Bauern und Handwerkers: er weiß, was dem Volke frommt und schadet, nimmt teil an seinen Leiden und Freuden. Wie der Gärtner den Herrn für sein Sorgenkind, den unfruchtbaren Feigenbaum, bittet und

¹⁾ Johannes Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments. S. 62.

der Kaufmann an das Prachtstück von Perle sein ganzes Kapital wagt, wie der Hirt das verstiegene Lamm sucht und der Baumeister das Fundament des Hauses in die Tiefe auf den Felsboden legt, das alles ist mit Liebe beobachtet. Nichts Menschliches ist ihm fremd, selbst, wie man einen alten Rock flickt oder wie man jungen Wein behandeln muß, erscheint ihm lehrreich. All diese Dinge werden ihm zum Gleichnis. Ein klarer, nüchterner Verstand zeigt sich in diesen Beobachtungen der Wirklichkeit¹⁾.“ In tiefer Empfindung, in brüderlicher Sympathie mit aller Kreatur ist ihm unter allen seinen Jüngern vielleicht Franziskus von Assisi am nächsten gekommen. In dieser heitern, freudigen, von der Schönheit der Welt und der Güte Gottes ganz erfüllten Stimmung, in dem Wohlklang und der köstlichen Einfalt des Ausdrucks ahnen wir eine Persönlichkeit, deren Zauber unwiderstehlich war und die auch nach ihrem tragischen Ausgang den Seinen den Eindruck hinterließ: Dieser Mann kann uns nicht betrogen haben. Mit Johannes dem Täufer verglichen erschien er wie das stille, sanfte Gausen, das dem Gewitter nachfolgt, und er hat wohl mit Bewußtsein bei seinem ersten Auftreten diese beruhigenden und fröhlichen Weisen dem Donner der Johannespredigt entgegengesetzt. Aber der Jesus der Bergpredigt ist nicht der ganze Jesus. Das Milde und Sonnige seines Wesens ist doch nur die eine Seite dieser Erscheinung voll Rätseln und verborgenen Tiefen. Sein Herz voll Sonnenschein barg auch Gewitter, die die Hörer erschütterten. Etwas Dämonisches ahnten die Zeitgenossen sofort in ihm. Die Gegner erklären ihn für besessen, oder sie wittern einen Bund mit Beelzebub, die Verwandten sagen, er ist von sich, der Tetrarch meint, daß er schon einmal gestorben sei, er hält ihn für den enthaupteten Täufer. Ein geheimes Grauen haben sie alle vor dem Übermenschlichen, Rätselhaften, das in ihm ist.

¹⁾ Johannes Weiß a. a. O.

Es ist mehr als die Scheu, die der triviale Durchschnittsmensch immer vor dem Genius empfindet, es ist eine Art von Gespensterfurcht, die aus solchen Äußerungen der Zeitgenossen redet. Die Hirtenschalmei der Bergrede und die Donnerworte gegen die Pharisäer zeigen ganz entgegengesetzte Kräfte seiner Seele, aber es ist trotzdem nichts Zwiespältiges in ihm. Der Gesamteindruck ist, daß diese Gegensätze in ihm ausgeglichen sind. Um stark auf andere zu wirken, muß man innere Einheit mit sich gefunden haben, und so ruhte Jesus fest in sich. Wirkungen wie die, die der neue Prophet der Galiläer auf die Massen übte, sind in der Geschichte nur selten verzeichnet. Gütige Heilige des Mittelalters, große Künstler, siegreiche Feldherren erlebten ähnliche Szenen. Wo sie erscheinen, strömt die Menge zusammen, die Leute steigen auf die Bäume, auf die Mauern, auf die Dächer, um sie zu sehen, die Mütter heben ihre Kinder in die Höhe, daß sie den Wundermann schauen, Kranke lassen sich hinaustragen, um bei seinem Anblick ihre Leiden zu vergessen, die Kinder schmiegen sich an ihn, um von seiner Hand geliebt zu werden. Auch die Verbrecher, die Gauner, die Bettler vergessen für einen Tag ihre traurigen Künste. Das Auge des Einzigen bindet die Hand des Schurken und sein Lächeln bezaubert die Frauen. Auch das sind Wunder, Wunder der Persönlichkeit. Solcher Vorgänge erinnern wir uns, wenn wir hören, wie Jesus in Kapernaum sich vor dem Gedränge flüchten muß, wie ihn in Jericho sogar die Blinden anrufen, oder wie er unter Hosiannaruf in Jerusalem einzieht. Erklären läßt sich diese Wirkung nicht, sie ist eine Kraft der Person, ein Zauber, geheimnisvoll, aber unwiderstehlich. Lasse den Propheten unterliegen, seine Jünger bleiben dabei, er habe gesiegt; hänge ihn ans Kreuz, sie sagen, er werde wiederkommen. Diese Kraft ist nicht zu definieren und hat doch größere Wirkungen erzielt als alle Vernunft und alle Logik. Die größten Wirkungen in der Geschichte sind nicht von Verstandes-

menschen ausgegangen, sondern von den Begeisterten, die an sich und ihre Sache glaubten.

Jesu äußere Erscheinung haben die Evangelien nicht so klar gezeichnet wie die des Täuflers. Für diesen hat darum die Kunst einen übereinstimmenden Typus gefunden, für Jesus nicht. Nur indirekte Schlüsse können wir aus ihren Worten ziehen. Eine Persönlichkeit von imponierender Gestalt war der sicher, der schon durch seine Gegenwart das Toben des Wahnsinns beruhigte, von gewaltiger, mächtiger Stimme, wenn auch auf dem Berge oder am See seine Rede Tausenden verständlich war. Eine Stimme ohne gleichen wird es gewesen sein, wie die des Stifters der Methodisten, der das einzige Wort Mesopotamien so aussprach, daß viele Zuhörer schon dabei in Tränen zerfloßen. An der Stimme erkennt ihn seine Jüngerschaft in ihren Visionen, erkennen ihn die Emmausjünger und Maria von Magdala. Noch sicherer als Johannes, der ihn auf das Reich getauft hatte, sprach Jesus im Vollbewußtsein einer göttlichen Sendung. „Es begab sich, da Jesus diese Reden vollendet hatte, erstaunte das Volk über seine Lehre, denn er lehrte sie als einer, der Vollmacht hatte.“ (Matth. 7, 28.) Mit souveräner Majestät tritt er in der Synagoge zu Nazareth den Gesetzesworten: „Es ist euch gesagt“ mit seinem Gebote gegenüber: „Ich aber sage euch!“ Er nennt sich den Herrn des Sabbats und spricht zum Kranken: „Deine Sünden sind dir vergeben!“ Noch heute geht es uns durchs Herz, wenn der von seiner Familie Verratene kalt und schneidend fragt: „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder?“ Oder wenn er mit dem Blicke des Richters auffordert: „Wer sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein!“ Oder die Abfertigung: „Wenn diese schwiegen, müßten die Steine schreien.“ Es gibt eine natürliche Hoheit, vor der jeder Widerspruch verstummt. Sie ist an Jesus nie verkannt worden. Dazu war der Prophet von Nazareth ein geborener Redner; die Gegner, die er in seinen Reden bekämpft hatte, erhielten

sich nicht wieder von seinen Schlägen. Wie hat er in der großen Rede Matth. 23 die Pharisäer nackt und bloß an das Tageslicht gestellt, die verdecktesten Motive ihres Handelns in die Welt hinausgerufen, ihnen die scheinheilige Maske vom Gesicht gerissen. Zermalmt hat er sie. Die Gegner fanden keine Antwort auf diesen Ansturm der Leidenschaft, auf seinen tödlichen Spott, auf seine vernichtende Verachtung, das beweist die wiederholte Erzählung aller Quellen, die Feinde hätten beschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen, da sie verzweifelten, auf andere Weise ihm das Volk zu entreißen. In der weichen Abendbeleuchtung der Passionsgeschichte, die beherrscht ist von dem Bilde des zweiten Jesaja vom Lamme, das zur Schlachtbank geführt wird und verstummt gegen seine Scherer, sind die Züge des Propheten von Nazareth stark gemildert worden, man darf aber über dem Stück Jeremia, das in Jesus steckt, den Jesaja in ihm nicht vergessen. Er verflucht den Feigenbaum, der symbolisch Israel bedeutet und will vom Tempel keinen Stein auf dem andern lassen. Er kann das Heiligtum stürmen und Wechslertische umwerfen. „Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme!“ „Ich bin nicht gekommen,“ ruft er, „den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ein Feuer anzuzünden auf Erden bin ich da, wie wollte ich, es brennete schon.“

In dieser Ankündigung des Gerichtstags erkennen wir den Anstoß, den Jesus von dem gewaltigen Wüstenprediger erhalten hatte. Der Anfang seiner Predigt war Johannes der Täufer, wie Markus sagt. Andere Anknüpfungspunkte an zeitgeschichtliche Vorgänge lassen sich nicht mit Sicherheit erkennen. Die Ströme, die alle Räder der Welt treiben, stammen oft aus geheimen, verborgenen Quellen, die man vergeblich sucht. Über die Zeit, bevor Petrus, der Gewährsmann des Markus, sich Jesu anschloß, wissen wir überhaupt nichts Näheres. Mark. 6, 3 heißt Jesus „der Zimmermann, der Sohn der Maria“, vielleicht, weil er als ältester Sohn Stelle und Geschäft seines ver-

storbenen Vaters vertrat. Sowohl Brüder wie Schwestern der in Galiläa wohlbekannten und zahlreichen Familie werden erwähnt. Wenn Jesus ein Zimmermann genannt wird, so kann man an das Gleichnis vom Splitter und Balken denken; die Rede über den Mann, der sein Haus auf zu lockern Grund setzt, erinnert dagegen an das Bauhandwerk und dieses hat die Bezeichnung Mark. 6, 3 auch im Auge. Beides war damals in einer Landstadt wohl ungeschieden. Wo, aus Mangel an Bauholz, Stein, Lehm und Rohr das Baumaterial bilden, gibt es einen Zimmermann in unserem Sinne überhaupt nicht. Gerade zahlreich sind in Jesu Reden die Erinnerungen an diesen Beruf nicht. Auch in diesem Stadium seines Lebens gingen seine Gedanken wohl andere Wege. Wir werden keinem Widerspruch begegnen, wenn wir Jesum unter die tiefen Naturen rechnen, die den Kampf mit der Welt erst aufnehmen, nachdem sie mit sich selbst ins reine gekommen sind, dann aber die Welt durch den Reichtum ihres Innenlebens überraschen. In ihrer stillen Weise pflegen sie doch scharf zu beobachten. Das Gleichnis, in dem Jesus die Erlebnisse des Herodäers Archelaus verwendet, gegen dessen Ernennung sein Volk protestierte, kann als Fingerzeig gelten, daß Jesus die großen Ereignisse seiner Jugend, den Sturz des Archelaus (6 nach Chr.), die Einverleibung Judäas, die Schätzung des Quirinius, den Aufstand des Galiläers Judas, die Gründung der Zelotenpartei, den Tod des Augustus (14 nach Chr.), mit Bewußtsein in sich aufgenommen und über sie sich ein Urtheil gebildet hat. Hat sein Bauhandwerk ihm Kenntniss des Volks und seiner Beschäftigungen vermittelt, so hat sein Studium des Alten Testaments und der Verkehr mit den Lehrern ihm Kunde der religiösen Streitfragen eingetragen. In der Schrift ist er wohl bewandert und mit den Schriftgelehrten seiner Zeit teilt er die Vorliebe für das Prägen von Gnomen, Sentenzen und Aphorismen. Die Rabbinen beschäftigten sich doch nicht bloß mit den Subtilitäten der

Gesetzesauslegung, sondern von Jesus Sirach bis zu der Sammlung der „Sprüche der Väter“ haben sie gerade auf diesem Gebiete Bleibendes geleistet. In der Hauptsache waren sie Gesetzhüter, aber im Nebenamte¹⁾ glänzten sie auch als Moralisten. „Auf diesem Grunde erwuchs die Predigt Jesu mit ihrem wundervollen Reichtum und ihrer lebendigen, anregenden Anschaulichkeit auf dem Gebiet des konkreten sittlichen Lebens.“ Eine schulmäßige Ausbildung zum Rabbi, obwohl er gelegentlich so genannt wird, ist dennoch nicht wahrscheinlich. Vielmehr gehört der Gegensatz gegen das Rabbinentum zu den Zügen seines Wesens, die am deutlichsten ins Auge springen. Der Prophet, dessen Auge die Wolken am Himmel, die Lilien auf dem Felde, die Vögelein im Neste beobachtete, floh die Gelehrten, deren Welt das Lehrhaus geworden war. Für die Phariseer und Schriftgelehrten dieser Zeit ist der gemeine Mann (Amhaarez) nur ein halber Mensch. Bei ihnen durchdringt sich der fromme Hochmut mit dem Gelehrtendünkel. „Das Volk, das das Gesetz nicht kennt, ist verflucht!“ Umgekehrt spricht Jesus: „Ich danke dir, Vater, daß du dieses den Weisen und Gebildeten verborgen und den Unmündigen offenbart hast.“ Aus seinem Volke, nicht aus dem Lehrhause ist er hervorgegangen und in dem Verständnis für das von den Lehrern verachtete gemeine Volk liegen die Wurzeln seiner Kraft. Auch seine Reden, wenn wir die Streitgespräche mit den Lehrern ausnehmen, haben nichts Schulmäßiges. Es fehlen die rabbinischen Spitzfindigkeiten ebenso gut wie die griechischen Rhetorenkünste. Literarische Vorbilder im eigentlichen Sinne hat Jesus nicht gehabt. Nur Anklänge an die alttestamentliche Poesie und die spätere hebräische Spruchweisheit lassen sich nachweisen. „Woher weiß dieser die Schrift, da er sie nicht gelernt hat?“ läßt auch der vierte Evangelist die Juden

¹⁾ Bouffet, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. S. 398.

fragen (Ev. Johannes 7, 15). Daraus, daß im Prozesse Jesu kein Dolmetscher erwähnt wird, hat man schließen wollen, Jesus habe auch Griechisch geredet, da Pilatus sicher kein Aramäisch verstand. Bei einem Galiläer wäre das wohl möglich, aber unsere summarischen Berichte können die Weise der Verständigung auch übergangen haben als nebensächlich oder selbstverständlich.

Von Jesu religiöser Entwicklung, die mit der Proklamation seiner messianischen Sendung endete, wissen wir noch weniger. Man hat die Wundererzählung bei der Taufe als ein inneres Erlebnis Jesu deuten wollen, weil Mark. 1, 10 Jesus selbst der ist, der sieht, wie der Himmel sich spaltet und die Taube herabkommt. So gut wie Amos, Jesaja oder Jeremia könnte auch Jesus in der Verzückung eine Stimme vom Himmel vernommen, eine weiße Taube gesehen haben, die von oben sich auf ihn niederließ. Allein der Fall ist doch nicht derselbe. Jene Propheten erzählen ihre Erfahrung als persönliches Gesicht, Markus setzt dagegen eine öffentliche Proklamation des lieben Sohns durch eine Stimme vom Himmel voraus, die das ganze Volk vernahm. Eine vom ganzen Volkshausen vernommene himmlische Stimme hätte doch auch erkennbare Wirkungen auf die Massen geübt und allem Streite ein Ende gemacht. Eine Vision ist nicht bezeugt und verbietet sich auch psychologisch. Eine Vision nennen wir eine so gewaltige Steigerung der innern Vorstellung, daß Auge und Ohr ihr dienstbar werden. Die innere Stimme wird von dem Ohr als äußere vernommen. Wir können aber nicht annehmen, daß Jesus sich mit solcher Energie als den lieben Sohn empfunden habe, daß er eine Stimme vom Himmel vernahm: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Ein so starkes Gefühl, der liebe Sohn zu sein, wäre das Gegenteil der Demut des Menschensohns, und die Mitteilung der innerlich vernommenen Botschaft an Dritte wäre Eitelkeit. Die Verwandlung des äußern Vorgangs in einen innern ist also nicht

nur gegen den Sinn des Berichts, sondern würde auch das Bild dessen, der sanftmütig war und von Herzen demütig, mit einem Zuge belasten, der dem Charakter Jesu widerspricht.

Annehmbarer ist es, mit manchen Auslegern, in den Versuchungen in der Wüste Träume zu sehen, die durch die Seele eines galiläischen Jünglings gezogen sind, ehe er den Entschluß faßte, als Prophet vor sein Volk zu treten. Auf einer Reise nach Jerusalem müßte es gewesen sein, während er sich von der Karawane der Pilger in die Einsamkeit verlor, daß der Gott dieser Welt ihm drei Fragen vorlegte. Das Volk im Tempel wird eine Beglaubigung von ihm verlangen. „Tue ein Zeichen!“ „Da er in der Wüste gefastet hatte, hungerte ihn. Sprich, daß diese Steine Brot werden.“ Das wäre ja ein Zeichen, das großen Beifall fände. Aber nicht von Brot allein lebt der Mensch, sondern vom Worte der Wahrheit. Dann findet er sich auf der Zinne des Tempels hoch über aller Menschen Wohnungen. Da unten wäre er geborgen und alle Zweifelsfragen und alle Schwermut wären zu Ende. Ist er der Gottgesandte, so muß ja das Wort von ihm gelten: „Er wird seinen Engeln Befehl geben und sie werden dich auf Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Aber eine andere Stimme in ihm spricht: „Du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen!“ Da entrückte ihn der Satan auf einen hohen Berg. An den Berg Tabor hat man gedacht, aber nach seiner Weltanschauung, daß die Erde eine große Scheibe sei, denkt der Erzähler an einen Berg so hoch, daß man alle Reiche der Welt von ihm bequem übersehen kann. Hier öffnet ihm der Böse einen Blick auch auf sein eigenes schönes Land. Alle die Propheten, die jüngst aufgetreten sind, wollten dieses Land befreien und dann beherrschen. Sie haben sich an die wilde Menge gewendet und sie fortzureißen gesucht, damit Israel alles an alles setze. Aber wer die Menge gewinnen will, muß, wie der Galiläer

Judas, ihren wilden Trieben den Zügel schießen lassen, mit List, Betrug, Gewalttat muß er arbeiten, dem Satan huldigen; es steht aber geschrieben: „Dem Herrn deinem Gotte sollst du dienen und ihn allein anbeten.“ Sind das Erinnerungen an Träume, die dem jungen Propheten aufstiegen und wieder zerrannen? Im Hebräerevangelium ist Jesus selbst der Erzählende, um so eher könnte die Versuchung ein inneres Erlebnis sein. In diesem Falle hätte Jesus nach dem Deuteronomium (8, 2 f.) seine Erzählung geformt, wo Jehova seinen Gesandten Moses daran erinnert, wie er ihn vierzig Jahre in der Wüste versuchte. „Er ließ dich Hunger leiden und speiste dich mit dem Manna, um dir kund zu tun, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt.“ Eine dem Alten Testamente nachgebildete Parabel hätte sich also zur wirklichen Geschichte verdichtet. Mögen solche Versuchungen Jesu gekommen sein, jedenfalls schüttelte er sie ab. Wie andere Schriftgelehrte ging er in die Schule und tat das Einfachste, was er tun konnte, er meldete sich zum Midrasch, wenn die Thora verlesen war.

Daß Jesus aramäisch sprach, kann als ausgemacht gelten¹⁾. Das beweist sowohl das Abba im Gebet zu Gethsemane, wie das aramäische Psalmwort am Kreuze. Viele seiner Reden tragen deutlich das Gewand von Synagogenreden. Daß ihm die Phariseer die Schulen nicht verschlossen, zeigt, daß auch sie Gutes von ihm erwarteten. „Himmelreich, Reich Gottes, Reich des großen Königs“ waren Losungen, die auch sie wohl kannten. Selbst als geladenen Gast finden wir Jesum im Phariseerhause. Aber an der agitatorischen Tätigkeit der Volkspartei gegen Rom hatte Jesus keinen Anteil. Wenn nach Lukas 19, 27 der siegreiche Messias handeln wird wie Archelaus und nach Lukas 14, 32 ein kluger Fürst rechtzeitig Frieden machen wird wie Antipas, so ist in diesen Anspielungen

¹⁾ Vgl. Schweizer, Von Reimarus zu Brede. S. 272.

keinerlei Animosität gegen die Vasallen Roms zu verspüren. Als die Festwanderer von Jerusalem heimkehrten mit der aufregenden Kunde, daß Pilatus das Blut der Galiläer im Tempel mit dem ihrer Opfertiere vermischt habe, zog Jesus daraus nur eine moralische Nuganwendung: „Meinet ihr, daß diese Galiläer Sünder waren vor allen Galiläern, dieweil sie solches erlitten? Nein, sage ich euch, sondern so ihr euch nicht bekehret, werdet ihr alle gleicherweise umkommen. Oder meinet ihr, daß jene Ahtzehn, auf die der Turm von Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Nein, sage ich euch, sondern so ihr euch nicht bekehret, werdet ihr gleicherweise umkommen.“ Ohne innern Anteil an diesen Kämpfen der Volkspartei, grämt ihn der Denar nicht, den der Jude an den Gözenstaat entrichten muß und ein Zöllner ist ihm wie ein anderer Mann. Auch er ist ein Patriot. Jerusalem ist ihm eines großen Königs Stadt, Tempel und Altar sind ihm ein heiliger Ort, da Gottes Ehre wohnt und den man nicht betreten soll mit böser Gesinnung gegen den Nächsten. Aber Sturz des Römerregiments war nicht die Freiheit, die er meinte. Auf dem Jahrmart der Politiker hatte er nichts zu suchen. Andere Gründe als politische sind es, weshalb ihm die Wände der Synagoge zu eng werden. Wie Johannes hatte er es auf die Erweckung des ganzen Volkes abgesehen, nicht auf die bleichen Schriftgelehrten, die in den Schulen zusammensteckten, das ganze Jahr stritten und zankten und alle recht hatten. Seine Jünger sollten das Licht der Welt werden; was man ihnen ins Ohr gesagt hat, sollen sie von den Dächern predigen, das Licht, das sie erhalten, sollen sie nicht unter den Scheffel stellen. Als Agitator trat Jesus auf, nicht als Rabbi. Für die Donner seiner Rede erwies sich die größte Synagoge dennoch zu klein. Zwar zog er nicht den Prophetenmantel an und bestellte das Volk nicht an die entlegenen Ufer des Jordan, aber auch er redet jetzt unter freiem

Himmel, in der benachbarten Ebene Genesareth, die mit ihrem Blumenschmuck den rechten Hintergrund für seine Predigt voll Güte bildete, wie die Wüste Juda der passendste Schauplatz für die drohende Rede des Johannes gewesen war. Auch in den benachbarten Schluchten des gamalitischen Ufers redet er zu den Scharen, die ihm selbst hierher gefolgt sind, oder vom Schiffe aus, um von der Menge nicht gedrängt zu werden, erzählt er dem am sandigen Ufer gelagerten Volke seine Gleichnisse und die Ausleger fragten, welchem der Fischer, die sich ihm angeschlossen hatten, der Nachen gehörte, der auch sonst bereit gehalten wird, um ihn der Menge zu entführen. Die alle Herzen bezwingende Güte des jungen Propheten fesselte einen Kreis von Männern und Frauen an seine Fersen. Der neue Lehrer muß am See schon eine Autorität geworden sein, wenn für Petrus, Andreas und die beiden Zebedäiden sein einfacher Ruf zu dem Entschlusse genügte, ihr Fischerhandwerk und ihre Heimat aufzugeben und sich seinem Wanderleben anzuschließen gleich den Johannesjüngern, die dem Täufer nach der Burg am Toten Meer gefolgt waren. Von dem Augenblicke erst, daß Petrus sich ihm gesellte, beginnen unsere zusammenhängenden Nachrichten über das Leben Jesu, die wir dem Petruschüler Markus verdanken. Wir erfahren, wie zu den Fischern sich bald ein Zöllner des Antipas gesellt und weitere Jünger sich anschließen. Wie einst Johannes am Jordan, so wird jetzt Jesus am See Mittelpunkt eines großen Kreises, zu dem ganze Familien gehören, die Frauen eingerechnet. Mittelpunkt desselben ist das Haus Petri zu Raphar Nahum, dem Dorfe Nahums, das jetzt die Stadt Jesu wird. Da sie an der Karawanenstraße lag, die von Ptolemais nach Damaskus führt und die Schiffe von jenseits des Sees hier anlegten, war hier Zoll zu entrichten und es fiel auf, daß der neue Prophet sich nicht scheute mit Zöllnern zu Tisch zu liegen, die doch einem strengen Juden als Parias gelten sollten. Ehe Antipas das stolzere Tiberias baute, war hier der Markt

der Landschaft. Der Hauptmann von Kapernaum beweist die Anwesenheit einer Garnison und der Zöllner Matthäus ein Zollamt. Den ersten Tag, den Jesus in dem Hause des Petrus verbrachte, weiß dessen Schüler Markus genau zu beschreiben; er hatte sich begreiflicherweise Petrus am tiefsten eingeprägt. Die Beschwörung eines Dämonischen, der Jesum in der Synagoge anschreit, wird ihm von den Umständen aufgenötigt. Sodann begibt er sich in das Haus des Simon, dessen erste Pflicht es war, die kranke Hauswirtin bei dem Gaste zu entschuldigen. „Die Schwiegermutter des Simon lag und hatte das Fieber,“ am See keine ungewöhnliche Erscheinung. „Als bald sagten sie ihm von ihr. Und er trat zu ihr und richtete sie auf, und hielt sie bei der Hand und das Fieber verließ sie als bald und sie diente ihnen.“ Das sprach sich herum, aber erst am Abend, als der Ablauf des Sabbats das Heilen erlaubte, kamen die Leute, um für ihre Kranken die gleiche Gnade zu erbitten. Das Gewühl des kleinen aber belebten Marktfleckens wird bei Markus lebendig geschildert. „Am Abend, da die Sonne untergegangen war, brachten sie ihm alle Kranken und Besessenen. Und die ganze Stadt versammelte sich vor der Thür. Und er half vielen Kranken, die mit mancherlei Seuchen beladen waren, und trieb viele Teufel aus und ließ die Teufel nicht reden, denn sie kannten ihn.“ Auf einem ungewöhnlichen Wege, von oben, legte man, da der Weg zur Thüre von der Menge gesperrt war, dem Propheten einen Gelähmten vor die Füße und Petrus vergaß nicht, seinem Schüler Markus zu erzählen, daß selbst das Dach seines Hauses beschädigt wurde, um zu diesem Ziele zu gelangen. Bei der folgenden Heilung des Aussätzigen (Mark. 1, 40), die aus der Grundschrift in alle Synoptiker übergegangen ist, kann man zweifeln, ob es sich nicht im ursprünglichen Texte mehr um eine Reinerklärung handelte als um eine Heilung. Der Aussätzige sollte nach dem Gesetze schon von fern den Klageruf anstimmen: „Unrein, unrein!“ (3. Mos. 13, 45), damit sich

niemand an ihm anstecke oder verunreinige. Wenn statt dessen hier ein bis jetzt Ausfälliger sich zu Jesus drängt, ist Jesu abweisendes Verhalten erklärlich. Der bereits Genesene hat die Erklärung, die sonst der Priester gab, von Jesus verlangt, so nur versteht sich die rauhe Behandlung und die Überweisung an den Priester. Aus diesem wilden Gewühle rettet sich vor Tagesanbruch der Prophet nach dem Berge. „Des Morgens vor Tag stand er auf und ging hinaus und ging an eine einsame Stätte und betete daselbst. Und Simon und die mit ihm waren, eilten ihm nach. Und da sie ihn fanden, sprachen sie: „Jedermann suchet dich. Und er sprach zu ihnen: Lasset uns in die nächsten Flecken gehn . . . und er predigte in ihren Schulen durch ganz Galiläa hin und trieb die Teufel aus.“ Aus diesem Eingang der Markuserzählung gewinnen wir immerhin ein anschauliches Bild der Anfänge von Jesu Wirken. „Seine Person, deren Umgang sie im täglichen Leben genießen durften, hat auf seine Jünger wohl noch stärker gewirkt als seine Lehre. Daß sie ihn für den Messias hielten, beruht nicht darauf, daß er versicherte, er sei es, sondern auf dem Eindruck seiner Person“ ¹⁾. Aber, wie haben wir uns diese Person vorzustellen? Wir antworten mit Weinel ²⁾: „Es ist ein ganz bestimmter Typus Mensch, der in Jesu stark und rein hervortritt: der Heilige. Ich meine damit jenes stille Erglühen in Gott, jenes Hinübergewandtsein in eine andere Welt, nicht bloß des Jenseits, sondern der Reinheit, Liebe und Innerlichkeit hier, jenes einfache Blühen in Gottes Liebe, wie die Blume blüht im Sonnenstrahl, jenes unabsichtliche Ausstrahlen unsichtbarer, aber ungeheurer Kräfte der Reinheit und sittlicher Heilung auf andere. Der Heilige schreibt nicht, andere sammeln die Strahlen seines Wesens in ihren Herzen, die an ihm gesund und rein geworden

¹⁾ Wellhausen, Einleitung. S. 114.

²⁾ Weinel, Jesus im 19. Jahrhundert. S. 157.

sind. Aber so strahlen sie ihn wider in ewigen Strahlen einer lebendigen Kraft. Was haben sie von ihm bewahrt? Ein kleines Wort, eine Gebärde, ein Schweigen und sie haben ihn uns gegeben, weil er sich in ihre Seele prägte mit unwiderstehlicher Gewalt. Da stehen sie vor ihm mit der Ehebrecherin: „Sollen wir sie töten?“ Er aber bückte sich und schrieb in den Sand. „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.“ Was für ein Dichter, der so etwas erfinden könnte. Was hat er bei den Kindern gesagt? „Lasset die Kinder zu mir, wehret ihnen nicht, denn solchen ist das Reich Gottes.“ Warum schrieben die Leute solche einfache Dinge? Warum klingt heute noch eine ganze Welt aus ihnen? Wer dabei so zu den Herzen der Menschen bezaubernd und unwiderstehlich spricht, fast ohne Worte, wer sie so niederzwingt und wiederum zu sich und zu Gott heraufzieht, unwiderstehlich, daß sie folgen müssen, wie das Kind zur Heimat strebt, der ist der Heilige, der in Stille und Schwäche stärkste Held auf Erden.“ Oft ist diese Wirkung der führenden Naturen nicht beobachtet worden; sie ist ja auch eine seltene Sache auf Erden. Wie Sokrates auf seine Schüler wirkte, Savonarola auf die Mönche von San Marco, Hus auf die Böhmen, mag man als Analogie beiziehen. Auch diese Jünger sprachen zu ihren Lehrern: „Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens,“ aber eine solche Wirkung wie von der stillen Heilandgestalt Jesu ist doch von keinem andern ausgegangen. Dabei ist der Aufwand an Mitteln bei Jesus der denkbar kleinste. Jesus gibt sich, wie hundert andere, als Lehrer, der seinen Samen auf gut Glück austreut, ohne zu wissen, auf welchen Boden er fällt. Das Lehren ist sein Beruf. Erst im Verlauf, als die Massen der Zuhörer anschwellen, wird aus dem Lehrer ein Volksredner und als die Befestigung des eroberten Bodens es verlangt, schreitet er zu einer primitiven Organisation. Es konnte nicht fehlen, daß aus dem wechselnden Zulaufe des Tags

sich mit der Zeit ein ständiger Kreis von Betreuen ausschied, der, wie die Johannesjünger dem Täufer, so ihm überallhin folgte und ihm diente. Die Legende hat aus ihnen Nathanaelseelen, johanneische Naturen, einen Lieblingschüler, der zärtlich an Jesu Herzen gelegen, einen schwermütigen Thomas u. dgl. gemacht. Die Beinamen, die die geschichtliche Überlieferung ihnen beilegt, der Fels, der Zelot, die Donnersöhne, wissen nichts von solcher Sentimentalität, die am Taufplatz des Johannes, von dem diese Fischer mit schwieliger Faust kamen, auch schwerlich zu Hause war. Diese Anhänger des neuen Messias waren keine Trauerweiden. Sie wollten das Reich mit gewaltigem Ringen an sich reißen und zankten sich bereits kräftig um die ersten Plätze in demselben. Daß die Versammlungen in der Einsamkeit mit wunderbarer Speisung durch anfänglich gering scheinende Vorräte verbunden gewesen seien, wird zweimal erzählt. Ohne Vorräte geht man nicht in die Felswüste und unter denen, die ihn begleiteten, waren Frauen, Magdalena, Maria, Salome, „die ihm Handreichung taten von ihrer Habe“. So mochte es mit der Speisung ganz natürlich zugehen, aber auf die literarische Ausgestaltung dieser Erlebnisse wirkte die Prophetensage 2. Kön. 4, 42—44 ein. Dem Manne Gottes, Elisa, wird bei ähnlicher Gelegenheit für hundert Leute, die er speisen sollte, ein Quersack mit Gerstenbroten gebracht, und als er befiehlt sie auszuteilen, erwidert sein Diener: „Wie kann ich das hundert Mann vorlegen?“ Er aber sprach: „Gib den Leuten, daß sie essen, denn so spricht Jehova: ‚Essen werden sie und noch übrig lassen.‘“ Da legte er ihnen vor und sie aßen und ließen noch übrig, wie Jehova verheißt hatte.“ Daß auf den Bericht der Jünger, die erlebt hatten, wie die Predigt der Bruderliebe oft ähnliche Wunder wirkte, diese Prophetensage Einfluß gehabt hat, ist klar. Was Elisa geleistet, hat ihr Prophet auch fertig gebracht, nicht nur für hundert, sondern für Tausende. Solche camp meetings werden große Anziehungskraft gehabt und

sich auch öfter wiederholt haben. Eine wundergläubige Bevölkerung aber wollte dabei das Wunder nicht missen. Als so der Zulauf sich mehrte, flüsterte der erbleichende Antipas seinen Höflingen zu: „Johannes ist wiedergekommen,“ und war auch ohne tanzende Salome geneigt, dem Prediger ein blutiges Ende zu bereiten. In der Tat war Jesus bereits in das Erbe des Propheten eingetreten.

Da im Herbst die Kunde vom Tode des Täufers eintraf, sendete Jesus zwölf Boten an die zwölf Stämme aus. Je zwei und zwei sollten sie hinausziehen und den Johannesruf wiederholen: „Befehret euch, denn das Reich ist nahe!“ Israel war zu Johannes gekommen, Jesus kam zu dem Volke und suchte es in seinen Hütten auf. So sehen wir die Jünger dahin wandeln, zwei und zwei, an den lachenden Ufern des Sees, an den trüben Fluten des Jordan, unter den Palmen von Jericho, unter den immergrünen Eichen von Hebron, überall nur das Eine predigend: „Tuet Buße und befehret euch, denn das Reich der Himmel ist nahe herbeigekommen.“ Wie im 13. Jahrhundert die Apostelbrüder nichts predigten als: „Pönitenz agite“ und doch die Herzen rührten, als Bild der Armut und Weltentsagung, so beginnt hier eine Volksbewegung, die den Umfang der Taufbewegung erreicht und sie an Inhalt und Intensität weit überbietet. Das war der erste Erfolg der neuen Heilsarmee. Jesum als Messias zu proklamieren haben die Ausgesendeten nicht den Auftrag. Sie sollen Dämonen austreiben, Kranke gesund machen und die Nähe des Gottesreichs verkündigen. Wenn der Meister selbst die Sendung angeordnet haben wird im Gefühle seines messianischen Berufs, so tat er diese Meinung den Aposteln doch nicht kund. Im Gegenteil verbietet er ihnen auch dann noch, ihn als Messias auszurufen, als sie von sich aus zu dieser Erkenntnis gekommen sind. Einen messianischen Charakter hat die von Jesus gewirkte Bewegung zunächst weit weniger, als die Wüstenversamm-

lungen des Johannes. Nirgend wird der Zulauf der Massen in den Evangelien aus dem Glauben abgeleitet, daß der Messias erschienen sei, sondern der Zulauf gilt den Wundern, die man an Johannes nicht erlebt hatte. Es war ein Zusammenlauf, veranlaßt durch die Heilungen, die der wundertätige Prophet vollbrachte. „Johannes hat keine Wunder getan,“ sagten die Juden bei dem vierten Evangelisten, Jesus ist gerade, um seiner Heilungen willen Gegenstand der Verehrung. Glauben und Begeisterung tun diese Wunder, zu denen zuweilen die Berührung seines Kleides, seine Handauslegung genügt. Er selbst bietet sich zu diesem Geschäfte niemals an. Er läßt sich mehr suchen, als daß er durch solche Krafttaten um den Beifall der Massen geworben hätte. Daß er in Person Kranke aufgesucht habe, wird nur bei Gelegenheit von Jairi Töchterlein berichtet. Er drängt seine Hilfe nicht auf, aber diese Siechen, Besessenen, Lahmen umlagern ihn. Er aber geht ihnen nicht nur aus dem Wege, sondern weist sie öfters schroff zurück. Dennoch bleibt er für die Galiläer der große Wundermann Gottes, von dem sie die seltsamsten Taten erzählten. Diese Szenen in das Reich der Fabel zu verweisen, haben wir kein Recht. Wenn die Erzählung ganz offen bekennt, daß wo der Glaube fehlte, auch Jesu Wunderkraft versagte, wenn Jesus selbst spricht: „Dein Glaube hat dir geholfen,“ wenn er im Gleichnisse Matth. 12, 43 zugibt, daß auch ausgetriebene Dämonen wiederkommen können, wenn er Maria Magdalena siebenmal den Teufel austreiben muß und sie doch nicht von Bisionen heilt, so ist an der Wahrhaftigkeit der Bericht-erstatte so wenig als an der Lauterkeit des Wundertäters zu zweifeln. Das beweist auch der schlichte, grundehrliche Erzählungston des Evangelisten, der in naiver Weise berichtet: „Wie sie in das Haus gingen, kam abermals das Volk zusammen, also daß sie nicht einmal essen konnten.“ Ähnliche Szenen wie sie von dem heiligen Bernhard bei seiner Wanderung durch das Rheintal erzählt werden,

haben doch auch eine Wolke von Zeugen aufzuweisen, denen niemand den Glauben versagte. Immerhin wird man sich dabei bewußt bleiben, daß eine religiöse Volksbewegung sich zu keiner Zeit durch kühle Beobachtung und strenge Kritik ausgezeichnet hat, daß vielmehr das Gerücht und die Volksphantasie ihre stete Begleiterinnen zu sein pflegen. „Das Wunder,“ sagt Knopf, „hat in sich die angeborene Tendenz, in der Überlieferung zu wachsen“¹⁾. Dabei muß man Zeit und Volk bedenken, in dem diese Wunder sich zutragen. Dämonische durch Beschwörung zu heilen, gehörte zu den üblichen Pflichten des Schriftgelehrten, der Rabbi ist von Beruf Exorzist. „Wenn ich den Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben euere Söhne ihn aus?“ fragt Jesus und weist so selbst darauf hin, daß er nicht der einzige sei, der diese Wunder vollbringe. Von Vespasian erzählt Tacitus (Historien 4, 81), daß er einen Blinden mit seinem Speichel geheilt habe und die Dämonenaustreibungen, die Josephus in Alexandrien mit ansah, erinnern ganz an die, die vierzig Jahre früher in dem benachbarten Palästina spielten. Josephus berichtet (Ant. 8, 2) von einem Meister der Dämonenbeschwörung mit Namen Eleazar, der in Gegenwart Vespasians und seiner Söhne Titus und Domitian und anderer Offiziere, in Alexandrien eine Reihe von Exorzismen vornahm, die alle glückten. Er hielt den Besessenen einen Kugelring mit einer Wurzel, die Salomo dafür angegeben hatte, unter die Nase und zog durch sie den Dämon heraus. Um die Anwesenden zu überzeugen, daß er sie nicht betrüge, befahl er dem ausfahrenden Geiste ein entfernt stehendes Wassergefäß umzustürzen, was auch erfolgte. Josephus erzählt das, als Augenzeugen wie Domitian und andere Begleiter des Kaisers noch lebten, aus eigener Erinnerung. Was hier dem Exorzisten mit Taschenspielerkünsten gelungen sein wird, wirkte anderwärts der begeisterte Glaube

¹⁾ Knopf, Das nachapostolische Zeitalter. S. 366.

der Kranken. Ungewöhnlich müssen doch die Erfolge des Galiläers gewesen sein, wenn ihm von weither die Leidenden zugetragen wurden, so daß er häufig in die Berge flüchtete, um sich dem Gewühle der Gläubigen zu entziehen. Ein Sturmwind der Begeisterung braust durch das Volk. Zeigt Jesus sich, so rufen schlichte Frauen ihm zu: „Selig ist der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen.“ Er aber erwidert: „Selig sind die das Wort Gottes hören und bewahren.“ Jesus selbst ist von diesem Geiste mitgerissen und ein anderer geworden, so daß seine Nächsten ihn nicht wieder erkennen. „Er ist außer sich geraten,“ sagen Mutter und Brüder und wollen sich seiner bemächtigen, um ihn heimzuholen.

Was war es nun, was dieses Gedränge um ihn scharte, dem ihn die Seinen entreißen wollten? Seine Person, sein Wort, seine Wunder sicher. Daß er gewaltig redete, bezeugt nicht nur das Evangelium selbst, sondern auch die überlieferte Spruchsammlung, die heute noch ein Echo weckt wie kein anderes Buch. Und doch sind diese Überlieferungen nur unbehilfliche Niederschriften eines gesprochenen Wortes, ein schwacher Nachhall der Donner, die über Chorazin und Bethsaida rollten. Dazu kam aber wohl auch, daß Jesus als Messias des armen Mannes auftrat. Wenn einer der politischen Führer siegte, was half es die Armen? Jene wendeten sich an die Reichen, die Starken, die Krieger, die Priester, die Pharisäer. Behaupteten sie das Feld, so wurde der Stärkste ein neuer Mattabäerfürst und es blieb alles wie zuvor. Jesus wendete sich gegen die Reichen, die Satten, die herzlosen Bedrücker und pries die Armen selig. Das scharte die große Welt der Elenden, der Beladenen, der Mühseligen um ihn, daß er sie versicherte, Gott werde abwischen die Tränen von ihren Wangen und habe ihn gesendet zum Trost für die Weinenden und Beladenen. Schon die Psalmisten hatten sich auf diese Seite gestellt. Auch für sie sind die Armen die Erwählten, denen Gott Recht

schaffen wird. Sie sind es, die auf den Trost Israels warten. Dieses Leitmotiv des Psalters nimmt Jesus auf, denn das Elend ist so groß wie zur Zeit der frommen Sänger. Wie lange schon liegt der arme Lazarus vor der Tür des reichen Mannes und die Hunde lecken seine Schwären, wie lange schon wartet der Gefangene im Schulturm, daß Gott das harte Herz des Gläubigers erweichen werde, wie lange schon toben die Irrsinnigen und klirren mit ihren Ketten, wie lange schon umlagern Mütter mit ausgetrunkenen Brüsten und mit hungernden Kindern den Zugang zum Tempel, wie lange schon liegen Sichtbrüchige und kranke Frauen an den heiligen Stätten, und stimmen Blinde, Lahme, Aussäzige am Wege ihr schrilles Wehgeschrei an! Elend und Armut überall! Orientalisches Elend! In diese Nacht des Unglücks fällt wie ein Lichtstrahl von oben die frohe Botschaft von einem Reiche, das Gott bringen wird, das nicht den Gewaltigen und Mächtigen gehört, sondern den Armen, den Sanftmütigen, den Demütigen, den Friedensstiftern, den Söhnen der Barmherzigkeit. So wurde der Galiläer der Messias des Proletariats. Er ist gar nicht gesendet an die Gesunden, er weiß, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr schlüpft als ein Reicher durch die Himmelspforte. Der große Menschenkenner hat es erfahren, daß Not und Leid die Empfänglichkeit für Gottes Wort mehrt, während Glück und Reichtum das Herz verhärten und Gleichgültigkeit und Stumpfheit im Gefolge haben. Darum sind die Armen die zum Reiche Berufenen, daher die Paradoxie, daß er die selig preist, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Schon jetzt gibt der neue Prophet den Armen einen Vorgeschmack dieser Heilszeit, in dem er die, die von allen gemieden werden, um sich sammelt. Die Sünderin, die seine Füße küßt, der Zöllner, der die Augen im Tempel nicht aufzuschlagen wagt, der Unreine, dessen Schwelle kein gerechter Jude überschreiten würde, das sind seine Freunde. Vor der Tatsache dieser Bewegung, die

behauptete, die Krüppel, Bettler, Sünder seien die berufenen Bürger des Gottesreichs, stand der tugendhafte Phariseer wie das Kamel vor dem Nadelöhr. So hatte er sich das erwartete Reich nicht gedacht. Jesus aber nimmt die Sünder an, denn er hat einen andern Maßstab für Sünde und Gerechtigkeit als die Phariseer. Nicht die, die Herr, Herr sagen, Gesetzeswerke pünktlich erfüllen, über dem Tun des Nächsten lauern und lästern, sind ihm die Frommen, sondern die, die Gott über alles lieben und den Nächsten wie sich selbst. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für euere Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht“ (Matth. 11, 21). Nicht an die Großen und Reichen hat Jesus die Botschaft zu bestellen, auch nicht an die Gerechten und Weisen. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht. Er ist gekommen zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, denen ihr Leid tragen zu helfen, die mühselig und beladen sind. Er verstand die hungernden Blicke der Sünderin, der er durch seine Wunderkraft ihre Jungfrauschaft wiedergeben soll, und stellt sie über den Phariseer, der seine ganze fromme Bosheit in das Wort legt: „Wäre dieser ein Prophet, so wüßte er, was das für ein Weib ist, das ihn anrührt“ (Lukas 7, 36 ff.). So erkannte er durch den Trotz des Zöllners hindurch das bedrückte Herz, das sich sehnt nach Achtung und Frieden, die man ihm entzog. Dieses verstoßene, enterbte Israel glaubte, daß er der rechte Heiland sei. Was sollte diesen Ärmsten der Reiter auf weißem Roß, auf goldgezümtem Pferde, der in die stolzen Bogen der Herodesburg einzieht? Ihnen war der wahre Messias der Hirte, der dem verlorenen Schafe nachgeht, der Arzt, der der Kranken Schmerzen stillt, der Gärtner, der das geknickte Rohr mit sorglicher Hand wieder aufrichtet (Matth. 12, 20). Ein Heiland am Krankenbett, ein Tröster in Seelennot

war er für die Ärmsten im Lande. Jesu eigenes Gemüt fühlte sich zu dieser Schichte hingezogen, die Satten und Zufriedenen überließ er sich selbst. Die Welt der Elenden war seine Welt, an der er diesen stärksten Trieb seiner Natur befriedigte. Für Johannes waren die Menschen „Otternbrut, die dem kommenden Gerichte nicht entgehen wird“, für Jesus waren sie Kranke, die des Arztes bedürfen¹⁾.

Der Tag des Mitleids und der Güte war dem armen Volke mit ihm gekommen. Jesus führt die Sache der Armen gegen die Reichen mit einer Entschiedenheit, die an Kommunismus streift. Der Göze, den er stürzen will, heißt Mammon. Aufgewachsen in dem engen Wesen einer ärmlichen Landstadt, als Sohn einer kinderreichen Familie, zwischen den Männern mit vollen Scheunen und Arbeitern mit hungernden Kindern, kennt er den Fluch, der am Golde hängt und an dem alle Liebe und Treue zuschanden wird, den Fluch, den unsere Nibelungen sage so tiefsinnig schildert. Die Schätze, die Rost und Motten fressen, machen die Seele krank und den Besitzer nicht glücklicher. Der Hinweis auf die Vögel, die nicht säen, und die Lilien, die nicht spinnen, klingt uns utopisch; er ist auch nicht wörtlich gemeint. Aber der Sorge des braven Hausvaters gegenüber will Jesus an die Vaterliebe Gottes erinnern, die keinen Sperling vergift. Wer in diesem Vertrauen in die Welt blickt, sieht sie anders als der Pfahlbürger in seiner Weltangst und Geldangst. „Selig sind die Armen, denn sie werden das Erbreich besitzen. Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Selig sind, die da hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die da reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedensstifter,

¹⁾ Vgl. Otto Frommel, Poesie des Evangeliums Jesu. S. 170.

denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Himmelreich." Aber dieses Reich ist nicht das Reich Davids, es ist auch nicht die Kirche der Pharisäer und der Leviten des Tempels. Es ist die ewige Sehnsucht, mit der das Herz nach dem Guten lechzt. Die Kinder haben es, die Einfältigen haben es, ihnen will Gott offenbaren, was den Weisen und Klugen ewig verborgen bleibt. Dementsprechend sind es die unteren Schichten, das Proletariat, das durch die Predigt des neuen Propheten zuerst in Bewegung gerät. Auch andere Propheten dieser aufgeregten Zeit, die „die Zeichen der Befreiung“ verkündeten, haben große Haufen um sich geschart. Da wollte einer das Volk trockenen Fußes durch den Jordan führen, einer wollte die Mauern des römisch gewordenen Jerusalem umstürzen, einer versprach am Garizim die Gefäße der Stiftshütte wieder zu finden; noch in der letzten Stunde des Tempels versammelte ein solcher Prophet die gläubige Menge bei den Schatzkammern, um die Zeichen des Reichs zu begrüßen. Etwas anderes als ein Zeichen hatten sie nicht zu bieten. Auch an Jesus tritt der Ruf heran: „Tue ein Zeichen!“ Er hat kein anderes Zeichen als die Bußpredigt des Propheten Jona an das Volk von Niniveh. Aber welche Predigt! Er bringt das Reich, das sie erwarten, aber er bringt es von innen. Denn nur auf die innere Welt kommt es dem großen Idealisten an, nicht auf die messianische Welt-herrschaft, von der ein wahnsinnig gewordenes Volk träumt. Er will nicht sprechen, daß die Steine Brot werden, er will nicht zum Zeichen vom Tempel sich durch Engel tragen lassen, er will keines der Reiche dieser Welt. „Was nützte es dem Menschen, die ganze Welt zu gewinnen und Schaden zu nehmen an seiner Seele?“ Nach dem Reiche Gottes, wie er es versteht, sollen seine Jünger trachten, dann wird ihnen alles übrige zufallen. Auch er predigt: „Das Reich ist nahe,“ aber sein Reich kommt

von innen, indem Gott in die einzelne Seele einzieht und dort seine Herrschaft aufrichtet, nicht äußerlich, so daß man sagen kann: „Hier ist es, dort ist es!“ Das ist das Reich, daß Gottes Wille auf Erden geschieht, wie im Himmel. In dieser Wendung erlebte die jüdische Zukunftserwartung ihre Verklärung. Aus einer jüdischen Hoffnung wurde sie jetzt ein Glaube, zu dem alle Völker sich bekennen konnten. Die irdische Erwartung wurde zu einer himmlischen und diese hielt stand, als die irdische im Zusammenbruch Israels grausam widerlegt war. Aber auch schon in der Gegenwart übte diese Verinnerlichung des Reichsgedankens ihre religiöse Wirkung, die Johannespredigt war nur die geräuschvolle Ouverture gewesen, jetzt folgten die süßen, tröstenden Weisen des „neuen Lieds“.

Wenn das Zusammenströmen der Massen am See Gennesar der Wanderung zum Jordan und der Wüste Juda äußerlich glich, so ist doch unverkennbar, daß der neue Prediger absichtlich einen anderen Ton anschlug als Johannes. Dieses Betonen der Vaterliebe Gottes war ohne Zweifel eine bewußte Antithese gegen den Täufer, dessen Schreckensworte den Bußfertigen noch in den Ohren klangen. Hatte jener einseitig die strafende Gerechtigkeit Gottes verkündigt, so betonte Jesus um so mehr Gottes erbarmende Liebe. Nicht die Furcht des eingängsteten Volkes wollte der neue Prophet vermehren, sondern sein Vertrauen zu Gottes Barmherzigkeit wollte er stärken. Er kommt, frohe Botschaft zu verkünden den Armen (Luk. 4, 18; 7, 22). Den Gegensatz von Jesu Predigt zu der der Propheten, den Täufer eingeschlossen, hat man von jeher darin gesehen, daß jene den strengen, harten Gott des Gesetzes verkündigten, Jesus dagegen den liebenden Vater der Welt, dem die Menschen seine Kinder sind. Nicht auf die Zeichen, daß Gottes Zorn ausgegossen sei über alle Kreatur, weist Jesus hin, sondern auf die Lilien auf dem Felde, die seine Liebe verkünden, auf die Vögel

unter dem Himmel, die von dem Vater oben genährt werden und von denen keiner zur Erde fällt ohne ihn. Nicht den Gott predigt er, der der Väter Missetat heim sucht an den Söhnen bis ins dritte und vierte Glied, sondern den, der regnen läßt über Gerechte und Ungerechte und seine Sonne heraufführt über Gute und Böse. Die Priester mehrten ihren Einfluß, indem sie den gerechten, strafenden Gott verkündeten. Der Laie Jesus setzte die Gerechtigkeit der Barmherzigkeit nach. Die Fassung Gottes als des Vaters ist das neue Prinzip, das alle seitherigen Werte umwertete. War Gott der liebende Vater seiner Menschenkinder, so konnte der Reichsgedanke nicht mehr auf den alten Bundesvertrag zwischen dem eifrigen Gott und dem gehorsamen Volk gestellt werden. Die Berufenen dienen nicht mehr um Lohn, sondern „damit sie Kinder seien ihres Vaters im Himmel“. Noch nicht in seinen Konsequenzen zu ermessen, lag doch in dieser Wendung eine neue Welt. An dem alten Gottesbegriff hing der alte Gottesdienst. Wo blieb die Notwendigkeit der Opfer, des Tempeldienstes, der Waschungen, der Fasten, des Zehntens, wenn der Vater vom Kinde nichts verlangt als sein Herz? Wie in der Knospe lagen hier alle Wunder der Zukunft verschlossen. Wo blieb der Anspruch des Täuflers, Gott vertragsmäßig zur Erfüllung seiner Verheißungen anhalten zu können, sobald Israel sein Gesetz erfülle? Wo blieb die Sonderstellung der Juden und ihr Anspruch, das erwählte Volk zu sein? Ein Stück der jüdischen Weltanschauung nach dem andern mußte fallen, nachdem Jesus den Grundstein verrückt hatte. Auch das Verhältnis der Menschen untereinander wurde ein anderes. Ist das Gottesreich ein Kindschaftsverhältnis zu Gott, so ist es für die Menschen ein Reich der Brüderlichkeit. Sie sind Brüder, weil sie einen gemeinsamen Vater im Himmel haben, und unter ihnen gilt nicht das starre Recht, sondern die Liebe, die mehr tut als sie muß, mehr als man von ihr verlangt. Sie spricht nicht: „Jedem das Seine, sondern

jedem das Meine." Sie gibt zum Rock den Mantel, sie geht zwei Stunden zu der erbetenen einen, sie vergibt siebenmal siebenzigmal und klagt niemanden an als sich selbst. Ist einmal dieses Reich der Liebe aufgerichtet, so ist auch das messianische Reich da. „Wenn eine solche Liebe, wie Jesus sie empfand und forderte, lebendige Wirklichkeit würde, so wäre das Erdendasein in der That ein Gottesreich¹⁾." Diese Forderungen Jesu an den Menschen stehen aber in einem fundamentalen Gegensatz zu der Theologie des Judentums, die eine mystische Jurisprudenz geworden und dadurch korrumpiert worden war. Die Religion der Synagoge war ein Wechselprozeß zwischen dem Juden und seinem Gotte, den er gewann, wenn er alle Forderungen des Vertrags buchstäblich erfüllt hatte. So wurde die Moral zu einer Lehre von den möglichen Einzelfällen zur Kasuistik. Sie floß nicht mehr aus der Liebe zu Gott, sondern aus der Sorge für das eigene Wohl; sie sagte weniger, wie der Jude zu handeln, als was er zu meiden habe. Daher die große Bedeutung der Begriffe der Satisfaktion, der Genugtuung, Rechtfertigung, Gerechterklärung, mit denen sich die Theologie des Paulus noch abmüht. Gegen diese geschäftliche Auffassung des Verhältnisses von Kind und Vater, gegen die Jurisprudenz im Familienleben richtete sich der ganze Genius der neuen Lehre. „Die Bergpredigt," sagt Bouffet²⁾, „ist eine große Polemik gegen den Rechtscharakter der jüdischen Religion. Sie setzt an Stelle der kasuistischen Einzelforderungen, an Stelle aller und jeder gebietenden und verbotenden Gemeinschaftsnorm den Heroismus des einzelnen im Guten." Das Judentum war aber von der Gesetzhlichkeit um so schwerer zu befreien, als auf seinem Gesetze seine Besonderheit beruhte, die ihm seinen Vorzug vor den übrigen Völkern

¹⁾ Ludwig von Sybel, Die klassische Archäologie und die altchristliche Kunst. Rektoratsrede. Marburg 1906, S. 13 f.

²⁾ Bouffet, Religion des Judentums, S. 105.

zu geben schien. Indem Jesus der Religion diesen Rechtscharakter nahm, veränderte er nicht nur ihre Physiognomie, sondern ihren Charakter und ihr Wesen. Die neue Gemeinde stand auf einer völlig neuen Grundlage. Hatte Johannes das Kommen des Reiches abhängig gemacht von der Bußfertigkeit der Gemüther, deren Symbol ihm die Taufe war, so ging Jesus noch einen Schritt weiter; das Reich Gottes kommt nicht bloß durch Buße und Bekehrung, sondern es besteht in dieser Verfassung der Herzen. Die Frömmigkeit wird nicht belohnt mit einem kommenden Reiche Gottes, sondern sie ist selbst dieses Reich, und wo sie ist, da heißt es: „Das Reich Gottes ist, auch wenn ungläubige Augen es nicht sehen, mitten unter euch.“ Wollen wir die neue Predigt vom Reich auf eine kurze Formel bringen, so ist es die, daß sie an die Stelle der äußeren Herrlichkeit der messianischen Zeit die innere Seligkeit der Kinder Gottes setzte. Jesus bestreitet jene Erwartungen einer kommenden irdischen Herrlichkeit nicht, aber nirgend hat er sich in der Weise der jüdischen Apokalypsen auf ihre Schilderung im einzelnen eingelassen. Die sinnlichen Erwartungen Israels sollen mit geistigen Gütern befriedigt werden. Die Umsetzung des messianischen Liedes in eine höhere Oktave ist Jesu Werk. An Stelle eines groben Rechtskodex tritt eine zarte, innere Welt des Gewissens, des Gemütes, der Gottesliebe und Bruderliebe. Geistige Güter können nicht mit der rohen, äußerlichen Gesetzeserfüllung erlangt werden. „Ich sage euch,“ sprach Jesus, „wenn euere Gerechtigkeit nicht viel besser ist als die der Schriftgelehrten und Phariseer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht töten, wer aber tötet, soll dem Gerichte verfallen sein. Ich aber sage euch, jeder, der mit seinem Bruder zürnet, ist dem Gerichte verfallen. Wer aber zu seinem Bruder sagt: ‚Nichtswürdiger‘, der ist dem Hohen Räte verfallen. Ihr habt gehört, daß gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch:

Jeder, der eines anderen Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst keinen falschen Eid leisten. Ich aber sage euch, daß ihr überhaupt nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er ist Gottes Thron, noch bei der Erde, denn sie ist seiner Füße Schemel; noch bei Jerusalem, denn sie ist des großen Königs Stadt. Auch sollst du nicht bei deinem Haupte schwören, denn du vermagst nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz zu machen." Gegenüber der wortreichen Art, wie der Orientale sein Leben, sein Haupt, seine Kinder zu verschwören pflegt, gebietet Jesus: „Euere Rede sei: Ja, ja, nein, nein, was darüber ist, ist vom Teufel.“ „Ihr habt gehört, daß gesagt ist, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem, der euch Böses antut. Ihr habt gehört, daß gesagt ist, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet euere Feinde, segnet, die euch fluchen, und bittet für die, so euch verfolgen, auf daß ihr Kinder werdet eueres Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was für Lohn habt ihr? Tun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr nur zu euern Brüdern freundlich seid, was tut ihr sonderliches? Tun nicht die Heiden auch also?“ Er aber will den Seinen das höchste Ziel setzen, dem reine Begeisterung nachstreben kann: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater oben im Himmel vollkommen ist.“ Nur, wer die Sehnsucht kennt, kann die Tiefe dieses Wortes verstehen, das eine neue Lebensregel einführt: „Trachten nach dem, was oben ist.“ Die Sehnsucht nach einem besseren Dasein hat Jesus zum Prinzip einer neuen Religion gemacht. Aus diesem Prinzip ist die ganze Kultur der christlichen Welt hervorgegangen. Die Gotik, deren Bogen nicht wieder zur Erde zurückführen, sondern ins Unendliche

streben, nur daß sie auf dem Wege dorthin geschnitten werden von einem anderen Bogen, der gleichfalls ins Unendliche weist, der jauchzende Hymnus des Mittelalters, der Glaube an den Himmelsaal da oben, die ganze Welt der christlichen Hoffnung, die sich der heidnischen Selbstgenügsamkeit entwindet, alle trachten sie nach dem, was droben ist. Auch dem alten Judentum gegenüber preist Jesus die selig, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit. Die Kinder der Sehnsucht sind die Kinder Gottes, die wissen, daß sie es noch nicht ergriffen haben, aber sie jagen danach, die sich arm fühlen, aber eben dadurch viele reich machen, deren Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Nur solche haben eine Ahnung von der besseren Gerechtigkeit, die Jesus wecken wollte. Die sinnliche Weltfreude des antiken Menschen weicht der Sehnsucht nach der übersinnlichen Herrlichkeit. So hat Jesus der Menschheit ein neues Herz eingesetzt. Indem er den Seinen zum Ziel setzte, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist, hört Jesu Lehre auf, bloße Sittenlehre zu sein und wird Religion. Das eine tun, das andere lassen im Hinblick auf Gott, das ist die neue Ethik. Den Zusammenhang mit Gott aufgeben, heißt verloren gehen, denn Gott ist der Mittelpunkt, um den die guten Geister kreisen, um schließlich mit ihm eins zu sein. So ist Jesus der große Idealist der Weltgeschichte; seinen Enthusiasmus hat noch keiner überboten, aber eben darum ist er auch von rigoristischer Strenge¹⁾. „Niemand kann zwei Herren dienen.“ „Aergere dich dein Auge, so reiße es aus!“ „Verkaufe, was du hast, und gib es den Armen.“ „Liebe deine Feinde, bitte für deine Beleidiger,“ erwidere ihre Schläge nicht, sondern biete ihnen die rechte Wange, wenn sie dich auf die linke geschlagen haben. Aus allen Verfolgungen, Schmähungen, Mißhandlungen folgt für den

¹⁾ Vgl. über diese Seite der Reichsidee den schönen Abschnitt bei Holzmann, Judentum und Christentum, S. 381 ff. Die Lehre Jesu.

rechten Jünger nur die gesteigerte Pflicht zu lieben, zu segnen, wohlzutun und so das Böse zu überwinden durch das Gute. Das ist die Gesetzgebung Jesu. Daß dieses Ideal nicht zu buchstäblich erfüllt wurde, dafür sorgte schon die rauhe Wirklichkeit. Darum blieb es doch von unendlicher Fruchtbarkeit und ein Ziel, nach dem die Besten sich streckten. In schroffen und selbst harten Worten hat Jesus den Seinen gepredigt, du sollst entsagen, sollst dein Kreuz ohne Murren auf dich nehmen. Man sagt, dieses Wort sei unecht, denn es schaue bereits auf das Kreuz von Golgatha zurück, aber dieses Bild vom Kreuze war sprichwörtlich. Die Erinnerung an den, dem Simon von Kyrene sein Kreuz hatte tragen müssen, hat das Sprichwort nicht erzeugt, denn Jesus hatte sein Kreuz ja nicht getragen. Aber das Kreuz war, wie namentlich in Palästina jeder Tag lehrte, das Ende der Elendesten. „Ich weiß es, daß ein Kreuz mein harret,“ sagt der Sklave bei Plautus, „dort ruhen meine Väter.“

Die Summe der neuen Moral ist, daß an die Stelle des Egoismus der Altruismus tritt. „Geben ist seliger als nehmen.“ „Was ihr wollt, daß euch die Leute tun, das tut ihr ihnen.“ Das Ich, der dunkle Despot, soll gebändigt werden. Der Mammon, der herzlose Göze, soll gestürzt werden, denn die Jünger können nicht zwei Herren dienen, und Jesus weiß, daß wo ihr Schatz ist, ist auch ihr Herz. Auch Frau Sorge soll am Herzen nicht mehr nagen. „Ihr sollt nicht sorgen und sagen . . . Um solches alles quälen sich die Heiden. Der himmlische Vater weiß ja, daß ihr das alles bedürft.“ Die klassische Moral nimmt überall den Menschen zum Maß der Dinge, die christliche soll Gott zum Maßstab nehmen, und so ist Religion und Ethik in ihr unlösbar verflochten. Sobald diese Konsequenzen der neuen Vorstellung von Gott, dem Vater, vollzogen sind, wird auch das Gottesreich da sein. Ohne die Gesetzesangst der Pharisäer und ohne das blanke Schwert der Zeloten hat Jesus es aufgerichtet. Nicht die

Erfüllung äußerer Sagen, sondern Barmherzigkeit, Herzensreinheit, Friedfertigkeit, Sanftmut, Demut, ein Trauern über die jetzige Lage der Welt führt in das Himmelreich. Das alles sind Gebote, deren Erfüllung nicht mit dem Gottesreiche belohnt werden soll, wie die Pharisäer glauben, sondern deren Erfüllung selbst schon der Beginn des Reiches ist. Das war es, was Jesu Werk von Johannes und allen früheren Propheten schied, und warum er den kleinsten Bürger seines Reiches größer nannte als den Täufer, der vom Werkdienste des Judentums nicht losgekommen war. Schließlich hatte doch auch Johannes nur mit den alten Mitteln des Gesetzes das Heil schaffen wollen. Buße und Fasten, Wachen und harte Kleidung und der Segen des Jordanwassers sollten das Beste tun. Darum wirft Jesus den fastenden und trauernden Johannesjüngern vor, daß sie den neuen Wein in alte Schläuche fassen. Alte Schläuche aber plagen, und so wird der Wein verschüttet. Sie setzen einen Lappen ungewalkten Tuches auf den Riß; so wird der Riß nur größer. Mit ihren bleichen, von Askese abgehärmten, traurigen Mienen gleichen die Täufer Leidtragenden, als ob das Kommen des Gottesreichs ein Leidenbegängnis wäre, während Jesu Jünger wie die Hochzeitsleute sind, die den Bräutigam begrüßen. Der Täufer hatte das Reich vorbereiten wollen, aber seine Mittel waren verkehrte gewesen. Die mürrischen und morschen theokratischen Formen werden zerfallen, wenn man ihnen einen neuen Sinn unterlegt, aber auch die neuen Gedanken werden verloren gehen, wenn man sie in die alten Formen preßt. So sind eine Reihe von Reden Jesu am leichtesten zu verstehen, wenn man ihre Antithese gegen den Täufer nicht überhört. Nicht an kommende Jahrhunderte hat Jesus gedacht, sondern an seine Zeitgenossen. In dieser bestimmten Ablehnung der Johannes-schule, in der Abgrenzung des Alten von dem Neuen, das er selbst bringe, kündigt sich aber auch das messianische Bewußtsein Jesu an, etwas absolut Neues zu besitzen, das

Johannes nicht gekannt hatte. Die Stimmung, in der Jesus das vom Himmel herabsteigende Gottesreich begrüßt, hat nichts gemein mit den Schrecken, die dem Täufer so geläufig waren. Sein Gemüt ist voll Jubel und Festfreude über die Liebe des Vaters, die er überall in der Welt ausgegossen sieht, so gut in dem Abendrot, das einen schönen Tag verkündet wie in den Gestirnen, die „auf dem Berge“ über ihm leuchten in dem Glanze, in dem die Gläubigen einst leuchten sollen im Reiche ihres Vaters. Für ihn war die Welt kein Jammertal. Ist Gott gut, so kann seine Welt nicht schlecht sein. Gemäß dieser schönen Grundstimmung seines eigenen Wesens lehrt Jesus seine Hörer vor allem Vertrauen zu Gott. Wenn schon sie, die arg sind, ihren Kindern können gute Gaben geben, wie sollte der Vater im Himmel nicht auch ihnen schenken, was sie bedürfen. Sie sollen ihm vertrauen und zu ihm beten.

In diesem tröstenden Tone predigte der neue Prophet dem Volke. So war seine Predigt eine gute Botschaft, ein Evangelium. Es war noch keiner dagewesen, der so durch alle Höhen und Tiefen der Volksseele griff. Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Diese Predigt von dem liebenden Vater im Himmel löste die Seelen ganz anders als die Furcht vor dem strengen Jehova oder vor den heidnischen Göttern, die es selbst bedurften, daß man für sie bete. Zu dem erlösenden Inhalt seiner Lehre kam dann auch die edle Popularität seiner Rede, der jeder Schulgeschmack fern liegt. Des Redners Vorliebe für Parabeln und Gleichnisse, die für den einfachsten Verstand faßlich sind, erklärt sich aus der Bestimmung dieser Reden für die breitesten Schichten der Bevölkerung. Selbst der muntere Ton des Humoristen, den der Volksredner nie ganz wird entbehren können, klingt gelegentlich in den Geschichten an, die Jesus in seine Reden einflücht. Da tritt ein altes Weib auf, das dem Richter beide Ohren voll schreit, so daß er schließlich fürchtet, sie könne kommen und ihm das Gesicht zertragen. Da

liegt einer im warmen Bett und möchte gern den Lärm an seinem Haustore nicht hören, aber schließlich muß er doch heraus und dem lästigen Freunde öffnen; da philosophiert ein ungetreuer Haushalter über seine Lage und auch jetzt ist seiner Weisheit letzter Schluß eine neue Spitzbüberei; da erbaut sich ein Musterfrommer an seiner eigenen Vortrefflichkeit und betet sich an, statt den Herrn im Himmel. Solche Bilder haben sicher nicht nur eine heitere Stimmung, sondern ein helles Lachen ausgelöst, und eben darum glich Jesus in nichts den Schriftgelehrten, die meinten, wenn sie von Religion sprächen, müßten sie sauer sehen.

Hatte Jesus die Vorstellung vom messianischen Reiche in eine tiefere innerliche Sphäre versetzt, so ist damit doch nicht gesagt, daß er die Erwartung seiner Volksgenossen einer nahen, auch äußerlichen Verwirklichung desselben nicht geteilt hätte. Dieses verheißene Reich erwartete auch er, eben weil es von den Propheten verheißene war. Auch er glaubte an ein im Durchbrechen begriffenes Königreich Gottes, dessen Geburtswehen er wahrnahm. Insofern haben seine Reden vom Reiche ein doppeltes Angesicht. Die Gleichnisse vom Senfkorn, vom Sauerteig, von der Saat, die wächst bei Tag und Nacht, scheinen eine langsame geschichtliche Realisierung des Reichs in Aussicht zu nehmen; vielleicht kann es Jahrhunderte dauern bis Jesu Gedanken sich ausgewirkt haben. Der Doppelcharakter seiner Prophetie aber liegt darin, daß er neben diesem Blick in ferne, ferne Zeiten doch auch in andern Reden, auf Grund der Weissagung der Propheten, eine Realisierung des Reichs in näherer Zeit in Aussicht nahm. Das äußere Eintreten Gottes für den Sieg seiner Sache war die Grundvoraussetzung der heiligen Verheißung. So redet auch Jesus mit der Schrift von einem nahen Tage der Erfüllung des Sieges, des Gerichts. Man hat oft darauf hingewiesen, daß in dieser Form die eschatologischen Verkündigungen Jesu sich als Irrtum erwiesen hätten. In der Hauptsache hat ihn doch sein höheres Wissen nicht getäuscht, daß dem

Reiche, das er stiftete, die Zukunft gehöre. Auch wenn man annimmt, daß die Ausblicke auf die Zukunft von den Späteren aus ihrer Erfahrung vielfach erweitert worden seien, so bleibt doch die Sicherheit wunderbar, mit der unbestritten echte Gleichnisse Jesu den Weltberuf der neuen Lehre aussprechen, der weit über die Grenzen des Judentums hinausführt. Das Reich Gottes gleicht einem Körnchen Sauerteig, das die ganze Masse der Menschheit in Gärung bringen wird; es gleicht einem Senfstorn, aus dem ein Baum aufwächst, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten. So sprach Jesus nicht, als die neue Religion auf Erden gesiegt hatte, sondern als das Reich noch ein Ideal war, das droben an den Sternen hing. Das sichere Vorgefühl des Genius, was zeitlich sei und was ewig, wird man in solchen Bildern nicht verkennen. Von diesem Christusstandpunkte, der über die Jahrhunderte hinsieht, steigt die Rede aber auch wieder herab zu dem Standpunkte des Täuflers, der das Gericht für eine nahe Zeit verkündete. Der Sieg Israels bleibt nicht aus. Die lebende Generation soll ihn erleben. Insoweit war auch Jesus Apokalyptiker.

Die moralische Wirkung von Jesu Predigt wurde durch dieses apokalyptische Element natürlich noch verstärkt. Auch von dieser Seite her erschien er den Massen als der wiedergekehrte Johannes (Matth. 16, 14). Wenn wir dem Berichte des Markus glauben dürfen, der ja in letzter Reihe von einem Zeugen stammt, der diese Tage mit erlebt hat, so erreichte der Zulauf zu Jesus eine Weile einen Umfang, wie er nicht einmal Johannes dem Täufer zuteil wurde. Bereits sind Pharisäer und Herodianer gegen ihn verschworen, „er aber entwich mit seinen Jüngern an das Meer; und viel Volks folgte ihm nach aus Galiläa und aus Judäa, und von Jerusalem und aus Idumäa und von jenseits des Jordan; und die um Tyrus und Sidon wohnten, eine große Menge, die von seinen Taten hörten, kamen zu ihm. Und er sprach zu seinen Jüngern, daß

sie ihm ein Schifflein bereit hielten, um des Volkes willen, daß sie ihn nicht drängten. Denn er heilete ihrer viele, also daß ihn überfielen alle, die geplagt waren, auf daß sie ihn anrührten“. So war eine neue religiöse Bewegung im Gang, die schon die Grenzen Galiläas überschritt. Aber es ist seltsam, wie im Laufe des einen Jahres, dessen Verlauf die Synoptiker berichten, die Stimmung so rasch wieder umschlug. Die Frühlingstage sahen massenhaften Zulauf, die Wintertage mit ihrer Regenzeit finden den Propheten vereinsamt und verlassen. Daß die öffentliche Meinung eine Nebelwand sei, die zurückweicht, sobald man sich auf sie stützen will, haben nicht nur moderne Staatsmänner erfahren, sondern auch der Heiland der Welt. Auch er erlebte, wie unvermittelt bei dieser heißblütigen Bevölkerung unter der syrischen Sonne auf das Hosanna das Kreuzige folgen konnte. Was aus der Begeisterung geboren ist, schäumt eine Weile auf, dann verbraust es und bald ist es schal wie das übrige. Aus der ganzen Landschaft waren die Massen Jesu zugezogen, aber nach einer Weile verflaute der Eifer. Anschaulich schildern wohlbezeugte Worte des Evangeliums diesen Verlauf. Jesus muß erfahren, daß viele, die sich anschlossen, nicht aushielten in dem obdachlosen Leben, das er ihnen zu bieten hatte, andere, die er berufen will, müssen notwendig noch zuvor zu einem Begräbnis, oder sie wollen erst noch sich verabschieden, oder sie haben zu tun. Er lädt sie zum Mahle des Messias, „aber sie verachteten das und gingen hin, einer auf seinen Acker, der andere zu seiner Hantierung“. „Der eine sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, und gehe hin sie zu prüfen, ich bitte dich, entschuldige mich. Ein anderer sprach: Ich habe ein Weib genommen, und darum kann ich nicht kommen.“ Aber auch die, die eine Weile gefolgt sind, werden der Sache wieder überdrüssig. Da spricht Jesus wehmutsvoll: „Breit ist die Pforte und weit der Weg, der zum Verderben führt und viele sind, die ihn wandeln, eng ist die Pforte und schmal

ist der Weg, der zum Leben führt, und wenige find's, die ihn finden." Mit einer gewissen wohlwollenden Ironie charakterisiert Jesus die oberflächliche Unbeständigkeit seiner lieben Galiläer in der wundervollen Vergleichung Matthäi 11, 16: „Wem soll ich dies Geschlecht vergleichen? Es ist den Kindern gleich, die an dem Markte sitzen und rufen wider ihre Gesellen und sprechen: Wir haben euch gepffiffen und ihr habt nicht getanzt, wir haben ein Klage- lied gesungen und ihr habt nicht gejammert. Denn Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht, da sagten sie er hat einen Teufel. Des Menschen Sohn ist gekommen, ißt und trinkt; da sagen sie: Siehe wie ist der Mensch ein Fresser und Weinsäufer, Freund von Zöllnern und Sünd- dern.“ Die rücksichtslose Wiedergabe der gegnerischen Lästerreden beweist die Echtheit des Wortes Jesu; kein Späterer hätte gewagt so von ihm zu reden. In die Be- trachtungen Jesu über sein Volk fallen immer tiefere Schatten. Die Saat, die er voll froher Hoffnung ausgestreut hat, wächst bei Tag und Nacht, wie der Säemann selbst nicht weiß, aber mit ihr wächst auch das Unkraut, das der böse Feind gesät hat, und da Unkraut immer am schnellsten wächst, so sah Jesus bald genug den Volsch und die Dornen, die seine Saat erstickten; er sah den Erfolg der Gegner- schaft, ja den Judas unter den eigenen Jüngern. In jeder Form, als Wankelmuth, als Welt- und Geldangst, als Sinnlichkeit und Ehrbegierde tritt der böse Feind dem Fortschritt des Reichs entgegen. Das Gleichnis vom Säe- mann, von einem Lehrer und Prediger gesprochen, enthält für den, der lesen kann, eine schmerzliche Selbstbiographie. Es erzählt eine lange Geschichte von traurigen Erfahrungen, getäuschten Hoffnungen, ausgebliebenen Erwartungen. Er hatte am Wege gesät, wie die Gelegenheit es mit sich brachte, aber die leichtfertigen Vögel pickten den guten Samen aus den Herzen weg, ehe er aufgehen konnte. Er hatte in oberflächliche Gemüther gesät, die keinen tieferen Grund hatten, da schoß er auf bis des Tages Hitze das

Kräutlein verdorren ließ, weil es nicht begossen wurde. Er hatte in Seelen gesät, die in den Sorgen des Lebens wie in einer Dornenhecke steckten, da erstickte es. In gutem Boden brachte der Same Frucht, aber wieviel guten Boden gab es? Da bemächtigte sich steigende Bitterkeit des Predigers, an welche Menschen er seine Arbeit geworfen habe! „Er fing an die Städte zu schelten, in welchen die meisten seiner Taten geschehen waren, darum daß sie sich nicht bekehrt hätten. Wehe dir Chorazin! Wehe dir Bethsaida! Denn wären die Taten zu Tyrus und Sidon geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Doch ich sage euch, es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am Tage des Gerichts denn euch. Und du, Kapernaum, wirst du in den Himmel erhöht werden? Ja bis in die Hölle wirst du hinabgestoßen werden! Denn wären zu Sodom die Taten geschehen, die bei dir geschehen sind, es stünde noch heutigen Tages!“ Diese Worte voll schmerzlicher Enttäuschung zeigen, wie bald der Beifall der Galiläer verrauscht war. Aber der Donner dieser Rede, mit der der Prophet der charakterlosen Menge den Rücken wendet, muß doch gewaltigen Eindruck gemacht haben, da sie uns so wörtlich erhalten ist. Eine wahrnehmbare Folge dieser Erfahrung mit der wetterwendischen Masse war es, daß an Stelle der agitatorischen Tätigkeit in Volksversammlungen in der zweiten Hälfte des Markusberichts die stillere katechetische des Lehrers tritt. Schon bei Aussendung der ersten Sendboten ist von zwölf Aposteln die Rede. Sie werden jetzt der engere Kreis der Vertrauten, dessen Unterweisung des Lehrers beste Kraft gilt, seit die Stimmung im Volke sich gewendet hat. Dem Zusammenströmen der Menge geht Jesus jetzt durch weite Wanderungen eher aus dem Wege. Bei dem Volke im ganzen fand sein Wort offenbar nicht mehr das alte Gehör. „Was seid ihr hinausgegangen zu sehen?“ konnte er jetzt auch von sich selbst sprechen. Sein Same war gut, aber der harte Boden

war der Grund, warum der gute Samen nicht aufging. Wie war doch der Boden so hart geworden, daß der treueste Säemann keinen Erfolg sah?

Der Grund war in erster Reihe die Macht der verknöcherten Überlieferung. Die Frommen von Profession sind es, die lebendige Frömmigkeit nicht lieben. Priester und Schriftgelehrte hatten ihr Gesetz und brauchten kein neues Evangelium. Es steht geschrieben, was Gott verlangt an Gebeten, an Waschungen, an Speisevorschriften, an Zehnten und Opfern und das genügt. Aus den Frommen, die einst so mannhaft für die Reinheit des Volkes gegen Heiden und Abtrünnige gestritten, den Chasidim, waren die Abgesonderten geworden, die sich nur noch um ihre eigene Reinheit sorgten, die Peruschim, die Phariseer. Wie aus den Kämpfern der deutschen Freiheitskriege die Pietisten hervorgingen, so aus den Kämpfern der jüdischen Freiheitskriege die Phariseer. Die kalt gewordene Schwärmerei wird Orthodoxie und Heuchelei. Das Bewußtsein der Väter, das erwählte Volk zu sein, wurde zum Sektiererhochmut einer kleinen Partei, die weiß, daß sie bei Gott besonders gut angeschrieben steht. Die Bußpsalmen führen sie im Munde, im Herzen aber sind sie unbußfertig, selbstgerecht und schauen voll Dünkels auf das gemeine Volk herab. Sie allein haben die Erkenntnis Gottes, die wahre Auslegung des Gesetzes, ihnen gelten die Verheißungen. Wer zu ihnen gehört, die Schaafäden und Denkfettel trägt wie sie, sich scheitelt wie sie, der ist besser als die andern. Sie danken Gott in ihrem Herzen, daß sie nicht sind wie die Zöllner, Samariter und die Unbeschnittenen. Sie zählen stückweise Gott ihre guten Handlungen vor und indem sie die Bilanz ziehen, finden sie, daß Gott ihnen gegenüber im Debet stehe. In übertriebenen Äußerungen des Bußgefühls versichern sie ihre Zerknirschung, und in hoffärtiger Verachtung derer, die ihnen nicht nachfolgen, strafen sie ihre frommen Worte Lügen. Die Frömmigkeit ist ihnen ein System guter Werke. Ihnen

handelt es sich nicht um die lebendige, sondern um die geschriebene Religion, um das Gesetz, um den Brauch der Väter. Religion war ihnen das Halten der Speisegesetze, die Reinhaltung der Hände, der Gefäße, der Kleider, der Bänke von unreiner Berührung, das Opfern, Fasten und die Stundengebete. Sie sind das nie aussterbende Geschlecht der Frommen, das meint Musik zu haben, wenn es die Notenbücher hütet. „Man tut ihnen zu viel Ehre an, wenn man sie Seelsorger des Volkes nennt,“ meint Bouffet¹⁾, „ihr Charakter liegt in der Mitte zwischen Seelsorger und Geheimpolizist.“ Indem sie über den alten Ordnungen wachten, befriedigten sie ihre Herrschsucht und wurden eine Plage der ganzen Bevölkerung. Rabbi Akiba soll vor seiner Beteuerung, als er noch selbst zum Amhaarez gehörte, gesagt haben: „Hätte ich doch einen Schriftgelehrten, so wollte ich ihn wie ein Esel beißen.“ Mit gleichen Gefühlen standen viele rechtschaffene Leute dieser Geschäftsförmigkeit gegenüber. Die Propheten hatten einst den Kampf gegen den äußerlichen Zeremonialdienst des Tempelwesens geführt, der Prophet von Nazareth mußte gegen die gleiche Veräußerlichung der Religion durch die peinliche Gesezlichkeit kämpfen, die die Pharisäer für Frömmigkeit ausgaben. Wie gegenüber dem alten Israel war auch ihnen gegenüber die Mahnung am Plage: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer!“ Sabbatruhe, Opferdienst, Waschungen alles Rituelle und Gesezliche sind für Jesus untergeordnete Dinge gegen das einzige Gebot der Liebe. Nach den Pharisäern hat Gott den Menschen geschaffen, damit jemand da sei, der sein Gesetz erfülle. Dem setzt Jesus den Satz entgegen: Der Mensch ist nicht wegen des Sabbats da, sondern der Sabbat wegen des Menschen. So wie Jesus sich ihn vorstellte, konnte Gott nicht das Gesetz zum Selbstzweck gemacht haben. Geseze, die zum Wohle des Menschen nichts beitragen, stammen nicht von dem Vater im Himmel.

¹⁾ Bouffet, Religion des Judentums S. 145.

Damit war aber die große Masse der Gesetzesvorschriften entwertet, denn nur der kleinste Teil hat das Wohl der Menschen im Auge; um die Ehre Gottes und die Übung des Gehorsams handelt es sich. Gerade diese Lasten will Jesus dem Volke abnehmen. Vereinfachung und Konzentration der sittlichen Forderungen verlangt Jesus gegenüber der pharisäischen Vielgeschäftigkeit. „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst.“ „Was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das tut ihr ihnen.“ Ist die Wurzel gesund, so wird die Frucht gut sein; aus dem Herzen kommen gute und arge Gedanken je nachdem es gut oder schlecht ist; das ist der Sinn aller seiner Vorschriften. Unser dritter Evangelist läßt Jesum sprechen: „Eins ist not.“ Aus diesem Einen, der Liebe zum Vater im Himmel, werden alle andern Güter fließen. Die Phariseer aber lehrten: Tausend Dinge sind not, welche, weiß nur der Schriftgelehrte. So kompliziert sind die Vorschriften des Gesetzes, daß nur fortgesetztes Studium des Buchstabens und der allerweiseste Lehrer dem Volke sagen kann, was zu seinem Heile dient. Jede Abweichung vom Gesetze bringt Gottes Zorn über sein Volk; darum ist es jedermanns Pflicht die andern zu überwachen. Auch der Fromme kann nicht sorgfältig genug sein. Die Phariseer fasten zweimal in der Woche; sie verzehrten nicht nur die Nahrungsmittel, sondern auch das Gewürze dazu; sie halten die Gebetsstunden, auch wenn sie mitten auf der Straße von ihnen überfallen werden. Diese Schule, die überall unterwegs war, um den lieben Nebenmenschen zu überführen, daß er alles falsch mache, die Selbstgerechten, die den Leuten das Himmelreich verschließen und doch selbst nicht hineinkommen, traten nun auch Jesu entgegen mit der Frage: „Warum wandeln deine Jünger nicht nach den Sagenen der Schriftgelehrten, sondern essen das Brot ohne die vorgeschriebenen Waschungen?“ Auch das macht ihnen Schmerzen, daß Jesu Jünger Ähren austörnen am Sabbatage, denn das ist

eine verbotene Erntearbeit. Erlaubt man die kleinste, wo ist dann die Grenze? Ja die ganze Lehre von rein und unrein, die der stete Gegenstand pharisäischer Strupel ist, verhöhnt Jesus mit dem Sage, nicht was von außen in den Menschen eingeht, verunreinigt ihn, sondern die unreinen Gedanken seines sündhaften Herzens. Mit notorisch Unreinen liegt er zu Tisch. So wird er selbst unrein und verunreinigt alle, die mit ihm umgehen. Aus solchen Anlässen entbrennt zwischen den Schriftgelehrten und dem Propheten von Nazareth der Kampf über die rechte Erfüllung des Gesetzes. Nicht Jesus hat diesen Streit begonnen, sondern die Frommen drängten ihm denselben auf. Die heiligen Männer hatten aber keine Ahnung, mit welchem Gegner sie hier anbanden. Als Jesus einer geplagten Dämonischen in der Schule die Hände auflegte, entrüstete sich der Synagogenvorsteher und rief: „Es sind sechs Tage, darinnen man arbeiten soll, in denselben kommet und lasset euch heilen, aber nicht am Sabbattage.“ Jesus aber erwiderte: „Löset nicht ein jeglicher unter euch am Sabbat seinen Ochsen oder Esel von der Krippe und führet ihn zur Tränke? Diese aber, eine Tochter Abrahams, welche Satan gebunden hat nun wohl achtzehn Jahre, sollte nicht gelöst werden von diesem Bande am Sabbattage?“ (Lukas 13, 10 f.) Oder er fragt bei ähnlicher Gelegenheit anzüglich: „Welcher von euch, dessen Schaf in eine Grube fällt am Sabbat, streckt nicht die Hand aus, um es heraufzuziehen und ist ein Mensch nicht mehr wert als euere Schafe?“ (Matth. 12, 11.) Solange Jesus, den Frommen noch unverdächtig, in der Synagoge gelehrt hatte, hören wir nichts von Konflikten mit den Schriftgelehrten. Seit er seine öffentliche Wirksamkeit begonnen hat, beginnt auch die Fehde. Sein Auftreten fällt nicht lang nach der Jordantaufe. Diese setzt man am wahrscheinlichsten in den Anfang des Jahrs, denn in der warmen Jahreszeit oder im Winter verbietet im Jordantale die Blut der Sonne oder der Regen große Zusammenkünfte.

Der Beginn der milden Jahreszeit ist der Februar. Das Auftreten Jesu fällt dann in den Frühling, in dem die Ebene Genesareth sich mit den Lilien schmückt, die Salomo mit all seiner Pracht verdunkeln. Der Streit mit den Pharisäern über die Sabbatruhe entbrennt in der Zeit der Kornreife, also im Monat Juni. Lang war es mithin Jesu nicht vergönnt in Frieden sein Friedenswerk zu treiben. Markus 3, 22 erzählt, wie man in Jerusalem selbst Notiz nahm von den Umtrieben des neuen Bußpredigers. „Wie redet er solches, er lästert Gott,“ sprechen die Schriftgelehrten zu Kapernaum. Auch bei dem Versuche der Familie, Jesum mit Gewalt nach Hause zurückzubringen, haben die Boten aus Jerusalem ihre Hände im Spiel. „Die Schriftgelehrten, die von Jerusalem herabgekommen waren“, sagen: „Er hat den Beelzebul.“ So handelt es sich nicht mehr um einen Konflikt mit beliebigen Gelehrten der Heimat, sondern mit der offiziellen jüdischen Theokratie. Der Kampf gegen die Hierarchie ist gerade bei Markus, also auch in der historischen Grundschrift, das eigentliche Thema des nun folgenden Lebens Jesu. „Seine Lehre,“ sagt Wellhausen¹⁾, „geht bei Markus fast ganz auf in Polemik gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer. Er meinte, sie erstickten das Gesetz mit ihren Zutaten und schoben die Gebote Gottes durch Menschenfakungen zur Seite. Er hob den Dekalog aus dem Ganzen heraus und reduzierte dessen Summe auf die Liebe zu Gott und dem Nächsten.“ Diese Frage nach dem Wesentlichen ist das eigentliche Thema des Konflikts. In dem ewigen Streite über die Bedeutung und den Umfang der Gesetzesbestimmungen ist den Volksführern der Sinn für die Wirklichkeit verloren gegangen. Indem sie sich in ihre Kleinmeisterei und Gesetzesstüftelei verbohren, sehen sie nicht mehr, was das Bedürfnis ihres Volkes ist und was die Zeit verlangt. Auch alle Warnungen des Täufers haben sie vergessen.

¹⁾ Wellhausen, Einleitung. S. 113.

Sie hören nicht, wie Jesus, das Tosen des Katarraakts, dem das jüdische Staatsschiff immer näher kommt und es hat die echteste Farbe der Reden Jesu, wenn er den Pharisäern ihre Blindheit für die Zeichen der Zeit vorwirft: „Des Abends sprecht ihr: ‚Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot‘, und des Morgens sprecht ihr: ‚Heute wird Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe‘. Des Himmels Angesicht verstehet ihr zu beurteilen, aber die Zeichen der Zeit könnet ihr nicht unterscheiden“ (Matth. 16, 2) „Wenn ihr eine Wolke im Westen aufgehen sehet, so saget ihr sofort, es kommt Regen, und es kommt auch so. Und sehet ihr den Südwind wehen, so saget ihr: Es wird heiß werden, und es kommt so. Ihr Heuchler, das Aussehen von Himmel und Erde verstehet ihr zu prüfen, wie kommt es denn, daß ihr diese Zeit nicht zu prüfen versteht?“ Auch er also tritt in die Reihe der Apokalyptiker, die überzeugt sind, die Zeit wolle Großes gebären, aber er teilt das gemeine Prophetenlos: das Volk ist taub und seine Führer wollen nicht hören. Je empörender die Gleichgültigkeit der Masse und je boshafter der Widerstand ihrer Führer wird, um so schärfer wird naturgemäß das Wort des Propheten und um so kategorischer seine Aufforderung der Nachfolge und des Gehorsams. Damit aber neigte sich auch sein eigener kurzer Tag zum Ende. Der Wühlerei der Pharisäer, die das Volk beherrschten und dem Argwohn des „Fuchses“ Herodes mußte er erliegen, „denn die Könige haben lange Arme und die Pfaffen haben lange Zungen und das Volk hat lange Ohren“. Das galt damals wie heute. Trat er vollends als Messias auf, so wartete auf ihn das Kreuz so gut wie auf die Söhne des Galiläers Judas. Die Entschliebung aber, wie andere vor ihm getan, an die messianischen Traditionen Israels anzuknüpfen, wurde gerade durch diese Notlage zur Notwendigkeit. Es fragte sich nur, ob die Römer der messianischen Predigt Jesu die gleiche Bedeutung beilegen würden wie Herodes Antipas der

Predigt des Täuflers. Das Reich, dessen Herold Jesus war, war nicht von dieser Welt, aber die Gegner wußten, daß der Heide so seine Unterscheidungen nicht machen werde.

Daß Jesus vom Lehrer zum Propheten, vom Propheten zum Messias wurde, war die naturgemäße Entwicklung der ergriffenen Aufgabe. Erkannte Jesus die Notwendigkeit, an Stelle des mosaischen Gesetzes, in dessen Banden die wahre Frömmigkeit verkümmerte und versteinte, ein neues Gesetz der Freiheit und der Liebe zu setzen, so war zur Durchführung dieser Aufgabe die messianische Autorität unentbehrlich. Auf die Frage, kraft welches Rechtes tust du solches, gab es nur die eine Antwort: „Kraft des Rechtes des Messias.“ Der Ausgangspunkt ist auch hier der Glaube an das Reich. In diesem Glauben liegt der Grund seines Messiasbewußtseins, das die persönliche Spitze des apokalyptischen Zeitbewußtseins überhaupt war. Das Reich selbst, wenn es erscheinen sollte, sagt Holzmann, wies auf einen hin, der es bringt und bringen kann¹⁾. So tagte in den Gemütern der Jünger selbst die Erkenntnis, der, der an Stelle des erbten Gesetzes ein neues setze, sei der Christ (Mark. 8, 32). In dem Liebesleben seiner kleinen Gemeinde, in den acht Seligkeiten, die er über sie ausgegossen, in dem steten Verkehr mit dem Vater war das Reich gekommen. War aber das Reich da, so war auch der Messias da. Glaubte Jesus an das Reich, das er gebracht hatte, so war er auch sicher, der verheißene Messias zu sein. Aber in dieser geistigen Fassung des Reichs streifte sein Messiasium alle politischen Attribute des jüdischen Messiasbildes ab. Ganz ausdrücklich wies Jesus die Vorstellung des Volkes zurück, daß der Messias Davids Sohn sei. „Wenn David,“ sagt er, „den Messias seinen Herrn nennt, wie ist er sein Sohn?“ (Mark. 12, 35 f.). Daß er sich nicht für einen Sohn Davids

¹⁾ Holzmann, Das messianische Bewußtsein Jesu. Tübingen 1907, S. 46.

hielt und nicht für einen solchen gehalten sein wollte, liegt in diesen Worten klar ausgesprochen. Phantastisch wäre der Versuch gewesen, in diesem römischen Staate ein äußeres, messianisches Reich errichten zu wollen; das Reich, das Jesus gründete, war nicht von dieser Welt, aber eben darum war es in dieser Welt möglich, praktisch und vernünftig und entsprach doch dem höchsten Ideal, das je in eines Menschen Gemüt gekommen ist. Doch nur, indem der Reichsgedanke sich der nationalen Erwartung anpaßte, konnte er vom Volke aufgenommen werden. Siegreiche Schlachten stellt Jesus den Seinen so wenig in Aussicht, wie die Pracht der Königsburg und goldener Stühle zur Rechten und Linken des messianischen Throns. Aber er fühlt in seinem Herzen Quellen lebendigen Wassers sprudeln, darum ruft er zu sich, was verschmachtet ist. „Kommet her zu mir alle!“ Darin sahen auch die Jünger seine messianische Würde. „Die Hohenpriester haben ihn getötet,“ klagt der Emmausjünger Kleophas, „wir aber hofften, er werde Israel erlösen“ (Luk. 24, 21). Daß das auch Jesu eigene Überzeugung war, kann nicht bezweifelt werden. Wenn er in dem Liebesbunde, den er stiftete, das von den Propheten verheißene Reich sah, mußte er auch in sich den verheißenen Messias erkennen. Als er vor dem Todespassah in Jerusalem einzog nach dem Vorbilde von Sacharja 9, 9 als Friedensfürst, reitend auf einer Eselin und duldete, daß die Anhänger ihn mit dem Rufe begrüßten: „Hosianna! Heil dem Sohne Davids, gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ (Matth. 21, 9), da wünschte er, von der Hauptstadt als Messias anerkannt zu werden. Wie einst die Richter in Israel, so wollte er Recht schaffen und ein Reich des Friedens begründen. Utopischer war ein solches Unternehmen nicht als das große Halleluja, das seit dem Jahre 1233 ganz Italien in Bußkrämpfe warf und die Bußprediger zu Herrn ihrer Republiken machte, als die mönchische Diktatur eines Johannes von Vicenza, Ghirardo von Modena und anderer Bettelmönche bis zu

Savonarola hinab, die alle das Wort Gottes zum Gesetze ihrer Staaten erhoben. Ein Gottesstaat wie der des großen Mönchs von San Marko wäre Jesu Reich geworden, hätte sein Anhang gesiegt. Wie es ihm in seiner kleinen Gemeinde bereits gelungen, so wollte Jesus jetzt im großen in der Stadt des großen Königs die verheißene Zeit herbeiführen, in der Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Frieden sich küssen. „Frieden auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen!“ Der Staat der Weisen, von dem Plato, der Staat der Tugendhaften, von dem die Stoa redete, lagen auf der gleichen Fährte, aber nur Jesus legte die Hand an, diese Republik der Guten und Weisen zu verwirklichen. Um im jüdischen Lande diese Mission zu erfüllen, nannte Jesus sich Messias, das besagt die Anklage, die gegen ihn erhoben wird, das besagt der Spott der Kriegsknechte im Gerichtshofe und das Urteil, das Pilatus an seinem Kreuze anschlagen läßt: „Der Juden König.“ Ohne daß er diesen Anspruch erhob, hätte kein Todesurteil in einem regelmäßigen römischen Gerichtsverfahren gegen ihn gesprochen werden können. Wegen Lästerung Jehovas, den der Römer nach Apions Bericht sich als ein Götzenbild mit einem Eselstopfe vorstellte, hätte Pilatus niemanden gekreuzigt. Jesu Tod als Hochverräter beweist mit Bestimmtheit, daß Jesus als Messias auftrat und von den Seinen als solcher proklamiert wurde. Nur in dieser Form konnte Jesus entscheidend und im großen auf das Volk einwirken. Aber es war doch nicht bloß Akkommodation an eine populäre Vorstellung, wenn er als Messias auftrat, sondern die geschichtlich notwendige Form seines eigenen Bewußtseins. Das messianische Reich, wie es in den Propheten beschrieben war, und wie es im Volksglauben lebte, hatte einen persönlichen Mittelpunkt. War Jesus sicher, daß das Reich, das er begründete, das von den Propheten verheißene Reich sei, so war er auch sicher, der verheißene Messias zu sein, denn auch für ihn waren die Tatsachen seines

religiösen Bewußtseins in den Vorstellungen gegeben, in denen das Denken seines Volks überhaupt verlief. Erkannte er in dem Täufer den Elias, der alles zurechtbringt, so wußte er auch sich als Bringer des Reichs. Aber von allen Namen, mit denen sein Volk den Messias bezeichnete, wählte Jesus den bescheidensten. Er nannte sich den Menschensohn. Mit dem Bilde des Menschensohns, der auf den Wolken des Himmels kommt, hatte Daniel 7, 13 das Reich Israels bezeichnet. „Siehe, mit den Wolken des Himmels kam einer wie ein Mensch!“ Nach den Reichen des Löwen, des Bären, des Pardels, des Tiers mit den zehn Hörnern, d. h. nach den heidnischen Weltreichen, verkündet der Prophet im Bilde eines Menschen, der auf den Wolken des Himmels kommt, das Reich Israels. Der Menschensohn ist also ein Symbol der Herrschaft des Volkes Gottes, wie die Gestalten der Tiere die Reiche der Assyrer, Chaldäer, Perser und Makedonier bedeuten. In der Auslegung bei Henoch und 4. Esra ist dagegen, was nahe lag, der Menschensohn, der auf den Wolken kommt, nicht ein Symbol des messianischen Reichs, sondern der Messias selbst, der Wolkenmann. Daß der Name Menschensohn für den Messias Jesu Volksgenossen geläufig sei, setzen alle Evangelien voraus. Dieser Name erlaubte aber auch den Rückzug auf die Prophetie Ezechiels, der von Jehova stets als Menschensohn angeredet wird, und sich damit als Erde und Staub gegenüber dem Ewigen bezeichnen will. Ähnlich sagt Psalm 8, 5: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst und des Menschen Sohn, daß du dich seiner annimmst?“ Aber Staub und Ton ist er darum dennoch nicht, denn der Psalmist setzt sofort hinzu: „Daß du ihn wenig zurücksetzt gegen Gott und mit Herrlichkeit und Würde ihn krönest.“ Neben dem höchsten bezeichnet der Name also auch den demütigsten aller Söhne Gottes. Gerade diesen Klang legt Jesus in den Namen, der doch auch ein Name des Messias ist: „Des Menschen Sohn

hat nicht, wohin er sein Haupt lege; der Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, er ist gekommen zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.“ Wenige Ausnahmen abgerechnet, die vielleicht auf Rechnung der Referenten kommen, braucht Jesus den Namen des Menschensohns, der eine Abbreviatur der Danielschen Weissagung war und auf sie hinwies, in der ersten Periode seiner Tätigkeit nicht. Erst als er die letzte Reise von Cäsarea Philippi, im Norden des Heiligen Landes, nach dem Süden und nach Jerusalem antrat, kam die Frage, wer er sei, zwischen ihm und den Jüngern zur Verhandlung. Nach unstetem Fluchtleben, das ihn sogar nach Phönikien und Peräa führte, finden wir Jesum unmittelbar vor seinem Zuge nach Jerusalem, der die Entscheidung herbeiführen sollte, in dem nördlichsten Teile des jüdischen Landes an den Quellen des Jordan. In der romantischen Berglandschaft, die einst ein Heiligtum des Pan barg und darum von den Griechen Paneas genannt wurde, wo der schöne zweiundvierzigste Psalm gedichtet wurde, hatte Philippus, der Bruder des Antipas, dem Kaiser Tiberius zu Ehren dieses Cäsarea gebaut. Hier in der Bergeinsamkeit des schneebedeckten Hermon, bei den Jordanquellen, von denen der Psalmist sang: „Flut ruft der Flut bei dem Brausen deiner Wasserfälle, all ihre Bogen, all ihre Wellen gehn über mich,“ dort finden wir Jesum mit seinen Jüngern. Bei ihrer Heerfahrt, zwei und zwei, sind sie weit herumgekommen, und hier in der Einsamkeit sollen sie ihrem Meister erzählen. „Wer sagen die Leute, daß ich sei?“ fragt Jesus sie. Noch hält ihn niemand für den Messias. „Johannes, der Täufer,“ sagen die einen, „Elias,“ sagen andere oder „Einer von den Propheten.“ „Und ihr,“ fragt Jesus weiter, „wer sagt ihr, daß ich sei?“ Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: „Du bist der Christ.“ Er aber befahl, sie sollten niemandem von ihm sagen. Seine Frage an die Jünger, für wen sie ihn halten, und wer die Leute sagen, daß er sei, hat nur dann

einen Sinn, wenn sein Anspruch auf den Messiasitel zwischen ihnen noch nie zur Verhandlung gekommen war. Auch jetzt verbietet er den Jüngern, ihn als Messias zu proklamieren, sogar mit einer gewissen Schärfe: „Er herrschte sie an.“ Dennoch ist nach dieser Erzählung sicher, daß die Jünger ihren Meister jetzt als Messias betrachteten und daß Jesus gleichfalls dieses Bewußtsein in sich trug, aber daß er einen verfrühten Zusammenstoß verhindern wollte. Die inneren Vorgänge in Jesu Seele sind ihrer Natur nach ein Geheimnis. Wir sehen nur, daß er lang mit dem Entschlusse, als Messias aufzutreten, zögerte, und wir schließen daraus, daß er im Verlaufe seines Kampfes mit Leviten und Rabbinen es als zwingenden Willen Gottes erkannte, daß er diese alte Welt des Gesetzgebers Mose umstürzen und ein neues Gesetz der Liebe aufrichten solle. Diese Aufgabe aber war das Amt des Messias. Die Schrift selbst hatte einen Propheten wie Moses, der Israel ein neuer Gesetzgeber sein werde, verheißen. Dieser neue Gesetzgeber wollte Jesus werden, da das alte Gesetz sein Volk nicht mehr besser, sondern schlechter machte. Als Jesus den Zug nach Jerusalem antrat, stand ihm fest, daß er der verheißene Reformator sei, wie der erste Akt beweist, den er dort vornimmt: die Tempelreinigung. Hätte er sich nicht als den Verheißenen gefühlt, so hätte er das Bekenntnis des Petrus und das Hosanna der Jerusalemiten ausdrücklich zurückweisen müssen. Er hatte sich nicht von vornherein den Messias genannt, sondern hatte im Gemüt der Jünger die Einsicht in seine Messianität langsam wachsen lassen, bis sie dieselbe selbst als reife Frucht vom Baume der Erkenntnis pflücken konnten¹⁾. Dann aber folgte die Proklamation mit voller Öffentlichkeit. Von da an ist er für seine Jünger nicht mehr ihr Lehrer, sondern der Christ, denn sie werden nicht dafür gehalten haben, daß er als Prophet gestorben und als

¹⁾ Holzhmann, Das messianische Bewußtsein Jesu. S. 98.

Messias auferstanden sei, sondern sahen in ihm schon zuvor den Verheißenen. Sein Leben mußte er lassen, weil er etwas sein wollte, was er nach der Meinung der Volksführer nicht war und nach Meinung des Procurators nicht sein durfte. Er aber nahm diese Würde in Anspruch, nicht nur nach der Stimme Gottes, die er in seinem Innern vernahm, sondern auch im Gehorsam gegen die heiligen Urkunden seines Volkes¹⁾. Das Davidische Königtum lehnte er ab, weil es ein irdisches war, den Menschensohn bestätigte er, weil dieser vom Himmel stammt und dadurch das Reich aus allen nationalen irdischen Bezügen losgelöst wurde. Der Menschensohn bedeutete ihm mehr als der Davidsohn und der Name schon verbat sich den Zusammenhang mit jenen Messiasen, mit denen ihn Pilatus und Gamaliel in eine Reihe stellten. Menschensohn ist er, insofern er das Reich der Himmel bringt, Gottessohn ist er durch das Erleben Gottes im Grunde seines Gemüts, das sich mit dem Vater eins weiß. Er fühlte sich nach innigem Gebetsleben als Sohn des Vaters im Himmel. Diese Überzeugung mußte in ihm feststehen, ehe er den Auftrag des Vaters erkannte, der Messias seines Volkes zu werden. Insofern hat er sich als Gottessohn zuerst und dann erst als Menschensohn erkannt. Der Gottessohn war früher da als der Menschensohn. Zum Menschenlose aber gehört Leiden und Sterben. Sobald er das Bekenntnis seiner Jünger auf der Wanderung durch die Berge von Cäsarea Philippi empfangen hat, bereitete er sie darauf vor, der Menschensohn werde viel leiden müssen in der Stadt, die da tötet die Propheten und steinigt, die an sie gesandt sind. So wenig wir diese Todesahnungen bezweifeln, die alle Evangelien berichten, ist Jesus doch nicht einfach nach Jerusalem gezogen, um zu sterben. Er wollte das Volk vor die Wahl stellen, ihn anzuerkennen oder zu verstoßen. Sollte er seiner Sendung gerecht werden, so mußte er den

¹⁾ Holzmann, a. a. O., S. 74.

Todeszug wagen, aber er sah wohl, daß die Verwerfung wahrscheinlicher sei als der Sieg. Als der Verlauf seinen Untergang immer sicherer machte, nahm er selbst seinen Opfertod, als von Gott verhängt, in den Kreis seiner Überzeugungen auf. Er selbst bereitete damit das wichtigste Dogma seiner überlebenden Jünger vor, daß der Messias sterben mußte nach der Schrift als Sühnopfer für die Sünde der Welt. Mit klaren Worten spricht Jesus (Mark. 10, 45) es aus, daß er gekommen sei, sein Leben zu lassen als Lösegeld für viele. Diesen Sinn sollen die Jünger auch mit dem Gedächtnismahl verbinden, wenn Jesus spricht: „Nehmet hin mein Blut, das Blut des Neuen Bundes, das vergossen wird für viele.“ Daß Christus gestorben sei für unsere Sünden, ist nicht individuelle Theologie des Apostels Paulus, sondern diese Lehre ist ihm überliefert durch Jesu unmittelbare Jünger, die sie von dem Herrn selbst empfangen haben (1. Kor. 15, 3). Aus der Opferidee des Alten Testaments löste Jesus sich das Rätsel seines Untergangs. Nach dem Glauben seines Volkes, der auch sein Glaube war, brauchte es eines Opfers, um Sünde zu sühnen. In Stellvertretung der sündigen Brüder brachte der Messias sich selbst als dieses Opfer dar. Dieser Grundgedanke der paulinischen Theologie stammt von Jesus selbst. Er floß nicht aus Jesu erstem Gedanken, daß Gott der Vater sei, der seiner Kinder Sünde vergibt, weil er die Liebe und Gnade ist, aber er war die Lösung des Rätsels seines Untergangs und insofern das Resultat seines Lebens. Die ungeheuere Schuld dieses sündigen Geschlechts warf ihre Schatten auch über seinen Weg und war der Grund, warum dieser Weg nach Golgatha führte. Für all die Sünde, die dieses schuldvolle Geschlecht auf sich geladen hat, ist ein Sühnopfer nötig, und Jesus war bereit, dieses Opfer zu werden. Wenn die Juden nachmals fragten, wie kann ein Gekreuzigter der Messias sein? so sagt Markus, der älteste Evangelist und Begleiter des Paulus: „Gerade durch sein Leiden

ward Jesus der Messias.“ So kamen zwei biblische Bilder, die sich scheinbar ausschlossen, der Menschensohn und der leidende Knecht Jehovas, also Daniel und Jesaja, zusammen. Was Paulus tiefsinnig ergrübelte, ist als stiller Traum doch schon durch Jesu Seele gezogen. Die weichen Töne eines Scheidenden, der von den Seinen Abschied nimmt, beherrschten je länger, je mehr die letzten Reden Jesu. Aber nicht seinem eigenen Lose gilt sein Schmerz, sondern dem seines Volkes, das von blinden Blindenleitern geführt, dem Abgrund entgegen taumelt. Das stimmungs- volle Wort: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die an dich gesandt sind,“ wollen manche einem verlorenen Apokryphum von der Weisheit Gottes zuteilen, das Lukas 11, 49 in ähnlichem Zusammenhang erwähnt. Das „wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen,“ wäre dann von der Weisheit Gottes gesprochen, nicht von Jesus, der nach Matthäus überhaupt noch nicht in Jerusalem gepredigt habe. Aber was wissen wir von Jesu früheren Predigten, da der Galiläer doch von Jugend auf oft zum Tempel gewallt sein wird? Und haben nicht diese Worte den echten Heilandston? Ergreifendere Klagen gibt es nicht als diese elegischen Schluß- akkorde der letzten Reden Jesu über das Schicksal seines Volkes. „O, daß du es hättest bedenken wollen zu dieser deiner Zeit!“ Die wahre Stimmung Jesu klingt zum mindesten nach in diesen Klagen, auch wenn sie im Aus- druck umgeformt worden sein sollten.

Wären Jesu diese Leidensverkündigungen erst nach- träglich angedichtet worden, so hätten die Erzähler Vor- heragung und Erfüllung in Übereinstimmung gebracht. Daß Jesus im Gegenteil seine Steinigung erwartet, nicht seine Kreuzigung, ist der stärkste Beweis für die wesent- liche Geschichtlichkeit dieser Reden.

Mit dem Tode aber ist Jesu persönliche Mission nicht vollendet. Hinter den Todesschatten liegt hell und deutlich die Zukunft des Reichs, die ohne eine fortdauernde Wirk-

samkeit des Gründers und Mittelpunkts nicht gedacht werden konnte. Jesus glaubte fest, daß das Reich kommen werde, und darum wußte er auch, daß er selbst wiederkommen werde mit diesem Reiche. Der Glaube an eine nahe Weltumwandlung war ein Teil des Zeitbewußtseins und breitete selbst unter Griechen und Römern sich aus. Seit den Tagen des Täufers beherrschte er auch Jesu Seele. Auf diesen Glauben war er mit Jordanwasser getauft. Daß Jesus, trotz der Erkenntnis der Übermacht der Gegner, von der Dauer des von ihm gestifteten Reiches überzeugt war, ist keinem Zweifel unterworfen. In diesem Sinne sind die von allen Quellen bezeugten Reden Jesu über die Zukunft des Menschensohns und sein Gericht über die Welt sicher geschichtlich. Ob er sich aber diese Vorgänge so völlig in den Bildern Daniels und Henochs von der Ankunft des Menschensohns auf den Wolken des Himmels, geleitet von allen himmlischen Heerscharen, vorstellte, ist nicht ebenso gewiß. Das starke Gefühl des Genies, daß mit dem Tod die Wirkung seines Lebens nicht ende, konnte sich bei ihm an die prophetische Verheißung anschließen, aber mit dem sonst so maßvollen, harmonischen, sonnigen, sich selbst bescheidenden Wesen Jesu ist die Phantastik der Apokalyptiker schwer zu vereinigen. Schon D. Fr. Strauß sagte: „Ich finde in den früheren Reden Jesu, namentlich der Bergrede, einen so rationalen Zug, daß ich ihm immer noch jene Idee (der Wiederkunft) nicht zutrauen kann.“ Daß die christliche Gemeinde und mit ihr Paulus eine Wiederkunft Jesu erwartete, steht fest. Paulus beruft sich für diese Hoffnung (1. Thess. 4, 15) sogar auf ein Wort Jesu. Aber ob die Gläubigen im Detail ihrer Erwartungen nicht mehr von Daniel und den jüdischen Enthüllungsbüchern beraten waren als von Jesus selbst, wer könnte das entscheiden? Verheißungen, wie sie die jüdischen Apokalypsen von der Zukunft des Messias gaben, waren Jesu sicher geläufig, aber der, der in kindlicher Selbstbescheidung sprach: „Zeit und Stunde weiß

niemand, auch der Sohn nicht, sondern nur der Vater," der ehrlich bekannte, die Sitze im Reiche Gottes zu verleihen, stehe nicht bei ihm, der fragte: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut als der einige Gott" — dieser demütige Knecht Gottes kann nicht wohl von sich das Wort gesprochen haben: „Wenn des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Throne seiner Herrlichkeit" (Matth. 25, 31). Solche Demut und solche Herrschaftsträume demselben Manne zuschreiben, heißt psychologisch Unmögliches bei ihm für möglich halten, also auf menschliches Verständnis verzichten. Viel wahrscheinlicher ist es doch, daß die Evangelisten ihren Menschensohn hier einen Glauben bekennen lassen, der in dieser Form nur der ihre, nicht der seine war. Daß Jesus den Anbruch des Gerichtstags, wie ihn die Propheten verhießen, bald und in demselben seine eigene Rechtfertigung erwartete, ist sehr glaublich, aber niemand kann heute mit Bestimmtheit angeben, was in den ihm beigelegten Zukunftsreden, die sich durchaus in biblisch überlieferten Vorstellungen bewegen, für den Redner Bild und was Sache war und inwieweit in ihm selbst überlieferte Verheißung und eigene Überzeugung sich deckten. Auch absolut sichere Kriterien, ursprüngliche Worte Jesu von späteren Zutaten zu unterscheiden, haben wir nicht. Wir können nur sagen, was Jesus seinem eigenen Genius entnahm, hat sich als ewig und unvergänglich erwiesen, was er den Zeitvorstellungen entlehnte, blieb zeitlich und vergänglich und ist durch die Geschichte widerlegt. In dem Flittergolde der jüdischen Königskrone bilden die Sprüche Jesu die echten Perlen. Welche Vorstellungen in dem Bewußtsein eines hebräischen Propheten möglich waren, ist aber nicht nach unserer Vorstellungswelt zu beurteilen. So gut Paulus 1. Kor. 6, 2 f. seine Christen versichert, sie würden bei dem kommenden Weltgerichte nicht nur die Menschen, sondern selbst die Engel richten, ebenso gut könnte auch Jesus die gleiche Erwar-

tung gehegt haben, die sich auf die Weissagung des Propheten Daniel gründet. Auch daß die Jünger von seiner Auferstehung so fest überzeugt waren, daß sie selbst Erscheinungen des Auferstandenen erlebten, kann dafür sprechen, daß Jesus ihnen seine Wiederkunft zugesagt hatte. Anderseits sind die Quellen selbst zwiespältig. Bei Markus verkündet Jesus zwar seinen Tod und seine Auferstehung, nicht aber seine Parusie¹⁾. Der vierte Evangelist läßt Jesum, wenn wir von einigen handgreiflichen Interpolationen absehen, seine geistige Wiederkunft als Parallet vorher sagen, nicht eine sichtbare. Auch die historische Grundchrift scheint, wenn wir von der eingeschalteten Eschatologie absehen, eine derartige Zusage nicht enthalten zu haben. Anderseits freilich ist nicht zu bestreiten, daß eine ganze Reihe von Reden und von Gleichnissen Jesu auf die Idee der Parusie hinauslaufen. Jesus versichert seine Jünger, daß sie den Tod nicht schmecken werden, ehe sie die Erfüllung aller Verheißungen erlebt haben. Sie sollen die Städte Israels nicht alle ausrichten können bis er kommt. Wie aus dem Treiben der Schosse im Frühling sollen sie aus der wachsenden Not auf die Nähe des Reiches schließen. Die Gleichnisse von den törichtten Jungfrauen, vom Unkraut, von den guten und faulen Fischen, von den Geringen, die Jesum trankten und speisten, gipfeln alle in dem Glauben an den nahen Tag der Vergeltung. Der Glaube an das nahe Gericht war sowohl Schriftlehre wie Zeitbewußtsein, ja Voraussetzung jedes gläubigen Herzens. Einem Scheidenden aber lag dieser Trost näher als jeder andere. Wenn Menschen auseinandergehen, so sagen sie auf Wiedersehn. Man mag die Mehrzahl dieser Gleichnisreden, die die Wiederkunft Jesu zur Pointe haben, der verwaisten Gemeinde zuschreiben, die Gemeinde würde doch nicht auf diese Gleichnisse gekommen sein, hätte ihr ihr Meister nicht die Wiederkunft versprochen. Ein Motiv

¹⁾ Wellhausen, Einleitung. S. 97.

seiner Zusage der Wiederkunft mag für Jesus auch die Befürchtung gewesen sein, daß sein Anhang sich zerstreuen werde, wenn er nicht so fest den nahen Sieg seines Reiches, trotz aller Gewalttat der Widersacher zusage¹⁾. Insofern in diesem festen Glauben an die Verwirklichung der messianischen Verheißung implizite der Glaube an die eigene Wiederkunft enthalten war, hat Jesus sie gewiß erwartet, das Detail aber war nicht seine Lehre, sondern die Lehre Daniels und der andern Enthüllungsbücher. Die apokalyptische Erwartung seines Volks garantierte ihm nur eine Wiederkunft mit allen andern Gerechten. Auch wenn Jesu eigene Vorher sagungen nicht so bestimmt gelautet haben sollten, als unsere zum Teil späten Berichte annehmen, wird er doch wie Paulus und zahlreiche Frommen seine eigene Wiederkehr zum Tage des Reichs angenommen haben, nicht als persönlichen Vorzug, sondern als Teil der göttlichen Verheißung. Zu dem selbst erarbeiteten Gute Jesu gehören solche Vorstellungen nicht, sondern zu seinem jüdischen Erbe. Und nicht einmal das ist erweislich, daß Jesus sich das Gericht so dachte, wie der viel tiefer in jüdische Theologie getauchte Paulus. Fest steht nur, daß seine Jünger sich seinen Glauben an die Zukunft des Reichs nach Analogie der jüdischen Zukunftserwartungen ausgelegt haben. Gerade bei diesen Partien des Lebens Jesu werden wir bekennen müssen: es bleibt etwas Rätselhaftes an dieser Gestalt, bei dem unser Verstehen versagt. Vielleicht würden wir auch hier klarer sehen, wenn unsere Nachrichten vollständiger wären. Ebenso möglich ist es freilich, daß sich dann neue Rätsel knüpften, denn es handelt sich um eine orientalische Welt, die auf ganz andere religiöse Vorstellungen gebaut ist als die unsere.

Schon seit Ablauf des ersten Sommers war Jesu Leben immer mehr ein Fluchtleben geworden. Die Heimat und die ebenso beweglichen wie wandelbaren Galilä-

¹⁾ Vgl. Bouffet, Jesus. S. 83 f.

läer hatten schließlich versagt. Es war auf den Jubel der Abfall gefolgt. Sollte er darum in Wüsten fliehen oder sich wie David in der Höhle Abdullam bergen bei den Bedrängten und denen, die verbitterten Gemütes waren? Das war nicht seine Art. Mutig beschloß er, hinaufzuziehen nach Jerusalem und auf dem Feste von dem versammelten Volke seine Anerkennung als Messias zu fordern und er war gewiß, daß Gott, sein Gott, ihn nicht verlassen werde. Zunächst galt es, die nächsten Jünger auf diesen Gang vorzubereiten. Seit der Name des Messias laut ausgesprochen war, zeigen einzelne Erzählungen, wie lebhaft die Jünger innerlich mit den glänzenden Zukunftsbildern beschäftigt sind, die dieser Name vor ihnen austauschen läßt. Sie streiten, wer der Größte sei und über die Sige in dem kommenden Reiche; sie haben über das Wann und Wo ihre Gedanken und Fragen. Die durchaus historisch anmutende Eifersuchtszene, die der auf Seite des Petrus stehende Markus berichtet, eine Szene, welche durch die ehrgeizige Mutter der Zebedäiden hervorgerufen wurde, als sie für ihre Söhne die Sige zur Rechten und Linken des messianischen Königs begehrt, veranlaßt den gewiß geschichtlich klingenden väterlichen Bescheid Jesu: „Ihr wißt, daß die Herrscher der Völker die Herren gegen sie spielen und die Großen sie vergewaltigen; so sei es nicht unter euch, sondern wer in euerem Kreise groß sein möchte, der sei euer Diener und wer erster sein möchte, der sei euer Knecht, wie der Menschensohn nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben als Lösegeld für viele zu geben.“ In dem Tage von Cäsarea Philippi sehen wir also den Beginn der tragischen Wendung im Leben Jesu. „Auf keinen Fall ist es zufällig,“ sagt Holzmann¹⁾, „daß erst seit diesem Tage gehäufte und sich steigernde Weissagungen über das Schicksal des

¹⁾ Archiv für Religionswissenschaft von A. Dieterich. 10. Band. 2. S. 19 f.

Menschensohns berichtet werden, daß erst jetzt von seinen Leiden und in seiner Nachfolge von Leiden der Jüngerschaft die Rede ist, daß erst jetzt das von Anfang an gepredigte Reich immer ausschließlicher in eine wunderbar zu schaffende Zukunft verlegt wird, daß neben der Sache nunmehr auch die Person ihre Rechte geltend macht, daß die Wunder dort sich häufen, hier dagegen allmählich verschwinden und anderes mehr, was alles in dem durchschlagenden Eindruck einer ins Stürmische umgeschlagenen Witterung und verfinsterten Atmosphäre zusammenfällt." Auch für das Bewußtsein des Schriftstellers ist also der Tag des Bekenntnisses von Cäsarea ein Schicksalstag.

Von da ab fließen auch unsere Nachrichten über die persönlichen Erlebnisse Jesu reichlicher und sind genauer fixiert. Auffällig ist zunächst die feste Zählung der Tage zwischen dem Bekenntnis Petri und der Erscheinung des Moses und Elias auf dem Berge der Verklärung (Mark. 9, 2), die es schwer macht, diese Vision ganz in das Reich der Sage zu verweisen. „Und nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich den Petrus, Jakobus und Johannes und führte sie auf einen hohen Berg bei seite allein.“ Da geschah Wunderbares. Jesu Kleider wurden glänzend und weiß wie Schnee und Moses und Elias standen neben ihm. Petrus fährt gleichsam aus dem Traume auf mit der Aufforderung: „Hier ist gut sein, wir wollen Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elias eine.“ Da sind die beiden Propheten schon verschwunden. Wenn gerade Moses und Elias vom Himmel kommen, rührt das wohl daher, daß von diesen beiden eine Himmelfahrt angenommen wurde. Aus der Erzählung Deuteronomium 34, 6, daß niemand je das Grab Moses gesehen habe, der auf dem Berge Nebo verschwand, entwickelte sich die Sage von der Himmelfahrt Moses, welcher Sage dann wieder die Geschichte von der Himmelfahrt Jesu auf dem Berge nachgebildet ist. Die Assumptio Moses erzählte, wie der Titel verrät, diese Himmelfahrt in ihrem verlorenen Schlusse.

Auch Josephus läßt Moses in einer Wolke verschwinden. Die gleiche Zusammenstellung Apokalypse 11, 3 f. zeigt, daß dieser Glaube sich auf die christliche Gemeinde vererbte. Diese beiden Vorgänger, Moses und Elias, begrüßen Jesum, der ihnen bald nachfolgen wird, auf dem Berge. Sonnenstrahlen, die Jesu Kleid so weiß leuchten lassen, wie kein Walker auf Erden weiß machen kann, Wolken, die ihn überschatten, eine Stimme vom Himmel, die für die Zeugen kein Donner, sondern ein Wort von oben ist, mischen Züge in die Wundermär, die nach einer traumhaften Erinnerung aussehen. Dabei werden diese Erlebnisse chronologisch so fest datiert, daß ein historischer Kern doch möglich bleibt. Daß Petrus in dieser Erzählung seines Schülers Markus wieder die Hauptrolle spielt, läßt um so leichter an eine eigene Erinnerung des Petrus denken, wie sehr sie auch durch das Medium der Phantasie hindurchgegangen sein mag.

Wäre das Evangelium ein Gedicht, so würden die einzelnen Abschnitte mit gleicher Deutlichkeit ausgearbeitet und durchgeführt sein. Es spricht für seinen geschichtlichen Charakter, daß die Erlebnisse, die auf die Zeugen den tiefsten Eindruck machen mußten, auch am ausführlichsten und anschaulichsten berichtet sind. Diese Erlebnisse sind aber naturgemäß die der letzten Tage Jesu. „Wir erfahren über die Woche in Jerusalem ebensoviel wie über das Jahr in Galiläa“¹⁾. Hatte bis dahin Jesus es verboten, daß die Seinen ihn als Messias ausrufen, so weist er bei dem Einzug in Jerusalem die Aufforderung der Priester, dem Jubel der Galiläer und Kinder zu steuern, mit dem sicher echten Worte zurück: „Wenn diese schwiegen, müßten Steine reden.“ Er ist nicht gekommen abzuwiegeln, sondern eine Entscheidung des Volks zu erzwingen. Der erste Schritt dazu ist ein symbolischer Akt des Propheten, die Tempelreinigung, bei der die ihn mit

¹⁾ Wellhausen, Einleitung. S. 50.

ihren Jubelrufen begleitenden Galiläer wohl die Gewaltthaten ihm abnahmen. Die Reform des Tempels soll beginnen. Als der Prophet wie Moses, der Israel ein neues Gesetz gibt, stellt Jesus sich dem Volke damit vor. Zu der symbolischen Handlung aber trat sofort der gewaltige Angriff auf die Meister in Israel. Mark. 12, 38 ff. und Matth. 23 haben sicher mit Recht die große Rede Jesu gegen die Pharisäer in diese Tage verlegt. Jedes Wort klingt hier wie scharfer Schwertstreich aus dem großen Kampfe um das Reich. Jesus führte ihn mit vernichtenden Schlägen gegen die Autorität der Pharisäer, aber auch diese hatten eine tödliche Waffe zur Hand. Seit klar war, daß der Prophet von Nazareth als Messias seine Reform des Volkslebens betrieb, hatte er sein Haupt unter das Schwert des Pilatus gestellt, das vom Blute der Patrioten nicht trocken geworden war. „Auf Moses Stuhl,“ sprach der Prophet von Nazareth, „haben sich gesetzt die Schriftgelehrten und Pharisäer. Alles nun, was sie euch sagen, das tut und haltet¹⁾; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht tun, denn sie sagen's wohl und tun's nicht. Sie schnüren schwere und unerträgliche Bürden, und legen sie den Menschen auf die Schultern; sie selbst aber wollen nicht mit einem Finger daran rücken. Alle ihre Werke aber tun sie, daß sie von den Leuten gesehen werden, denn sie machen ihre Denkfettel (zur Mahnung an das Gesetz) und ihre Judenquasten groß. Sie lieben die ersten Plätze bei den Gastmählern und die ersten Sitze in den Schulen und haben es gern, daß sie begrüßt werden auf den Märkten und von den Menschen Rabbi genannt werden. Wehe aber euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, daß ihr das Himmelreich vor den Menschen zuschließet, (indem sie unerfüllbare Forderungen stellen,) ihr kommet nicht hinein und die hineinwollen, lasset ihr nicht hinein-

¹⁾ Nicht gegen das Gesetz selbst will er sprechen; aber vielleicht ist diese Abschwächung durch den Referenten hereingekommen.

gehen. Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharifäer, ihr Heuchler, daß ihr Meer und Land umziehet, einen Juden-
genossen zu machen; und wenn er's geworden ist, machet
ihr aus ihm ein Kind der Hölle, zwiefältig mehr, denn
ihr seid. Wehe euch, ihr blinden Führer, die ihr saget,
wer da schwöret bei dem Tempel, das bedeutet nichts,
aber wer da schwöret bei dem Golde des Tempels, der
ist gebunden. Ihr Narren und Blinde, was ist denn
größer, das Gold oder der Tempel, der das Gold heiligt?
Wer schwöret bei dem Tempel, der schwöret bei dem, der
darin seine Wohnung hat. Und wer da schwöret bei dem
Himmel, der schwöret bei dem Throne Gottes und dem,
der darauf sitzt.“ Diese Kasuistik soll den frommen Män-
nern ja doch nur dazu dienen nachträglich zu behaupten,
daß ihr Eid kein Eid gewesen sei, daher der Beheruf:
„Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharifäer, ihr Heuchler,
daß ihr verzehntet Minze, Dill und Kümmel, und lasset
dahinten das Wichtigere im Gesetz, nämlich das Gericht
und die Barmherzigkeit und die Treue. Ihr Toren, die
ihr die Mücken seiget und Kamele verschlucket! Wehe
euch, Schriftgelehrte und Pharifäer, ihr Heuchler, daß ihr
die Becher und Schüsseln auswendig rein haltet, inwendig
aber sind sie voll Raub und Unmäßigkeit.“ Bucher hat
die Schüsseln gefüllt und Brasserei leert sie, aber daß die
Fleischschüssel sich nicht mit dem Milchtöpfe berühre, das
ist ihre Sorge. „Wehe euch, daß ihr gleich seid über-
tünchten Gräbern, welche auswendig zwar anmutig er-
scheinen, aber inwendig sind sie voller Totenbeine und
alles Unrats. Also scheint auch ihr von außen den
Menschen gerecht, aber inwendig seid ihr voller Heuchelei
und Untugend!“ Der blutigste Sarkasmus aber liegt in
dem Hinweise darauf, daß sie der Propheten Gräber bauen,
sie, die die Propheten steinigen, die an sie gesandt sind.
Wessen sich Jesus zu ihnen versteht, liegt in diesen Worten
bereits ausgesprochen. Nicht durch einen Spruch des
Prokurators im Prätorium, sondern durch Rotten der

Pharisäer und Priester, die ihn steinigen, erwartet der Prophet zu enden. Nicht minder beißend ist das Bild aus dem intimen Leben der Frommen, das Jesus (Matth. 15, 4) an den Pranger heftet: „Gott hat gesagt, du sollst Vater und Mutter ehren, und: wer Vater und Mutter fluchet, der soll des Todes sterben. Ihr aber sagt: wer zum Vater oder zur Mutter spricht: geopfert sei, womit ich dir helfen könnte, der braucht seinen Vater mit nichts zu ehren.“ Hat der Fromme „quorban“ darüber gesprochen, so ist das Geld damit Eigentum des Tempelschatzes geworden und die Priester können es einflagen. „Also habt ihr Gottes Wort aufgehoben um eurer Überlieferung willen. Ihr Heuchler, wohl sein hat Jesaja von euch geweissagt und gesprochen: Dies Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.“ Ihrer Trefflichkeit bewußt, fanden die Heiligen, die der Galiläer der Lächerlichkeit preisgab, keine Worte, ihre Entrüstung auszudrücken. „Weißt du auch, daß die Pharisäer ein Ärgernis nahmen, da sie die Worte hörten?“ ist die naive Frage, die Matthäus den Jüngern in den Mund legt. Jesus aber antwortete und sprach: „Jede Pflanze, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzt hat, wird ausgerentet werden. Lasset sie fahren, Blinde sind sie, der Blinden Leiter. Wenn aber ein Blinder den anderen leitet, so fallen sie beide in die Grube.“ Die Frommen aber hatten auf diesen Angriff wider ihre Herrschaft die Antwort, die sie in solchem Falle immer haben: „Kreuziget ihn!“

Daß die Lage des Messias sich stark geändert hat, so daß er auf heimliche Begräbung oder öffentliche Steinigung gefaßt sein muß, zeigen unanfechtbare Worte Jesu. Zu Anfang sendete er seine Jünger in eine wohlgeneigte Bevölkerung, und wo sie in eine Hütte eintraten, sollten sie sprechen: „Friede sei mit diesem Hause.“ Jetzt sagt er ihnen: „Als ich euch aussandte ohne Beutel und Tasche und Schuhe, habt ihr an etwas Mangel gehabt? Sie sprachen: An nichts. Da sprach er zu ihnen: Aber

nun, wer einen Beutel hat, der nehme ihn, desgleichen auch eine Tasche. Und wer kein Schwert hat, verkaufe sein Kleid, und kaufe sich eines. Denn ich sage euch: Es muß auch noch dieses vollendet werden an mir, was geschrieben steht: „Er ward unter die Übeltäter gerechnet.“ Und was von mir geschrieben ist, das geht in Erfüllung. Sie sprachen aber: „Herr, siehe, hier sind zwei Schwerter.“ Er aber sprach zu ihnen: „Es ist genug“¹⁾. Sendete er sie früher in eine freundlich gesinnte, gastliche, so jetzt in eine feindliche Welt. Viele Worte macht der Erzähler nicht, aber das eine Wort vom Kaufen von Schwertern sagt alles.

Die Schilderung der letzten Erlebnisse Jesu in Jerusalem hat durchaus geschichtlichen Charakter. Es ist ein Bild von morgenländischer Lokalfarbe, wie der Prophet nach seiner donnernden Rede von schweigenden Freunden umgeben im Tempel sitzt und nun ein Gegner nach dem andern herantritt, um ihm mit orientalischer Umständlichkeit und Unterwürfigkeit eine Frage vorzulegen. „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes mit Wahrhaftigkeit lehrst, und dich um niemanden kümmerst, denn du siehst die Person nicht an.“ Auf solche kriechende Höflichkeit der heuchlerischen Gottesmänner erfolgt dann ein um so barscherer Bescheid. Die Frage nach seiner Vollmacht will Jesus den Gegnern beantworten, falls sie ihm erst sagen, ob die Taufe des Johannes aus Gottes Vollmacht stamme, worauf sie sich verlegen zurückziehen; die Frage, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuer zu zahlen, verweist er auf das Bildnis ihrer Münzen; den versteckten Spott der Sadduzäer über die Ehen im kommenden Gottesreich macht er durch den Hinweis auf die geistige Verfassung der Himmlischen zuschanden und der Leugnung eines ewigen Lebens setzt er ebenso schlagfertig entgegen,

¹⁾ Nach Holzmann Teil der Spruchsammlung. Vgl. Archiv für Religionswissenschaft von Dietrich. 10; 2. S. 196.

daß Gott sich den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nenne, „Gott ist aber nicht Gott von Toten, sondern von Lebendigen“. Während solcher Plänkeleien mit seinen Gegnern ruhen die Augen des Propheten dennoch mit Anteil auf dem Getriebe im Tempel und ihm entgeht nicht einmal die arme Frau, die ihren Steuergroschen dreimal umwendet und dann mit tapferem Entschluß in den Gotteskasten wirft, wie ihn früher der Freudenschrei des alten Weibleins erfreute, die ihren Groschen wieder gefunden. Wie fast immer befindet sich unser zweiter Evangelist im Vorteil gegen die freieren Bearbeiter der historischen Grundschrift, wenn er das Einschreiten der Priesterschaft gegen Jesus durch seine Tempelreinigung provoziert sein läßt, während Matthäus es weniger wahrscheinlich aus den Krankenheilungen und dem Hosannarufe der Kinder ableitet (21, 15). Das Bestellen des großen Obergemachs, in dem Jesus mit den zwölf Jüngern sein Abschiedsmahl halten wollte, hat schon bei unserem Markus (ob auch in der Grundschrift, mag dahingestellt bleiben,) den Charakter des Hellsiehens, da Jesus voraussagt, die beiden Jünger, die er zu diesem Zwecke nach Jerusalem sendet, würden einem Mann mit einem Wasserkrüge begegnen, dem sollten sie nachgehen. Er werde sie in ein Haus führen, wo ein großes Obergemach sein werde, gepolstert und bereitet, dort sollten sie alles für das Passahmahl vorbereiten. Die Überlebenden mochten noch oft diesen Ort des letzten Zusammenseins besuchen, daher die genaue Erinnerung. Für das Abschiedsmahl selbst werden wir uns an den weitaus frühesten Zeugen, Paulus, halten, der für den Brauch, den er einführte, sich auf die Sitte der Urgemeinde beruft. „Denn ich habe vom Herrn her empfangen, was ich euch auch überliefert habe. Der Herr Jesus Christus nahm in der Nacht, da er verraten ward, Brot, hielt das Dankgebet, brach es und sprach: ‚Dies ist mein Leib, der für euch gegeben wird, das tut zu meinem Gedächtnis.‘ Desselbigen gleichen auch den Kelch nach dem

Mahl und sprach: „Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blut. Dies tut, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtnis.“ „Als das Brot gebrochen in seinen Händen lag, da trat der Engel des Todes vor seine Seele und sprach zu ihm: Das ist ein Bild deines gebrochenen Leibes, und als der blutrote Wein in den Becher floß, da rangen sich von seinen Lippen die Worte: Das ist mein Blut des Bundes, vergossen für viele Ich werde nicht mehr vom Gewächse des Weinstockes trinken, bis ich es neu trinken werde mit euch im Reiche Gottes“¹⁾. An ein Passahmahl erinnert in dieser Beschreibung nichts. Jesus hatte vor, am folgenden Abend ein solches zu begehen, aber der Verrat des Judas kam dazwischen. Nach dem Mahle verließ er mit seinen Jüngern die gefährliche Stadt und begab sich nach dem östlich des Kidrontales gelegenen Ölberg. In Jerusalem wäre er wohl sofort verhaftet worden, so mußten die Priester sich erst einen Judas kaufen, der ihnen seinen Aufenthalt verriet. Daß in der Erzählung von Gethsemane in der Nacht, da er verraten ward, schmerzliche und reuevolle Erinnerung des Petrus das Wort führt, hört jeder Leser heraus, der Markus unbefangen auf sich wirken läßt. Der Ostervollmond stand an dem klaren Himmel des Kidrontales und beleuchtete Jerusalem und die dunklen Massen des Tempels. „Und sie kamen zu einem Hofe mit Namen Gethsemane und er sagte zu seinen Jüngern: ‚Setzet euch hier, indes ich bete‘ und er nahm zu sich Petrus, Jakobus und Johannes und er fing an sich zu entsetzen und zu zagen und sprach zu ihnen: ‚Meine Seele ist tief betrübt bis zum Tode; bleibet hier und wachet.‘ Und er ging ein wenig voran, fiel auf die Erde und betete, daß, so es möglich wäre, die Stunde an ihm vorüberginge.“ Aber er ertrug das Alleinsein nicht. Wir sehen ihn sich aufraffen, scharf und dunkel fällt sein Schatten über den hellen Weg bei den vom Mondlicht

¹⁾ Weinle, Jesus im 19. Jahrhundert. S. 115.

beleuchteten alten Olbäumen. „Und er kam und fand sie schlafend. Und er sprach zu Petrus: ‚Simon, schläfst du? Vermochtest du nicht eine Stunde zu wachen?‘ ‚Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.‘ Und er ging wieder hin und betete und sprach dieselbigen Worte. Und er kam abermal und fand sie schlafend, denn die Augen waren ihnen schwer und sie wußten nicht, was sie ihm antworten sollten. Und er kam zum drittenmal und sprach zu ihnen: ‚So schlafet nun weiter und ruhet, es ist genug. Die Stunde ist gekommen. Siehe des Menschen Sohn wird überantwortet in der Sünder Hände. Stehet auf und laßet uns gehen! Siehe, der mich verrät ist nahe.‘ Und alsbald, da er noch redete, kam herzu Judas Ischariot, der Zwölfe einer, und eine Schar mit ihm mit Schwertern und Knütteln, von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten und Ältesten. Es hatte aber der Verräter ihnen ein Wahrzeichen gegeben und gesagt: Welchen ich küssen werde, der ist's, den greifet und führet ihn wohlverwahrt fort. Und da er kam, trat er alsbald zu ihm und sprach: ‚Rabbi‘ und küßete ihn. Sie aber legten die Hände an ihn und griffen ihn. Einer aber von denen, die dabei standen, zog sein Schwert und schlug des Hohenpriesters Knecht und hieb ihm ein Ohr ab. Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: ‚Ihr seid ausgezogen wie zu einem Räuber, mit Schwertern und Knütteln mich zu fangen. Täglich war ich bei euch im Tempel und lehrte und ihr griffet mich nicht. Aber das ist geschehen, auf daß die Schrift erfüllet werde.‘ Und die Jünger verließen ihn alle und flohen. Und es war ein Jüngling, der mit ihnen ihm nachfolgte, der war nur mit Leinwand bekleidet auf der bloßen Haut. Und sie griffen ihn. Er aber ließ die Leinwand fahren und floh nackt von ihnen.“

Der folgende, gleichfalls aus der Grundschrift gezogene Bericht des zweiten Evangelisten über das Verhör Jesu beweist zunächst durch seine Dürftigkeit, daß diesem Verhör

keiner der Jünger beizuhnte, zeigt dann aber durch die Behauptung, nur falsche Zeugen hätten Jesum beschuldigt, er wolle den Tempeldienst abschaffen, daß der Gewährsmann die Bedeutung der Tempelreinigung nicht begriff. Viel besser als von der Gerichtsverhandlung weiß der Verfasser der historischen Grundschrift von dem Bescheid, was Petrus im Hofe des Hohenpriesters erlebte, ein Beweis, daß Petri Schüler Markus wirklich der Verfasser dieses ältesten Evangeliums war, wie Bischof Papias von Hierapolis behauptet. Die echt orientalische Weise, wie Petrus sich verschwor und die Wahrheit mit Eiden verleugnete, hat viel Lokalfarbe und ist sicher nicht erdichtet. In betreff des Verhörs Jesu vor dem Hohenpriester stimmen alle Referenten darin überein, daß Jesus auf die Beschuldigungen der Ankläger schwieg. „Antwortest du gar nicht auf das, was diese wider dich zeugen? Er aber schwieg,“ berichtet Markus. So wie Jesus den Namen des Messias verstand, konnte er die Frage, ob er der Verheißene sei, bejahen; in diesem Sinne war er der Messias. So wie die Frager diesen Namen verstanden, war er es nicht. Aus diesem Widerspruch wird sich sein Schweigen erklären; es war eine Bedenkzeit. Sagte er ja, so wußte er, daß ein Kreuz sein harre. Sagte er nein, so erschütterte er den Glauben der Seinen und zerstörte sein Werk. Daß er lieber den Tod erwählte als den Abfall seiner Jünger, war seine Größe; er wählte ihn aber in dem festen Glauben, sein Vater im Himmel werde ihn nicht verlassen. So antwortete er: „Ich bin's“ oder „du sagst es“. (Mark. 14, 62. Matth. 26, 64.) Das war sein freiwillig gewählter Opfertod. Nach schweren Mißhandlungen wurde der Gefangene von dem hohenpriesterlichen Palaste nach dem Prätorium des Prokurators geschleppt, wohl nicht nach der Burg Antonia, sondern nach dem alten Palaste des Herodes in der Oberstadt, der an den römischen Landpfleger übergegangen war. Der Prokurator findet zunächst keinen hinlänglichen Grund, die Todesstrafe gegen Jesus auszusprechen, die die

Juden verlangen, läßt sich aber schließlich von Priestern und Volk überschreien. Wie weit die Absicht auf die Darstellung der Evangelien eingewirkt hat, den römischen Beamten zum Zeugen für die Ungefährlichkeit des Christentums zu machen, wie weit diese Darstellung beeinflusst ist von den späteren Christenprozessen, in denen so oft das Geschrei des Pöbels den Ausschlag gab, ist schwer zu entscheiden. Schließlich muß der Procurator doch der Meinung gewesen sein, einen der jüdischen Messiasse vor sich zu haben, wie sie seit den Tagen des Galiläers Judas ja und je Aufstandsversuche wagten, sonst wäre das harte Urteil nicht gesprochen worden. Markus verdanken wir das letzte Wort Jesu am Kreuze: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Ps. 22, 2.) Bis zur Kreuzerhöhung hatte Jesu Hoffnung auf ein göttliches Einschreiten vorgehalten, jetzt verließ sie ihn. Der Bericht, daß etliche, die dabei standen, seinen Ruf: „Eli, Eli!“ auf Elias bezogen hätten, ist ein starkes Zeugnis für den von Markus verbürgten Aufschrei der Verzweiflung. Alles Glück und allen Jammer der Menschheit hatte er erfahren und wenn geschichtlich wäre, was der vierte Evangelist berichtet, daß Pilatus zu dem Volke sagte: Ecce homo, so hätte nie ein Römer ein tieferes Wort gesprochen. In diesem Haupte mit der Dornenkrone schaute die Menschheit sich selbst an, ihre Freude an der Erde, ihr Leid auf der Erde und ihren Trost über der Erde. Ecce homo! Das ist das Menschenlos. Warum sollte darüber nicht gepredigt werden, solange Menschen dieses Los erdulden?

Die zahlreichen Erscheinungen Jesu in Jerusalem hatte der ursprüngliche Markus nicht berichtet. Jesus hatte nach 14, 28 schon bei der Wanderung nach Jerusalem den Jüngern seinen Tod angekündigt und sie nach Galiläa beschieden. „Danach, wenn ich auferstanden bin, will ich vor euch hergehen nach Galiläa.“ Dort sollen die Jünger ihn treffen. Als nun in der Frühe des Ostertags die Frauen zum Grabe kommen, um die Leiche mit Spezereien zu be-

handeln, finden sie den gewaltigen Deckstein beseitigt und im Grabe sehen sie einen Engel, der ihnen Jesu Wort wiederholt, er gehe vor ihnen her nach Galiläa, dorthin sollen sie Petrus und die Jünger bestellen. „Und sie gingen hinaus und flohen von dem Grabe, denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen und sagten niemand nichts, denn sie fürchteten sich.“ So reißt in unsern besten Handschriften (Vatikanus und Sinaiticus, sowie in der syrischen Evangelienhandschrift des Katharinenklosters auf dem Sinai) der Text ab. Diese Erzählung setzt voraus, daß in Jerusalem die Frauen sich mit dem Bekenntnis ihrer Engelserscheinung noch nicht herauswagten und die Christusvisionen erst in Galiläa begannen. Der schlecht bezeugte Schluß unseres rezipierten Markus, der die ersten Erscheinungen nach Jerusalem verlegt, ist schon dadurch widerlegt, daß Jesus 14, 28 versprach, sich nicht in Jerusalem, sondern in Galiläa von den Seinen finden zu lassen. Die Grundschrift hatte also nicht vor, frühere Begegnungen der Jünger mit Jesus in Jerusalem zu erzählen. Ihr wirklicher Schluß ist vielleicht benützt im Anhang des vierten Evangeliums bei der Erscheinung Jesu, die am See Genezareth spielt. Soweit wir die historische Grundschrift noch besitzen, hört sie auf mit der Zerstreuung und eiligen Flucht des Jüngerkreises, so daß die Frauen ihr visionäres Erlebnis zu Jerusalem nicht einmal den Jüngern Jesu mitteilen konnten.

In der Bevölkerung ging der tolle Lärm der Patrioten weiter und lenkte die Aufmerksamkeit für eine Weile von den entflohenen Galiläern ab. Der Streit hatte sich jetzt nach Samarien verlegt und drehte sich um den Sturz des Pilatus, der auch erreicht wurde. Die Hoffnungen der entflohenen Galiläer schienen mit Jesu Niederlage gescheitert. Eines aber war geblieben und stand fest, nach wie vor, das war die Verheißung der Schrift. War Jesus der Menschensohn, so mußte er auferstehen von den Toten, auffahren gen Himmel und da sitzen zur Rechten der Kraft, bis er wiederkommt auf den Wolken des Himmels, um

zu richten die Lebendigen und die Toten. So stand es geschrieben bei Daniel, „dem Süßesten der Propheten“, wie Josephus ihn genannt hat. Glaubten die Jünger an Jesum und war Daniel ein Prophet, so konnten die Erwartungen der Gläubigen sich nur in dieser Linie bewegen. Dennoch war nicht eine falsch ausgelegte Daniellstelle der Grund ihres Glaubens, sondern der Eindruck, den Jesus in ihren Herzen hinterlassen hatte.“



II

Die Urgemeinde



Die Anfänge der Kirche verstehen sich leichter, wenn man sich erinnert, daß dieselbe nicht in einem geordneten Staate, in ruhigen Verhältnissen, sich bildete, sondern daß diese Neubildung aus chaotischen Zuständen hervorzuchs, inmitten einer religiös tief erregten Bevölkerung, die wildem Aufruhr entgegentrieb. Von den religiösen Bewegungen, die wir kennen lernten, war noch keine zur Ruhe gekommen. Die Zeloten verlangten mit glühendem Eifer einen neuen Makkabäerkrieg und gewannen mit jedem Jahre mehr Boden, bis sie schließlich ihr Ziel erreichten. Die Täufer waren mit dem Tode des Johannes nicht beseitigt; sie breiteten sich vielmehr in der jüdischen Diaspora aus und in Ephesus gehören hervorragende Männer, wie der Alexandriner Apollos, unter ihre Führer. Auch die Samariter, die die messianische Herrlichkeit für ihren Garizim in Anspruch nahmen, sehen wir in fortwauernder religiöser Gärung. Ihr blutiger Zusammenstoß mit Pilatus befreite Judäa von diesem Tyrannen, aber eine Beschwichtigung der Gemüter wird dadurch nicht erreicht. Den Propheten von Tirathana, der seinem Volke die Gefäße der Stiftshütte wieder schenken wollte, identifizieren manche mit jenem Simon Magus, von dem die Apostelgeschichte 8, 9 erzählt: „Es war ein Mann mit Namen Simon in Samarien, der Zauberei trieb und erregte Entsetzen bei dem samaritanischen Volke und gab vor,

er wäre etwas Großes. Und sie achteten auf ihn vom Kleinsten bis zum Größten und sprachen: Dieser ist die große Kraft Gottes. Sie sahen aber darum auf ihn, weil er bei ihnen lange Zeit mit seiner Zauberei Entsetzen erregt hatte.“ Daß dieser Zauberer Simon derselbe Magier Simon war, der nach Josephus am Hofe des Procurators Felix eine große Rolle spielte, ist sehr wahrscheinlich, wenn die Apostelgeschichte aber von ihm erzählt, er sei zu Christus bekehrt und getauft worden, so mischt sich in diese Version die Simonsage der Judaisten, die in ihrem Parteihasse den Apostel Paulus mit Simon Magus identifizierten und Züge aus dem Leben Pauli in die Erzählung von Simon verflochten¹⁾. Daß die religiöse Bewegung auch nach Pilatus' Abberufung in Samarien fortdauerte, ist sicher. Als ihre Träger werden die Propheten Dositheus und Menander genannt. Das lebhafteste Interesse, das die folgende Generation noch lang diesem Simon widmete, beweist zum mindesten, daß seine religiösen Umtriebe größere Bedeutung hatten. Der in Samarien geborene Justin macht Simon Magus geradezu zum Vater aller Keterei und eine gnostische Sekte des zweiten Jahrhunderts führt ihre Lehre auf ihn zurück. In den Referaten des Justin und Irenäus über die Lehre des Magiers ist dieser der erste Gnostiker und seine Schüler verehren in ihm einen auf Erden erschienenen Gott, der erhaben ist „über alle Herrschaften, Gewalten und Mächte“, also einen Doppelgänger des im Fleische erschienenen Gottessohns des Neuen Testaments. Zählt man zu diesen enthusiastischen Fraktionen der Zeloten, Täufer und Samariter noch die alten Parteien der Pharisäer, Essäer und Sadduzäer, so gewährt das jüdische Wesen das Bild eines brodelnden Hexentessels. Zu diesen religiösen Gruppen, in denen sich die Zahl der wirklich vorhandenen aber schwerlich erschöpft, gehören denn auch die Galiläer, wie man den Anhang Jesu nannte.

¹⁾ Das Nähere Neutestamentliche Zeitgeschichte 2, 294 f.

Die Apostelgeschichte schildert sie freilich im folgenden Jahrhundert als die Stillen im Lande und als treue Untertanen der römischen Obrigkeit, aber die Repräsentanten der Gemeinde, die sie selbst vorführt, die Märtyrer, die den Himmel offen sehen, die Asketen wie Jakobus der Gerechte, die Propheten wie Agabus, der Hungersnöte vorher sagt und symbolische Handlungen vornimmt, die Zeloten und Donnerstöhne unter den Jüngern Jesu widersprechen diesem friedlichen Bilde. Diesen enthusiastischen Galiläern stand fest, daß ihr Messias lebe, daß er sich bald einzelnen offenbare, bald nach seiner Verheißung mitten unter ihnen sei, wenn sie sich in seinem Namen versammeln. So entzündete sich Vision an Vision, Flamme an Flamme. Eine Erweckung kam über den kleinen Kreis, der einen unendlich viel erregteren und gehobneren Charakter trug, als ihn die Taufbewegung je gehabt hatte. So voll Sturm und Drang, voll brausender Begeisterung hatte man die Scharen am Jordan niemals gesehen. Dort war mit Wasser getauft worden, hier mit Geist. Dort war der alte Wein, den auch alte Schläuche faßten, hier ein neuer Wein, der sie brausend sprengte. Bei den Galiläern war alles Begeisterung, die Johannesjünger wußten nicht einmal, daß ein Geist sei. Insofern erscheint die neue Sekte als eine der schwärmerischen Verbindungen, wie sie die der Auflösung entgegengehende Theokratie erzeugte. Aus allen diesen Daten gewinnen wir die Vorstellung einer gewaltigen religiösen Gärung, die nicht verfehlte die seltsamsten Blasen zu werfen. Wir fühlen uns am Vorabend einer großen Umwälzung, die keineswegs nur einen politischen Charakter haben wird. Aber während die andern Früchte der Bewegungsjahre schließlich vom Baume abfielen wie taube Nüsse, reiften die der Pflanzung Jesu aus, denn sie allein hatten einen Kern. Die andern Parteien hatten die messianische Botschaft, die Galiläer hatten den Messias. Auch hier hing alles an der einzigartigen Person des Stifters.

Was die Kirche gegründet hat, ist die Überzeugung, der im Evangelium zuerst Petrus Ausdruck gibt, daß in Jesu Person alles beschlossen sei, was Israel von dem Messias erwarte und daß seine Lehre die Segnungen für alles Volk enthalte, die die Schrift von dem kommenden Gottesreiche in Aussicht stelle. Der letzte Grund der Wirkung auf die Menschen ist und bleibt die Persönlichkeit. Nicht die Konstellationen einer bestimmten Zeitlage haben das Christentum gebracht, sondern Jesus von Nazareth. Dürfen wir von dem Reflex einer Person in dem Gemüte seiner Freunde auf diese Person selbst schließen, so ist dieser Glaube der Jünger an den Meister ein Beweis seiner einzigartigen Größe. Ganz verschieden geartete Männer sind Jesu Jünger gewesen. Sie sind mit ihm geschmäht und verfolgt worden, sie haben mit ihm gedarbt, um Obdach und um Gaben gebeten und oft die Füchse um ihre Höhlen, die Vögel um ihre Nester beneidet, und Ähren gepflückt, um ihren Hunger zu stillen; sie kennen Jesum, wie man nach langem, gemeinsamem Wanderleben sich kennt — und dennoch! Der höchste Name, den die heiligen Bücher bieten, ist ihnen für den Genossen ihrer Fahrten gerade gut genug. Welche Gestalt muß der gewesen sein, der solchen Glauben wecken konnte! Für die Späteren aber, die schriftliche Berichte hinterlassen haben, liegt Jesus in einem mystischen Dämmerlichte, das die große Erscheinung ins Riesenhafte vergrößert. Von Johannes dem Täufer und Paulus von Tarsus haben wir ein deutliches, fest umrissenes Bild, von Jesus nicht. Es sind in ihm der Gegensätze zu viele und die Erzählung hat sich bald an die eine, bald an die andere Seite gehalten. Ein Heiland ist er für Kranke, Arme, Kinder, Gefallene; Tyrannen und Hohepriester aber würdigt er nicht einmal einer Antwort. Er geht der Gefahr aus dem Wege und er sucht sie auf; er sagt dem Orkan, er solle den Mund halten und zieht ruhig die Straße, die Besessene unsicher machen. Er ist sicher, über Regionen von Engeln zu ver-

fügen und bricht doch in den Ruf der Verzweiflung aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Psychologisch interpretieren lassen sich so verschiedene Züge derselben Persönlichkeit nicht; das innerste Wesen selbst des geringsten Menschen ist immer ein Geheimnis, an das wir glauben müssen. All unsere Freundschaft, all unsere Liebe beruht in letzter Reihe auf Glauben. Diesen Glauben hatte Jesus gefunden. Jesus war in den Augen seiner Jünger der Friedensfürst, Rat, Weisheit und Ewiger Vater der Propheten und sein Reich der Liebe war die Zeit des Friedens und ewigen Heils, von dem Jesaja geweissagt hatte. War er der verheißene Messias, so hatte die kleine Gemeinde der Gläubigen die Aufgabe, zu werben um die Anerkennung ihres Messias und zum Eintritt aufzufordern in das von ihm gegründete Reich. „Lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe“, hatte nach der Überlieferung des Matthäus Jesus selbst ihnen aufgetragen. Stilistisch kann man dieses Wort als das Finale betrachten, mit dem der erste Evangelist sein Buch abschließt; daß das Wort aber Jesu Willensmeinung enthält, ist nicht zu bezweifeln. Mit dem gleichen Auftrage hatte Jesus diese galiläischen Freunde schon zu seinen Lebzeiten ausgesendet, er war selbstverständlich auch das Vermächtnis, das er sterbend ihnen hinterließ. Von dem Tage an, daß ein erster Kreis sich zusammentat, der entschlossen war, Jesu Wort zur Richtschnur seines Lebens zu machen und ihn als den verheißenen Messias zu verkünden, die Menschen zu lehren, alles was er ihnen geboten hatte, gab es eine christliche Kirche.

Die Geburtsstunde dieser ersten Gemeinde ist uns nun aber in vieler Beziehung dunkel. Die Berichte sind lückenhaft und widersprechen sich sogar in Hauptsachen. Markus und Matthäus lassen von Golgatha die Jünger nach Galiläa zurückkehren, Lukas läßt sie in Jerusalem bleiben. Matthäus verlegt den Abschied der Jünger von dem Auferstandenen und die Himmelfahrt nach Galiläa, Lukas nach Bethanien

bei Jerusalem. Wenn nun die Berichte sogar in so wichtigen Punkten wie diesen sich widersprechen, so könnte man geneigt sein, an der Ermittlung des historischen Tatbestandes überhaupt zu verzweifeln. Dennoch gibt es eine sichere Tatsache, von der die geschichtliche Betrachtung ausgehen kann. Eines ist gewiß: Die Jünger Jesu waren alle Galiläer mit Ausnahme des Judas von Kariot, der ihn verriet. Dennoch finden wir den Sitz der ersten Gemeinde nicht in Galiläa, sondern in Jerusalem. Das bezeugt nicht nur die Apostelgeschichte, sondern auch unsere direkten Dokumente, die paulinischen Briefe, setzen voraus, daß Jakobus, der Bruder Jesu, Petrus und die übrigen Häupter der messiasgläubigen Gemeinde in Jerusalem ihren Sitz haben, obwohl sie aus Nazareth und Kapernaum stammen. Hier also legen die Tatsachen selbst uns eine klare Frage vor: Wie kommt es, daß die Familie des Nazareners und sein galiläischer Anhang Galiläa verlassen hat und sich in Jerusalem niederließ? Wer sich überlegt hat, was die Auswanderung einer so großen Anzahl von Familien erfordert, weiß auch, daß dieser Ortswechsel keine kleine Sache gewesen sein kann. Nicht nur die zwölf Apostel siedeln über, sondern auch die ganze heilige Familie, Jakobus, der Bruder des Herrn, Maria, die Mutter Jesu, vielleicht auch Maria, die Mutter des Johannes Markus und zahlreiche andere Männer und Frauen. Die Apostelgeschichte berechnet act. 1, 15 die erste Gemeinde auf 120 Köpfe. Das ist ein ganz ansehnlicher Zug von Auswanderern und wir müssen erwägen, wieviel dazu gehört, bis 120 Menschen zur Auswanderung bereit und fertig sind. So ist denn dieses große Ereignis auch nicht ganz ohne geschichtliche Spuren zu hinterlassen, vorübergegangen. Nach Mark. 10, 29, einer Stelle, die der historischen Grundschrift angehörte, lief in der ältesten Gemeinde ein Wort um, das Jesum sprechen läßt: „Es ist niemand, so er verläßt Haus, oder Bruder, oder Schwestern, oder Mutter, oder Vater, oder Kinder, oder Acker um meinet-

willen und um des Evangeliums willen, der nicht Hundertfältiges empfangt, jetzt in dieser Zeit, Häuser und Brüder und Schwestern und Mütter und Kinder und Äcker, zugleich mit den Verfolgungen und in der zukünftigen Welt das ewige Leben." So wenig zu der geistigen Beschreibung des Reiches in den Reden Jesu diese materielle Verheißung von Häusern und Äckern stimmt, für jene erste Kolonie, die ihre Wohnsitze an dem lieblichen See ihrer Heimat aufgab, um sich in dem dumpfen Jerusalem niederzulassen, handelte es sich allerdings darum, zu verlassen Haus oder Brüder, oder Schwestern, oder Mutter, oder Vater, oder Kinder oder Äcker. So wird hier eine Erinnerung an die erste Tat der jungen Kirche sich erhalten haben. Die Jünger mußten sich losreißen von den liebsten Freunden und von dem theuern Grund und Boden, an dem ihr Herz von Kind auf hing. Aber materiellen Ersatz stellen Jesu Reden vom Gottesreich sonst nirgend in Aussicht. Daß er selbst irdischen Grundbesitz in seinem Reiche soll versprochen haben, paßt schlecht in die Gedankenwelt der Bergrede. Es war der verklärte Christus, der durch seine Propheten so zu den Gläubigen geredet hat. Bei der Beschlußfassung über die Auswanderung läßt sich eine solche Prophetie am leichtesten begreifen. Fragen wir nun, warum gaben diese Galiläer ihre Heimat auf, so wäre an sich ein Doppeltes möglich. Man könnte annehmen, ihre Lage war in der Heimat unhaltbar geworden; sie waren ein Spott geworden mit ihrer getäuschten Hoffnung. Sie schieden also aus, wie im griechischen Städtewesen die unterlegene Partei oft auswanderte, um an einer fernen Küste in einer eigenen Kolonie ihre Ideale zu verwirklichen. Aber auch ein anderes ist möglich. Man legte ihnen in der Heimat zwar nichts in den Weg, aber Jerusalem, die Hauptstadt, der Tempel, bot ihnen bessere Aussicht für ihre Zwecke. Dieses letztere wird wohl das Richtige sein. In den Verhältnissen Galiläas lag kein Grund zur Auswanderung. Es ist zwar richtig, daß religiöse Schöpfungen

da besser gedeihen, wo man ihre Ursprünge nicht allzu genau kennt und Jesus selbst schon sagte: „Es gilt kein Prophet in seinem Vaterland.“ Die Galiläer waren ja auch bald wieder abgefallen von der Reichspredigt, aber nirgend geben die Evangelien den Eindruck einer unverföhnlichen Feindschaft des galiläischen Volkes gegen die Sache Jesu. In dieser Beziehung wäre der neue Aufenthalt in der fanatischen Priesterstadt, „die da geistlich heißet Sodom und Ägypten, wo auch ihr Herr gekreuzigt ward“, im Gegenteil schlecht gewählt gewesen, denn die äußere Lage der Jünger konnte sich durch Übersiedelung in die Priesterstadt nur verschlechtern. Der Grund ist ohne Zweifel der, den die Apostelgeschichte auch angibt, daß man in Jerusalem die Erscheinung des Menschensohns erwartete, und zwar, wie der Apokalyptiker versichert: „In Bälde.“ Auf Zion sollte das Reich errichtet werden, das ist die Tradition des Evangeliums, der Apokalypse, der Apostelgeschichte, der gesamten alten Kirche bis zu Irenäus und Tertullian. So wollte auch Jesu Gemeinde nirgend anders weilen, als wo sie ihres Herrn zu warten hatte. Dazu kam, daß für die Vertreter des bereits durch Jesus gegründeten Reiches der Sitz der Theokratie auch der allein angezeigte Aufenthalt war. Solange man die Hoffnung, das jüdische Volk selbst für Jesum zu gewinnen, festhielt, konnte nur die Stadt Davids als angemessener Mittelpunkt des Reiches erscheinen. Diese Beziehung des Evangeliums auf die zwölf Stämme spricht sich in der Wiederherstellung der Zwölfszahl der Apostel aus, die durch 1. Kor. 15, 5 bezeugt ist. Nach der Apostelgeschichte war die erste Amtshandlung der in Jerusalem sich konstituierenden Gemeinde Jesu die Wiederergänzung des Apostelkollegs. An Stelle des ausgeschiedenen Judas von Kariot wird Matthias gewählt. Danach wird also vorausgesetzt, daß Jesus selbst zwölf Apostel eingesetzt hatte, deren Zahl wiederhergestellt werden mußte. Es liegt auch kein Grund vor, der evangelischen Tradition, daß Jesus selbst zwölf

Sendboten, oder Apostel, mit der Ausbreitung des Reiches betraut habe, den Glauben zu verweigern, obgleich schon vielfach Zweifel erhoben worden sind, ob diese Institution von gerade zwölf Aposteln von Jesus selbst herrühre. Man bestreitet nicht, daß Jesus sich Jünger gewählt habe, aber daß es gerade ein fest abgegrenzter Kreis von zwölfen gewesen sei, wird angefochten. Vielmehr habe die Tradition eine später entstandene Institution in die Zeit Jesu zurückgetragen¹⁾. Aber die vorgebrachten Gründe

¹⁾ Manche halten für wahrscheinlicher, daß die jerusalemitische Gemeinde erst nach dem Ausbruch des Streites mit Paulus die Zahl der Apostel auf zwölf normiert habe, um so den selbstgeschaffenen Anspruch mancher Evangelisten, Apostel zu heißen, besser abweisen zu können. Jesus selbst habe also das Zwölferkolleg nicht eingesetzt, sondern die Tradition habe, wie in vielen Fällen, so auch hier, ein Institut in die Zeit Jesu zurückverlegt, das erst später aus den Bedürfnissen der Kirche sich entwickelt hatte. Schleiermacher, in seinem Leben Jesu, meinte, die Auswahl teilweise so ungeeigneter Personen wie eines Judas von Kariot, könne nicht von Jesus ausgegangen sein. Judas werde wohl im allgemeinen zu den Anhängern Jesu gezählt haben, einen fest abgeschlossenen Kreis jedoch habe Jesus nicht einsetzen wollen und können. Aber wenn es schwierig ist zu begreifen, warum Jesus einen Judas erwählte, so wäre doch noch viel schwieriger, zu sagen, wie die Spätern dazu gekommen sein sollen, einen Verräter unter die Zwölfe zu zählen, wenn er nicht historisch wirklich zu ihnen gehörte. Wozu sollten sie selbst ihrem ersten Autoritätskreise einen solchen Makel anhängen? Gerade Judas also beweist, daß es bereits zu Jesu Lebzeiten einen solchen Apostelkreis gab, denn Spätere hätten Judas gewiß nicht aus eigenem Antrieb zu den zwölf Erwählten gerechnet. Eine weitere Instanz, die man geltend gemacht hat, sind die Abweichungen der drei Apostelkataloge untereinander. Aber diese Differenzen beweisen nur, daß man zur Abfassungszeit unserer Evangelien nicht mehr genau wußte, wer zu den Zwölfen gehörte, keineswegs beweisen sie, daß Jesus selbst nur eine unbestimmte Anzahl von Jüngern hinterließ. Von den Evangelien, die jünger sind als die paulinischen Briefe, dürfen wir überhaupt nicht ausgehen, sondern von Paulus. Nun ist wahr, daß Paulus (Gal. 2, 2 und 6) die Apostel nicht als die Zwölfe bezeichnet, sondern als die Geltenden, als die für Säulen Angesehenen. Auch

sind nicht durchschlagend. Die Einsetzung der Zwölfe wird zurückgehen auf die Aussendung zur Predigt, als Jesus immer je zwei der Jünger abordnete, um allem Volke zu verkünden, daß das Reich Gottes nahe herbeigekommen sei. Zu Anfang hatte Jesus das selbst getan, jetzt läßt er durch zwölf Boten dieselbe Botschaft allenthalben verkünden. Es ist eine Organisation nach dem Vorbild des Täufers, nur in höherer Potenz. Von dieser Tatsache aus, daß Jesus zwölf Apostel einsetzte im Hinblick auf die zwölf Stämme Israels und zur Mission unter ihnen, löst sich auch das Rätsel, warum diese Apostel nach Jerusalem übersiedelten. Die zwölf Stämme waren nirgend versammelt anzutreffen als bei den Festen in Jerusalem und am Tempel, zu dem alle Juden aus allen Enden der Welt zusammen strömten. Um also Jesu Auftrag auszuführen, wie er in der Einsetzung der zwölf Apostel bezeugt ist, mußten die Jünger ihren Sitz nach dem Heiligtum der zwölf Stämme, das heißt nach Jerusalem verlegen. Die Bedenken gegen ein so gewagtes Unternehmen wird jene prophetische Offenbarung niedergeschlagen haben, daß jeder, der Haus, Brüder, Acker verlasse, sie hundertfältig wiedererhalten solle in dem erscheinenden Reich. So darf man wohl vermuten, wie die Christen nach Ausbruch des jüdischen

1. Kor. 9, 5 nennt Kephas und die Brüder des Herrn als Leiter der Gemeinde in Jerusalem, nicht die Zwölfe. Nach diesen Stellen würde man also nicht genötigt sein, an gerade zwölf Apostel zu denken. Aber 1. Kor. 15, 5 heißt es, Christus sei erschienen dem Kephas, hernach den Zwölfen. Mithin setzt Paulus allerdings zwölf Apostel in Jerusalem voraus zur Zeit der großen Visionen. Gab es damals schon ein Zwölferkolleg, so ist es auch von Jesus selbst installiert worden und nicht erst das Produkt der späteren Organisation. Es geht nicht an, den Text nach Hypothesen zu korrigieren, wie Hölsten und Geuffert vorschlugen, die das „dannach den Zwölfen“ (1. Kor. 15, 5) streichen, weil Paulus in keiner andern Stelle von den Zwölfen spreche. Wenn eine einzige Handschrift von Elfen redet, so ist das sicher Korrektur eines Abschreibers, der Judas abzog, also ein Zwölferkollegium zu Lebzeiten Jesu gleichfalls voraussetzt.

Krieges infolge einer Offenbarung Jerusalem verlassen, so sind sie nach Jesu Tod gleichfalls infolge einer Offenbarung nach Jerusalem gekommen. In einer jener Versammlungen, in denen der Geist redete in ekstatischen Gebeten oder in unaussprechlichem Seufzen, hat Christus durch einen der Propheten denen, die seinem Rufe folgen würden, hundertfältigen Ersatz versprochen und über hundert Glieder der Gemeinde gehorchten seinem Befehle.

Wann fand nun diese Übersiedelung statt? Zur Zeit des Apostelgeschichtsschreibers war man schon so gewohnt, Jerusalem als Sitz der Apostel zu betrachten, daß der Verfasser voraussetzt, die Jünger seien nach Jesu Tod gleich in Jerusalem geblieben. Bei seiner Erscheinung vor den in der Stube versammelten elf Jüngern gebietet der Auferstandene: „Ihr aber sollt in der Stadt Jerusalem bleiben, bis ihr angetan werdet mit Kraft aus der Höhe.“ Die einstweilige Rückkehr in die Heimat und der dortige Aufenthalt bis zu der definitiven Übersiedelung war also bereits vergessen, als die Apostelgeschichte verfaßt wurde, denn diese setzt voraus, daß die Jünger mit Jesus nach Jerusalem zogen und dort geblieben sind. Die Grundschrift dagegen, die den Synoptikern zugrunde liegt, bestellt die Jünger im Gegenteil zum Wiedersehen nach Galiläa. Auch Renan will die ganze Gründung der ersten Kirche auf dem Boden Galiläas sich vollziehen lassen, „wo jeder Berg ihn nannte und jede Stelle des Sees sein Antlitz spiegelte“. Daß dort die ersten Erscheinungen des Auferstandenen erlebt wurden, ist nach dem Schlusse unseres Markus und Anhang unseres Johannes (Kap. 21) sehr wahrscheinlich. Allein diese Zeit zwischen Ostern und Pfingsten kann doch nicht sehr ereignisreich und nicht so entscheidend gewesen sein, wie Renan meint, sonst wäre sie zur Zeit des dritten Evangelisten nicht in Vergessenheit geraten. Daraus, daß so wenig über sie erzählt wird, schließen wir, daß vor der großen Erweckung des Pfingstfestes auch nicht viel äußerlich Entscheidendes geschah. Sicher ist nur,

daß die Visionen, die zuerst die Frauen am leeren Grabe gehabt hatten, sich auch in Galiläa fortsetzten. Die Flamme wurde unterhalten, aber erst in Jerusalem schlug sie zur hellen Lohe empor. Geschichtlich kennen wir den Tatbestand nur durch Paulus (1. Kor. 15, 5—8), denn bei dem Abreißen der Markusquelle besitzen wir sonst nur Berichte, die sechzig und mehr Jahre jünger sind, als das berichtete Ereignis. Pauli Erzählung, die den fehlenden Schluß der Grundschrift ergänzt, stellt diese Erscheinungen in eine Linie mit des Apostels eigener Vision; die körperliche Wiederkehr eines Auferstandenen, dessen Wundmale man betasten kann und der gebratenen Fisch ißt, hat weder das Zeugnis des Paulus noch des Markus für sich. Der visionäre Umgang der Gläubigen mit dem Geschiedenen beginnt in Galiläa und gipfelt in dem Pfingstfeste in Jerusalem. Was Matthäus und Lukas, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, über die einzige Quelle, die sie besaßen, hinaus, hinzufügen, hat selbst für glaubhafte Zusätze, eben wegen des zeitlichen Abstandes, nur geringe Beweiskraft und für Unglaubliches gar keine.

Der Inhalt des Glaubens der Jünger war nach Jesu Scheiden, wie zuvor, Glaube an die Verheißungen der Schrift. Die Daniellsche Prophetie vom Kommen des Menschensohns auf den Wolken des Himmels galt noch immer, ja sie war jetzt nach dem Scheiden des Menschensohns verständlicher als zuvor. Der Erzählung von den Erscheinungen vor den Frauen in Jerusalem muß Paulus keine große Bedeutung beigelegt haben, da er sie gar nicht erwähnt und auch von dem Grabe, das sie leer fanden, nicht spricht. Manche glauben darum, daß es sich hier um Legenden handle, die erst später entstanden. Immerhin weiß auch Paulus, daß Christus auferstanden sei am dritten Tage, das heißt am Ostersonntag. Wenn er 1. Kor. 15, 4 sagt: „auferstanden nach der Schrift,“ so meint er mit der Schrift Hosea 6, 2, eine Stelle, in der das Volk Israel die Hoffnung seiner Wiederherstellung ausspricht, die sich

Paulus aber als Worte des Messias deutet. Christus selbst ist es, der ruft: „Wohlan, laßt uns umkehren zu Jehova, denn er wird, wenn er uns zerfleischt hat, heilen, wenn er uns verwundet hat, verbinden. Er wird uns nach zwei Tagen beleben, am dritten Tage wieder auferwecken, daß wir in seiner Hut Leben haben.“ Nur aus dieser „Schrift“ konnte Paulus entnehmen, daß nach dem Alten Testament Jesus gerade am dritten Tage auferstehen mußte. Diese Stelle des Propheten konnte allerdings erst auf Jesus angewendet werden, nachdem zuvor schon sich die Überzeugung gebildet hatte, die Auferstehung Jesu sei am dritten Tage erfolgt, aber sie zeigt doch, daß man in der Schrift nach solchen Stellen suchte. So waren die Jünger auf neue Offenbarungen gefaßt und die feste Erwartung, daß mit Golgatha noch nicht aller Tage Abend sei, wurde ein wirksames Motiv der folgenden Erhebung. Als die Jünger zum ersten Feste nach dem Todespassah wiederum nach Jerusalem zogen, lebte in ihnen bereits die Erwartung, der geschiedene Menschensohn werde nunmehr vom Himmel her sich ihnen offenbaren und ihr heißes Verlangen trug in sich selbst die Gewährung. Einen so tiefen Eindruck hatte die hohe Gestalt ihres Meisters ihnen hinterlassen, daß selbst sein Zittern und Zagen unter den Öl bäumen von Bethsemane und sein Weheruf am Kreuze denselben nicht auszulöschen vermochte. Je größer die Schmach seines irdischen Endes war, um so weniger konnte das das letzte Ende sein, wenn anders es noch Gerechtigkeit auf Erden und einen Gott im Himmel gab. So erfüllte das Pfingstfest zu Jerusalem die Erwartung der Gläubigen und bewies, daß eine solche gläubige Hoffnung, nie ganz läßt zuschanden werden.

Was war es nun, was an diesem denkwürdigen Pfingstfeste sich zutrug? Der sofort folgende Entschluß der Christen, sich von der Heimat loszureißen und nach Jerusalem zu ziehen, setzt offenbar einen gewaltigen Aufschwung der Gemüter voraus, der durch ein äußeres Ereignis er-

klärt sein will, da er psychologisch in grellem Gegensatz steht zu der Zerstreuung und der Flucht des Jüngerkreises nach Jesu Tod. Zwischen der Stunde, da die Schafe der Herde sich zerstreuten, weil Jahve den Hirten geschlagen hatte, und der Stunde, da die Seinen aufgaben Häuser, Brüder, Schwestern, Acker um seinetwillen und nach Jerusalem zogen, um dort seiner Wiederkunft zu warten, muß irgendein Faktum liegen, das diesen Umschwung in den Gemütern erklärt. Nach der übereinstimmenden Aussage aller unserer Quellen, der Evangelien, der Apostelgeschichte, der Apokalypse und der paulinischen Briefe, lag dieser Anstoß in Erscheinungen des Gekreuzigten, die bewiesen, er lebe. Daß dieser visionäre Umgang mit dem Gekreuzigten sich in Galiläa fortsetzte, wie er am leeren Grabe in Jerusalem begonnen hatte, ist sicher, aber wir besitzen nur zwei Berichte über Visionen, die in Galiläa spielen. Der ältere, Matth. 28, 17, läßt Jesus „auf dem Berge“ bei Kaper-naum den elf Jüngern erscheinen und sich von ihnen verabschieden, aber sowohl der Auftrag der Heidenmission, wie die dabei angewendete trinitarische Formel zeigen, daß wir es hier mit einer Komposition des Evangelisten zu tun haben. Der andere Bericht, Joh. 21, 4 ff., hat nur dann einen Anspruch auf Beachtung, wenn er den für uns verlorenen Schluß des Markusevangeliums benützt haben sollte. Da Markus das Wiedersehen der Jünger mit Jesus für Galiläa in Aussicht nahm, paßte die Begegnung am See mit den fischenden Jüngern in diesen Rahmen, aber die Erzählung ist so mit symbolischen Fäden durchzogen, daß ihr kaum ein historischer Kern abzufragen ist. So finden wir uns auch hier auf den Bericht Pauli zurückverwiesen, der der unstreitig älteste ist. Paulus bezeugt, daß der Gekreuzigte „erschien dem Petrus, danach den Zwölfen, danach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von welchen die meisten noch jetzt leben, etliche aber auch entschlafen sind. Danach ist er erschienen dem Jakobus, danach allen Aposteln. Zuletzt

aber unter allen ist er auch mir erschienen als einer Schwerkgeburt, denn ich bin der geringste unter den Aposteln, der ich nicht wert bin ein Apostel zu heißen, weil ich die Gemeinde Gottes verfolgt habe“. Paulus stellt also die Erscheinung Christi, die er selbst erlebte, durchaus auf eine Linie mit denen, die die Apostel erfuhren; daß die seine aber den Charakter einer Vision hatte, ist aus der Beschreibung ersichtlich, die er von einem späteren Ereignis gleicher Art gibt. „Ich weiß einen Menschen in Christus, der vor vierzehn Jahren, ob im Leibe, ich weiß es nicht, ob außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott weiß es, derselbige ward entrückt bis in den dritten Himmel. Und ich weiß von demselben Menschen, ob im Leibe oder außer dem Leibe, ich weiß es nicht, Gott weiß es, daß er entrückt ward in das Paradies und unaussprechliche Worte hörte, welche kein Mensch sagen darf.“ Der visionäre Charakter dieser Entrückung ist wohl nicht zweifelhaft und nehmen wir hinzu, was der Apostel selbst bekennt, auf daß er sich der überschwenglichen Offenbarungen nicht überhebe, sei ihm ein Dorn ins Fleisch gegeben, ein Engel Satans, der ihn mit Fäusten schlage (2. Kor. 12, 7), so ist klar, daß es sich um einen ekstatischen Zustand handelt. Verhält es sich aber, wie Paulus doch voraussetzt, mit den Erlebnissen der andern Brüder ähnlich, so ist die ganze Reihe der Vorgänge psychologisch erklärt. Nach all den schweren gemüthlichen Erschütterungen, die die Jüngerschaft Jesu erlitten hatte, ist ihre Disposition zu visionärem Schauen leicht zu verstehen. Das leer gefundene Grab gibt den ersten Anstoß und ruft bei den Frauen den Glauben hervor, Christus sei auferstanden. Sie meinen einen Engel gesehen zu haben, aber sie sind ihrer Sache doch so wenig sicher, daß sie schweigen und erst in Galiläa mit ihrer Kunde herausrücken (Mark. 16, 8). Die erste Zeugin einer Erscheinung des dem Grabe Entstiegenen ist Maria von Magdala, eine mehrfach rückfällige Kranke, der Jesus sieben Dämonen ausgetrieben hatte. Dann erblickt Petrus,

der sich die bitteren Tränen der Reue über seine Verleugnung eben erst getrocknet hat, mit rot geweinten Augen den Auferstandenen. Und nun zeigt sich der ansteckende Charakter solcher Visionen, wie er bei religiösen Bewegungen oft beobachtet worden ist. Kurz vor dem jüdischen Krieg meinten die Gläubigen nach Tertullian das himmlische Jerusalem täglich vor Aufgang der Sonne am Morgenhimmel zu erblicken. Die Kinder Mailands gewahrten auf der Stirne des Bischofs Ambrosius eine Pfingstflamme. Den heiligen Benno sahen die einen Gläubigen auf dem rechten, die andern gleichzeitig auf dem linken Ufer der Elbe wandeln. Die Wiedertäufer von Münster schauten die apokalyptischen Reiter durch den roten Abendhimmel über ihrem Markte reiten. Die Jansenisten von Port Royal gewahrten, wie über den Trümmern ihres Klosters Engel Messe hielten. Erst glaubte es einer zu sehen, dann sahen es alle. Die Voraussetzung solcher Erlebnisse ist aber stets eine fieberhafte Erregung der Gläubigen, bei der ein Zeuge den andern sehen macht, was er selbst zu sehen glaubt. Eine solche innere Erhebung haben wir auch in unserem Falle anzunehmen, denn noch immer befindet sich die Jüngerschaft Christi in jener Begeisterung, die Wunder glaubt und Wunder tut. Engel erscheinen erst einer dämonischen Frau, dann erscheint dem tiefgebeugten, reuevollen Petrus Jesus selbst, dann immer weiteren Kreisen, den zwölf Aposteln, endlich fünfhundert Brüdern. Diese Massenvision der Fünfhundert gibt die Entscheidung und ist wohl dasselbe Ereignis, das die Apostelgeschichte als Pfingstwunder berichtet hat.

Es ist an sich gar nicht unwahrscheinlich, daß die größte aller Manifestationen des in den Himmel entrückten Messias sich beim nächsten Feste zutrug, an dem zum erstenmal wieder seit dem Todespassah sich der Anhang Jesu in Jerusalem vollzählig versammelt fand. Es läßt sich ja leicht verstehen, was die Jünger empfinden mußten, wenn sie zum erstenmal wieder seit der Kreuzigung Jesu sich an

den damaligen Stätten des Unheils zusammenfanden in der Stadt, „in der ihr Herr gekreuzigt ward“. Aus der Gemütsregung darüber wird das Pfingstwunder geboren sein. Noch hatten die Jünger das „Kreuzige, kreuzige!“ der fanatischen Juden in den Ohren, noch die Greuelszenen der Mißhandlung ihres Herrn im blutenden Herzen, das alles mußte in ihnen aufwachen, als sie das Prätorium wiedersehen, wo die Judenhaufen ihr: „Kreuzige, kreuzige!“ gebrüllt und die Säule, an der Jesu Blut noch flecte, als sie den Golgatha erstiegen und den Platz suchten, wo Jesu Kreuz gestanden hatte. Sie alle waren in der festen Hoffnung gekommen, daß nun der für die Sünde der Welt Geopferte als König Israels auf Zion solle geoffenbart werden, so wie Daniel ihn geweissagt hatte: auf den Wolken des Himmels als eines Menschen Gestalt, und wie ihn bald darauf Paulus erblickte auf dem Wege nach Damaskus. Wenn sie nun in gemeinsamem Gebete danach rangen, ihren Herrn zu schauen, so ist es wohl möglich, daß damals zuerst jenes Phänomen des Zungenredens auftauchte, von dem die Apostelgeschichte spricht, und daß dann in der allgemeinen Begeisterung auch jene Massenvision eintrat, von der Paulus erzählt, daß fünfhundert Brüder zugleich den Herrn schauten. Irgendein solcher großer Impuls war ohnehin nötig, um die Bewegung ins Rollen zu bringen und die Voraussetzung, daß ein solcher am Anfang der christlichen Gemeindebildung liege, wird durch andere Quellen bestätigt. Auch die Apokalypse beginnt ihre Reichsgeschichte keineswegs mit Bildern der Trauer, sondern auf dem ersten Blatt ihrer Bilderchronik, in der sie unter sieben Siegeln die Geschichte der Urkirche verzeichnet findet, hat sie den triumphierenden Einzug des Messias in die Welt zu melden. Der Himmel tut sich auf, und siehe ein weißes Roß und der darauf sitzt, hat einen Bogen und eine Krone. Mit diesem glänzenden Bild beginnt die Geschichte der Kirche. So hatten die fünfhundert Brüder den Herrn geschaut. Erst danach

kommt Krieg und Hunger und Sterben und Christenverfolgung. Also auch hier ist die Voraussetzung, daß die Geschichte der Gemeinde mit einem großen Erfolge, mit einem triumphierenden Einzug des Messias in die Herzen begonnen habe, wie die Apostelgeschichte bestätigt. Nach allen diesen Andeutungen also scheint das erste Sichwiederfinden des gesamten Anhangs Jesu auf Pfingsten von einer großen Erweckung und einer ekstatischen Begeisterung begleitet gewesen zu sein, die sich theils im Schauen des himmlischen Menschen, theils im Zungenreden offenbarte. Dreitausend Menschen, die die engen Gassen Jerusalems füllen, verkünden durch die heilige Stadt maran atha, der Herr kommt, der Herr ist nahe, das Reich beginnt. „Ja, ich komme bald,“ ruft der Messias vom Himmel. Die Gegner höhnen: sie sind voll süßen Weines, aber sie können nicht hindern, daß ganze Massen, die man auf dreitausend Köpfe schätzt, herzudrängen und sich taufen lassen auf den Namen des gekreuzigten Messias, und das an einem Tag. Renan hat die Tendenz, die ersten christlichen Gemeinden als kleine Konventikel zu schildern, die in den Hinterhäusern und auf den Söllern zusammensteckten. Aber dreitausend Gläubige bedeuten keinen kleinen Konventikel, sondern eine Volksbewegung. Auch der Pietist Gottfried Arnold dachte sich die erste Gemeinde wie seine *collegia pietatis*, als einen kleinen Kreis der Stillen im Lande. Aber diese Vorstellung ist grundfalsch. Das erste Auftreten des Christentums ist eine Massenbewegung wie die der Kreuzzüge. Dreitausend auf einen Tag getauft, dazu gehören zwanzigtausend, die sich um die Sache kümmerten, sie diskutierten, für und wider Partei nahmen. So wie Israel zu Tausenden zum Jordan gezogen war zu Johannes dem Täufer oder zu Jesus an den Tagen der Speisung, so zogen Tausende zu den zwölf Aposteln und dreitausend ließen sich taufen auf einen Tag. Wenn bei der Kreuzpredigt Tausende rufen: *dios lo volt*, so ist noch immer die Frage, ob davon dreitausend wirklich das Kreuz nahmen? In

diesen Proportionen haben wir uns die Vorgänge vorzustellen, nicht wie eine pietistische Erweckung einiger Frommen, die in der Stille beten und hoffen. Es war eine große, öffentliche Volksache, die die Galiläer vertraten und die zeigte, daß der Gedanke der Jordantaufe noch immer im Volke lebendig war. So wendet ja die Apostelgeschichte selbst auf diese Ausgießung des Geistes das Wort des Propheten Joel an: „Es geschieht in den letzten Zeiten, spricht Jehova, so werde ich ausgießen von meinem Geist über alles Fleisch und es prophezeien eure Söhne und eure Töchter, und eure Jünglinge schauen Gesichte und euere Ältesten träumen Träume. Und über meine Knechte und über meine Mägde werde ich ausgießen in selbigen Tagen von meinem Geiste.“ Diese Geistesausgießung, die Joel für die messianische Zeit in Aussicht stellte, glaubte man in der Massenvision, im Zungenreden, in der schwärmerischen Volksbewegung zu erkennen.

Bei Paulus ist die größte Manifestation des Auferstandenen die Offenbarung Jesu vor mehr als fünfhundert Brüdern. An der Tatsache selbst ist kein Zweifel, denn Paulus beruft sich auf noch lebende Zeugen. Da fällt es nun auf, daß der dritte Evangelist zwar die Erscheinungen vor den zwei Emmausjüngern, vor Petrus und vor den elf Jüngern kennt, diese bedeutendste Offenbarung aber vor fünfhundert Jüngern erzählt er nicht. Es ist das um so auffallender, als von allen Synoptikern er sich am engsten an den Auferstehungsbericht 1. Kor. 15, 5—7 anschließt. Sicher muß der paulinische Verfasser der Apostelgeschichte mit dem ersten Korintherbriefe bekannt gewesen sein, sein eigener Bericht beweist sogar, daß er es war. Warum bricht er nun gerade vor Pauli Bericht von den fünfhundert Brüdern ab? Einfach darum, weil ihm die Erscheinung vor den fünfhundert Brüdern identisch ist mit dem Pfingstwunder, mit dem er seine Apostelgeschichte eröffnen will. Dann also wird diese Haupterscheinung vor fünfhundert Brüdern sich unter der Erzählung vom Pfingst-

wunder verbergen. Zeit und Ort des Pfingstwunders würden dazu trefflich stimmen. Die große Zahl der Beteiligten legt uns nahe, das Ereignis auf ein Fest nach Jerusalem zu verlegen, wo allein sich eine so große Versammlung von Anhängern aus allen Landesteilen zusammenfinden konnte. Wenn fünfhundert Brüder zum Schauen Christi gelangten, so wird die Schar der Enthusiasten noch größer gewesen sein. Im Festgewühl zu Jerusalem können wir uns einen solchen Auftritt leichter vorstellen als in einem der stillen Flecken Galiläas. Um so geneigter werden wir sein, die Vision der Fünfhundert mit dem Pfingstwunder zu identifizieren, das auf dem ersten Feste nach dem Todespassah sich zutrug und das die Apostelgeschichte nach einem älteren Vorbild umgestaltet hat. Sie selbst datiert von jenem Pfingstfest das Reden in Zungen. Was ist nun das Zungenreden? Diese neue Erscheinung beweist am klarsten, daß wir es mit einer Erweckungsbewegung von enthusiastischem Charakter zu tun haben, mit einer Revivalbewegung würden wir modern sagen. Überall ist das Charakteristische der Christen, daß sie den Geist haben und durch ihn in Zungen reden. Auch Paulus beruft sich allen seinen Gemeinden gegenüber darauf, daß der Geist über sie kam durch seine Predigt. Für die ersten Christen war das Reden in Zungen, das unter ihnen auftrat, ein neues überraschendes Phänomen, von dem sie ausdrücklich bezeugen, es habe der großen Bewegung, die Johannes der Täufer veranlaßt hatte, gefehlt. Johannes hatte mit Wasser getauft, „ihr aber sollt getauft werden mit Geist“, heißt es in der Apostelgeschichte. In Ephesus, erzählt sie, hätten die Johannesjünger nicht einmal gewußt, daß ein Geist sei. Wenn aber der Geist auf eine Gemeinde fällt, dann redet sie alsbald in Zungen und weisagt. Von Paulus, dem ältesten Zeugen, wird das Reden im Geist oder in Zungen näher beschrieben. „Was der Zungenredner spricht,“ sagt Paulus 1. Kor. 14, 2, „redet er nicht für Menschen, sondern für Gott, denn niemand

versteht es, sondern im Geiste redet er Geheimnisse.“ Das Reden „des Pneumatischen“ ist ein Reden, bei dem das Bewußtsein zurücktritt, oder wie der Apostel sich 1. Kor. 14 ausdrückt, bei dem die Vernunft keine Frucht bringt. In seiner höchsten Steigerung wird das Reden des Begeisterten zum Stottern, zum unartikulierten Lallen, das Paulus selbst dem wirren Anschlagen eines Instruments vergleicht, ohne Auseinanderhaltung der Töne, so daß niemand weiß, „was geblöet oder geharft wird“. Wenn der Geist den Gläubigen reißt, so entringen sich solche geheimnisvolle Laute seinen Lippen. „Was wir beten sollen, wie es sich gebühret, wissen wir nicht, aber der Geist selbst tritt für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen“ (Röm. 8, 26). Es ist mithin der dithyrambische Zustand der Hellenen, die prophetische Ekstase des Orientalen, die mit dem Zungenreden gemeint ist. Die Worte der Pythia oder der Kassandra bei Aischylus geben ein gutes Bild dieser ekstatischen Redeweise. Je nach dem Temperament des einzelnen ist auch seine Zunge verschieden und so vergleicht Paulus die „Arten der Zunge“ verschiedenen Instrumenten, der Flöte oder Harfe, oder dem dumpf schallenden Erz und der gellenden Zimbel. Es war also bald ein leises Weinen und Beten, das durch die Massen ging, bald ein Seufzen und Schluchzen, bald ein fröhliches Jauchzen, oder der pathetische Ruf der Begeisterung, der wie Posaunenschall alles übertönte. Dazwischen erhellen dann einzelne Losen und Ausrufe blickartig die dunkeln Tiefen, aus denen diese Laute quellen. Manche Losen der neuteamentlichen Briefe mögen ursprünglich derartige ekstatische Schlagworte gewesen sein. So das Abba Vater, eine Verbindung des hebräischen und griechischen Vaternamens, Maran Atha, der Herr kommt, der Herr ist nahe u. dgl. mehr. Eben aber, weil das Bewußtsein bei diesem Reden zurücktrat, kamen gelegentlich auch sehr ungeeignete Worte zum Vorschein, wie denn nach 1. Kor. 12, 3 selbst der Ruf „Anathema Jesus“ zum Befremden der Korinther

gehört wurde. Den Namen „mit Zungen reden“ legte man diesem ekstatischen Reden bei, weil man in demselben die Erfüllung der Prophezeiung Jesaja 28, 11 sah, daß Gott zur Zeit der Heimsuchung durch Völker stammelnder Lippe und in fremder Sprache mit Ephraim und Juda reden wolle. Als ein Volk stammelnder Lippe und anderer Zunge bezeichnet der Prophet die Assyrier, deren Sprache er nicht versteht, so wie unser Volk populär die Ausländer die Welschen nennt und ihr Reden ein Gewelsche. Daß nun ähnliche unverständliche Laute bei den Begeisterten hervorbrachen, daß auch sie mit stammelnder Zunge in welschen Lauten redeten, galt den ersten Christen als ein Zeichen der angebrochenen letzten Zeit und sie meinten, auf dieses Phänomen habe der Prophet geweissagt. Die Deutung des Redens in anderen Zungen als ein Reden in fremden Sprachen war für den Apostelgeschichtsschreiber dadurch erleichtert, daß im Griechischen Glosse sowohl Zunge als Sprache bedeutet. Die ursprüngliche Überlieferung hatte aber das ekstatische Reden im Auge. Wir müssen bedenken, daß wir uns in Syrien befinden, wo die endlose Wiederholung derselben Losung dem Derwisch die gleiche Erleichterung verschafft wie dem Hellenen seine wortreiche Rhetorik. Auch dieser Zug zeigt, daß die Verfassung dieser Leute eine traumhafte ist, aber der Schwärmer wird in diesem Zustand Dinge vollbringen und Arbeiten leisten, zu denen der reflektierende Verstandesmensch niemals fähig wäre. Die klugen Leute gingen nicht hin in alle Welt, um das Evangelium zu verkünden, sie blieben zu Hause bei Weib und Kind, aber damit war der Welt nicht geholfen.

Die Apostelgeschichte hat im zweiten Jahrhundert dem Ausdruck „in Zungen reden“ die Deutung gegeben, als ob damit ein Reden in fremden Sprachen gemeint wäre. Bei dem Pfingstfest verstanden nach ihr alle anwesenden Nationen, Parther, Meder, Elamiter und die in Mesopotamien wohnen und in Judäa, Kappadokien, Pontus,

Asia, Phrygien, Pamphylien, Aegypten, Libyen, Kyrene und Rom, was in Zungen geredet ward. Diese Deutung ist nicht ihre Erfindung, sondern entlehnt aus der jüdischen Sage von der Gesetzgebung auf dem Sinai. Nach rabbinischer Tradition wurde das Gesetz auf dem Sinai an Pfingsten verkündigt, und zwar so, daß die feurigen Zungen, die vom Berge zuckten, das Wort des Ewigen über alle siebenzig Völker der Erde ausriefen, so daß jedes Volk das Gesetz verstand: Parther, Meder, Elamiter usw. Die Heiden haben keine Entschuldigung, lehren die Rabbinen, denn das Gesetz wurde vom Sinai in siebenzig Sprachen ausgerufen, so daß alle siebenzig Völker der Erde es vernahmen und verstanden. Dabei stritten die Lehrer, ob die Stimme, die es verkündigte, sich sofort in siebenzig Sprachen artikulirte, so daß das Wunder ein Sprechwunder war, oder ob es in einer Stimme mit einem Laute gegeben wurde, aber jede Nation ihre Sprache verstand, so daß es ein Hörwunder gewesen wäre. Die Stimme und die Blitze, Exodus 20, 18, erläutert der Midrasch dahin: „Als das Wort vom Sinai ausging, ward es in sieben Stimmen und in siebenzig Zungen geteilt. Gleich wie Feuerfunken da und dorthin herauspringen, wenn der Mensch auf den Amboss schlägt, also war auch der verkündigenden Gottesstimmen eine große Schar.“ So finden wir im Midrasch gleichfalls die feurigen Zungen, die das Sprachenwunder in der Apostelgeschichte begleiten. Auch die Rabbinen haben mithin ein Pfingstwunder. Handelte es sich nun bloß um rabbinische Traditionen, so könnte man sich getrösten, die Rabbinen seien von der Erzählung der Apostelgeschichte beeinflusst. Aber die Erzählung von den feurigen Zungen bei dem Pfingsten auf Sinai findet sich gleichfalls in der Schrift über den Dekalog und in dem Leben Moses des Philo. Die feurigen Zungen passen auch besser zu den Blitzen, die um den Berg Sinai zuckten, als auf den Söller zu Jerusalem. Da nun Philo bereits unter Tiberius und Caligula blühte, der Apostelgeschichtsschreiber frühestens

unter Trajan schrieb, kann kein Zweifel sein, daß dieser der abhängige Teil ist, der die jüdische Pfingstjage auf das christliche Pfingstfest übertrug¹⁾. Ist diese Einkleidung der ersten großen Erweckung von dem Verfasser aus Philo und den Rabbinen entlehnt, so müssen wir diese Züge abschälen, dann aber bleibt als Kern eben das übrig, was Paulus berichtet, eine Erweckung, bei der sich der Messias einer großen Schar von Brüdern offenbarte. Eine Massenvision fand statt, und daß solche große Erweckungen überall auch mit Zungenreden verbunden waren, das bezeugt Paulus selbst für Galatien und Korinth, wie sollte das Phänomen in Jerusalem gefehlt haben? Wenn nun eine Erscheinung des himmlischen Menschen vor fünfhundert Jüngern der Kern des Pfingstwunders ist, so werden wir die Visionen des Petrus und der Zwölfe wenigstens teilweise als Einleitung zu dieser allgemeinen Ekstase am Pfingstfeste betrachten dürfen. Mit dem Gesichte des Petrus begann die Ekstase, die mit ansteckender Gewalt um sich greift, und erst zwölf, dann fünfhundert Brüder und schließlich alle in Jerusalem anwesenden Freunde der Reichspredigt mit sich reißt, so daß sich Tausende taufen lassen auf den Namen Jesu. Ob alle ekstatischen Zungenredner die gleiche Vision schauten, bleibt natürlich dahingestellt, genug, daß sie das Bewußtsein hatten, mit dem Menschensohn im Himmel in Berührung gewesen zu sein. Die Vision, mit der der Apokalyptiker den Einzug des Messias in die Welt schildert, ist wohl das gewöhnliche Schema dieser

¹⁾ Für die Arbeitsweise des griechischen Schriftstellers, den die Tradition Lukas nannte, ist dieses Beispiel sehr bezeichnend. Die nüchternen Nachrichten seiner Quelle, aus der er, wie wir glauben, Zahlen und Tatsachen erhielt, umkleidet er mit novellistischem Beiwerk, dessen Urbilder sich häufig nachweisen lassen, oder er gibt eigene rhetorische Leistungen als Reden der Apostel. Wir aber wären froh, wenn er seine Quellen weniger verschönert und treuer zitiert hätte, da dieselben, wo er sie zu Wort kommen läßt, für uns viel wertvoller sind als sein eigenes Beiwerk.

Gefichte. Es handelte sich um eine Ekstase, bei der die Ergriffenen den Hauch Jehovas spürten und ihren verklärten Meister schauten mit den Augen des Geistes als Menschensohn auf den Wolken des Himmels oder als himmlischen Reiter, der in die Welt einzieht. Das Volk aber fragte: „Was will das werden?“ Andere spotteten: „Sie sind voll süßen Weines“ (Apg. 2, 12). So war das religiöse Chaos vollständig geworden. Während Priester und Leviten mit fieberhafter Leidenschaft wachten, damit ihr Tempel nicht durch Übermut der römischen Soldaten oder die Bosheit der samaritanischen Nachbarn verunreinigt werde und der Prophet der Samaritaner das messianische Heil für den Garizim in Beschlag legen wollte, verkündigten die Galiläer die Erscheinungen ihres Meisters, hatten Visionen und redeten in Zungen. Ihre Überzeugung ist, daß der Herr vor der Tür stehe und bereits anklopfe. „Der Herr ist nahe“ (1. Kor. 16, 22); „bereit ist der Herr, zu richten die Lebenden und die Toten“ (1. Petri 4, 5); „die Zukunft des Herrn ist nahe herbeigekommen“ (Jak. 5, 8); „es ist ein kleiner Augenblick, daß kommen wird, der kommen soll“ (Hebr. 10, 37); „die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe“ (Röm. 13, 12). Sehen uns manche spätere Äußerungen dieser Art wie kalt gewordene Schwärmerei an, so ist doch kein Zweifel, daß in diesem Stadium die Erwartung ernst und ehrlich war, bei den einen als Angst vor dem Weltgericht, bei den andern als Sehnsucht nach dem entschwundenen Heiland. Das Zungenreden, das bei dieser Gelegenheit zum erstenmal erwähnt wird, erklärt sich wohl daraus, daß die religiöse Begeisterung hier Schichten der Bevölkerung ergriffen hatte, die des Wortes nicht mächtig waren, wie denn die höchste und tiefste Empfindung sich auch nicht in Worten ausdrückt, sondern, mit Paulus zu reden, in unaussprechlichem Seufzen. Diese Art von Ekstase war aber ansteckend, und wo Christengemeinden sich sammeln, in Galatien, in Korinth oder anderwärts, bleibt dieses Phänomen nicht aus.

Danach haben wir uns die ersten Christengemeinden nicht vorzustellen als religiöse oder philosophische Schulen, sondern als eine schwärmerische Erweckung, die die frommen Kreise des jüdischen Volks ergriff. Die Bewegung ist eine Fortsetzung jener Taufbewegung, die Johannes der Täufer in der Wüste Juda gewirkt hatte, und der Reichspredigt selbst, und ihr Kern ist die Erwartung, daß das Reich nahe sei, das der in den Himmel entrückte Jesus bringen werde. Ad hoc — eben zur Begrüßung des Menschensohns, waren die Jünger von Galiläa nach der heiligen Stadt gekommen, und erst als die Offenbarung an die fünfhundert Brüder ihre Hoffnung sowohl erfüllte als verschob, wurde die Niederlassung in Jerusalem beschlossen. Was man nicht sofort erlebte, wollte man geduldig erwarten. Neben dem Glauben und der Liebe war die dritte christliche Tugend die Hoffnung, die Standhaftigkeit, das Ausharren. Auch jetzt ist das Gebetsleben der galiläischen Schwärmer ein Genießen gemeinsamer Entzückungen. Einen feurig flüssigen Zustand und nicht die ruhigen, klaren Wasser eines Schullebens oder einer gnostischen Sekte setzen die gegebenen Daten voraus. Mit nichts auf der Welt haben die ersten Christen weniger Ähnlichkeit als mit jenen Kulturaposteln eines reineren Gottesbegriffs und einer besseren Moral, zu denen die rationalistische Kirchengeschichte sie machen wollte. Revivals waren sie, will man moderne Namen auf antike Vorgänge anwenden. Mit der platonischen Akademie oder der Stoa dürfen wir sie nicht vergleichen, sondern mit den Montanisten oder Derwischen, den Waldensern oder Taboriten, den Baptisten oder Quäkern. Eine Zeit großer religiöser Umwälzung ist ohne solche Begleitererscheinungen nie und nirgend eingetreten.

Da enthusiastische Bewegungen sich nicht ins Unbestimmte hinhalten lassen, war es ein Glück, daß der Kern der Sekte in der Autorität der Zwölfe bereits eine feste Organisation besaß. Durch sie hatte die jerusalemische Ge-

meinde von vornherein eine Art von hierarchischer Verfassung, die ihr blieb, auch als die ersten enthusiastischen Stürme sich legten. Ob die geistige Bedeutung der Väter der Bewegung im Verhältnis stehe zu dem gewaltigen Erfolg ihrer Sache, darüber sind die Meinungen der modernen Darsteller des Urchristentums geteilt. So sagt H. König in seiner Schrift: „Was ist die Wahrheit von Jesu“: „Licht im Haupte, Blut im Herzen, statt der alten Schwäche Kraft und Todesmut, so stehen die Apostel vor uns, noch heute lebendige Geister, mit blitzgleich herausstrahlender Macht und mit Fittichen der Engel, um über die Länder zu gehn.“ Ernst Renan dagegen beginnt den entsprechenden Abschnitt seines Werkes mit den Worten: „Gering, beschränkten Geistes, unwissend, unerfahren waren sie, so sehr man es nur sein kann. Ihre geistige Einfalt war außerordentlich, ihre Leichtgläubigkeit hatte keine Grenzen.“ Kategorischer kann kein Gegensatz sein, allein eine mehr statistische Methode, die die einzelnen Daten über die Urgemeinde affektlos addiert, dürfte ergeben, daß die eine wie die andere Schilderei pomphafte Übertreibungen sind. Den Glorienschein, den die von Haus aus katholische Tradition den Jüngern ums Haupt flocht, vermögen wir in die protestantische Kirchengeschichte nicht mit herüberzunehmen, denn der Protestant kennt keine Heiligen. Das Prädikat der Infallibilität und der absoluten sittlichen Vollkommenheit kann man gegenüber den vielfach scharfen Äußerungen der paulinischen Briefe den zwölf Aposteln nicht beilegen, ohne anderseits Paulus zu einem ungerechten, parteiischen Referenten zu machen. In dem Maß, in dem man die zwölf Apostel über die mittlere Linie menschlicher Tüchtigkeit hinaufschraubt, in demselben Maße sinkt auf der andern Seite der Charakter des Paulus unter dieselbe Linie herunter. Eine Kritik, wie sie der zweite Korinther- und der Galaterbrief an den Säulenaposteln übt, schlägt auf den Schreiber zurück, falls die so hart Beurteilten infallible Geister und mit jeder Tugend gepanzerte Heilige

waren, wie die katholische Kirche annimmt. Die Evangelien, die die tadelnden Urteile Jesu über seine treuesten Anhänger so aufrichtig erzählen, bieten aber auch keinen Anlaß zu solch großen Worten. Was die Quellen in betreff der ersten Vertreter dieser galiläischen Kolonie in Jerusalem an die Hand gegeben, spricht zunächst dafür, daß der vorherrschende Charakter derselben Glaube, Enthusiasmus, Tatendrang war. An der Spitze steht Simon der Fels, der den Mut gehabt, seinen Lehrer als den auszurufen, auf den die Propheten geweissagt, auf den Israel schon so lang gewartet, der treue Eiferer, der Jesum vor der Gefahr warnte und ihm doch selbst in die Höhle des Löwen nachfolgte, der, wiewohl verheiratet, sein Fischergewerbe am See aufgegeben, um in dieser unheimlichen Priesterfestung ein Menschenfischer zu werden; alles in allem eine sympathische Gestalt. Daß seine Geschichte auch von Verleugnung und Inkonsequenzen zu erzählen hat, bestätigt, daß Gemüt und Phantasie die kalte Überlegung bei ihm überwogen. Eine bestimmende Persönlichkeit ist er doch sicher gewesen. Jesus hat doch Kephas zum Haupte der kleinen Gemeinde eingesetzt und nach ihm und nicht nach den Zebedäiden nannten sich sogar in dem fernen Korinth (1. Kor. 1, 12) die Anhänger des Gesetzes. „Wir sind des Kephas!“ Ihn sucht Paulus auf, als er drei Jahre nach seiner Bekehrung nach Jerusalem kommt (Gal. 1, 18). Gal. 2, 9 wird er zwar nach Jakobus, dem Bruder des Herrn, aufgezählt, aber vor Johannes. Die Zebedäiden Johannes und Jakobus, Söhne der leidenschaftlichen Salome, die sich Jesu stürmisch zu Füßen wirft, um für ihre Kinder die ersten Stühle des Reichs zu begehren, hat Jesus selbst Donner söhne genannt, und Luk. 9, 54 erzählt von ihnen, daß sie Feuer vom Himmel wollten fallen lassen, um die Frechheit der Samariter gegen ihren Herrn zu strafen. Was wir von den übrigen Aposteln wissen, ist wenig, aber ihre Beinamen deuten an, daß auch sie Felsen und Donner söhne gewesen sind, die mit einem heiligen

Wetterschläge die Sünder vernichten wollten. Da ist Simon der Zelot, den sein Zuname als Anhänger jenes Judas und seiner Söhne kennzeichnet, die das messianische Reich bringen wollten mit Streitaxt und Schwertschlag und dem Hammer der Makkabäer. Da ist ferner ein zweiter Judas, der Lebbäus von Ieph, Herz, oder Taddäus von taddai, Brust, genannt wird, von dem es also heißt: pectus est quod facit apostolum. Auf Matthäus, der als Zöllner mit dem Schreibergriffel Bescheid wußte, wird die erste Aufzeichnung der Herrenworte zurückgeführt. Auch der Ergänzungsapostel Matthias war aus der Zahl der Treuen gewählt worden, die von den Tagen Johannes des Täufers bis zur Verherrlichung des Herrn Zeugen der großen religiösen Erhebung gewesen waren, worin die Kontinuität der Taufbewegung mit der Reichspredigt sich darstellt. Aber auch außerhalb des Kreises der Zwölf werden Missionsboten, Propheten, Zungenredner, kurz religiös Eingriffene jeder Art uns vorgeführt. So gehört hierher der Levit Joses von Cypern, genannt Barnabas, der Sohn der Prophezeiung, der sein Eigentum hingibt und das Wort bis nach Cypern und Galatien trägt. Im Gedächtnis blieb auch Simon von Kyrene, der das Kreuz Jesu nach Golgatha hatte schleppen müssen, und obwohl er den Messias in seiner Erniedrigung geschaut, gehören seine Söhne Alexander und Rufus der Gemeinde an, für die das Markusevangelium bestimmt war, wie wir Mark. 15, 21 erfahren. In die gleiche Reihe der Inspirierten gehört der Verfasser dieses historischen Berichts, Johannes Markus selbst und Silas, ein Prophet aus Jerusalem, der die frohe Botschaft in Pauli Gesellschaft bis Kleinasien und selbst nach Europa trug.

Wie dieser ursprüngliche Kreis die Gebote des Meisters in ihrem Kreise verwirklichte, zeigt zunächst ihre Gütergemeinschaft. Die Apostelgeschichte berichtet: „Die Menge der Gläubigen war eines Herzens und einer Seele. Auch kein Einziger sagte von seinen Gütern, daß sie sein eigen

wären, sondern es war ihnen alles gemein.“ Die meisten Kritiker haben diese Erzählung unter die ausschmückenden, idealisierenden Züge des Historikers verwiesen. Man sagt, der eigene Bericht des Geschichtschreibers hebe sich auf. Erst sei berichtet worden, daß den Brüdern alles gemein gewesen sei, dann aber sage Petrus zu Ananias: „Du hättest ja mögen deinen Acker behalten und danach, da er verkauft war, lag das Geld auch in deiner Hand.“ Des Ananias Acker fiel also doch nicht in die Gütergemeinschaft. Er konnte es halten wie er wollte. Mit jener Voraussetzung scheine auch im Widerspruch, daß es eigens erwähnt werde, also doch auch als besonders rühmlich befunden wurde, wenn Barnabas sein Grundeigentum zu Nutzen der Gemeinde verkauft, während Maria, die Mutter des Johannes Markus, ihr Haus behält und dennoch ein geehrtes Mitglied der Gemeinde bleibt. Eine zwangsweise Einziehung der Güter fand also nicht statt, das wird nach den genannten Stellen nicht zu bestreiten sein. Andererseits ist doch sicher, daß das Evangelium Hingabe des Eigentumes als bestes Mittel der Erhebung und Befreiung der Seele pries, daß man den Missionsboten die Weisung mitgab, nicht Gold, noch Silber, noch Kupfer in ihren Gürteln zu haben, sondern sich der Habe der Brüder getrost zu bedienen, daß man das Wort Jesu an den reichen Jüngling weitergab: „Verkaufe, was du hast und gib es den Armen.“ In irgendwelchem Umfang muß man diese Ideale doch auch an sich verwirklicht haben. Hatte die galiläische Kolonie ihr Eigentum in der Heimat zu Geld gemacht, so wird in Jerusalem, bei ihrem festen Glauben an die demnächstige Erscheinung des Reichs, nicht jeder aufs neue Eigentum für sich erworben haben, sondern die Gütergemeinschaft fand sich von selbst, wie sie ja auch dem Programm der Bergrede vollkommen gemäß war. Wollen wir die Evangelisten Jesu nicht Predigern vergleichen, deren Mund von Dingen übergeht, von denen das Herz nicht voll ist, so müssen wir annehmen, daß sie das „ver-

kaufe, was du hast", auch erfüllten. Die Verachtung des Eigentums ist ja eine der stets wiederkehrenden Losungen der evangelischen Predigt. „Ihr sollt nicht Schätze sammeln auf Erden.“ „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ „Schauet die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht und ernten nicht und sammeln nicht in die Scheunen.“ „Ihr sollt nicht sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden. Euer himmlischer Vater weiß ja, daß ihr dessen alles bedürft.“ „Machet euch Säcke, die nicht veralten, einen Schatz, der nicht abnimmt, im Himmel.“ „Es ist leichter, daß ein Kamel durchs Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.“ — Was würden wir nun von Sektierern halten, die andern Leuten solche kommunistische Ratschläge gäben, zu Hause aber hielten sie genaue Abrechnung über den Erlös, der für jeden aus seinem Anwesen in Galiläa bei dem Verkauf erzielt wurde? Die gemeinschaftliche Kasse gab sich eben mit der Auswanderung von selbst. Sicher ist hier die Darstellung der Apostelgeschichte wahrscheinlicher als die Meinung, die Gütergemeinschaft sei nur eine Ausschmückung späterer Erzähler. Eine Predigt, wie die der ersten Christen, hatte selbstverständlich auch ihre praktischen Konsequenzen für die Prediger. Jesus sagte nicht: Verkaufe, was du hast und behalte den Erlös für dich, sondern: gib ihn den Armen. Haben die Apostel so gepredigt, so werden sie nicht das Gegenteil getan haben. Wozu brauchte man auch Besitz und Eigentum, da bereits Krieg und Kriegsgeschrei das nahende Ende verkündeten und der rote Reiter am Himmel soeben den nahenden Menschensohn anzeigte? Für diese kurze letzte Zeit mochte ausreichen, was alle hatten, am Tage des Reichs aber wird der Menschensohn jedem hundertfältig ersehen, was er hingegeben hat. Bei der Genügsamkeit des Syrsers und der Milde des Klimas ließ sich ein solcher Versuch wohl eine Weile durchführen. Der Sonderbesitz, eine Quelle so vieler gehässiger

Empfindungen, sollte aufhören, denn in den uralten Kampf um das Mein und Dein wollen die Bürger des Gottesreichs nicht eintreten. Bei der außerordentlichen Lage dieser Emigrantenkolonie sind diese Überlieferungen keineswegs unglaublich. Warum sollen wir etwas bei Beginn der neuen Bewegung, in der Zeit der ersten glühenden Begeisterung für unmöglich erklären, was sich in späteren Jahrhunderten mehrmals wiederholt hat? Die Hingabe des Eigentums, die da sprach: „Jedem das Meine,“ steht geschichtlich fest bei der großen Mönchsbewegung im vierten und fünften Jahrhundert, als massenhaft Klöster gegründet wurden und sich das Grundeigentum des römischen Adels in Kirchengut verwandelte. Die Erscheinung wiederholte sich bei dem Herannahen des Jahres 1000 im zehnten Jahrhundert, als adventante mundi vespera die Klöster reich wurden. Wieder tritt uns dieselbe entgegen im dreizehnten Jahrhundert bei der Entstehung der Bettelorden, die sich ausdrücklich die bezüglichlichen Weisungen des Evangeliums zur Regel geben. Dann haben wir dasselbe Phänomen bei Waldensern, Lollharden und noch im fünfzehnten Jahrhundert bei den Taboriten und dann wiederum bei den Wiedertäufern. Die Chronik des Salimbene hat uns bis ins Kleinste berichtet, wie im dreizehnten Jahrhundert in den Städten Italiens diese gleiche Lösung des Verzichtes auf Eigentum um sich griff. Was im dreizehnten Jahrhundert erwiesen ist und historisch feststeht, warum sollte es zu Anfang der Kirche bezweifelt und bekrittelt werden, weil es in der Bibel steht und nicht in der Chronik? Die Apostelgeschichte wird auch hier einzelne Erzählungen zur Exemplifikation hinzugetan haben, aber sie sucht die Vorgänge durchaus nicht zu idealisieren. Sie bekennt vielmehr, daß manchen hinterher ihr Entschluß leid wurde, so Ananias und Saphira, die dem heiligen Geiste gelogen haben. Auch waren die Konsequenzen des kommunistischen Experiments keineswegs nur heilsamer Art. Selbst in der ersten christlichen Gemeinde, in der die Liebe so groß und

die Bedürfnisse so klein waren, stellte sich die Undurchführbarkeit der Gütergemeinschaft bald genug heraus. Es vergeht kein Jahr, so hören wir von dem Murren der griechisch redenden Minderheit gegen die Hebräer, daß ihre Witwen übersehen würden bei der Unterstützung. Man kommt von dem Versuch bald wieder zurück und die allgemeine Gütergemeinschaft schwindet zuletzt zu einem zeitweiligen Liebesmahl zusammen, das mit der Austeilung von Brot und Wein zum Gedächtnis des letzten Mahles des Messias endet und die Darstellung, die 1. Kor. 11 von diesen Agapen gibt, beweist, daß nicht einmal hier die volle Gütergemeinschaft durchgesetzt werden konnte. Auch die tiefe Armut der Christen von Jerusalem, die auswärtige Kollekten nötig machte, zeigt mittelbar, daß das Experiment gemacht worden war und mißlang. Die Gemeinde aber trug, wie der Jakobusbrief zeigt, ihren Bettlernamen der Ebioniten im Hinblick auf die „Armen“ des Alten Testaments mit Stolz. Sie sind die *pauperes de Hierosolyma*, deren armes Leben ein freigewähltes war, weil sie wußten, daß der Reiche vor der Himmelstüre stehen wird wie das Kamel vor dem Nadelöhr. Man wußte aus Erfahrung, daß für eine Tätigkeit, wie sie die Ausbreitung einer neuen Religion verlangte, der Reichtum öfter ein Hindernis war als eine Stütze und die Anschauung der Gemeinde, zumal in Palästina, wurde immer mehr die, daß die Armen die Kinder Gottes seien und die Reichen die fetten Söhne der Welt. Die Auswanderung aus Galiläa war mithin eine Wanderung in die bittere Armut. Petrus hatte kein Haus mehr und die Zebedäiden kein Schiff und keine Neze. Sie waren jetzt heimatlos, die Armen von Jerusalem. Aus dieser Auswanderung des Anhangs Jesu aus Galiläa erklärt sich nun auch, daß wir von da an von der Gemeinde in der Heimat Jesu fast nichts mehr erfahren. Nazareth, Kapernaum, Genezareth und Tiberias sind wie verschollen. Nicht einmal bei der Verfolgung des Stephanus wird ihr Name ge-

nannt, obgleich es wahrscheinlich ist, daß jene Christengemeinde zu Damaskus, die Paulus ausspäht, ein Filial des benachbarten galiläischen Christentums war. Nur act. 9, 31 heißt es, die Gemeinden Galiläas hätten Frieden gehabt bis in die Tage des Herodes Agrippa, aber näheres erfahren wir auch dann nicht.

Fassen wir die überlieferten Einzelzüge über die Armen von Jerusalem zusammen, so erscheinen sie als eine mystische Sekte, deren Glieder über den Offenbarungen, die ihr inneres Leben ihnen täglich spendet, die trivialen Sorgen des Tags vergessen haben. Dieses enthusiastische und mystische Element der Christusgläubigen spricht sich vor allem in dem Beweise des Geistes und der Kraft aus, durch welchen sie dartaten, daß der Messias ihnen zur Seite stehe, wobei sie unter dem Beweise des Geistes die Enthüllung der Zukunft, die Weissagung, verstanden und unter dem Beweise der Kraft Gebetsheilungen, Dämonenaustreibungen und Zeichen ähnlicher Art. Die Begeisterung, die Wunder glaubt, tut auch Wunder und wären nicht wirkliche Erfolge dieser rein psychischen Behandlung der Übel zu verzeichnen gewesen, so würde sich diese Übung nicht bis in die Tage Tertullians, Augustins und noch länger erhalten haben. Zu Lucians Zeit sind die Christen als Beschwörer von Dämonen bekannt. Das historisch Wichtige ist dabei nicht, wie sich diese Wunder medizinisch erklären, sondern die Tatsache, daß die Christen sich bewußt waren, solche Wunder zu vollbringen. Daß sie überzeugt sind, die Zeit der Wunder ist angebrochen, an die gemeinen Bedingungen der Endlichkeit sind wir nicht mehr gebunden, dieser Glaube war die starke geschichtliche Macht, die Berge versetzte. Die Erklärung des einzelnen ist daneben von geringer Bedeutung, aber die Überzeugung, die in dieser Wundertätigkeit sich verrät, war ein sehr wichtiger historischer Faktor. Die Tatsache selbst ist unbestreitbar bezeugt. Wunder zur Beglaubigung seiner Vollmacht war jeder Apostel Christi der Gemeinde schuldig, und Paulus er-

innert die Korinther daran, daß sie in diesem Punkte nicht zu kurz gekommen sind. Auch aus der Aussendungsrede (Mark. 6, 7—13) und aus Jakobus 5, 14 geht hervor, daß Apostel und Gemeindevorsteher Kranke mit Öl salbten, über Siechen beteten und Dämonische beschworen, denn, sagt Jakobus, des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist, und, dürfen wir hinzufügen, wenn Begeisterung der Begeisterung entgegenkommt. Sind die notwendigen psychologischen Voraussetzungen nicht vorhanden, dann versagt auch die Wunderkraft und es gibt Fälle, in denen es selbst von Jesus heißt: „Er konnte da kein einziges Wunder tun“ und vermochte nichts als sich zu verwundern über ihren Unglauben. Nach solchen unanfechtbaren Zeugnissen ist durchaus nicht zu bezweifeln, daß Wunderbares sich zutrug, wobei die gesteigerte Gemütsbewegung, Suggestion und das Hörensagen natürlich auch eine Rolle werden gespielt haben.

Eines jedenfalls ist sicher: es war eine Fülle von Enthusiasmus, Kraft und Unternehmungsgeist in dieser kleinen Sekte vorhanden und der starke Herzschlag dieses Mittelpunkts der Christenheit wurde kräftig auch in den Judenvierteln der Diaspora empfunden. Naturgemäß trat aber mit der Zeit eine Beruhigung ein, so daß man den Geist nicht mehr allein in Wundern und Weissagungen suchte, sondern in stilleren Gnadenwirkungen, die man wohl empfinden, aber nicht sofort äußerlich wahrnehmen konnte. Die Werke des Geistes, die der Apostel Paulus beschreibt, sind innerlicher Art. Im Umgang mit den Heiligen erhielt der Bruder eine Erkenntnis, die er zuvor nicht gehabt hatte. Eine neue Kraft trieb und stieß ihn. Er fühlte sich angefaßt von Gott, im Verkehr mit dem verklärten Christus. Es war ein Fremdes, Stärkeres über ihn gekommen, das ihn führte, warnte, leitete. Er war im Geiste. Heiligende, sittigende Kräfte wurden ihm durch die Gemeinde zugeführt. Der Geist war jetzt nicht mehr ein Drang zu reden, zu prophezeien, Wunder zu tun.

Von Zungenrede ist im nachapostolischen Zeitalter überhaupt nicht mehr die Rede. Der Heilige Geist ist ein Geist der Sanftmut, der Demut, der Selbstverleugnung, der unterschiedslosen Güte — kurz aller jener Tugenden, die die Sprüche Jesu einschärften. So war auch hier der Herr nicht im Sturme, sondern in dem stillen, sanften Säusen, das das Herz vernimmt, wenn das Gewitter ausgetobt hat.

Was war nun aber in diesem Stadium, als die Gemeinde sich auf sich selbst besann, der Inhalt ihres Glaubens? Er läßt sich in den einen Satz zusammenfassen: „Jesus von Nazareth war der von den Propheten verheißene Messias.“ Solange die Zeugen des Lebens Jesu in der Gemeinde die Mehrheit bildeten, wurde auch der wiederkommende Jesus mit den Zügen des Lehrers vom See Genesareth gezeichnet, aber als Tausende und Tausende zuströmten, die Jesum persönlich nie geschaut hatten, mußte sein Bild notwendig sich verschmelzen mit der Gestalt des Messias, wie er der Volksvorstellung von den Lehrern fest eingeprägt worden war. Das Bild Jesu wurde in das überlieferte Gemälde von den letzten Dingen einfach eingeschaltet und was ursprünglich von dem Menschensohn der Apokalypsen gelehrt worden war, übertrug man nun auf Jesus von Nazareth. Je länger, um so mehr überstrahlte das jüdische Messiasbild die Erinnerung an den geschichtlichen Lehrer von Kapernaum. Das Dogma besiegte die Geschichte. Jesus war der himmlische Mensch. Als Menschensohn Daniels wird er demnächst wiederkommen, und das von den Propheten verheißene Reich sichtbar aufrichten. Wer an Jesum als Messias glaubt, d. h. Gott als den Vater anruft und nach Jesu Gebot lebt, der ist in die Gemeinde der Heiligen aufgenommen, die nach des Messias Wiederkunft sein Volk bilden wird. Die Jünger selbst waren überzeugt, diesem Reiche anzugehören und glaubten an die Realität desselben. Im Buche Daniel heißen die Bürger des messianischen Reiches die Heiligen. So sind die Gläubigen ein Volk der Heiligen, die Erben des Reiches, Priester

und Könige im Sinne des Alten Testamentes. Nicht Dünkel und frommer Hochmut ist es, wenn die Christen sich schlechtweg die Heiligen nennen, sondern der biblische Sprachgebrauch. Paulus hat seine Heiligen der bittersten Kritik unterworfen, aber die Heiligen sind sie auch ihm, nach den Gesichtern des Buches Daniel und durch das Blut des Messias, das sie rein wäscht von aller Sünde. Die feste Überzeugung dieser Gemeinde war, der Messias werde zu ihren Lebzeiten erscheinen und wie völlig man sich diese Erscheinung des Menschensohns nach der Verheißung des Danielbuchs vorstellte, zeigt der erste Thessalonicherbrief. Starb einer, so verließen die Freunde sich auf seine Auferstehung. Begründet war diese Zuversicht auf ihre Gewißheit, daß Jesus als Erstling der allgemeinen Auferstehung auferstanden sei, was seinen Gläubigen eine Garantie war, daß auch sie auferstehen würden. Glaubten sie doch schon als Juden der Weissagung des Ezechiel, der in kühnem Bilde die ersohnte Erhebung Israels der Belebung eines Totenackers verglichen hatte. Mit unserem Unsterblichkeitsglauben ist diese Vorstellung nicht ohne weiteres zu identifizieren. Die jenseitige Welt und das Leben im Himmel sind platonische Vorstellungen, die erst die Griechen in das Christentum mitbrachten. Der Glaube der Apostel ist der hebräische, auf Ezechiel und den Apokalypsen fußende, daß Gott zum Tage des Gerichts und des großen Sieges Israels über die Heiden, die Gerechten, die für das Gesetz gelitten, auferwecken werde, um sie zu entschädigen. Jesus selbst hatte in den eschatologischen Reden sich durchaus an die überlieferte jüdische Lehre von den letzten Dingen angeschlossen. Er verkündigte das Reich der Himmel, wie Daniel das messianische Reich genannt hatte. In der Predigt der Jünger trat nun aber eine bemerkenswerte Schiebung ein. Jesus hatte das Reich verkündigt, die Jünger verkündigten den König des Reiches, Christum. Diese Verschiebung war begreiflich, da die Gläubigen das Reich nur ererbten durch Jesus und in ihm. Das Reich war ja für

sie vor allem Christi Einzug in ihr Herz. Der Inhalt ihrer Predigt lautete also: Der Messias, auf den Israel wartete, ist erschienen in Jesus von Nazareth. Er hat das Reich der Himmel begründet für alle die, die nach seinen Grundsätzen der Gottesliebe und Bruderliebe leben wollen. Die Obersten des Volkes haben Jesum verworfen und gekreuzigt, aber er ist auferstanden, er lebt, wie wir erfahren haben und täglich erfahren, und demnächst werden ihn sehen aller Augen, auch die, die ihn durchbohrten. Denn, wie der Prophet Daniel verheißt hat, wird der Menschensohn wiederkommen auf den Wolken des Himmels, um das Reich der Himmel aufzurichten. Diese Hoffnung, der äußere Anbruch der messianischen Herrlichkeit stehe bevor und werde bewirkt werden durch den wiederkehrenden Propheten von Nazareth, war in diesem Stadium der Entwicklung das einzige, was die Christen von ihren jüdischen Volksgenossen im Dogma unterschied. Aber diese Hoffnung erfüllte sie ganz, sie war so mächtig in ihnen, daß sie die Gläubigen, wie sie dieselben in Galiläa aufgewirbelt hatte und nach Jerusalem führte, so auch jetzt umtrieb in den fernsten Tälern des heiligen Landes, um die Kunde zu verbreiten, daß die Stunde nahe sei. — Die erste Gemeinde ist darum eine Gemeinde von apostolischen Wanderern gleich den Waldensern. Man führte diese Wanderschaft auf Jesu eigenen Befehl zurück, der gesagt haben sollte: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf; wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ Aber Mission übten nicht nur die, die hinauszogen in die Ferne, sondern ein Missionsleben war auch das Leben in der Heimat. Die Verkündigung des Glaubens war dabei nicht die Hauptsache. „Jesus lebte nicht bloß in der Dogmatik fort, sondern auch in der Ethik seiner Gemeinde und ihr stiller Wandel in seiner Nachfolge hatte vielleicht noch mehr werbende Kraft als die Predigt vom Gekreuzigten und Auferstandenen“¹⁾. In

¹⁾ Wellhausen, Einleitung S. 114.

das Abschiedswort: „lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“, faßt Matthäus den Auftrag Jesu an seine Jünger zusammen, ein Beweis, daß das Halten seiner Gebote der Gemeinde als die Hauptsache erschien. Jesu Lehre und die Erinnerung an seine Person blieb in all der schwärmerischen Aufregung doch der feste Boden der neuen Gründung.

Immerhin bleibt die Fortdauer einer so hochgradigen geistigen Spannung, die sonst nur vorübergehend eine Gemeinschaft über sich selbst hinaushebt, ein merkwürdiges Phänomen. Durch viele Jahre hindurch sehen wir diese kleine galiläische Kolonie auf den Fußspitzen der Erwartung auspähen nach den Zeichen des Menschensohns. Unterhalten wurde die Exaltation ohne Zweifel durch den Wirbel der Ereignisse, die in diesen Jahren das ganze jüdische Volk nicht zur Ruhe kommen ließen. Die Niederlage der Samariter, die den Sturz des Pilatus und der anderen Mörder des Messias nach sich zog, der Krieg zwischen dem Fuchse Antipas und dem Araberkönig, der Tod des Tiberius und die Anschläge des Caligula auf den Tempel, alle diese aufregenden Ereignisse drängten sich in wenige Jahre zusammen. So wurde die Gemeinde immer aufs neue aufgeschreckt und aufgepeitscht und die Ekstase dauerte. Wenn der Messias so sichtlich seine Mörder strafte, sollte er da nicht vor der Türe stehen? Wenn Volk sich erhebt gegen Volk, sollte das nicht der Anfang der Wehen des Endgerichts sein? Eben solche Stürme hatten die Propheten vorhergesagt als Zeit der letzten Not. In der Erinnerung der Apostel waren diese Jahre eine Zeit der Schrecken. „Sehet zu, erschrecket nicht!“ läßt der Eschatologe später Jesum zu seinen Jüngern sprechen, denn eine Zeit der Wehen war die Periode nach Jesu Tod: Krieg und Kriegsgeschrei, Hunger, Seuchen, Erdbeben von Ort zu Ort. Von solchen Tagen gesteigerter Aufregung pflegt der Mensch nachmals nur noch dunkle, traumhafte Erinnerungen zu besitzen. So haben die ersten Christen

auch nur wenig deutliche Bilder dieser Erlebnisse bewahrt. Sie mochten mit den Juden des Exils sagen: „Wie Träumende waren wir.“ Darum können auch wir unsere Vermutungen nur auf unsichere Schlüsse stellen; die direkten Nachrichten sind lückenhaft und nicht immer verläßlich. Es handelt sich eben nicht um friedliche Zeiten, in denen jeder Israelite ruhig unter seinem Feigenbaum saß, sondern um den Anfang einer Umwälzung, in der ein Staat mit tausendjähriger Geschichte stückweise in Trümmer ging. Die Bevölkerung von Jerusalem gleicht in dieser Zeit mehr als einmal einer Horde von Wahnsinnigen. Daß die Kolonie der heimatlosen und brotlosen Armen von Jerusalem in dem allgemeinen Taumel allein einen klaren Kopf und nüchternen Sinn sich bewahren sollte, werden wir nicht erwarten dürfen. Ihre apokalyptischen Phantasien sind von demselben Feuer bestrahlt, an dem die jüdischen Zeloten ihre Brandfackeln entzündeten, aber weil sie ihre eigene Blut nicht von jenem bezogen, ist sie auch nicht mit demselben erloschen.



III

Die christliche Mission im eigenen Volke

Uber die Tätigkeit der ersten Apostel fließen unsere Berichte nur spärlich und die Apostelgeschichte, die erst in den Zeiten der Christenverfolgung verfaßt ist, bietet act. 1—9 nur noch sehr allgemein gehaltene Schilderungen, die neben der Fülle konkreter Beziehungen, wie sie uns in den paulinischen Briefen aus dem Leben der heidenchristlichen Gemeinden entgegentreten, ziemlich blaß und schablonenhaft erscheinen. Gegen das lebendige Bild, das wir von dem Gemeindeleben in Korinth zeichnen können, ist die palästinenäische Überlieferung von der Gemeinde in Jerusalem wenig anschaulich. Unter diesen Umständen ist es doppelt wertvoll, daß wir auch aus dem Leben dieser ersten palästinenäischen Gemeinschaften ein unmittelbares Dokument besitzen. Ein lebendiges Bild rollt sich uns auf in der sogenannten Instruktionsrede Matth. 10, 5—42, mit ihren Parallelen Mark. 6, 7—11 und Luk. 9, 1—5 und 10, 2—17. Über das innere Leben der Gemeinde gewinnen wir allerdings aus diesem Dokument keinen Aufschluß, aber eine überaus reiche Erfahrung der Evangelisten oder Missionsboten, eine Fülle konkreter Erlebnisse bei Ausbreitung der neuen Lehre tritt uns hier entgegen und was sich als Weissagung Jesu gibt, ist näher gesehen nur der Reflex einer hundertfach erlebten Wirklichkeit. Daß diese Instruktionsrede, die im Kern sicher echt ist, doch später nach den neuen Bedürfnissen überarbeitet wurde, zeigt der Hinweis auf

Synedrien, Synagogen, Prokuratoren und Könige. Zu Jesu Lebzeiten fand keine Verfolgung seiner Evangelisten durch irgendwelche Obrigkeit statt, aber wie alle derartige Anweisungen wurde auch diese erweitert und abgeändert, als eine neue Lage es erforderte. So wie die Rede für uns vorliegt, ist sie eine Jesu in den Mund gelegte Instruktion für die Wanderlehrer der alten Kirche, da sie Verhältnisse berücksichtigt, die bei Jesu Lebzeiten überhaupt nicht gegeben waren. Wir ersehen aus diesem Dokument, daß die heimatlos gewordene Gemeinde zumeist aus Wanderlehrern besteht. Selbst die Frauen teilen häufig die Wanderschaft ihrer Männer, das zeigt das Beispiel des Petrus, der Brüder des Herrn und der anderen Apostel (1. Kor. 9, 5). Diesen Brüdern aus Jerusalem begegnet Paulus überall, in Antiochien, Galatien und Korinth, da die Christenheit Jerusalems nach ihrem Kern von wandernden Galiläern gebildet wird. Daß die Aussendungsrede Matth. 10, 5 ff. eine Anweisung aus der Praxis der christlichen Mission und nicht eine wirklich gehaltene Rede ist, geht schon daraus hervor, daß Matthäus weder den Antritt einer Reise, noch die Rückkehr der scheinbar Ausgesendeten berichtet. Die Boten selbst werden in Propheten, Gerechte und einfache Jünger eingeteilt und je nachdem man Größere oder Kleinere beherbergt, wird der Lohn größer oder kleiner sein, doch soll auch der Trunk kalten Wassers, oft die größte Wohltat in dem heißen Lande, nicht unvergolten bleiben. Lernen wir aus dem Leben Pauli die Plagen eines Evangelistenlebens genau kennen, so tritt uns hier doch auch seine Poesie entgegen. Man darf nun voraussetzen, daß die Aussendungsrede die ersten Sendboten und ihr Tun so schildert, wie sie gewesen sind und daß die Sendboten so waren, wie jene Instruktion von ihnen verlangte. Insofern ist Matth. 10, 5 ff. mit den Parallelen bei Markus und Lukas eine gute historische Quelle. Dann also waren die Jünger geheißен und gewohnt in den Städten zu predigen und zu sprechen: „Das Reich der Himmel ist

nahe herbei gekommen.“ Zwei und zwei zogen sie aus; sie machten Kranke gesund, trieben Teufel aus und predigten das Evangelium. Dabei mieden sie der Heiden Straße und zogen nicht in der Samariter Städte, sondern hielten sich an die Schafe vom Hause Israel. Wo sie in eine Stadt oder in einen Flecken kamen, da erkundigten sie sich, ob einer des Wortes wert sei und bei demkehrten sie ein. Sie hatten nicht Gold noch Silber in ihren Gürteln, sondern sie nahmen Gastfreundschaft in Anspruch, wie sie dieselbe zu Hause auch ihrerseits gewährten. Sie hatten sich aber zu hüten vor den Menschen, die sie vor die Synedrien und Fürsten schleppten, um ihre Bestrafung zu begehren. Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben sollten sie darum ihre Wanderschaft einrichten. Wenn sie in ein Haus eintraten, boten die apostolischen Wanderer diesem Hause den Friedensgruß; wurden sie abgewiesen, so getrösteten sie sich, daß ihr Friede sich wieder zu ihnen wenden werde. Bescheiden führten sie sich ein; wies man sie dennoch ab, so schüttelten sie den Staub von ihren Füßen und getrösteten sich, daß es Sodom und Gomorrha erträglicher gehen solle beim Jüngsten Gerichte als solchen Städten. Aber anderes durften sie nicht erwarten, denn hatten die Menschen den Hausvater Beelzebul geheißt, wie sollten sie die Söhne des Hauses anders nennen? Aber das alles sollte die apostolischen Wanderer nicht schrecken. Was sie im Dunkeln gehört hatten, verkündeten sie am Lichte, was man ihnen ins Ohr geflüstert, das predigten sie von den Dächern. Und sofort erlebten sie, daß ein neuer Glaube nicht Frieden bringt, sondern das Schwert, die Tochter entzweit mit ihrer Mutter, die Schnur mit ihrer Schwieger, und den Gläubigen seine eigenen Hausgenossen zu Feinden macht. Ohne angestammte Heimat in Jerusalem und ohne festen Besitz, auf Almosen angewiesen, wurden die ausgewanderten Galiläer zum guten Teil Missionsboten, und am ehesten geben die Sekten des Mittelalters ein Bild einer solchen

Gemeinschaft, deren seßhafte Glieder die Stützen sind für die Lehrhaften. Die Lehrer aber ziehen zwei und zwei durch die Lande, um Jesu Wort zu verkünden und auf seine Wiederkunft vorzubereiten. Auf ihren Fahrten predigten sie die Gesetze des Reichs, das Jesus gestiftet hatte. Er aber hatte ihnen nicht gesagt, sie sollten diese oder jene Vorstellung von seiner Würde und Gottheit ausbreiten. Er hatte sie überhaupt nicht geheißen, ihn zu verkünden, sondern das Reich Gottes. Sie sollten die Menschen zur Buße rufen wie Johannes. Versprach dann einer sich zu bessern, alle Menschen zu lieben, auch die, die ihm unrecht getan, gelobte er nach den Geboten der Bergrede zu leben und alles zu halten, was Jesus geboten hatte, dann erfolgte die Taufe, die nach dem Vorbilde der Johannestaufe eine Untertauchung des ganzen Menschen unter freiem Himmel war. In Erinnerung an diesen Brauch legt das Matthäusevangelium dem scheidenden Jesus das Wort in den Mund: „Taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Alles was Jesus in der Bergrede geboten, Liebe zu Gott als dem Vater, zu den Menschen als Brüdern, Friede, Sanftmut, Demut, Selbstlosigkeit, Versöhnlichkeit, Bußfertigkeit, Barmherzigkeit, das alles lag in dem Worte: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“

Zählen wir nun alle überlieferten Züge des Gemeindelebens zusammen, die Auswanderung, die Gütergemeinschaft, die Visionen, Träume, Prophetie, Zungenreden, Wundertätigkeit, Exorzismen und Dämonenaustreibungen, die stete Wanderschaft, so darf man wohl sagen, die kleine Gemeinde, wie sie aus der großen Bewegung übrig geblieben ist, ist nicht ein stiller, friedlicher See, in dem der Himmel sich spiegelt, sondern auch jetzt noch immer eine sprudelnde Quelle, die das verschmachtete Land befruchtet. Das Dogma der jungen Kirche bedurfte keiner langen

Lehrvorträge. Was der Messias sei, wußte jeder Mann in Israel. Daß Jesus dieser Messias gewesen war, erkannte jeder, der sich fromm davon überzeugte, daß die Gnadengüter, die die Propheten von dem messianischen Reiche geweissagt hatten, nur aus einem solchen Gottesreiche der Menschheit zufließen könnten, das in einer heiligen Verfassung der Gemüter bestehe, wie Jesus allein sie herstellen konnte und das nur durch Anschluß an ihn zu finden war. War dann noch das Argernis seines Todes durch den Nachweis aus dem Wege geräumt, daß nach der Verheißung der Propheten der Messias leiden mußte, so konnte der so Bekehrte nach kurzem Besinnen sprechen: „Siehe, hier ist Wasser, was hindert's, daß ich mich taufen lasse.“ So steigt der Eunuch, der Kandake vom Reisewagen in das Taufbad und andere nach ihm. Wenn die Gemeinde zu Jerusalem an einem Tag um dreitausend Köpfe und an einem zweiten um zweitausend Köpfe zunahm, so handelte es sich nicht um eine Bekehrung durch Unterricht, sondern um eine Erweckung, um eine Volksbewegung. Wenn dreitausend getauft werden auf einen Tag, so haben diese dreitausend nicht eine neue Religion und eine neue Weltanschauung angenommen, sich nicht bekehrt in unserem Sinne, wie heute aus einem Juden ein Lutheraner wird, sondern sie bekehren sich, wie der Kreuzfahrer sich bekehrte, der von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen in den Ruf einstimmt: dios lo volt. Ähnlich ist hier die Bekehrung das Bekenntnis: „Ja, Jesus ist wahrhaftig der verheißene Christ, er und kein anderer!“ So erlebt Jesus nach seinem Tode ein neues Hosianna, gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn, der Erlöser Israels! Eine so stürmische Bewegung mußte aber bald auch die Grenzen Palästinas überschreiten. Als bald finden wir, ohne daß wir die Stifter kennen, ähnliche Gemeinschaften, die auf den Glauben des demnächst kommenden Christes zusammengetreten sind, in Samarien, Damaskus, Phönicien, Cypern, Antiochien, Ephesus und Rom, überall wo nur immer Juden und

Judengenossen zu finden sind. Die Festwanderer dieser Städte, die in Jerusalem sich von den Galiläern belehren ließen, kehrten mit der Kunde nach Hause zurück, der Messias sei erschienen, aber gekreuzigt worden von der ungläubigen Priesterschaft. Je paradoxer die Botschaft dieser Wallfahrer klang, um so rascher mußte sich die Kunde verbreiten. Daß es bei dieser Verkündigung der messianischen Botschaft zum Teil höchst stürmisch zuging, bezeugt für Rom Sueton, für Philippi, Thessalonich, Beröa und Korinth die Apostelgeschichte und die Flucht des Paulus von Ort zu Ort. Diese Vorgänge lehren, daß es sich nicht um stille Katechesen handelte, sondern um eine stürmische Agitation. Nicht als Verkündiger einer Friedensbotschaft wollen die Vorsteher der Synagogen die Evangelisten gelten lassen, sondern als die, die den Erdfreis in Unruhe stürzen. Darum schleppen sie die Apostel vor Gericht, da diese Predigt überall Zerwürfnisse hervorgerufen habe.

Dennoch ist der Lehrunterschied zwischen den Juden und Christen in dieser Zeit noch nicht groß. Die Nazarener sind keine neue Kirche, sondern eine jüdische Sekte. Der Lehrstreit zwischen den Anhängern Jesu und den Priestern und Schriftgelehrten Jerusalems drehte sich in diesem ersten Stadium lediglich um die Frage, ob der gekreuzigte Galiläer der Messias gewesen sein könne? Der Messias sollte seinem Begriff nach der Befreier seines Volkes sein, wie konnte da Jesus als Messias gelten, der am Kreuze verblutet war, ohne auch nur die mindeste Änderung in der Lage seines Volkes herbeizuführen? Die Antwort der Jünger auf diesen Einwurf war die Bertröstung auf die Zukunft. Das ist es, was alle Reden der Apostelgeschichte allein beweisen wollen und worin im Kern der ganze neue Glaube besteht, daß Jesus wiederkommen werde als Weltrichter und messianischer König. Auch die Predigt der Jünger Jesu ist, wie die des Täufers, die Ankündigung dessen, was geschehen soll in Bälde. „Siehe ich stehe vor der Tür und klopfe an!“ Die Art ist den Bäumen an die

Wurzel gelegt. Der Messias kommt mit der Borsschaukel, Weizen und Spreu zu sondern. Christus selbst spricht durch Johannes: „Ja ich komme bald!“ Die Zornschalen sind gefüllt und werden demnächst ausgegossen. Die Engel haben die Posaunen angeblasen, demnächst wird das Halali geblasen. Wie der Dieb in der Nacht wird Christus erscheinen, wie das Weib der Geburtsschmerz überfällt, so werden die Wehen des Endgerichts da sein. „Dann werden ihn schauen aller Augen, auch die, die ihn durchbohrten.“ Die Ankündigung, der Jüngste Tag stehe bevor, hat allezeit auf die untern Volkskreise stark gewirkt, sie war auch damals die Kunde, die die Massen aufhorchen machte. Zu diesen apokalyptischen Verkündigungen kam dann noch die schriftmäßige Belehrung, die auf die Schriftkundigen der Schulen berechnet war. Mit welchen Gründen die christlichen Lehrer den Beweis führten, daß der zu erwartende Menschensohn Jesus von Nazareth sei, brauchen wir nicht in den hellenisch stilisierten Reden der Apostelgeschichte aus dem zweiten Jahrhundert zu erheben, da uns viel ältere Dokumente erhalten sind. Die Apostel werden ja mündlich keine anderen Argumente ins Feld geführt haben als sie in den fünfziger Jahren Paulus in seinen Briefen, im Jahr 68 Johannes in seiner Apokalypse und als sie die Quellschriften des Markus- und Matthäusevangeliums darbieten. Ihre Summa ist, daß die christlichen Lehrer im Alten Testament überall Jesum als Messias geweisst finden. Der Glaube an Jesum selbst freilich stammt nicht aus diesem Schriftbeweise. Ob Jesus der Heiland der Welt sei, das ist zu keiner Zeit eine exegetische Frage gewesen, sondern eine Frage persönlicher Erfahrung. War einer nicht schon zuvor durch Jesu Person oder durch sein Evangelium überzeugt, daß Jesus dem armen Herzen Frieden bringe, den Gottesfrieden des Himmelreichs, so konnte der Beweis aus der Schrift nicht viel Überzeugendes für ihn haben. Im allgemeinen paßte ja die schlichte Lehrwirksamkeit Jesu schlecht zu der Messias-

hoffnung der Juden. Der Lehrer am See Genesareth war kein Kriegsfürst, wie ihn die makkabäischen Psalmen schildern, der die Feinde Israels zerschmeißt wie Töpfe. Der Redner, der zu Nazareth und Kapernaum vom Gerüste der Synagoge gesprochen und mitleidig Kranke geheilt hatte, war kein Reiter auf weißem Rosse gewesen, der mit Schwert und Bogen Palästina unter Blut setzte 1600 Stadien weit. Doch machten seine Anhänger geltend, daß Jesus ein Davidssohn sei, sie deuteten den Sproß Isaïs des Jesaja, den Meser auf Nazareth, sie fanden Jesaja 8, 23 auch die Hauptgebiete seiner Lebenstätigkeit erwähnt, wenn der Prophet Weissagte, daß in den Marken von Sebulon und Naphtali und im Galiläa der Heiden das messianische Licht aufgehen solle. Schwierigkeiten machte nur der Tod Jesu. Freilich den Seinen war Jesus nie erhabener erschienen als in der Dornenkrone und auf seinem Dornenwege nach Golgatha. Sie hatten erkannt, daß sein Leiden ein Leiden zur Sühne der Sünden des Volks gewesen sei, und die Hoheit, mit der er seine Passion trug, hatte ihren Glauben nur befestigt. Dieses Haupt voll Blut und Wunden, zu dem die leidende und zertretene Menschheit durch Jahrhunderte betend aufschaute, um sich zu trösten über ihr eigenes Leid, hatte die Jünger tiefer ergriffen als alles andere, das zeigt der Ton der Passionsgeschichte, der ausklingt in den majestätischen Hymnus des Mittelalters: „Salve caput cruentatum!“ Aber den Juden war diese Dornenkrone ein Ärgernis. Der Messias sollte seine Feinde unter die Hufe seines Rosses treten, er sollte sie zerschmettern wie Töpfe, er sollte nicht verhöhnt, verspeiet und gekreuzigt werden. Ein Messias, der Backenstreiche erhält, war kein Messias für die kriegsbereiten Enkel der Makkabäer. Dieses große Ärgernis des Kreuzes hob sich aber, wenn man die Prophetie vom leidenden Knechte Jehovas (Jes. 42, 49, 53) auf den Messias bezog, denn dann hatte die Schrift selbst einen leidenden Messias verheißen, und die gleiche Prophetie

führte auch ein in das Mysterium dieser Gottesfügung. Der Knecht Jehovas mußte leiden zum Besten der sündigen Welt, um Gottes Zorn zu sühnen und durch sein Wort und seine Demut viele zum Glauben zu bringen. So läßt der Prophet die Heiden ja selbst bekennen: „Er nahm auf sich unsere Schuld und durch seine Wunde sind wir geheilet.“ Handelte auch jene Prophetie, ihrer ursprünglichen Bedeutung nach, von dem Volke Israel, das zum Heile der Welt im Exil duldet, so konnte diese Personifikation des Gottesvolks doch leicht auf den Messias gedeutet werden. Verschiedene Appellationenamen sind es, mit denen der zweite Jesaja das Volk Israel anredet. Der Prophet nennt sein Volk „Israel mein Sohn“, oder „Samen Abrahams“, oder, „Jakob mein Erwählter“, oder auch „Knecht Jehovas“. Das unterdrückte und im Exil mißhandelte Volk soll damit als der auserwählte Diener des wahren Gottes bezeichnet werden. Auf die Frage, warum nun aber das auserwählte Volk leiden müsse, gibt der zweite Jesaja die Antwort: Das Leiden des Knechtes Gottes ist ein stellvertretendes. Nur dazu ist der Samen Abrahams, der Knecht Jehovas, ins Exil geführt worden, damit er Jehova kund mache unter den Völkern und so ein Licht für die Heiden werde. Wenn Israel im babylonischen Exil leiden muß wie ein Missetäter, wenn es getreten wird wie ein Wurm, wenn man bei Verbrechern ihre Grube macht und die Juden einscharrt wie tote Tiere, so ist dem Propheten dafür doch ein Trost beschieden: durch solches Leiden hat Israel seinen Gott kund gemacht unter den Gözendienern; als Lehrer der Völker hat es im fernen Babylon die wahre Gotteserkenntnis gepflanzt. Das werden schließlich auch die Heiden anerkennen und werden sprechen: „Er nahm auf sich unsere Schuld und durch seine Wunde sind wir geheilet“. Diese historische Deutung des Knechtes Jehovas auf das Volk Israel war den sogenannten siebenzig Dolmetschern noch vollkommen geläufig. Wo der Sinn irgend schwierig wird, hilft die LXX nach, indem sie ausdrücklich den Namen hinzufügt:

„Jakob, mein Knecht, Israel, mein Auserwählter.“ Die Übersetzer wissen also, der Knecht ist Israel. Auch der Heide Celsus, der Gegner des Origenes, macht geltend: der Knecht bedeute als Kollektivum das Volk Israel, das im Exil zerstreut und gezüchtigt werde, um desto mehr Proselyten zu machen. Zwischen diesen beiden Werken aber, aus denen ein richtiges exegetisches Verständnis der Stelle hervorgeht, steht das Targum des Jonathan, das den Knecht Gottes entschieden auf den Messias bezieht. Der Name selbst, Knecht Jehovas, dazu die Aufgabe des Knechtes, die Völker zu lehren, erlaubten eine solche Deutung und die Leidenszüge des Abschnittes läßt der Targumist einfach aus oder schwächt sie wenigstens ab, denn zu dem Gedanken eines leidenden Messias vermag auch er sich nicht zu erheben. Das Entsetzen der Völker vor der Jammergestalt des Knechtes wird von dem Targumisten als ihre schmerzliche Erwartung des Messias gedeutet, das stellvertretende Leiden des Knechts, als Fürbitte gefaßt, die er einlegt. Die Entstellung des Angesichts wird gar nicht auf den Knecht, sondern auf die Drangsale des Volkes bezogen. Einer solchen Willkür gegenüber hatten die Christen einen günstigen Stand. War Jesaja 53 messianisch, dann hatte Jesus das vorhergesagte Messiasbild wörtlich erfüllt. Dann legte sich alles, auch der schmachvolle Tod leicht zurecht. Was bisher übersehen und verdunkelt war, die Leidenszüge des Messiasbildes, hatte Jesus der Welt gezeigt, die andere, die glänzende Seite der Verheißung, wird er erfüllen bei seiner Wiederkehr. Insofern wurde Jesaja 53 der Hauptbeweis der Nazarener. Von dieser Kernstelle her legte sich leicht jeder Gegensatz zwischen Prophezeiung und Erfüllung zurecht und Paulus konnte es später nicht begreifen, wie seine Volksgenossen das Alte Testament lesen könnten, ohne zu dem gleichen Resultate wie die Jünger Jesu zu kommen. „Ihr Sinn ist verstockt,“ klagt er, „denn bis auf den heutigen Tag bleibt eine Decke auf der Lesung des Alten Bundes, bis heute liegt, wenn Moses gelesen wird, eine

Decke auf ihren Herzen.“ So wurden die Disputationen in der Halle Salomonis tief aufregend. Das Messiasbild schien die Züge Jesu anzunehmen und seine Gestalt tauchte auf aus den Verheißungen des Alten Bundes. Die Rabbinen suchten sie wegzuwischen, aber Stück für Stück setzten die Nazarener aus Stellen des Alten Testaments sie wieder zusammen; den Finger auf Jesaja 53 fragten sie: „Mußte nicht Jesus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehn?“ „Wo,“ fragten die Schriftgelehrten, „steht geschrieben, daß der Messias von seinem Volke solle verstoßen und verworfen werden?“ „Psalm 118“, erwidern die Nazarener: „Es werden die Bauleute den Stein verwerfen, den Jehova zum Eckstein machte.“ Die Gegner wiesen auf das klägliche Ende des Jüngerkreises, aber hieß es nicht Sach. 13, 7: „Ich werde den Hirten schlagen, auf daß sich zerstreuen die Schafe der Herde?“ Wenn Jesus gekreuzigt wurde zwischen zwei Übeltätern, so war auch das vorherbestimmt durch Jes. 53, 9: „Man machte bei Frevlern sein Grab und bei dem Verbrecher in dem Tode.“ Selbst, daß Jesu Hände durchbohrt werden mußten, bewiesen sie aus Sach. 12, 10: „Sie schauen auf dich, die dich durchbohrt haben.“ Ja sie bewiesen endlich, daß auch seine Auferstehung vorhergesagt ist durch Ps. 16, 10: „Du überlässest meine Seele nicht der Unterwelt und lässest deinen Frommen nicht schauen die Grube.“ Daß der historische Sinn dieser Stellen im Grundtext ein anderer ist, hatte für eine Zeit keine Bedeutung, der das historisch-kritische Verständnis des Alten Testaments längst verloren gegangen war und die lediglich moralisch-religiöse Anwendung von dem Schriftwort machte, nicht kritisch eruierte, was der Verfasser gemeint habe. Daran freilich ist nicht zu denken, daß die Mörder Jesu, die Priester, Leviten und Tempelknechte, die einst vor dem Palaste des Pilatus ihr: „kreuzige, kreuzige!“ gebrüllt, die Botschaft, der Gekreuzigte sei dennoch der Messias, geduldet hätten. Vielmehr wird die Lehrtätigkeit der Galiläer von vornherein eine gefährvolle Sache ge-

wesen sein. Leider aber hat der Apostelgeschichtsschreiber die Nachrichten über die ersten Konflikte, die er offenbar hatte, so eingeschmolzen in seine eigenen Kompositionen, daß es schwer ist, das wirklich Geschichtliche herauszufinden, daß aber der Weg der Jünger in Jerusalem alsbald ein Leidenspfad wurde, ist sehr glaublich. Petrus und Johannes werden wegen ihrer Ansprachen im Tempel ins Gefängnis geführt (Apg. 4, 3), ihre Verkündigung wird ihnen untersagt; als sie sich nicht fügen, werden sie aufs neue eingekerkert und schließlich öffentlich gestäupt (5, 40). Diese Nachrichten sind durchaus gedeckt durch den Bericht des Paulus im Galaterbrief: „Ihr habt vernommen meinen vormaligen Wandel im Judentum, wie ich über die Maßen die Gemeinde Gottes verfolgte und sie zerstörte und weiter ging im Judentum als viele meines Alters, da ich in höherem Maße ein Eiferer war für meine väterlichen Überlieferungen.“ Den verfolgten Thessalonichern schreibt Paulus, sie hätten von ihren Volksgenossen dasselbe erduldet, was die Heiligen in Jerusalem von den Juden. Auch das ist nicht ausgeschlossen, daß Paulus selbst, der ein so hohes Vertrauen bei dem Synedrium besaß, schon an diesen ersten Christenhegen beteiligt war. Läßt ihn doch die Apostelgeschichte in seiner Rede an den König Agrippa erzählen: „Viele Heilige verschloß ich im Gefängnisse, wozu ich die Macht von den Hohenpriestern empfing und wenn sie umgebracht wurden (Stephanus), stimmte ich bei. Und durch alle Schulen strafte ich sie oft und zwang sie zu lästern und überaus wütend auf sie verfolgte ich sie durch die auswärtigen Städte“, dem Volke aber bekennet Paulus in seiner Rede vor der Burg Antonia, daß er auch Frauen ins Gefängnis geschleppt habe, vielleicht die Mutter Jesu, vielleicht Martha und Maria, Magdalena, die die Auferstehung bezeugte, oder welche sonst?

Aber auch der andere wichtige Zug, den die Apostelgeschichte berichtet, ist nicht unglaublich, daß der Konflikt sich verschärfte, als in einer hellenistischen Synagoge aus

Anlaß der Predigt der Galiläer sich der Streit wiederholte, ob Jesus der Messias sei? Indem ein Teil der Hellenisten sich für Jesus entschied, trat bei dem Volke von Jerusalem zu dem religiösen Haß gegen die Galiläer noch der Gegensatz des landsässigen, verhärteten Judentums gegen die weltoffenen, gebildeten hellenistischen Juden hinzu. Der Bericht des Apostelgeschichtsschreibers über die Verhandlungen im Synedrium mag ebenso eine Komposition sein, wie die Rede, die Stephanus bei dieser Gelegenheit hält, sicher eine Einschaltung des Verfassers ist, daß aber der Streit über Jesu Messianität sich durch den hinzutretenden Gegensatz zwischen Hebräern und Hellenisten noch verschärfte, ist durchaus glaublich.

Das Judentum der neutestamentlichen Zeit zerfiel bekanntlich in zwei große Gruppen, die Juden Palästinas, der Euphratländer und Syriens, des semitischen Stammgebiets, die man Hebräer nannte, und die Hellenisten, das heißt die griechisch redenden Juden Kleinasiens, Griechenlands, Alexandriens, Cyrenes und der jüdischen Kolonien Italiens und des übrigen Orients. Die religiösen Gewohnheiten beider waren so verschieden, daß man sie fast verschiedene Konfessionen innerhalb des Judentums nennen möchte. Die hebräische Bibel und die griechische Septuaginta der Alexandriner haben einen verschiedenen Umfang, verschiedene Lesarten und einen verschiedenen Text. Daß die eine Bibel hebräisch war, die andere griechisch, war doch mehr als nur ein Unterschied der Zunge. Der Genius eines Buchs wird ein anderer in einer neuen Sprache. Es gehört zu den Feinheiten der Griechen, daß sie Wort und Sinn durch den gleichen Ausdruck bezeichnen. Beides läßt sich nicht trennen. Man ändert den Logos eines Buches, indem man es in eine andere Sprache überträgt. Die Vorstellungen der Heiligen Schrift wurden in griechischer Sprache auch nach der Begriffswelt der hellenischen Philosophie ausgelegt, sie vergesellschafteten sich heidnischen Vorstellungen und so hatte man bald nicht nur zwei Sprachen,

sondern auch zwei religiöse Richtungen in dem gleichen Volke. Indem man das heilige Buch der Juden aus der für die Unbeschnittenen unverständlichen hebräischen Quadratschrift in das Griechische, in die Sprache des Tags, übersezte, wendete man sich zugleich an die Heidenwelt. Die Septuaginta war der erste Apostel, der hinauszog und lehrte alle Völker. Überall entstanden im Anschluß an die Synagoge Bibelgemeinden der gläubigen Hellenen, der *legem metuentes*, der Proselyten des Tors, die weder Juden noch Heiden waren und die dann bald den Christen die meisten Proselyten stellen. Wenn manche moderne Historiker behaupten, auch das Christentum selbst sei ein Produkt der Septuaginta, so ist damit gemeint, das Christentum sei die alttestamentliche Religion, wie sie sich unter dem Einfluß der griechischen Kultur gestaltete. Jedenfalls ist der Hellenismus bereits ein sehr modifiziertes Judentum, das zahlreiche hellenische Elemente in sich aufgenommen hat. Und eben dadurch, daß der jüdische Hellenismus selbst eine Mischreligion war, wurde er der Nährboden für die neue Religion und schlug die Brücke zu der Bekehrung der Hellenen. Fern vom Tempel waren die Hellenisten gewohnt, die ewigen, humanen Vorschriften des Alten Testaments höher zu stellen als Ritus und Tempeldienst und ihre Weltanschauung zu bereichern aus der Literatur der Griechen, zwischen denen sie lebten. Natürlich gab es auch streng orthodoxe Hellenisten; man konnte griechisch reden und doch ein strenger Jude sein, wie die Gegner des Stephanus in der hellenistischen Schule der Libertiner beweisen. Die Regel aber war doch, daß die Hellenisten der heidnischen Bildung zugänglicher waren als die Hebräer; das brachte schon der Gebrauch der griechischen Sprache mit sich. Die aufgeklärten alexandrinischen Juden neigten zu der Meinung, daß Plato und Moses im Kerne dasselbe gelehrt hätten, nur in etwas verschiedener Weise und eben dadurch erzeugten sie ein drittes, den jüdischen Platonismus. Der jüdische Religionsphilosoph Philo,

der unter Tiberius und Caligula blühte, führt gern aus, die griechischen Philosophen hätten selbst aus dem Alten Testamente geschöpft. Er nennt Heraklit, Plato und Zeno heilige Männer und er geht in der Gräzisierung der alttestamentlichen Vorstellungen so weit, daß er sogar die Elemente mit dem Namen der griechischen Götter bezeichnet. Die Luft ist ihm Zeus, das Wasser Poseidon, die Sonne Apollo und da über diese Elemente auch im Judentum Engel gesetzt sind, so macht Philo Zeus, Poseidon, Apollo usw. ebenso zu guten Dämonen, wie die Christen sie zu bösen Teufeln gemacht haben, und weil diese Götter für Philo identisch mit den Engeln sind, will er auch ihre Verehrung nicht geradezu mißbilligen. Sie sind höhere Wesen, denen man Ehrfurcht schuldet. Natürlich legten die Hebräer gegen dieses hellenisch entartete, halb heidnische Judentum einen erbitterten Protest ein und sie beklagten, daß es überhaupt eine griechische Übersetzung der Thora gebe. Sei es verboten, sagten ihre Lehrer, die Heilige Schrift auf das Pergament unreiner Tiere zu schreiben, so sei es doppelt untersagt, Gottes Worte in die unreine Sprache der Hellenen zu kleiden. „Wer seinen Sohn griechisch lehrt,“ schalten die Rabbinen, „ist wie einer, der ihm Schweinefleisch reicht.“ Die Strengen betrachteten das Bibelfest der Alexandriner, an welchem die Juden Alexandriens nach der Pharosinsel wallfahrteten und die Kammern einer verfallenen Gladiatorenkaserne als Zellen der 70 Dolmetscher verehrten, als Unglücks- und Fasttag, gleich dem, an dem Israel um das goldene Kalb getanzt. Die tiefe Spaltung der Hebräer und Hellenisten, die die Schulen zerflüstete, heftete sich forthin hauptsächlich an die griechische Bibel. Man hatte ein verschiedenes Wort und darum im einzelnen oft ein verschiedenes Gesetz. Daß dieses griechisch redende Judentum auch weltoffener, bildungsfähiger, universeller war, brachte der Besitz und Gebrauch der Weltsprache mit sich. Der Unterschied ist kaum geringer als der, der heute zwischen dem orthodoxen polnischen Rabbi

mit seiner hebräischen Schrift, mit seinen Schaufäden, seinem Raftan und seinen Judenlocken und dem französischen oder englischen Juden besteht, der alles Semitische äußerlich abgestreift hat. Daß ein solcher Gegensatz, der auf einer hundertjährigen Entwicklung beruht, nicht sofort ausgelöscht war, wenn Hebräer und Hellenisten beide der christlichen Gemeinde beitraten, begreift sich. Jakobus, den die Späteren als jüdischen Büsser und Freund der Nasiräer schildern und Apollos, der griechische Rhetor und beredte Sophist, sind beide Christen, aber doch Christen sehr verschiedener Art. Der Hebräerbrief warnt die Hebräer vor Überschätzung des Tempeldiensts, Stephanus dagegen erleidet den Tod, weil er nicht aufhört, Lästerworte zu reden gegen die heilige Stätte und ihren heiligen Brauch. Ebensowenig wie die religiösen, waren also die nationalen Gegensätze durch den Beitritt zur Gemeinde Jesu gehoben. So liegt die Vermutung nahe, daß dieser Gegensatz zwischen hellenistischen und hebräischen Gemeindegliedern auch in der Geschichte von Stephanus zutage trete. Das Murren der Hellenen wider die Hebräer, meinte zuerst Chr. Ferdinand Baur, sei keineswegs bloß ein Streit über ökonomische Dinge gewesen, sondern ein Zerwürfniß über die freie Stellung des Hellenisten Stephanus zum Tempel und Gesetz. So gab es eine freiere und eine strengere Richtung schon in der Urgemeinde. Der Name des Stephanus selbst macht diesen als Hellenisten kenntlich und die Apostelgeschichte rechnet ihn unter die Siebenmänner, die man aufgestellt habe, um die Hellenisten zu beschwichtigen, die über Vernachlässigung ihrer Witwen klagten. Jene Sieben aber haben alle griechische Namen. Ist es so schon bemerkenswert, daß gerade ein Hellenist angeklagt wird, er habe die Abschaffung der Theokratie verkündigt, so ist gleichfalls zu beachten, daß es eine hellenistische Synagoge ist, in der diese Frage zuerst zur Diskussion kommt. Es stimmt diese Stellung ganz mit der sonstigen Haltung des Hellenismus, der in Alexandrien und anderwärts dem jüdischen Glauben

einen Weltberuf zuschrieb, aber eben darum auf die rein nationalen und äußerlichen Übungen des Ritus nur geringen Wert legte. Aus dem Berichte der Apostelgeschichte wird man also immerhin die wichtige Tatsache entnehmen dürfen, daß auch in der Urgemeinde bereits der Gegensatz eines universell gerichteten Hellenismus und eines konservativen hebräischen Christentums vorhanden war, wie er uns später in dem Gegensatze des Paulinismus und Petrinismus noch klarer entgegen tritt. Im Prozeß Jesu nennt es der Hebräer Matthäus eine Aussage falscher Zeugen, daß Jesus gesagt habe, er wolle den Tempel abbrechen und in drei Tagen wieder aufbauen, aber das, was bei Matthäus eine Aussage falscher Zeugen ist, legt der hellenistische Verfasser des vierten Evangeliums Jesu wirklich in den Mund. Joh. 2, 19 sagt Jesus selbst: „Ich werde diesen Tempel abbrechen und in drei Tagen baue ich ihn wieder.“ Ein solches Wort war auch durch das Alte Testament selbst nahe gelegt. Es war ein Teil der messianischen Erwartung, daß der Messias einen neuen Tempel schaffen werde. Die Weissagung geht zurück auf Haggai 2. Die Volksältesten in dem neuerbauten Jerusalem sprachen in den Tagen Serubabels: „Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue.“ Da erwiderte der Prophet: „Aber euere Zeit ist da, daß ihr in getäfelten Häusern wohnet und Jehovas Haus muß wüste stehn. Nun spricht der Herr der Heerscharen: „So sehet zu, wie es euch ergeht. Ihr säet viel und erntet wenig, ihr esset und werdet nicht satt, ihr kleidet euch und werdet nicht warm. Ihr verdient Geld und legt es in einen löcherichten Beutel.“ Da gehorchten Serubabel und die übrigen Fürsten diesem Prophetenwort und der Tempel Serubabels ward gebaut. Aber als er nun fertig war, sah man, daß man sich eines Werkes unterwunden hatte, zu dem es in der That noch nicht Zeit gewesen, und die Greise, die den Tempel Salomonis noch gesehen hatten in seiner Pracht, standen mit Tränen in den Augen vor dem ärmlichen Hause, das ihnen

Serubabel gebaut hatte. Da trat der Prophet Haggai wiederum vor sie und sprach: „Was schauet ihr auf dies Haus? Nicht wahr, es ist wie nichts in euern Augen. Aber fürchtet euch nicht! Denn so spricht Jehova: Noch eine Zeit so erschüttere ich alle Nationen und erfülle dieses Haus mit Kostbarkeit. Größer soll dieses Hauses letzte Herrlichkeit denn die erste sein, spricht Jehova und an diesem Orte will ich Frieden schaffen.“ Auch die Sibylle (3, 290) weisagte: „Dann wird erscheinen ein Fürst und neu erbauen den Tempel.“ Auch Henoch 91, 13 heißt es: „Häuser werden sie erwerben durch Gerechtigkeit und es wird gebaut werden ein Haus dem großen Könige zum Preise für immer und ewig.“ Nach dem Propheten Haggai, der jüdischen Sibylle und dem Buch Henoch lag es mithin dem Messias ob, einen neuen Tempel zu schaffen. Wenn nun die Gegner fragten, wo ist denn der neue Tempel, den euer Messias gebaut hat, so wird Stephanus erwidert haben, das sei der neue Tempel, daß Jesus eine neue Anbetung des Vaters und ein neues Gesetz für die Seinen gebracht habe. Auch Jesus rufe: „Siehe, ich mache alles neu.“ Die Äußerungen, die Stephanus zur Last gelegt wurden, waren also doch wohl mehr als nur Verleumdungen. Falsche Zeugnisse sind nicht immer ganz falsch, wie ja auch die Rede, die der Historiker den ersten Märtyrer halten läßt, die Anklage eher bestätigt als widerlegt. Stephanus erklärt die Juden schlechtweg für unbeschnitten an Herzen und Ohren und darum für verlustig des Reichs, das ihnen von Gott auch gar nicht bestimmt war. Das aber ist der Standpunkt der zwölf Apostel niemals gewesen. Diese Meinungsverschiedenheit wird also der tiefer liegende Grund des Zerwürfnisses zwischen den beiden Parteien gewesen sein. Die christlichen Hebräer und Hellenisten in Jerusalem entzweite derselbe Gegensatz, der sie in der ganzen Welt entzweite, und der christliche Hellenist Stephanus gab Anlaß zu jüdischer Verfolgung, indem er aus der Lehre Jesu die notwendige Konsequenz zog, daß wenn das

Reich Gottes in der Liebe zum Vater im Himmel und den Brüdern auf Erden bestehe, es eben nicht im Opferdienst und Tempeldienst bestehen könne. Diese Konsequenz war durchaus notwendig, aber es war eben doch ein Hellenist und kein Hebräer, der sie zog, und das ist kein Zufall, sondern ein Beweis, daß auch in der Gemeinde Christi die Hellenisten die universell gerichteten Juden geblieben sind und die Hebräer die konservativen. Sollte also, wie die Tübinger Schule annahm, die Geschichte des Stephanus nur eine Komposition des Apostelgeschichtsschreibers sein, so hat dieser die wirkliche geschichtliche Stellung der beiden Parteien doch ganz richtig wiedergegeben und in diesem Sinne bleibt sein Bericht historisch.

Seit diesem ersten Konflikt zu Jerusalem, den auch der Galaterbrief bezeugt, und der im weiteren Verlaufe zur Verfolgung der Nazarener durch alle benachbarten Städte bis Damaskus hin führte, kamen nun stoßweise jüdische Christenverfolgungen vor, obgleich die Hebräer der Gemeinde sich durchaus korrekt verhielten und nicht daran dachten, sich vom Judentum loszusagen. Zeugnen läßt sich nun aber nicht, daß auch in diesem Falle die Fanatiker des Alten klarer sahen als die Anhänger des Neuen. Mit dem Scharfblicke des gefährdeten Interesses erkannten die Priester die Unverträglichkeit des neuen Prinzips mit der alten Überlieferung. Wenn Gott von dem Menschen nichts verlangt als sein Herz, dann verlangt er eben keine Beschneidung, keine Opfer, keinen Weihrauch, keinen Tempeldienst. Dann lag aber auch kein Grund mehr vor, seine Verheißungen auf die Juden zu beschränken. Das sahen die Priester früher ein als die Nazarener. Während die Jünger Jesu noch des guten Glaubens lebten, Juden zu sein und Juden bleiben zu können, riefen die Schriftgelehrten: „Minäer seid ihr, Abtrünnige.“ Und die Zukunft zeigte, daß auch dieses Mal der Haß scharfsichtiger war als die Liebe. Die Pharisäer beurteilten die Bedeutung und Tragweite der christlichen Lehre rich-

tiger als die Christen selbst. Diejenigen aber, die innerhalb der Gemeinde Freiheit vom jüdischen Geseze und Ausbreitung des Evangeliums auch unter den Heiden verlangten, waren die Hellenisten, indem sie nach der Apostelgeschichte, vertrieben aus Jerusalem, in Phönicien und Syrien sich mit ihrer Predigt auch an die Heiden wendeten.



IV

Das Judenthum

Die Feindseligkeiten der Priester und Pharisäer gegen die galiläische Kolonie in Jerusalem kamen bald wieder zur Ruhe, denn mit der Regierung des Kaisers Caligula (37—41) erwuchsen der Hierarchie dringendere Sorgen als die um den Messias der Galiläer. Wurde doch durch den neuen Cäsar die Existenz des Judentums selbst in Frage gestellt. Das neue Regiment begann mit einer großen Judenverfolgung in Alexandrien. Cäsar und Augustus hatten die Judentum überall als treue Stützen der Monarchie gefördert, aber schon Tiberius mußte gegen die zunehmende Ausbreitung des jüdischen Handels und die aufdringliche jüdische Propaganda mehrfach scharfe Schläge führen. In Alexandrien hatte der Sophist Apion alles, was die Bevölkerung gegen die Juden auf dem Herzen hatte, in einer ebenso witzigen wie verlogenen Schrift auf den Markt gebracht. Mit elementarer Gewalt aber brach der Haß der Massen gegen die Juden hervor, als sie dem von Caligula auch von ihnen verlangten Kultus des Genius des Kaisers ihren starren Widerstand entgegensetzten. Als sie das Bild Caligulas, das der feindselige Pöbel ihnen in ihre Synagogen trug, nicht duldeten, kam es in Alexandrien zu Aufruhr und Straßenkämpfen. Der Sturm brach aus im August des Jahres 38 gelegentlich eines Besuchs des Königs Herodes Agrippa I. in Alexandrien, da die dortige Judentum durch ihren geräusch-

vollen Empfang des Judenkönigs und ihre „Marin!“-Rufe den Spott der Alexandriner herausforderte. Der Böbel travestizierte den Empfang des Judenkönigs, indem sie einen bekannten Blödsinnigen mit Namen Karabas als König kleideten und ihn mit demselben Zuruf: „Marin, Marin!“ begleiteten, mit dem ihre israelitischen Mitbürger soeben den König Agrippa begrüßt hatten. Sodann stellte man in den Synagogen Statuen des Kaisers auf und der Prokurator Flaccus wagte nicht, gegen den Unfug einzuschreiten. Fast drei Jahre dauerte die Judenhege, die die reiche alexandrinische Judenschaft zugrunde zu richten drohte. Auch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Philosoph Philo stand, hatte zunächst bei Caligula keinen Erfolg, ja sie reizte seinen Dünkel. Gleichzeitig brach derselbe Konflikt in Jamnia aus, der philistäischen Küstenstadt, die vorwiegend von Juden bewohnt war. Die Syrer errichteten Caligula einen Altar, den die Juden zerstörten. Auf den Bericht des Prokursors der Stadt, welcher Majestätsbeleidigung die Juden sich schuldig gemacht hätten, erhielt der Statthalter von Syrien, P. Petronius, den Befehl, das Bild des Kaisers nunmehr im Tempel zu Jerusalem selbst aufzustellen. Im Winter 39 auf 40 traf Petronius, freilich zögernd und widerwillig, die Vorbereitung zu dieser Maßregel. Das ganze Judentum machte sich nun nach Ptolemais auf, wo Petronius sich eingefunden hatte. „Wie eine Wolke bedeckte die Menge der Juden ganz Phönicien.“ Als der Prokonsul im Herbst nach Tiberias kam, wurde er vierzig Tage lang von Tausenden von flehenden und jammernden Juden belagert. Die Vermittlung des Herodes Agrippa brachte soviel zuwege, daß die Tempelschändung zunächst nicht stattfand, aber im Lande Palästina sollte niemand gehindert werden dürfen, dem Kaiser Altäre zu widmen. Die Aufstellung seines Bildes im Tempel aber wollte Caligula bei einem Besuche in Judäa persönlich vornehmen. Dieser Aufschub rettete das Heiligtum, denn im Januar 41 wurde

der Kaiser von dem Tribunen Chärea ermordet, als die Tempelschändung eben vor sich gehen sollte. Durch drei Jahre hatte die Furcht um ihr Heiligtum die Juden erregt und das Unternehmen des Caligula hatte so viel Ähnlichkeit mit allem gehabt, was das Buch Daniel von der Entweihung des Tempels durch Antiochus Epiphanes verkündigte, daß die jüdischen Schulen sich nachdrücklich an jene Weissagungen erinnert fühlten. Das Buch Daniel hatte angesichts des Jupiteraltars, den Antiochus im Tempel errichtete, verheißt, daß in der letzten Zeit ein König ergrimmen werde wider den heiligen Bund und eine Kriegsmacht bestellen, um den Tempel zu entweihen und das beständige Opfer abzuschaffen. Diesen Fürsten frechen Angesichts glaubten die Rabbinen in Caligula zu erkennen. Der antichristliche Fürst, der dem Christ vorangeht und von diesem erst in einer messianischen Entscheidungsschlacht vernichtet werden muß, wird jetzt eine Hauptgestalt der Eschatologie. So entstand das Dogma vom Antichrist. Daß eine Zeit schwerer Kämpfe dem Erscheinen der messianischen Herrlichkeit vorhergehen werde, hatten alle Propheten geweissagt, am klarsten eine in die Prophetie des Ezechiel aufgenommene Schrift von dem Fürsten Gog im Lande Magog, der Krieg führen wird gegen das neue Jerusalem. „Jehova legt einen Ring in seine Kinnbacken und führt ihn heraus und sein Heer, seine Rosse und Reiter, einen großen Haufen mit Tartische und Schild, Schwerter führen sie alle.“ Sie stürmen an gegen die heilige Stadt, aber nur um zu verderben. Im Buch Daniel gewann dieser gottfeindliche Fürst deutlichere Züge. Der Syrer Antiochus wird zum frechen König Gog, zum Antichrist. Der Fürst frechen Angesichts und Mensch der Sünde, der mit jedem Laster besudelt ist, war für die Juden der Makkabäerzeit kein anderer als Antiochus Epiphanes, und als solchen hat das Buch Daniel den großen Aufklärer auf dem Throne der Seleukiden geschildert. Nachdem nun dieses jüngste prophetische Buch, das in der Zeit

des heißen Kampfes gegen die Syrer entstand, dem Kanon einverleibt worden war, wurde des Antiochus Bild zur Prophetie. Die Beziehung auf den Syrer war vergessen, aber die Vorstellung blieb, daß dem Messias ein Antimessias, dem Christ ein Antichrist entgegentreten werde. Ehe das Ende kommt, so las man sich jetzt aus der Stelle des Danielbuchs heraus, wird ein Fürst erscheinen, der eine Kriegsmacht bestellt, das Heiligtum entweicht und das beständige Opfer abschafft. Die am Bunde Frevelnden wird er zum Abfall verleiten durch Schmeicheleien, aber das Volk derer, die ihren Gott kennen, wird sich ermannen und sie werden Taten ausrichten. Da schien in den Tagen des Caligula sich das alles zu erfüllen, was ursprünglich für die Antiochuszeit geweissagt worden war. Noch nie war die Wirklichkeit einer Prophetie so nahe gekommen als damals, da Caligula den Befehl gab, den Greuel der Verwüstung aufzustellen an heiliger Stätte, d. h. das Heiligtum durch seine Statue in einen Cäsarentempel umzuwandeln. Damit trat, was Ezechiel und Daniel geweissagt hatten, wieder in lebendige Erinnerung und der Antichrist und sein Heer füllen forthin den Vordergrund jedes apokalyptischen Gemäldes. Nirgend fehlt forthin bei der Schilderung der letzten Zeit der Pseudochrist und Antichrist, der Bileam und Bösewicht Armillus oder Armalgus und der Greuel der Verwüstung, das Schikkuz mesomem. Das Targum Jeruschalemi zu Num. XI, 26, wo von den Propheten Eldad und Medad die Rede ist, reproduziert die Weissagung Ezechiels vom Könige Gog im Lande Magog und schildert die große messianische Schlacht. Nach erfochtenem Siege werden Israels Tote auferstehn und es wird ein Siegesmahl gefeiert. Die Gerechten werden zu Tische liegen mit Abraham, Isaak und Jakob, und sie werden speisen den Fisch Leviathan, den Ochsen Behemot und den Vogel Zippor. Und zwischen dem Essen werden sie oft aufstehn und drunten die Qual der Verdammten im ewigen Feuer schauen und auf sie speien und sich wieder

zu Tische setzen und sich freuen ihres Gottes. Nach einer Glossa wird man sieben Jahre in Israel kein Holz fällen, sondern sein Feuer unterhalten von den Lanzenschäften, die aufgelesen werden auf dem Schlachtfeld des Messias. Nach dem gleichen Targumisten war unter den Geheimnissen, die Jehova 5. Mos. 34, 2 Mosi auf dem Berge Nebo offenbarte, auch das, welche Rache einst treffen wird Armalgus, den Gottlosen, die Drangsale der Kriege Gogs und wie Michael sich erhebt, um Israel zu retten. Auch der zweite Psalm, „was toben die Völker und ratschlagen wider Jehova und seinen Gesalbten,“ wird im Talmud (Berachot bab. S. 7b) auf den Krieg des Gog und Magog gegen den Messias bezogen, oder wenn Jesaja 11, 4 davon redet, daß Jehova den Frevler mit dem Zornhauch seiner Lippen töte, so hat das Prophetentargum dafür die Wendung, der Messias werde mit dem Hauche seiner Lippen töten den Bösewicht Armillus oder Armalgus. Den Namen, den die Neueren aus dem persischen Ahriman entwickeln, will Hitzig ableiten von armillatus, weil Sueton von Caligula sagt: armillatus in publicum processit; wie er nach den Stiefelchen Caligula, so habe er nach den Arm-bändern Armillatus geheißten. Man pflegt nun zu sagen, nur das Urbild des jüdischen Antichrists sei Caligula, das Urbild des christlichen sei Nero. Und es ist wahr, als Nero in der ersten Christenverfolgung sich als persönlicher Gegner des Messias erwies, lebte ähnlich wie in Caligulas Tagen die Erinnerung an den Antichrist auf, und Nero hat dem christlichen Dogma die wichtigsten Züge geliehen. Dennoch fehlt auch dem Antichrist der Nazarener die Beziehung auf Caligula nicht. Der falsche Prophet in der Apokalypse macht dem römischen Cäsar ein Bild und alle, die das Bild nicht anbeten, werden getötet (Apokalypse 13, 14). Auch nach Matthäus soll ein Greuel an heiliger Stätte aufgerichtet werden, ehe das Gericht beginnt (24, 15). Nero hat dergleichen nicht beabsichtigt, denn er war wie seine Gattin Poppäa Judenfreund; wohl aber wollte

Caligula vollbringen, was die Prophetie des Daniel für die letzte Zeit in Aussicht stellte. Am deutlichsten hat der zweite Thessalonicherbrief im zweiten Kapitel den Antichrist mit den Zügen des Caligula geschildert. Christus kommt nicht, „es sei denn, daß zuvor der Abfall komme und offenbar werde der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens, der Widersacher, welcher sich überhebt über alles, was Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich in den Tempel Gottes setzet und von sich selbst kund tut, er sei Gott. Gedenket ihr nicht daran, daß ich euch solches sagte, da ich noch bei euch war?“ Dieser Antichrist, der sich selbst in den Tempel setzt, ist offenbar eine Erinnerung an das Unternehmen Caligulas. Bemerkenswert ist dabei für uns der Umstand, daß die dogmatischen Erkenntnisse der Synagoge, wie die Lehre vom Antichrist, sofort auch Überzeugung der christlichen Gemeinde sind, was zum mindesten auf einen innigen Gedankenaustausch zwischen beiden deutet. Noch sind, auch in religiöser Beziehung, die Galiläer aus der Einheit mit ihrem Volke nicht herausgetreten. In der gleichmäßigen Rückwirkung desselben Ereignisses auf die Synagoge und die christliche Gemeinschaft stellt sich deutlich dar, daß beide sich noch nicht gesondert haben, sondern, daß das Christentum noch immer eine Sekte innerhalb des Judentums ist. So versteht es sich, daß eine Gemeinde, die ihr Geschick noch so ganz verflochten wußte mit dem ihres Volkes, sich von der nun hereinbrechenden pharisäischen Hochflut tragen ließ und gegen die entgegengesetzte Auffassung des Apostels Paulus scharfe Front machte. Das Dogma vom Antichrist erklärte der Gemeinde aber auch, warum Jesu Wiederkunft sich solange hinauschiebe. Es gibt Mächte des Widerstands, die die Erfüllung der Verheißungen verzögern. „Der Menschensohn kommt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme . . . Das Geheimnis der Gottlosigkeit wirkt bereits, nur muß der, der es jetzt aufhält, aus dem Wege sein.“ Hinter den Kulissen wird von geheimnis-

vollen Mächten ein Kampf geführt, der das Auftreten des Menschensohns verhindert. So löst sich die Gemeinde das Rätsel des Ausbleibens Jesu, das ihr schwer auf der Seele liegt. Jesus hat das Reich verheißen „und doch bleibt alles, wie es zuvor war!“ „Mein Herr verzieht zu kommen,“ sagt der Knecht im Gleichnis. Dem Apokalyptiker ist wohl bewußt, daß die Gerichte sich immer weiter und weiter hinausschoben und große Pausen und Zwischenhandlungen eintraten. Aber die Gläubigen sollen nicht laß werden in der Hoffnung. Auch ehe Noah in die Arche ging und ehe Schwefel über Sodom regnete, meinten die Menschen, es habe mit den Drohungen des Gerichts nichts auf sich, dafür sind die einen im Wasser umgekommen, die andern im Feuer. Durch die Erwartung des Antichrists lagen nun die Zukunftswege Gottes deutlicher vor den Augen der Gemeinde. Sie muß erst, das erkennt sie nun, durch eine Zeit der Not sich durchkämpfen, die der alte Drache über sie bringt, dessen Sohn der Antichrist ist, aber Michael, der besondere Schützer Israels, wird ihr dabei beistehn. Damit ist denn ein Zug wilder Phantastik in die End-erwartung auch der Christen gekommen, der die religiösen Schrecken vermehrte. Das apokalyptische Gemälde, das Johannes aufrollt, ist nicht das Werk eines einzelnen. Viele haben dazu Beiträge geliefert, eben dadurch aber verrät sich, daß die Gemeinde teilnahm an der fieberhaften Aufregung, die das jüdische Volk beherrschte, bis die Katastrophe des jüdischen Kriegs und der Zerstörung Jerusalems auch die heißesten Köpfe zur Ruhe brachte.

Diese aufregenden Erlebnisse hatten aber auch eine veränderte Stellung der Jünger in den nationalen Fragen zur Folge. Die Wirkung der Errettung aus großer Gefahr ist beim einzelnen wie bei ganzen Nationen ein erhöhter Pulsschlag des religiösen Lebens. Wunderbar war der Tempel vor den Anschlägen Caligulas gerettet worden, um so höhere Bedeutung hatte er für die Herzen des Volks und unter dem Herodäer, dem jetzt das Königreich Davids

von Kaiser Claudius zurückgestellt wurde, begann eine Zeit der frommen Restauration, die selbst die christliche Gemeinde in ihre Strudel hineinzog. Herodes Agrippa I., ein Enkel des ersten Herodes, hatte bis dahin das Brot des Exils und der Gefängnisse gegessen. Ein Abenteurer, in allen Lebenslagen umhergeworfen, war er durch seine Freundschaft mit Caligula und Claudius zur Macht gelangt und war schlau genug, zu erkennen, daß die Situation geeignet sei, eine Ausöhnung des jüdischen Volks mit der verhaßten Dynastie der Herodäer zu bewirken. Er verlegte sich deshalb darauf, den gesetzesstrengen, frommen König zu spielen nach dem Vorbild des guten Königs Josiah. Feierlich weihte er eine eiserne Kette, die er einst unter Tiberius im Gefängnis getragen, und eine goldene, mit der sein Freund Caligula ihn entschädigt hatte, als Weihgeschenk in den Tempel. Er bestritt zur Feier seines Regierungsantritts alle Nasiräergelübde, die noch nicht ausgelöst waren, er baute die Mauern Jerusalems als ein zweiter Serubabel und wie vordem der König Josiah getan, als das echte Gesetz Moses zum Vorschein kam und der Tempel neu geweiht ward, so verlas auch Agrippa im Tempelvorhof, bei Ausgang des Erlaßjahrs 40—41, das Deuteronomium. Als er bei dieser langen Lektüre an die Stelle kam: „Aus der Mitte deiner Brüder sollst du dir einen König wählen“, ließ er das Buch sinken und vergoß eine reichliche Träne, die Pharisäer aber riefen ihm stürmisch zu: „Du bist unser Bruder! Du bist unser Bruder!“ Das war der Herrscher, der die zweite Christenverfolgung anordnete und vor dem Jakobus Zebedäi sein Haupt auf den Block legen mußte. Diese Christenverfolgung ist im Leben des Herodes Agrippa nur ein Glied in einer Reihe analoger Handlungen, durch die er sich der gesetzesstrengen Partei willfährig zeigen wollte, und eben dadurch erweist sich die Erzählung der Apostelgeschichte als geschichtlich, daß dieser Akt zu Herodes Agrippas sonstiger Politik stimmt. Als die Phönizier in Dor den Juden eine Kaiserbüste in

ihrer Synagoge aufstellten, begab sich der König selbst an den Hof des Präses zu Antiochien, um die Klage seiner Glaubensgenossen vorzutragen. Auch die Samariter bedrückte er, wie die Ausbrüche der Volkswut in Samarien nach seinem Tode beweisen. Es war also keineswegs eine vereinzelte Laune, sondern es war die Konsequenz seines ganzen Systems, wenn Agrippa, wie die Apostelgeschichte berichtet, „die Hand legte an etliche von der Gemeinde und fing an sie zu peinigen“. Den ältern der Donner- söhne aber, Jakobus, tötete er mit dem Schwert. Es ist wohl eine Anspielung auf dieses blutige Ende des Zebedäiden, wenn das Evangelium Jesum zu den ehrgeizigen Kindern der Salome sprechen läßt: „Den Kelch sollt ihr trinken, den ich trinke, und getauft werden mit der Taufe, womit ich getauft werde, aber das Sitzen zu meiner Rechten und Linken stehet nicht bei mir, zu geben, sondern wird denen gegeben, welchen es bereitet ist von Anbeginn der Welt an.“ Jetzt hatte sich dieses Wort erfüllt und Jakobus hatte denselben Kelch getrunken, der an Jesus nicht vorübergegangen war. Auch an Petrus schien nun die Reihe zu kommen. Die Apostelgeschichte würdigt die Motive des popularitätsfüchtigen Königs vollkommen richtig, wenn sie schreibt: „Als Agrippa sah, daß es den Juden wohlgefiel, so fing er Petrus auch.“ Da das Passahfest vor der Thüre stand, sollte Petrus erst nach der heiligen Osterzeit gerichtet werden; so berichtet die Apostelgeschichte. Nun wissen wir aus Josephus, daß Herodes Agrippa vor dem Osterfeste 44 starb. Unter diesen Umständen könnte der Engel, der Petrus befreite, der Todesengel des Agrippa gewesen sein, denn es war Sitte in diesen kleinen orientalischen Despoten- staaten, daß mit dem Tode des Regenten alle diejenigen frei gegeben wurden, die nicht wegen schwerer Verbrechen in Haft saßen, was hier in keiner Weise der Fall war. Ohnehin schlug im Augenblick des Regierungswechsels die Stimmung um und die heidenfreundliche Partei kam wieder oben auf und insultierte das Andenken des pharisäischen

Königs. Auch den Ausgang des Herodes Agrippa hat die Apostelgeschichte uns berichtet, und zwar mit ähnlichen Zügen wie Josephus, nur daß jeder Teil die wunderbare Einkleidung der Tatsache frei gestaltet. Nach Josephus weilte Herodes Agrippa zur Feier der britischen Siege des Claudius zu Cäsarea, wo er im Theater Spiele gab. Als beim Betreten des Theaters sein silberbrofatnes Kleid in der Morgensonne funkelte, begrüßten seine Schmeichler ihn als Gott, wie sie das in der jüngsten Caligulazeit den Römern abgelernt hatten. Aber als Agrippa aufwärts blickte, sah er über sich eine Eule sitzen. Von dieser Unglücksverkünderin hatte ihm im Gefängnisse einst ein Germane geweissagt, wenn er sie wiedersehe, werde er sterben und alsbald zerriß ein furchtbarer Schmerz seine Eingeweide, so daß er nach drei Tagen seinen Geist aufgab. Statt des heidnischen Schicksalsvogels hat die Apostelgeschichte frömmere einen Engel, das übrige wird ähnlich berichtet. Bei Verhandlungen mit den Bewohnern von Tyrus und Sidon rufen seine Schmeichler dem Könige zu: „Eines Gottes, nicht eines Menschen Stimme.“ „Als bald,“ heißt es, „schlug ihn der Engel des Herrn, darum, daß er Gott nicht die Ehre gab und ward von den Würmern gefressen und gab den Geist auf.“ Auch bei Josephus ist das letzte Wort des Agrippa: „Siehe, euer Gott muß jetzt das Leben lassen und eilt der Verwesung in die Arme.“ Bei beiden also ist sein Tod Strafe dafür, daß er, der Jude, sich als Gott begrüßen läßt. Damit war aber Petrus seiner Ketten ledig, denn die römischen Beamten, die nun das Land in Verwaltung nahmen, konnten nicht geneigt sein, die pharisäische Politik ihrer entschiedenen Gegner fortzusetzen. Im Volke freilich hatte die Erneuerung des heidnischen Regiments eine entgegengesetzte Wirkung.

Als auf das jüdische Großkönigtum des Herodes Agrippa, das den Priestern und Pharisiäern die größte Ehrerbietung erwiesen hatte, plötzlich ein direkt heidnisches

Regiment folgte und die Unbeschnittenen ihren Einzug hielten in der Königsburg auf Zion, konnte die Rückwirkung nur die sein, daß die Bevölkerung sich um so enger an ihre nationalen Heiligtümer angeschlossen. Mit Herodes Agrippa war die christliche Gemeinde von einem charakterlosen und heuchlerischen Gegner erlöst, aber die Herrschaft seiner Freunde, der Pharisäer, wurde im Volke jetzt erst recht ausschließlich, da der Kampf gegen die nunmehr in Kraft tretende römische Verwaltung alle religiösen Leidenschaften entfesselte. Das schwache Regiment des Claudius hatte geduldet, daß Agrippa sich an die Nationalpartei angeschlossen und die pharisäische Strömung förderte; jetzt, als man die Zügel wieder straffer anziehen wollte, wurde man mit der Volkspartei nicht mehr fertig, die Herodes Agrippa hatte übermächtig werden lassen. Als der römische Adler auf der Burg Antonia aufgepflanzt wurde, scharten sich alle patriotischen und gesunden Elemente in neuer Begeisterung um den Tempel und um die Fahne der Pharisäer und verlangten die Entfernung der heidnischen Feldzeichen. Sollten die Soldaten ihre Adler verleugnen oder die Juden ihr Gesetz? Das war eine schwierige Frage und eine Reihe von Konflikten begann, die schließlich mit dem Ausbruch des Krieges endet. Zahlreiche Erscheinungen deuten aber darauf, daß diese Richtung aufs Gesetz, auf die Erhaltung der Nationalität und der Theokratie, dieser patriotisch-religiöse Geist, auch an der Urgemeinde nicht spurlos vorüberging. Selbst in der Darstellung der Apostelgeschichte erkennt sich noch, daß die Stellung der Apostel act. 21 eine andere ist, als sie act. 11 gewesen war. Auch die Anhänger Jesu hatten dem wachsenden Geist der Gesetzmäßigkeit ihren Tribut nicht versagen können. In der freien Komposition (Apg. 11) wird dem Petrus durch eine Vision geoffenbart, daß die Speisegesetze nichts seien und der Mensch nicht unrein nennen solle, was Gott geschaffen; Petrus geht ein zu dem Heiden Cornelius. Auch die Brüder sehen ein, daß die Heiden gleichfalls be-

rufen seien zum Reiche Gottes und die Zeit der Speisegesetze und Reinheitsangst abgetan sei. In grellem Gegensatz zu dieser Schilderung erzählt dasselbe Buch (Apg. 21), die Jerusalemiten hätten Anstoß an der Heidenfreundlichkeit des Paulus genommen und an seiner Gesezesfreiheit, und Paulus soll durch ein improvisiertes Nasiräergelübde ihren Unwillen beschwichtigt haben. Warum verargt man in den fünfziger Jahren Paulus, was man zuvor Petrus in den dreißiger Jahren gestattet hatte? Es handelt sich hier freilich um Kompositionen des Historikers, aber diesem schwebte doch für die frühere Periode eine freiere Gemeinde vor als die, die er in seiner Quelle für die spätere Zeit bezeugt findet. Ganz mit Recht setzt er voraus, daß sich eine Rückwärtsbewegung in die geschütztere Linie des Gesezes in der Gemeinde vollzogen habe. Die Bestimmung des Evangeliums auch für die Heiden bestritten die zwölf Apostel so wenig wie die Phariseer, die Erde und Wasser umzogen, um Proselyten zu machen, aber auch ihre Meinung war, daß sich die Heiden an die jüdische Theokratie anzugliedern und sich ihrem Geseze zu unterwerfen hätten. Schwierig genug wäre es auch für die Gemeinde gewesen, in dieser Zeit des hochgesteigerten Patriotismus die Stellung einzuhalten, die Jesus für seine Person eingenommen hatte. In einer Zeit, in der die höchsten Interessen des Vaterlands auf dem Spiele stehn, wird es einem Patrioten schwer, zu sagen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ So sehen wir die Jünger Jesu von der idealen Höhe des Reichsgedankens herabsteigen und Partei ergreifen für ihr Volk gegen die heidnischen Dränger. Daß dem so war, ergibt eine Vergleichung der Worte und der Stellung Jesu mit dem Standpunkt, auf dem wir jetzt die Urgemeinde gewahren. Nach einer Reihe schlimmer Erfahrungen hatte Jesus schließlich an dem Judentum gezweifelt und dem Heidentum vertraut als dem verlorenen Sohne, der sich wieder zum Vaterhause wenden werde. Für die nationale Sache hatte er nur das kühle Wort: „Wo ein

Was ist, sammeln sich die Adler“ oder das ebenso nüchterne: „Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Die patriotischen Parteiführer hatte er blinde Blindenleiter genannt, Schlangen und Otterngezüchte. Diese Anschauungen hatten ohne Zweifel die Jünger unbedingt geteilt und daß ihr Meister unter dem Beifall der Pharisäer war ans Kreuz geschlagen worden, konnte ihre Stellung gegenüber der Nationalpartei nur verschärfen. Auch was sie durch den Pharisäer Saul und den pharisäischen Herodes Agrippa erfuhren, war nicht geeignet, sie mit der gesetzlichen Richtung der Nation auszusöhnen. Allein jetzt wurde das anders. War es der Einfluß Jakobus' des Gerechten, oder war es der Einfluß der immer höher steigenden nationalen Strömung, sicher ist, daß wir seit Anfang der fünfziger Jahre nichts mehr von der palästinensischen Gemeinde vernehmen als reaktionäre Proteste gegen die paulinische Gesetzesfreiheit. Die Jerusalemiten sind der retardierende Faktor in der Geschichte des apostolischen Zeitalters. Jesus hatte den verlorenen Sohn, das Heidentum, dem jüdischen Mustersohn vorgezogen und die Bettler an den Zäunen den pharisäischen Frommen. Die Passionsgeschichte mildert die Schuld der Römer und legt alle Schuld auf die Schultern des jüdischen Volkes und seiner Priester. Für die Apokalypse dagegen ist Rom die babylonische Buhlerin, Jerusalem die geliebte, den Heiligen vorbehaltene Stadt. Johannes feit den Tempel, damit er nicht von den Heiden entweiht werde, die Stadt Rom dagegen soll zerstört werden, daß keine Lampe in ihr brennt und kein Laut in ihr gehört wird. Die neue Babel soll eine Wohnstätte der Dämonen und Raubvögel werden, dagegen Jerusalem wird neu gebaut in Perlen und Edelstein. Wie hier die Vertreter der Reichsidee wieder innerhalb des Gegensatzes der Nationalitäten Stellung nehmen und den Reichsgedanken Jesu gleichsam ins Jüdische zurückübersetzen, so wendet die Gemeinde auch zu einer strengeren Beobachtung des Gesetzes um. Petrus vergißt, daß er mit seinem Meister mit

ungewaschenen Händen gespeist, daß er am Sabbat Korn-
ähren gedrißt und mit Sündern und Zöllnern zu Tisch
gelegen, und lehrt, von Jakobus gemahnt, zum Gehorsam
gegen die jüdischen Speisegebote und Lebenssazungen zurück.
In denselben Fährten der Gesezesstrenge wie Petrus und
Jakobus begegnen wir dem Apokalypstiker. Auch die Apo-
kalypse steht keineswegs mehr auf der idealen Höhe der
ersten Reichspredigt. Jesus hatte gesagt: „Der Acker ist
die Welt,“ Johannes warnt: „Draußen sind die Hunde.“
Jesus hatte geboten: „Eßt, was man euch vorsezt,“ Jo-
hannes nennt es eine Lehre Bileams, die Kinder Israel
zu lehren Gözenopferfleisch zu essen. Jesus hatte gesagt:
„Viele werden kommen von Morgen und Abend, von
Mitternacht und Mittag und werden zu Tische liegen mit
dem Messias, die Kinder Abrahams aber werden hinaus-
gestoßen in die Finsternis draußen.“ Der Apokalypstiker
läßt vielmehr die zwölf Stämme zuerst eingehn ins messia-
nische Reich, sie allein werden gezeichnet mit dem geheimnis-
vollen Zeichen der Versiegelten, erst hinter ihnen kommen
die Scharen der Heidenchristen, die mit den Blättern des
Lebensbaums abgefunden werden, während die Juden-
christen die Früchte essen. Unter diesen Umständen ist doch
wohl nicht zu leugnen, daß die Gemeinde mit der Zeit
hinter den Standpunkt zurückgewichen ist, den Jesus ein-
genommen hatte. Entweder alle universalistischen Worte
Jesu von der Bestimmung des Evangeliums auch für die
Heiden sind spätere Zusäze, wie Baur, Hilgenfeld,
Holsten u. a. behaupten, oder aber sie sind echt, dann aber
sind die Jerusalemiten nicht bestanden in der Freiheit, die
Jesus verkündigt hatte, wie ihnen das Paulus im Galater-
brief ja auch vorwirft. Nur zweierlei ist möglich: ent-
weder die Jerusalemiten haben diese Grundsäze später ver-
leugnet, oder Jesus selbst hat sie gar nicht gehabt, sondern
ein späterer Pauliner hat sie in das Evangelium nach-
träglich eingetragen. Aber was steht noch fest, wenn Gleich-
nisse wie das vom verlorenen Sohn, vom barmherzigen

Samariter, von dem Baum, in dem alle Vögel des Himmels nisten, wenn Erzählungen, wie die von den Heilungen am Sabbath, vom Ähren drillen, Verheißungen auf die vielen, die kommen werden von Morgen und Mittag, spätere Einschübe sind? Dann ist alles problematisch. Dazu kommt ein Zweites: Paulus war doch Universalist; aber wie konnte Paulus sein Evangelium das Evangelium Jesu nennen, wenn er etwas ganz Entgegengesetztes daraus gemacht hat? Da erscheint es doch viel richtiger, sich an Pauli Zeugnis zu halten, daß auch Petrus von sich aus freie Grundsätze vertrat, wie er sie im Kreise Jesu eingesogen hatte, daß er aber sich dann terrorisieren ließ von den Freunden des Jakobus. Von Petri Seite ist es Heuchelei, wenn er die Berührung mit den Unbeschnittenen scheut, denn er wußte es durch Jesus besser. Christus hatte seine Jünger befreit, aber Jakobus hatte sie wieder dem knechtischen Joch unterworfen.

Wer war nun aber dieser Bruder des Herrn, der eine für die anderen so bedrückende Stellung einnahm? Die höchste Autorität in der Gemeinde zu Jerusalem war in der Zeit, als Paulus seine große Mission in Kleinasien betrieb, nach Gal. 2, 9, nicht bei einem der zwölf Apostel, sondern bei dem Bruder Jesu mit Namen Jakobus. Jakobus gehört nach Hases treffendem Ausdruck zu jenen Gestalten der christlichen Urzeit, die sich dem späteren Urteil ganz von selbst als Bischöfe darstellten. Als gewalttätige Herrennatur tritt er in die evangelische Geschichte ein. Herrisch will er dem älteren Bruder sein Auftreten als Prophet verbieten und ihn nötigenfalls mit Gewalt nach Hause zurückbringen. Als Gewaltherrscher regiert er auch die Jerusalemiten, wie Paulus erfuhr. In der Aufzählung der Säulen der jerusalemitischen Gemeinde Gal. 2, 9 wird Jakobus vor Petrus genannt. Nicht Petrus, sondern Jakobus ist für Paulus die maßgebende Person in Jerusalem. Gal. 2, 12 zeigt Petrus in Antiochien solche Furcht vor dem Herrenbruder, daß er seine freie Über-

zeugung verleugnet. Die anglikanischen Theologen und neuerdings auch die altkatholischen pochen deshalb darauf, daß, wenn die alte Kirche ein Papsttum gekannt habe, doch nur ein palästinenfischer Papst, nicht ein römischer bezeugt sei, ein Papst Jakobus und nicht ein Papst Petrus. Daß Jakobus eine auch historisch bedeutende Persönlichkeit war, beweist die Tatsache, daß der Historiker Josephus in den Antiquitäten XX, 9, 1 seinen Tod verzeichnet hat. In den Zeiten des Domitian war also Jakobus auch in jüdischen Kreisen noch unvergessen. In der Reihe der Galiläer, die einer Erscheinung des Messias gewürdigt wurden, war Jakobus der letzte. Die späte Offenbarung zeigt, daß er sich durchaus zögernd verhalten hat. Erst nach der großen Mission der fünfhundert Brüder erschien Christus auch ihm. Der, dessen er sich hatte bemächtigen wollen, als er lebte, bemächtigte sich endlich auch seiner. Strenger Anhänger des Gesetzes blieb Jakobus auch jetzt und ein Asket im Stil der essenischen Anachoreten. So erklärt es sich, daß Jakobus der Gerechte nach Josephus' Zeugnis bei dem Volke von Jerusalem in hohem Ansehen stand und als der Hohepriester und Sadduzäer Hannas der jüngere ihn steinigen ließ, weil die Hannassöhne nicht zugeben konnten, daß ihr Ahnherr den Messias gekreuzigt habe, erhob sich eine allgemeine Klage der Pharisäer über die Untat der Sadduzäer. Männer, „die musterhaft und genau waren in Befolgung des Gesetzes“, d. h. die Pharisäer waren es nach Josephus, die seinen Tod rächten, indem sie dem neuen Prokurator Albinus eine Gesandtschaft bis Alexandrien entgegensendeten, um die Absetzung des sadduzäischen Blutrichters zu verlangen. Vom Standpunkt der Pharisäer also war Jakobus kein Verbrecher; am Gesetze hatte er nicht gesündigt; nur die Hannassöhne haßten ihn, weil ihr Ahnherr Jesu zum Kreuze verholten hatte. Vollends in einer bei Eusebius erhaltenen Stelle des Hegesipp wird Jakobus als strenger Asket und Büsser, als christlicher Essäer geschildert. „In Vereinigung,“ sagt

Hegeſipp, „mit den Apoſteln übernahm die Leitung der Gemeinde der Bruder des Herrn, Jakobus, der zur Unterſcheidung von vielen anderen Männern gleichen Namens von den Zeiten des Herrn bis auf uns, der Gerechte genannt worden iſt. Dieſer war ſchon von Mutterleib heilig. Er trank weder Wein noch ſonſt ein geiſtiges Getränk, noch aß er etwas aus dem Tierreich. Ein Schermesser kam nie auf ſeinen Kopf, er ſalbte ſich weder mit Öl, noch nahm er ein Bad. Ihm allein war es verſtattet, in das Heilige einzugehn. Denn er trug kein wollenes, ſondern ein leinenes Gewand. Er ging allein in den Tempel, wo man ihn auf den Knien liegend und Gott um Vergebung flehend finden konnte. Weil er immer auf den Knien lag und ſo zu Gott betete für das Volk um Vergebung, wurden ſeine Knie dickhäutig wie die eines Kamels. Wegen ſeiner außerordentlichen Gerechtigkeit wurde er der Gerechte genannt und Oblias, d. h. Umzäunung des Volkes und Gerechtigkeit, wie die Propheten von ihm anzeigen.“ Natürlich iſt dieſes Bild ſagenhaft. Daß ein Mann, der nicht Prieſter, ja nicht einmal aus dem Stamme Levi war, das Allerheiligſte hätte betreten dürfen, iſt durchaus unwahrscheinlich. Nicht einmal in den Vorhof der Prieſter hätte man ihn eingelaffen. Dieſer Zug ſteht durchaus auf einer Linie mit der bekannten Erzählung des Polykrates von Ephesus, Johannes habe das hoheprieſterliche Goldblech getragen. Bald Jakobus, bald Johannes ſchrieb die ſpättere chriſtliche Sage ſolche hoheprieſterliche Privilegien zu. Aber die Tatſache ſteht darum nicht minder feſt, daß man im folgenden Jahrhundert an Jakobus zurückdachte als an einen Volksheiligen von ſtreng altteſtamentlicher Haltung gleich dem Täufer der Synoptiker oder dem Eſſäer Banus, dem Lehrer des Joſephus. Mit dieſen Aſketen hat er mehr gemein als mit Jeſus, dem meſſianiſchen Bräutigam. Dieſen Gegenſatz der beiden Brüder ſcheint auch Hegeſipp im Auge gehabt zu haben, wenn er ſagt, Jakobus habe Oblias geheißen „wie die Propheten anzeigen“. Da mit dieſem

zitat offenbar Sach. 11, 7 gemeint ist, wo von dem Stabe Huld und dem Stabe Choblim (Oblis) die Rede, so erschien mithin Jakobus einem späteren Geschlechte als der zweite Stab, durch den Jehova seine Herde hütete. Jesus war der Stab Huld gewesen, der durch Liebe die Schafe zusammenführte, Jakobus ist der Stab Umzäunung, der sie in dem Pferch des Gesetzes zusammenhält¹⁾. Immerhin liegt in der Anwendung dieses Prophetenworts auf die beiden Brüder eine Art von Gleichstellung, und es dämmert in diesem Worte Hegesipp's eine höchst merkwürdige Erinnerung daran, wie man im Kreise der Judenchristen die beiden Brüder nahezu gleich stellte. Durch diese zwei Stäbe hat Gott die christliche Herde geweidet und zusammengehalten. Wir haben es also hier mit einem Christentum zu tun, das aus den Vorstellungen des Judentums sich noch nicht herausgearbeitet hat, und damit erklärt sich auch, was Josephus erzählt, daß Jakobus bei dem Volke von Jerusalem in größtem Ansehen gestanden habe. Sind manche Züge des Bildes sagenhaft, so lebte Jakobus doch im zweiten Jahrhundert ziemlich übereinstimmend in der Erinnerung der Gemeinde als der Gerechte im jüdischen, nicht im christlichen Sinne. Als Gönner von Nasiräergelübden führt auch die Apostelgeschichte, die einem ganz anderen Kreise als Hegesipp angehört, Jakobus uns vor. Er ermahnt Paulus ein Nasiräergelübde über sich zu nehmen und die Kosten für vier arme Nasiräer zu bestreiten, die die Opfer nicht aufbrachten. So hat es guten Grund, wenn gerade Jakobus und nicht irgendein anderer von den schroffen Judenchristen als ihr Ideal verehrt ward. Selbst die Vorstellung, daß der Vorsteher der Christengemeinde Jerusalems als jüdischer Büsser lebte, dürfte bei der Übereinstimmung der Tradition nicht ganz abzuweisen sein. Jedenfalls stimmen historische und sagen-

¹⁾ Vgl. Hitzig zu der Stelle. Kleiner Propheten. 3. Auflage. S. 375.

hafte Nachrichten in einem Zwiefachen überein. Einmal darin, daß die gewaltige Persönlichkeit des Herrenbruders bald den Apostelkreis sich unterwarf und die höchste Autorität nicht mehr bei dem hin- und herschwankenden „Felsen“ war, sondern bei einem Manne, der zu Lebzeiten Jesu unter die Gegner seines messianischen Auftretens gehört hatte und von dem Jesus, seine Anschläge zurückweisend, gesprochen hatte: „Wer sind meine Brüder?“ Sodann darin, daß dieser Bruder des Herrn mit großer Entschiedenheit dafür eintrat, daß die Erscheinung des Messias auf Erden die Pflichten gegen das Gesetz nicht aufgehoben, sondern sie im Gegenteil verschärft habe. Das gesteigerte religiöse Leben sollte sich erweisen in gesteigerter Gesetzmäßigkeit. „Je frömmere wir sind,“ sagten die Judenthümer, „um so pünktlicher müssen wir das Gesetz erfüllen.“ Die Lehre von einem Gottesreich, das inwendig in uns ist und in der Liebe zum Vater besteht, war damit nicht aufgehoben, aber beides schien nebeneinander bestehen zu können, die Erfüllung der äußeren Gesetzespflichten und die Pflege jener inneren Welt, in der Jesus allein das Himmelreich hatte sehen wollen. Dennoch war das ein Zurückweichen hinter die Linie, die der Jüngerkreis zu Jesu Lebzeiten schon erreicht hatte, als Jesus lehrte, daß das Reich Gottes in der Verfassung der Gemüter bestehe und nicht in äußeren Gebräuchen und sich seiner Freiheit bediente, mochten die Pharisäer sich ärgern oder nicht. „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert!“ sagte er auch zu den fastenden Johannesjüngern. Eine Gemeinde, die ein Vorsteher wie Jakobus repräsentierte, zog dann aber auch ähnliche Elemente aus dem Judentum an sich. So redet Paulus von nebenher eingeschlichenen falschen Brüdern, von Pareisakten, von Pharisäern, die sich für Christen ausgeben. Da sie mit der Gemeinde die Erwartung des Messias teilten, hielten sie sich für Christen, während sie ihrer innersten Gesinnung nach doch nur Fanatiker des Gesetzes waren, neben hereingekommene falsche Brüder.

Solange der Tempel stand, war er auch für die Gemeinde Jerusalems ihr Heiligtum. Bei einem Besuche desselben wurde Jakobus erschlagen. Auch Petrus und Johannes, kaum dem Gefängnis entronnen, wenden, laut der Apostelgeschichte, sofort nach dem Tempel ihre Schritte. Die Jünger sprechen ihre Gebete, das Angesicht gewendet gegen das Heiligtum. Die Propheten zu Antiochien dienen dem Herrn mit Fasten und dann vornehmlich spricht der Geist sie an. Die auswärtigen Brüder ziehen wie andere Juden zu den Festen nach Jerusalem, sie lassen ihre Haare wachsen zum Opfer für den Herrn und sie beschneiden nicht nur ihre eigenen Kinder, sondern auch die Proselyten, die sie für Jesus gewonnen haben. Mit heidnisch Lebenden zu Tisch zu liegen, verträgt ihr Gewissen nicht, ein Beweis, daß trotz Jesu Vorbild und Petri Nachfolge die Speisegebote wieder zur Geltung gekommen sind. Auch die Feier der jüdischen Feste und Bräuche üben sie nicht nur selbst, sondern verlangen sie auch von den bekehrten Heiden. So darf es uns nicht wundern, daß die heidnischen Historiker die neue Sekte den Juden zurechnen und bei den zum Christentum bekehrten Römern von einem „leben nach jüdischer Weise“ reden. Eben diese Gesetzesstrenge verschafft ihnen in Jerusalem wieder einige Gunst. Sie selbst aber sind geneigt, alle, die an die Nähe des Reichs glauben, für ihre Verbündeten zu halten. Wenn Jakobus bei Pauli Besuch in Jerusalem am Pfingstfeste 59 hinweist auf die Myriaden, die alle Anhänger Christi seien, so sind diese Zehntausende Volksgenossen, die den Messias erwarten, aber von der Lehre Jesu wenig genug wissen mochten. Dieses Christentum war nur noch ein aufgehobenes Moment in der allgemeinen Schwärmerei. Gerade aber, weil das Christentum wieder mit der Nation Fühlung gewonnen hatte, war es auch zum Gesetze zurückgekehrt. Ob es wünschenswert gewesen wäre, daß die Urgemeinde minder zäh an der Kontinuität der alttestamentlichen Entwicklung festgehalten hätte, darüber ist man von alters her ver-

schiedener Ansicht gewesen. Paulus hat es ja gewünscht, aber er selbst hat es doch noch erfahren, daß das Gesetz der festeste Damm gegen die heidnische Ungebundenheit und Zuchtlosigkeit war, die in Gemeinden mit überwiegend heidnischen Brüdern, wie in Korinth, sicher viel größer gewesen ist, als in Gemeinden wie der von Jerusalem, die vornehmlich aus Juden bestand, die von Jugend auf unter dem Gesetze lebten. Ebenso aber bildeten die massiveren hebräischen Vorstellungen ein erwünschtes Gegengewicht gegen die platonischen Luftgebilde, mit denen die hellenische Gnosis die Kirche überflutete. Wenn Gott zwei Richtungen setzt, weiß er auch warum, auch wenn jede in der anderen nur ein Hindernis des Gottesreiches sieht. Auch ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Während sich in Palästina der Anhang Jesu zum Gesetze zurückwandte, war bereits unter den Heiden, die das Gesetz nicht hatten, eine Heidenkirche erwachsen.



V

Die ersten christlichen Schriften

Aus der ersten Periode der christlichen Kirche sind uns nur zwei Schriften bekannt, aber auch diese sind uns nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Der Versuch konnte nicht ausbleiben, die herrlichen Worte des Meisters zu sammeln; so entstand die Spruchsammlung, die die Überlieferung dem Zöllner Matthäus zuschreibt. Aber auch die Geschichte Jesu und seiner Wunder wurde zur Erbauung der Gemeinde und als Anweisung für die Verkündigung der Evangelisten aufgezeichnet, der Überlieferung nach durch den Wanderlehrer Johannes Markus, der sich dabei an die Erzählungen des Petrus angeschlossen haben soll. Daß Petrus tatsächlich in der Schrift des Markus im Mittelpunkt der Erzählung von den Jüngern steht (1, 30 f.; 10, 28; 11, 21; 16, 7 u. ff.), bestätigt die Glaubwürdigkeit dieser Tradition. Der erste Sammler der Sprüche des Herrn, der Zöllner Matthäus, wird Markus 2, 14 unter dem Namen Levi erwähnt. Jesus sieht ihn an der Zollstätte sitzen und fordert ihn auf, sich ihm anzuschließen. Es folgt dann eine Art von Abschiedsfest, bei dem Jesus mit vielen Zöllnern zusammen tafelt. Auch dieser Überlieferung stehen keinerlei Bedenken entgegen, denn Kapernaum lag an der Karawanenstraße von Ptolemais nach Damaskus und die Schiffe, die in Kapernaum anlegten, hatten dem Tetrarchen Antipas Zoll zu entrichten. Nach der Beschreibung der Funktionen eines Zöllners, die wir aus

dem Utertum besizen, hatte ein solcher täglich an der Zol-
tafel und in der Verrechnung der Eingänge seine Schreib-
kunst zu üben. Wenn Matthäus also schreibkundig war,
ist es gar nicht ausgeschlossen, daß er schon zu Lebzeiten
Jesu solche Worte, die ihn im Innersten getroffen hatten,
aufschrieb. Es wäre sogar zu verwundern, wenn ein des
Schreibens so gewohnter Jünger das unterlassen hätte.
Man mag die Gedächtniskraft des gemeinen Mannes noch
so hoch anschlagen, die wunderbar ergreifende Wiedergabe
der Redestücke, der Parabeln und Gleichnisse legt doch nahe,
an rechtzeitige schriftliche Fixierung zu denken. Mit der
Lehrweise der Rabbinen, die den Schülern ihre Gesetzes-
erläuterungen wörtlich einprägten, hat Jesu Verkehr mit
den Jüngern so wenig Ähnlichkeit, daß man sich auf sie
nicht berufen kann. Das Buch des Matthäus, das um die
Mitte des zweiten Jahrhunderts Bischof Papias von
Hierapolis unter dem Namen „Sprüche des Herrn“ kannte
und Matthäus zuschreibt, kann recht wohl in seinen ersten
Anfängen auf Aufzeichnungen beruhen, die Matthäus schon
zu Lebzeiten Jesu machte; so erklärt sich auch am leichtesten,
daß es wesentlich nur Worte Jesu und diese in aramäischer
Sprache enthielt. Daß diese Sammlung ständig erweitert,
teilweise umgearbeitet, schließlich auch mit viel jüngeren
Erzeugnissen bereichert wurde, ist natürlich nicht aus-
geschlossen, aber ein Grund, die Nachricht des Papias
selbst anzuzweifeln, liegt nicht vor. Daß Papias seine
Nachrichten über die andere Grundschrift, die des Markus,
als Bericht eines der Alten, des „Presbyters“, gibt, schließt
nicht aus, daß er das Buch des Markus, das er eingehend
kritisiert, auch selbst kannte. Den Bericht des Papias über
Matthäus aber führt Eusebius nicht auf ein Hörensagen,
sondern einfach auf des Papias Zeugnis zurück, und dieses
Zeugnis ist völlig klar und auf Grund eigener Bekannt-
schaft mit dem Buche ausgestellt. Neben der Geschichts-
quelle wird eine eigene Quelle für Sprüche und Reden
auch von allen Forschern angenommen. Dennoch kann

unser Matthäusevangelium dieses hebräische Buch nicht sein. Unser Matthäus ist keine Spruchsammlung und keine Übersetzung aus dem Aramäischen, sondern war von Haus aus ein griechisch geschriebenes Evangelium. Auch der Markus, den Papias kannte, ist nach seiner Beschreibung nicht identisch mit dem unsern, da Papias Mangel an Ordnung an ihm rügt, dagegen seine Vollständigkeit lobt. Unser Markus hat im Gegenteil von allen Evangelien die beste Ordnung und den unvollständigsten Text; beide Merkmale treffen mithin auf unser zweites Evangelium nicht zu. Sind also unsere beiden ersten Evangelien mit den zwei Schriften, die Papias kannte, nicht identisch, so tragen sie darum ihren Namen dennoch nicht ohne Grund und sind nicht ohne solchen im neutestamentlichen Kanon als die ältesten vorangestellt. Unser Matthäus hat die Spruchsammlung des Apostels in sich aufgenommen und unser Markus ist ein Auszug aus der Schrift des Johannes Markus. Sie sind das Evangelium nicht von, sondern „nach Matthäus und Markus“ und so bezeichnen sie sich selbst.

In seinem Buche „Erklärung der Herrenworte“ berichtete Papias, Matthäus habe die Sprüche Jesu in hebräischer Sprache aufgezeichnet, und übersetzt habe sie ein jeder so gut er es vermochte. (Eusebius, K. G. III; 39, 16.) Der ursprüngliche Matthäus bot also die Sprüche des Herrn, die Logia dar, und diese in aramäischer Sprache, da Matthäus sie für die Christen Palästinas zusammengestellt hatte. Unser erster Evangelist enthält diese Sprüche in größeren Reden vereinigt, Lukas verteilt sie auf bestimmte historische Situationen, bei denen sie gehalten worden sein sollen. Es läge nun nahe, die Spruchsammlung des Matthäus in dem nach ihm genannten Evangelium in ihrer ursprünglichen Form zu suchen. Wenn der erste Evangelist die Spruchsammlung einfach in sein Evangelium eingeschaltet hätte, so könnten wir dieselbe rekonstruieren, indem wir die Redestücke des Matthäus zusammenfügten und den Erzählungsstoff ausschieden. Matthäus

Kap. 5—7, 10—13 und Kap. 23—25 wären dann im wesentlichen die Logia des Matthäus, die Papias kannte. Wenn, stellen wir diese Partien zusammen, so erhalten wir ein unmögliches Buch. Dasselbe gäbe eine Sammlung von Sprüchen ohne Erklärung ihrer Veranlassung, ihres Zwecks, ihrer Objekte und ohne inneren Zusammenhang. Auch die künstliche Ordnung, in die wir bei Matthäus die Herrenworte gefügt finden, spricht dagegen, daß das die Aufzeichnungen des Zöllners Levi seien. Wie die Erzählungen, die nicht zur Spruchsammlung gehörten, im ersten Evangelium nach der heiligen Drei- oder Zehn- oder Siebenzahl zusammengeordnet sind, so auch die Sprüche. Derselbe Verehrer der rabbinischen Zahlenlehre, der über die dreimal vierzehn Generationen des Stammbaums Jesu reflektiert, der just drei Versuchungen in der Wüste, drei Versuchungen in Gethsemane und gerade zehn Wunder Jesu berichtet, hat auch in den Sprüchen sieben Seligpreisungen, sieben Weherufe, sieben Bitten des Vaters unsers herausgeklügelt. Schon diese Rolle, die die bedeutungsvolle Zahl sowohl bei den Erzählungen wie bei den Sprüchen spielt, ist ein Beweis, daß diese Ordnung vom Redaktor herrührt und nicht den ursprünglichen Aufzeichnungen des Matthäus eignete. Diese Weise, den Stoff nach heiligen Zahlen zu ordnen, verrät einen Rabbi, nicht einen Zöllner. Da die Bergrede sowohl bei Matthäus wie bei Lukas mit Seligpreisungen beginnt und mit dem Gleichnisse von zweierlei Hausbau abschließt, nimmt man wohl mit Recht an, daß für diese Sprüche beide Evangelisten eine gemeinsame Quelle benutzten. Eine zeitweilige Übereinstimmung in der Reihenfolge der Redestücke bei Matthäus und Lukas ist auch sonst nachweisbar, aber sie ist doch nicht so durchgreifend, und die übereinstimmenden Kettenstücke sind zu kurz, um danach die ursprüngliche Spruchquelle zu rekonstruieren. Die Tatsache beweist nur, daß unser Matthäus und Lukas beide dieselbe Spruchsammlung benutzten, mit den Kunstbauten des ersten

Evangelisten deckte sich aber diese Quelle nicht. Das dritte Evangelium, das die einzelnen Sprüche lose an gegebene Situationen anknüpft, setzt eine weniger fest gefügte Form der Spruchquelle voraus und steht eben darum dem ursprünglichen Buche des Matthäus näher. Ein unmittelbarer Schüler Jesu würde nicht so frei über die Worte des Meisters verfügt haben, wie dieser rabbinische Zahlen-symboliker. Für den Jünger Matthäus war das Natürliche, die Worte seines Meisters einfach so niederzuschreiben, wie Jesus sie gesprochen hatte und wie sie sich seinem Gedächtnis darboten, nicht aber sie nach der heiligen Drei-, Sieben- und Zehnzahl zusammen zu künsteln. Daraus folgt, daß unser Matthäus zwar den Inhalt der ursprünglichen Sammlung in erfreulicher Vollständigkeit darbietet, aber nicht in der ursprünglichen Lagerung. Lukas, der die gleiche alte Sammlung benutzte, ist von solchen Redaktionskünsten frei. Mit einem einfachen: „Jesus aber sprach,“ gibt er, was die ursprüngliche Spruchsammlung enthielt, und mit der stereotypen Formel: „Nachdem Jesus solche Worte gesprochen hatte,“ kehrt er zur Erzählung der historischen Grundschrift zurück. Was zwischen beiden Formeln steht, darf in der Regel als Teil der Spruchsammlung gelten. Matthäus baut daraus eine Rede, während Lukas die Worte an bestimmte Situationen anschließt, in denen er den Anlaß zu der betreffenden Rede vermutete. Beide Evangelisten fanden beispielsweise das Vaterunser in der Logiasammlung des Zöllners. Es stand da, freilich nicht in der gegenwärtigen Form, unter den Sprüchen Jesu. Der erste Evangelist verleibt es seiner Bergpredigt ein, der dritte läßt die Jünger ihrem Meister erzählen, die Johannesjünger besäßen ein gemeinsames Gebet, worauf Jesus ihren Wunsch erfüllt, sie auch ein solches zu lehren. Lukas gibt also die Veranlassung; das erste Evangelium verleibt die Bitten seiner Bergrede ein, obwohl das Vaterunser schwerlich Teil einer größeren Volksrede war, sondern dem intimen Unterrichte des engeren

Kreises entstammt, wie Lukas annimmt. So nimmt Lukas 14, 7 die Unbescheidenheit von Tischgenossen zum Anlaß von Jesu Rede über die Bescheidenheit. In ähnlicher Weise soll die Vergleichen der Pharisäer mit Gefäßen, die nur von außen rein sind (Luk. 11, 37), durch ein Gastmahl veranlaßt sein. Solche Motivierungen sind eigene Erfindung des dritten Evangelisten, daß aber auch die alte Spruchsammlung gelegentlich Anlässe der Reden kurz mitteilte, erkennen wir daran, daß der dritte Evangelist zuweilen zwei Motivierungen darbietet, von denen eine seiner Quelle angehörte, nur daß er sie übersah und deshalb eine zweite hinzufügte. Lukas 10, 25 verlegt das Wort über das größte Gebot auf die letzte Reise Jesu, wenn er aber dasselbe einleitet: „Da erhob sich ein Schriftgelehrter, um ihn zu versuchen,“ so befinden wir uns in der Synagoge, wohin die ursprüngliche Quelle ohne Zweifel viel richtiger die gelehrte Erörterung über die Rangordnung der Gebote verlegt hatte, und nicht auf der Wanderung nach Jerusalem. Die weitläufige Motivierung der Rede Jesu über den Täufer (Luk. 7, 18) lesen wir viel kürzer bei Matthäus 11, 2, und diese kürzere Form ist offenbar die der Spruchsammlung, die dann der dritte Evangelist paraphrasiert. Danach ist wahrscheinlich, daß schon die ursprünglichen Aufzeichnungen des Zöllners zuweilen kurze Motivierungen hatten, etwa wie wir in Gedichtsammlungen lesen: „Als er sie gesehen“, „auf der Reise“, „als er zu sterben meinte“ und dergleichen. Solche orientierende Einleitungen haben wir Matthäus 11, 20: „Da hob er an die Städte zu schelten, in denen seine meisten Wundertaten geschehen waren,“ oder: „Da traten seine Jünger zu ihm und er tat seinen Mund auf und lehrte sie.“ Aber kurze Bemerkungen zur Orientierung machen das ursprüngliche Buch des Matthäus noch nicht zu einem Evangelium und brauchten Papias nicht zu hindern, es als Spruchsammlung zu bezeichnen. Jesu Worte über Bethsaida und Chorazin oder die Rede über

die geopfertten Galiläer und den Turm von Siloah, sind offenbar in einer äußerst prägnanten historischen Situation gesprochen. Hätte die ursprüngliche Spruchsammlung auch Erzählungen geben wollen, so war hier dazu der dringendste Anlaß; aber wir haben diese rätselhaften Worte ohne jede geschichtliche Erläuterung. Ebenso abrupt steht bei Lukas 19, 12 das Gleichnis von dem Großen, der verreist, um ein Königreich zu gewinnen, seine Untertanen aber schicken hinter ihm her und sagen: „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche.“ Aus dieser Art der Mitteilung erfahren wir nicht, daß hier Archelaus, der Sohn des Herodes, gemeint ist, der vor dem Kaiser in Rom eine solche Deputation aus der Heimat erlebte, die sich seine Ernennung verbat. Erst aus Josephus läßt sich erkennen, was eigentlich Jesus im Auge hatte. Erzählungen wollte der Sammler der Sprüche also überhaupt nicht geben. Er verzichtet auf solche sogar da, wo sie zum Verständnis seiner Sprüche dringend nötig wären. Man wird darum besser bei dem Zeugnis des Papias stehen bleiben, daß das Buch des Matthäus nur Sprüche enthielt, das des Markus sowohl das von Jesus Gesprochene als seine Taten. Die Aussage eines Mannes, der beide Bücher kannte, wiegt schwerer als die scharfsinnigsten Kombinationen, die wir aus einem trümmerhaften Material aufbauen mögen. Die Absicht des Matthäus war es also auch nicht, die Geschichte Jesu zu schreiben, sondern Jesu Worte zu überliefern, wobei er nur ausnahmsweise die Situation mitteilt, in der sie gesprochen wurden.

Man hat neuerdings versucht, durch Zusammenrücken derjenigen Stücke, die unserem Markus fehlen, aber Matthäus und Lukas gemeinsam sind, die älteste Spruchquelle zu gewinnen. Aber man erhält so doch nur eine Spruchsammlung, untermischt mit einem halben Duzend Geschichten, die ohne erkennbares Prinzip ausgewählt wären und denen zum Charakter eines wirklichen Evangeliums sogar die Passion Jesu fehlt. Daß dieses zu-

sammenhangslose Konglomerat die welthistorische Urkunde gewesen sein soll, deren Verbreitung die Kirche begründete, ist schwer zu glauben. Da unser kanonischer Markus nur ein Exzerpt eines ausführlicheren Buches ist, liegt es näher, in den ihm fehlenden Erzählungen eben die von ihm übergegangenen Teile des Urmarkus zu sehen und die Masse der Sprüche der ursprünglichen Sammlung des Zöllners zuzuweisen, die nach Papias nicht eine Mischung von Geschichten und Sprüchen war, sondern eine Kollektion von Herrenworten. Die Umformung der aramäischen Worte Jesu in die griechischen Reden unseres Matthäus wird dann nicht die gelehrte Arbeit eines Übersetzers gewesen sein, sondern sie kam so zustande, wie Papias voraussetzt, daß für die Auslegung im Gottesdienst der griechischen Gemeinden jeder die aramäischen Sprüche nach Vermögen dolmetschte, wobei der schlagendere Ausdruck den minder guten im Lauf der Zeit verdrängte, so daß die nach langem Gebrauch üblich gewordene Form für den im zweiten Jahrhundert schreibenden Evangelisten bereits feststand. Die Übersetzung war nicht ein gelehrtes Werk, auf einen Sitz gefertigt, sondern ein Produkt gemeinsamer Erbauung, wie Papias ausdrücklich angibt. Die sämtlichen kanonischen Bearbeitungen beider Grundschriften nehmen bereits auf die Zerstörung Jerusalems Bezug. In einer so langen Zwischenzeit haben natürlich auch die Sprüche Jesu mancherlei Umbildungen erlitten, wie bei der Besprechung der einzelnen Evangelien wird nachzuweisen sein. Der Inhalt des Überlieferten ist aber um so sicherer echt, je weniger die Möglichkeit vorliegt, daß ein Zöllner wie Matthäus, oder ein Fischer wie Petrus so Gewaltiges aus eigenen Mitteln könne erzeugt haben. Unter diesen Umständen bleibt man am besten bei dem Zeugnis des Papias stehen, der die Spruchsammlung des Matthäus und das ursprüngliche Buch des Markus noch besaß und klipp und klar bezeugt, daß wir die Sprüche Jesu dem Matthäus verdanken, Markus dagegen, im Unterschied von Matthäus, außer den Reden

Jesu, auch seine Taten berichtete. Die Aufzeichnungen, die Matthäus aus der Erinnerung und teilweise vielleicht auf Grund sofortiger Niederschriften machte, boten also wesentlich die Herrenworte. Der Anlaß derselben war nur selten und dann ganz kurz beigelegt. Es lag zu weiteren Mitteilungen auch kein zwingender Grund vor, da die Leute, für die er schrieb, über die Anlässe der Reden noch selbst Bescheid wußten. Die kanonischen Evangelisten im zweiten Jahrhundert waren dagegen auf ihre eigenen Vermutungen angewiesen, die nicht immer untereinander zusammenstimmen.

Wenn wir nun die Spruchweisheit Jesu charakterisieren sollen, so müssen wir alle in den Synoptikern enthaltenen Sprüche Jesu beiziehen, denn die Sonderung, was der Spruchsammlung angehörte, was nicht, müßte sich in eine Menge von Einzeluntersuchungen zersplittern, die hier nicht am Platze sind und schließlich doch zu keinem unwidersprochenen Ergebnis führen würden. Eine weltgeschichtliche Wirkung ist von diesem Büchlein ausgegangen, worauf beruht sie? Zunächst wohl auf der inneren Einheit und Geschlossenheit der Weltanschauung in einer Zeit der Skepsis und der religiösen Ratlosigkeit. Das Evangelium war das, was sein Name besagte, eine frohe Botschaft für die Beladenen und Geängsteten, für die Suchenden und Ratlosen. Der feste Glaube an die absolute Herrschaft Gottes, an die Allmacht seines Willens, und andererseits die gehorsame Ergebung vonseiten des Kindes in die Ordnungen des Vaters, sind die beiden Pole der Weltanschauung Jesu. Den Bürger des neuen Reiches erkennt man an der Demut, am gläubigen Gebet, an der Liebe und der Bereitwilligkeit, alle Kränkungen zu vergeben, an dem Verzicht auf den Kampf ums Recht und um das eigene Gut und an der Bereitwilligkeit zu tragen und zu leiden, was der Vater im Himmel ihm auferlegt hat. Das alles fließt mit Notwendigkeit aus dem Glauben an den von Jesus verkündeten himmlischen Vater. Auf der Selbst-

verständlichkeit aller dieser Gebote beruht die Stoßkraft und die Widerstandskraft der neuen Religion. Nichts kann das Kind irre machen an seinem Vater im Himmel. Er gibt Gutes denen, die ihn darum bitten, und weiß, was seine Kinder täglich bedürfen. Daß wir Kinder sind des Vaters im Himmel und was wir als Kinder von ihm erwarten dürfen, welches unsere Kindespflichten gegen ihn sind, das ist die religiöse Grundstimmung des neuen Glaubens, der uns die zuvor fremde Welt zum Vaterhaus, die zuvor feindliche Menschheit zu Brüdern und Schwestern gemacht hat. Der zornige Gott der Juden mit seinem unerfüllbaren Gesetze, die selbst unsittlichen und unglücklichen Götter der Heiden, boten keinen Halt und keinen Trost in dieser Welt voll schmerzlicher Übel und unheimlicher Rätsel; aus diesen Schrecken erlöste allein Jesu Wort: Gott ist dein Vater, du bist sein Kind und die Welt ist dein Vaterhaus; in ihm kann dir nichts widerfahren, was dir nicht zum Heile diene. Durch all die Schrecken des Daseins, vor denen der Heide sein Leben lang zittert, geht das Kind Gottes an der Hand seines Vaters einem lichten Ziele entgegen, das war die Überzeugung, die Jesus den Seinen eingeflößt hat. Sie nennen sich Erlöste, denn aus der Nacht kamen sie zum Licht. Die Welt ist das Reich der Dämonen, wer aber Gott zum Vater hat, steht in sicherer Hut. Daß diese religiösen Anschauungen den Seelen mehr Trost boten als das in äußeren Formen erstarrte Judentum und die heidnische, dem Spotte der Philosophen und Komödiendichter verfallene Götterwelt, ist leicht zu verstehen. Irre geworden an den alten Mythen, geschreckt von unheimlichen Mächten, an denen sie nicht zweifelten, retteten sich die religiösen Naturen in diese Anschauungen, die ihnen Frieden, Sicherheit und einen Glauben boten, an den sie auch wirklich glauben konnten. Wenn wir diese Grundgedanken der Spruchsammlung abgrenzen von den später erwachsenen oder auch nur in das Evangelium eingeschalteten eschatologischen Stücken, so gewinnt die Lehre Jesu eine Gestalt,

die nicht mehr spezifisch jüdisch ist. In dieser ursprünglichen Sammlung spielten die apokalyptischen Elemente keineswegs die große Rolle, die sie in der Erwartung der Jünger Jesu gewannen, die, aufgeregt von dem langen Warten auf seine Wiederkehr, in endlosen Variationen gerade die apokalyptische Seite vorzugsweise betont und verbreitert haben. Solange er selbst da war, redete Jesus sicher nicht so oft und ausführlich von seiner Wiederkunft. Jesu Sprüche verweisen uns nicht in eine kommende Wunderzeit, sondern sie dienen zur Orientierung der Seele über ihr Verhältnis zu Gott und weisen ihr ihre sichere Stelle in Gottes freundlich behüteter, gegenwärtiger Welt an. Die Menschen wußten nicht ein noch aus im Universum, sie wußten auch nicht, was sie mit sich anfangen sollten, sie seufzten mit Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Jesus löste ihnen das Welträtsel mit der Lehre, die Welt ist das Haus deines Vaters, du bist der Sohn des Hauses, halte also die Hausordnung und diese Hausordnung ist das Gesetz der Liebe. Liebe den Hausvater und liebe die anderen Bewohner, denn sie sind deine Brüder. Die Menschheit ist die Familie desselben Vaters. Das war das Christentum Christi im Unterschied von dem Christentum der ersten Christen, die alles auf das Endgericht bezogen und so die Lehren ihres Meisters mehr als er selbst mit apokalyptischen jüdischen Elementen ausstatteten. In ihrer echten Form war die Spruchsammlung ein Brevier für die Erlösten, ein Wegweiser für die Suchenden, ein Kompendium einer neuen Weltanschauung, das der Seele Auskunft gab über das Woher und Wohin? Die Welt war hier kein Rätsel mehr. Wer die Lebensstimmung in sich aufgenommen hatte, die die Spruchsammlung atmet, der war erlöst von dem alten Druck, gerettet von den Schrecken der Dämonen. Die Erlösten, die Geretteten nannten sich die Gläubigen selbst. Dieses Gefühl war es, das die Seelen so beglückte, daß sie freudig für diesen Glauben starben und ohne dasselbe würden sie auch nicht an Jesu

Wiederkunft geglaubt haben. Daß der Erfolg dieses Büchleins unter den Juden der Diaspora unvergleichlich größer war als unter denen des heiligen Landes, ist erklärlich, da die Diasporajuden an dem Tempeldienste und den nationalen Formen weniger Interesse nahmen als an dem religiösen Geiste der Schrift. Vor allem aber fiel dieses Evangelium wie eine Botschaft vom Himmel in die weit verbreitete Welt der Proselyten, die zum Judentum hielten, nicht aus Begeisterung für Beschneidung und Speisegesetze, sondern weil ihnen der Gott des Alten Testaments, weil ihnen Propheten und Psalmisten Trost spendet und ihnen das Herz abgewonnen hatten. Sie fanden in den Sprüchen Jesu das, was sie von Anfang an gesucht. So kam es, daß gerade die Proselyten der Synagoge in Masse zu den Christen übergingen. Die Synagoge verlor mit einem Schlage die Schar ihrer gläubigen Hellenen, die sie in langer Missionsarbeit gewonnen hatte, und diese Schar zählte nach Hunderttausenden. Eine Gemeinde des vergeistigten Judentums war schon seit Generationen erwachsen. Sie wurde jetzt Kirche Christi.

Die Wirkung erbaulicher Schriften hängt nicht zu kleinem Teile von ihrer Form ab. Auch in dieser Beziehung haben die Sprüche Jesu die Probe bestanden, obgleich sie nur in Trümmern und oft nur in willkürlichen Kombinationen den folgenden Generationen überliefert worden sind. Eine ähnliche Popularität hat keine Schrift der Weltliteratur durch bald zwei Jahrtausende behauptet wie die Spruchsammlung des Matthäus. Man hat ganz richtig gesagt, der Zauber der Worte Jesu beruhe auf ihrer Anschaulichkeit. Diese Sprüche ergehen sich nie in Allgemeinheiten, sondern Jesu Rede ist stets konkret¹⁾. „Jesus redet nicht vom irdischen Sorgen überhaupt, sondern von der Sorge für Nahrung und Kleidung, nicht von Liebes-

¹⁾ B. Weiß, Das Leben Jesu. 1. 790; Johannes Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments, S. 54 ff.; Otto Frommel, Die Poesie des Evangeliums Jesu. S. 113.

erweisungen im allgemeinen, sondern vom Grüßen und Leihen; und vom Trunk kalten Wassers, den man dem anderen reicht; er redet nicht von Menschen, die sich im irdischen Leben gleichstehn, sondern er nennt die, welche auf einem Acker arbeiten und in einer Mühle mahlen; er spricht nicht von Familiengliedern, sondern er zählt sie auf, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Schwur und Schwieger; er redet nicht von Besitz, sondern von Schätzen, die Motten und Rost fressen und denen die Diebe nachgraben“ und zwingt so die Phantasie, mit ihm vom Warenlager zur Silberkammer und hinab in den Keller zu wandern. Er redet nicht von weichen Menschen, sondern von Menschen in weichen Kleidern, in die leicht die Motten kommen. Er sagt auch nicht, Gott kennt jedes seiner Kinder, sondern, er habe jedes einzelne Haar auf ihrem Haupte gezählt. Er spricht nicht im allgemeinen von Gottes Sorge für alle Kreatur, sondern er weiß, daß kein Sperling aus seinem Neste falle ohne Gottes Wissen. Auch die Pflichten schärft er nicht im allgemeinen ein; er predigt nicht „prunke nicht mit deiner Wohltätigkeit“, sondern er zeigt, wie der Pharisäer seine Almosen auszuposaunen pflegt und mahnt statt dessen, lasse deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut. Daß diese Reden überall Anschauungen bieten, nicht kahle Vorschriften, ist ihr Reiz. Statt abstrakte Vorschriften über Güte und Verträglichkeit zu geben, sagt Jesus: „Gib dir jemand einen Streich auf deinen rechten Backen, so biete ihm auch den linken. Nimm dir einer den Rock, so lasse ihm auch den Mantel. Verlangt einer deine Begleitung für eine Meile, mit dem gehe zwei.“ Die Stoiker haben Folianten geschrieben über die menschlichen Pflichten, Jesus gibt keine Deduktionen der Sittlichkeit aus einem Prinzip, sondern er spezifiziert: „Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die auch hassen, segnet die euch fluchen, betet für die, die euch mißhandeln.“ Zu der Anschaulichkeit der Rede kommt auch ihr Wohlklang. Rhythmus und Sinn unterstützen sich in allen diesen Sprüchen Jesu. Aus dem

alttestamentlichen Parallelismus sind Responsorien und Antiphonien geworden, die das Ohr gefangen nehmen und im Gemüt sich festhaken. Geistvollen Antithesen begegnen wir überall. „Gebet das Heilige nicht den Hunden und werft die Perlen nicht vor die Säue.“ „Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgetan.“ An solchen Beispielen läßt sich erkennen, wie Jesus von den hebräischen Spruchdichtern gelernt hat, die aber in viel künstlicheren Wendungen ihre Worte kräuseln, wie der Spruchdichter: „Drei Dinge sind mir unbegreiflich und viere verstehe ich nicht“ (Sprüche Salomonis 30, 18). Im Gegenteile machen Jesu Reden durchaus nicht den Eindruck einer erkünstelten Kunstform. Überall erfreut uns die erfrischende Natürlichkeit seiner Bilder. „Jesus kommt vom Lande und gibt uns Bilder, die noch den frischen Duft der Scholle atmen, oder die dem Leben und Treiben einer Landstadt entlehnt sind, und doch ist es eine Welt, die seine Worte spiegeln ¹⁾“. Dieser Spruchdichter hat nicht nur die Gabe scharf zu beobachten, sondern auch die charakteristischen Züge prägnant festzuhalten. Wo Jesus exemplifiziert, schafft er einen Typus. Ewige Typen sind sowohl der verlorene Sohn wie sein wohlgeratener Bruder, der bußfertige Zöllner wie der selbstgerechte Pharisäer, der reiche Bauer (Luk. 12, 16), der schlechte Zahler und der harte Gläubiger (Matth. 18, 23 ff.). Diese Gestalten sind aus den Reden Jesu jedem Kinde bekannt. Durch sie ist der Ehrenname Pharisäer ein Scheltname geworden und der zum Sondergut des Lukas gehörige verlorene Sohn wird für alle Zeiten das Bild des Entgleisten bleiben, der sich aus seinem Elend heraussehnt. Auch die Kraft und Kürze der Schlagworte vergesse man nicht. Namentlich die Antworten Jesu sind oft von verblüffender Deutlichkeit. „Geht hin und saget diesem Fuchse,“ antwortet er den Verbündeten des Tetrarchen, die

¹⁾ D. Frommel, Die Poesie des Evangeliums. S. 113.

ihn durch ihre heuchlerische Warnung gern vertreiben möchten. „Ihr Heuchler,“ sagt er ebenso schroff den Pharisäern, „die ihr die Gefäße vor Unreinheit hütet, aus denen ihr den Ertrag eueres Buchers schmauß“. „Ihr Wölfe im Schafspelz!“ heißt es oder: „Du Heuchler, ziehe erst den Balken aus deinem Brunnen, ehe du über den Span schiltst, der auf des Nachbarn Brunnen schwimmt“¹⁾. Höflich sind diese Anreden nicht, aber deutlich. Schlichte Einfalt und zerschmetternde Kraft sind in Jesu Rede in niemals übertroffener Weise gepaart. Gleichnisse und Parabeln fließen seiner beweglichen Phantasie ungesucht zu und wir müßten das halbe Evangelium aufnehmen, wollten wir die Poesie Jesu erschöpfen. Der Form der Parabel bedienten sich schon die Rabbinen zur Einkleidung ihrer Gedanken, Jesus aber ist der unbestrittene Meister dieser Kunstform und käme ihm sonst keine Bedeutung zu, so hätte er wenigstens als größter Parabeldichter seine Stelle in der Weltliteratur. Nirgend so schön wie in den Parabeln kommt das Sonnige seines Wesens zum Vorschein, das von sauertöpfischem Moralisiren und düsterer Schwarzlehre gleichweit entfernt war. Überall tritt vielmehr eine heitere Weltbeobachtung zutage, die die Verkehrtheit der Menschen mit ironischer Überlegenheit belächelt; die Ausreden des faulen Schuldners, der das Darlehen vergraben haben will, um keinen Gewinn verrechnen zu müssen, der ungerechte Haushalter, der sich durch falsche Quittungen Freunde macht, das selbstzufriedene Gebet des Pharisäers sind Satiren, die ihren Stachel noch heute nicht verloren haben. Auch die Frage: „Welcher von euch kann seiner Länge eine Elle zusehen?“ oder der Rat: „Lasse den morgigen Tag für sich selbst sorgen, es ist genug, daß jeder Tag seine Plage habe,“ verrät sorglos heitere Stimmung und gute Laune. Es hängt wohl damit zusammen, daß wir von diesen

¹⁾ Nach Konrad Furrers Übersetzung des ursprünglichen aramäischen Ausdrucks.

Worten nur in feierlicher Predigt und Schriftlesung hören, wobei wir andächtig an den Gekreuzigten denken, daß der muntere Humor dieser Reden so wenig empfunden wird. Der Pharisäer, der der Witwen Häuser frißt, aber Dill und Minze verzehnet, der Mücken seigt, aber Kamele verschluckt, das Kamel, das vor dem Nadelöhr steht, durch das es schlüpfen soll, sind Bilder von überwältigender Komik. Man sieht ordentlich das Kamel vor sich, das sich verlegen hinter dem Ohre kratzt, bei dieser schwierigen Aufgabe. Zugleich versetzen uns diese Gleichnisse an die Karawanenstraße, die an der Synagoge von Kapernaum vorüberführte. Es hat alles Lokalfarbe. Bei dieser fröhlichen Grundnote der ursprünglichen Spruchsammlung wird es uns schwer zu glauben, daß die eschatologischen Ausblicke vom Anfang an einen so breiten Raum eingenommen haben sollen, wie in unseren kanonischen Evangelien. Diese bieten die Lebensstimmung der Jünger nach Jesu Tod, nicht die seine. Auch jene langen dogmatischen Reden, wie der johanneische Christus sie gibt, vertragen sich nicht mit dem Genius der Spruchsammlung. Dagegen kurze Aphorismen zu prägen war niemand geschickter als Jesus ¹⁾. „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ „Was das Herz voll ist, des gehet der Mund über.“ „Viele sind berufen, wenige sind auserwählt.“ „Geben ist seliger denn nehmen.“ „Laßt die Toten ihre Toten begraben!“ „Wer da hat, dem wird gegeben.“ „Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren.“ So funktelt jedes Wort von Geist und keines ist ohne Pointe. Wie der Verstand an dem Mutterwitz, so freut sich das Ohr an dem Gleichklang und eben dadurch wird das Wort unvergänglich. Auch ohne Niederschrift mußten solche Sentenzen im Volke fortleben. Das Ineinander von Prophetie und Poesie entsprach der semitischen Überlieferung, denn Propheten und Psalmisten hatten ihre religiösen Belehrungen

¹⁾ Joh. Weiß a. a. O. S. 55.

in ähnlicher Form gegeben. So gewiß Poesie und Religion nahe beieinander wohnen, ist Jesus in den Formen seines Volks auch ein großer Dichter gewesen. Demnächst suchen wir die große Wirkung dieses Spruchschazes darin, daß diese Sprüche, Reden, Gleichnisse, Parabeln das Tieffste mit einer kindlichen Einfalt aussprechen, als ob es etwas Selbstverständliches wäre. Die Wirkung, die sie heute üben, übten sie auch damals. Ein Muster dieser schlichten Weise, die doch alles erschöpft, ist das Vaterunser, das mit wenig Worten den ganzen Kreis der menschlichen Bedürfnisse umschreibt. Wie oder was sie beten sollten, war auch damals die Frage derer, die Gott suchten und Paulus gesteht, auch die Frommen wissen das oft nicht und getröstet sich, daß der Heilige Geist mit unaussprechlichem Seufzen der schwachen und armen Seele aushelfe (Römer 8, 26). Diese stechende Unruhe, die Paulus mitfühlt, ist in Jesus überwunden. Wer „Unser Vater, der du bist in dem Himmel,“ betet, hat schon mit dem ersten Worte die Gewißheit, daß droben ein Ohr sei zu hören seine Klage und eine Vaterliebe, der er vertrauen dürfe. In der Weise, wie sich das Gebet vielleicht erst im kirchlichen Gebrauch abgerundet hat, ist es ein kurzes Kompendium eines frommen Menschenlebens. An sich selbst richtet der Betende die Mahnung, Gottes Namen zu heiligen und seinen Willen zu erfüllen. Der irdischen Sorge ist gedacht, aber beschränkt auf das Bescheidenste. „Unser morgendes Brot gib uns heute.“ Wieder folgt dann der Bitte die Mahnung, andern ihre Schuld zu vergeben und so selbst Vergebung zu erlangen. „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel“, fleht das schwache Herz, das seiner selbst so wenig sicher ist, aber getröstet durch den Ausblick zu Gott darf es mit dem jauchzenden Halleluja schließen: „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen!“ ein Abschluß, der bereits wie eine liturgisch kirchliche Formel klingt und der Urschrift noch fehlte (Matth. 6, 13), während die „Lehre der Apostel“ sie be-

reits kennt¹⁾. Das Evangelium selbst setzt diese Art zu beten in Gegensatz zu dem Plappern der Heiden. Die heidnischen Gebete, zumal die offiziellen, waren Zauberformeln, durch deren Anwendung man die Götter zwang, Gnade zu erweisen. Die subjektive Beteiligung kam dabei weniger in Frage als die wortgetreue, formgerechte Wiederholung. Das heidnische Gebet war eben Theurgie, Zauberei. Je altertümlicher, unverständlicher die Formel klang, um so wirksamer schien sie. So tritt uns auch hier der Fortschritt zur Innerlichkeit entgegen, den die Religion Jesu begründete. Das Gebet Jesu sollte nichts sein als eine Zusammenfassung alles dessen, was der Betende wirklich braucht und Ausdruck der Gefühle, die er selbst empfindet. In dem gleichen Gegensatz steht das Unser Vater zu dem Achtzehnbittegebete der Juden, das jeder Jude dreimal täglich beten sollte; „rebbeln“ nennt das Judentum selbst dieses Geschnatter, und es war nicht Jesu Meinung, daß das Paternoster ähnlich mißbraucht werden solle, wie es die veräußerlichte Kirche nachmals mißbraucht hat. Eine ähnliche Wirkung wie das Vaterunser mußten die Seligpreisungen üben, die das erste Evangelium für seine Bergrede vorausgenommen hat, während Luk. 6, 20 sie an die eben erwählten Jünger gesprochen sein läßt. Gegen Matthäus hat Lukas sicher recht, wenn er viele Worte der angeblichen Bergpredigt an den engeren Kreis der Jünger, nicht an eine zufällig versammelte Menge gerichtet sein läßt, die ein zusammengelaufener Haufe und nicht das Salz der Erde oder das Licht der Welt war. Wo diese Worte aber auch in der Aufzeichnung des Zöllners gestanden haben mögen, der herzstärkende Trost dieser Maximen liegt darin, daß sie gerade diejenigen selig preisen, die in der Welt die Un-

¹⁾ Von Lukas und Matthäus übereinstimmend sind nur die drei Bitten überliefert: „Gib uns unser Brot, vergib uns unsere Schuld, führe uns nicht in Versuchung.“ Das schließt nicht aus, daß auch die nur von Matthäus bezeugten Worte dennoch auf Jesum zurückgehen.

glücklichen heißen. Selig sind die Armen, die Leidtragenden, die, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit oder um der Gerechtigkeit willen verleumdet oder verfolgt werden. Allen Bemitleideten und Verachteten mußten diese Seligpreisungen eine „gute Botschaft“, ein Evangelium sein. Auch die bessere Gerechtigkeit mußte allen einleuchten, die der herrschenden pharisäischen Frömmigkeit auf den Grund gesehen hatten. Möchten solche Redner einst den Hörern noch mächtiger Mark und Bein erschüttern, auch den Lesern der von Matthäus gesammelten Sprüche schnitten sie durch die Seele. In demselben kleinen Büchlein lasen die Andächtigen, oder ließen sich vorlesen die sinnvollen Gleichnisse Jesu, an denen schon bald zwei Jahrtausende rätseln, ohne ihrer müde zu werden und ohne sie völlig zu erschöpfen.

Das durchschlagende Moment bleibt doch das neue Prinzip der Moral, das alle diese Reden verkünden, das Prinzip des Altruismus, das Jesus dem natürlichen Egoismus entgegensetzte und mit dem er das Ich, den dunkeln Despoten, töten wollte. Die weiche Luft eines ersehnten und erhofften Weltfrühlings weht uns aus diesen Sprüchen entgegen und insofern darf man sagen, das Buch des Matthäus, das wir nicht besitzen und nur notdürftig rekonstruieren können, war das wichtigste Buch der Weltliteratur. „Das also sind die Sprüche des Herrn, die den eigentlichen Schatz der Gemeinde¹⁾, die den tiefstliegenden Grund ihres religiösen Bewußtseins bildeten. Daher in den Paulusbriefen die bedeutsame und feierliche Mahnung: ‚Das sage ich euch als ein Wort des Herrn.‘ Die Gemeinde hatte an den sorgsam gehüteten Aussprüchen des Herrn geradezu eine Art von Grundgesetz, eine höchste Autorität und letzte Instanz. Darum sind es zunächst denkwürdige Reden Jesu, die sich fortpflanzten, Aussprüche von so sentenziöser Kürze, von so schlagendem Ausdruck, von so popu-

¹⁾ Vgl. Holzmann, Handkommentar 1.1, S. 15.

läurer Klarheit, wie die Bergpredigt sie perlenartig aneinander gereiht hat. Wer sie einmal gehört hat, behält sie für immer.“ Was wir in der Spruchsammlung vernehmen, ist die Sprache des Genius, und wir verstehen, daß diese Worte den Weg zum Herzen der Menschheit in allen Landen gefunden haben.

Eine andere Art des Reizes übt die zweite Grundschrift, die geschichtliche. Niemand wird verlangen, daß eine Erzählung des Johannes Markus den gleichen Metallwert habe wie die Sprüche Jesu, dennoch hat auch sie eine bleibende Wirkung hinterlassen, weil sie es zuerst versuchte, das Bild Jesu nachzuzeichnen. Sie gab nicht Lehre, sondern Anschauung, ein Bild, das sich der Phantasie der Menschheit einprägte und das keiner vergift, der das Evangelium gelesen hat. Wie dieses Bild sich zur Wirklichkeit verhielt, wird uns ewig ein Geheimnis bleiben, aber es geht auf die unmittelbaren Zeugen des Lebens Jesu zurück und ist in dieser Gestalt durch die Jahrhunderte gewandelt.

Nach der Apostelgeschichte war Johannes Markus der Sohn jener Maria, in deren Haus sich die Gemeinde von Jerusalem versammelte und in das Petrus sich nach seiner Befreiung aus dem Kerker des Herodes Agrippa zurückzog (Apg. 12, 12). Marias Sohn Markus trug zur Unterscheidung von zahlreichen Männern gleichen Namens den Beinamen des Stummelfingrigen. An diesen knüpfte sich die Legende, der junge Mann, der wie sein Verwandter Barnabas zum Stamm Levi zählte, habe sich der Konfektion zum Tempeldienste durch Selbstverstümmelung entzogen (Hippolyt, *Philosophoumena* 7, 30). Daß er schweren Aufgaben gern aus dem Wege ging, hat ihm auch Paulus vorgeworfen. Durch seine Mutter Maria und seinen Verwandten Barnabas gehörte er von Kindheit schon der Urgemeinde an. Als frommer Christ erweist sich der Sohn dieser frommen Mutter nicht nur durch sein Missionsleben, sondern auch durch den vollstümlich schwermütigen Grundton seines Evangeliums, der der Kirche nicht wieder ver-

loren gegangen ist und den wir gern schlechthin den Evangelienton nennen. Der Schöpfer eines Stils, der für die kirchlichen Schriftsteller durch Jahrhunderte hindurch vorbildlich geblieben ist, war also sicher kein unbegabter Mann. Da der Galiläer Simon Petrus in dem Hause seiner Mutter Maria aus- und einging, kannte Markus ihn von Jugend auf, während er erst durch Vermittlung seines Verwandten Barnabas in Antiochien auch mit Paulus vertraut wurde und sich dann an der Missionsreise beider in Cypern und Pamphylien beteiligte. Der Mangel an Festigkeit, den Paulus an Barnabas rügt, scheint auch eine Eigenschaft des Markus gewesen zu sein, denn er verließ die beiden andern Missionsboten, als sie über den Taurus nach dem Innern Kleinasiens weiter wanderten und kehrte in das Haus seiner Mutter Maria nach Jerusalem heim, was Paulus ihm lange nicht verzeihen wollte. Erst im Jahre 59 finden wir ihn in Cäsarea Stratonsturm wieder in Gesellschaft des gefangenen Paulus (Kol. 4, 10) und aus Rom spricht (2. Tim. 4, 11) dieser den Wunsch aus, Markus möge ihm dorthin nachfolgen, denn er sei ihm nützlich zur Dienstleistung. Daß er ein Buch über die Taten und Worte Jesu hinterlassen habe, das auf Mitteilungen des Petrus sich gründete, berichtet Bischof Papias von Hierapolis. Einen Grund, daran zu zweifeln haben wir nicht. Erst von dem Datum des Eintritts des Petrus in die Gefolgschaft Jesu beginnt des Markus Kunde von Jesus reichlicher zu fließen und in der Passionsgeschichte erfahren wir genauer, was Petrus in diesen Tagen zustieß, als was Jesu selbst widerfuhr. Wer anders als Petrus könnte Markus berichtet haben, was dieser im Hofe des Gerichtsgebäudes erlebte, während Jesus vor dem Hohenpriester stand?

Das ursprüngliche Buch des Markus beschreibt der Bischof von Hierapolis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts folgendermaßen: „Markus als Dolmetscher des Petrus schrieb sorgfältig alles auf, soweit seine Erinnerung

reichte, jedoch nicht in strenger Reihenfolge, sowohl die Reden wie die Taten Christi. Denn er selbst hatte den Herrn nicht gehört, noch war er sein Begleiter gewesen. Später hatte er, wie bemerkt, Umgang mit Petrus, der den Unterricht nach dem Bedürfnisse seiner Zuhörer einrichtete, aber nicht nach der genauen Reihenfolge der Reden des Herrn. Daher hat Markus keinen Fehler begangen, wenn er einiges so niederschrieb, wie er es im Gedächtnis bewahrt hatte. Denn darauf allein verwandte er seine Sorgfalt, nichts von dem, was er gehört hatte, auszulassen oder Falsches einzumengen“ (Euseb. K. G. 3, 39, 16). Die Annahme des Kleinasiatischen Bischofs, Markus sei Missionsgenosse des Petrus gewesen, entspricht der sonstigen Tradition der alten Kirche (1. Petr. 5, 13.) und auch das ist sehr glaublich, daß der nur des Aramäischen kundige Petrus des jüngern Mannes bei seinen Reisen auf hellenischem Sprachgebiet bedurfte. Als Dolmetscher erweist Markus sich auch in seinem Buche, wenn er (Mark. 5, 41) das *Talitha kumi* übersetzt: „Mägdlein, stehe auf!“ oder wenn er 7, 11 den Ausdruck *Korban*, 15, 22 den Namen *Golgatha*, 10, 46 den des *Bartimäus* dolmetscht. Sein nahes Verhältnis zu Petrus ist schon an den vielfachen Bezugnahmen gerade auf diesen Apostel zu erkennen. Von Petri Berufung wird 1, 16 f. gehandelt, vom Fieber seiner Schwiegermutter 1, 30 f.; dem Petrus wird 10, 28 die unbescheidene Geltendmachung der gebrachten Opfer der Jünger und 17, 21 die Konstatierung des Wunders am Feigenbaum zugeschrieben. Kapitel 16, 7 wird Petrus ganz namentlich nach Galiläa bestellt, um dort Jesum wiederzufinden. Ein spezifisches Verhältnis des Verfassers des zweiten Evangeliums zu Petrus ist mithin schon nach dem Inhalte desselben wahrscheinlich. Unterstützt wird die Meinung des Papias durch das besondere Interesse, das der Schüler des Petrus den Vorgängen widmet, die zu Kapernaum und im Hause des Petrus spielen. Bei vertraulichen Mitteilungen Jesu wird bemerkt, daß Jesus sie ge-

macht habe, nachdem sie ins Haus gegangen waren (9, 28; 10, 10; 9, 33). Auch die Notiz, daß der Lahme zu Christus gebracht wurde, indem man das Dach des Hauses des Petrus aufdeckte, gehört hierher. Der eifersüchtige Zorn der Jünger auf das vordringliche Verlangen der Zebedäiden nach besonderen Thronen ist gleichfalls aus der Seele des Petrus zu verstehen und nicht minder sind die Vorgänge, bei denen Petrus die Hauptrolle spielte oder die überhaupt nur Petrus wissen konnte, ein Beweis, daß Papias Glauben verdient, wenn er die Nachrichten des Markus wesentlich auf Petrus zurückführt. Leider besitzen wir aber diese historische Quelle ebensowenig wie die Spruchsammlung des Matthäus in ihrer ursprünglichen Gestalt. Bei der Aufnahme in den Kanon wurde sie einerseits abgekürzt, so daß unser Markus nur ein Exzerpt aus dem Urmarkus ist, anderseits sind bei der Bearbeitung auch Ergänzungen und Zusätze hinzugefügt worden, die auf eine viel spätere Zeit deuten und die chronologische Bestimmung der Abfassungszeit erschweren. Daß Bischof Papias einen umfänglicheren Markus kannte als den unsern, beweist das Lob der Vollständigkeit, den er dem seinen zollt, während unser Markus weder für die Zahl der Geschichten, die er gibt, noch für die Vollständigkeit ihrer Erzählung ein solches Lob verdienen würde. Matthäus und Lukas haben noch andere Erzählungen der historischen Quelle entnehmen können, die in unserem kanonischen Markus weggelassen wurden, weil die Redaktoren sie in ihrem Kanon bereits vorfanden. Wenn Papias dennoch den Markus wegen seiner Vollständigkeit belobt, so hatte er eben das ursprüngliche Buch im Auge, nicht unsern durch Kürzung stummelfingrigen zweiten Evangelisten. Im Kanon trägt dieses Evangelium, dessen Gang Matthäus und Lukas folgen und das um 150 Bischof Papias beschrieb, den Namen des Markus und es ist kein Grund, dieser Tradition den Glauben zu versagen. Die Kirche hat das Buch zuweilen auch das Evangelium des Petrus genannt,

da Markus der Schüler, Reisebegleiter und Dolmetscher des Petrus war. Jedenfalls schöpfte er aus erster Hand und ist ein so treuer Zeuge als ein Mann dieser Zeit und seiner Bildung es zu sein vermochte. Da in der Hauptsache der erste und dritte Evangelist für ihre Erzählung dieselbe Quelle benutzt haben wie der zweite, eben den Urmarkus, so lassen sich die Auslassungen unsers Markus aus den Seitenreferenten ergänzen, und damit gewinnen wir immerhin ein Bild des ursprünglichen Buchs, wie wir es von der Spruchsammlung nicht zu geben vermögen. Wenn Matthäus und Lukas in gemeinsamen Stücken, die über unsern Markustext hinausgehen, dennoch übereinstimmen, so kommt das eben daher, daß beide die Schrift benutzten, aus der unser zweiter Evangelist nur ein Exzerpt ist. Dieser Exzerptcharakter ist das erste, was bei Prüfung des Markustexts sich aufdrängt. Schon die ersten Verse des zweiten Evangeliums können unmöglich der ursprüngliche Eingang einer Geschichte Jesu gewesen sein. Der Eingang lautet: „Anfang der Heilsverkündigung von Jesus Christus“, dann aber kommt ein Zitat: „Wie geschrieben steht bei Jesaja, dem Propheten, siehe ich sende meinen Boten vor dir her.“ So hat Markus sicher sein Buch nicht begonnen, sondern ein Bearbeiter, der unsern Auszug fertigte, hat ungeschickt exzerpiert. Daß der ursprüngliche Markus mit der Johannestaufe begann, ist dagegen gewiß, da erst von da an Matthäus und Lukas übereinstimmen. Den Namen der Eltern Jesu, den die Grundschrift sicher hatte, läßt unser Bearbeiter wieder aus. Denselben Charakter eines Exzerpts trägt der Bericht über die Versuchungsgeschichte. „Er war in der Wüste vierzig Tage, und ward versucht von dem Satan, und war bei den Tieren, und die Engel dienten ihm.“ Auch hier haben wir den volleren Text bei Matthäus und bei Lukas. Diese Spuren der Kürzung lassen sich durch das ganze zweite Evangelium verfolgen und gegen Ende, wo es dem Bearbeiter stärker eilt, sind sie besonders auffällig. Der

Evangelist läßt die Soldaten den gefangenen Messias schlagen und dazu rufen: „Weissage“, aber daß Jesus weisagen solle, wer ihn geschlagen habe (Matth. 26, 68), läßt er weg. Das Feuer, das nach Lukas die Soldaten auf dem Hofe angezündet hatten, erwähnt Markus mit dem bestimmten Artikel, setzt also den ausführlicheren Text der Grundschrift voraus. Der Schluß des Buchs lautet nach unsern besten Handschriften: „Die Weiber sagten niemandem etwas, denn sie fürchteten sich.“ So kann aber die historische Grundschrift unmöglich geschlossen haben, vielmehr läßt der Bearbeiter den Rest weg, weil derselbe mit seiner Überlieferung nicht stimmte.

An der Folge der Stücke dagegen hat der Bearbeiter in seinem Auszug nichts oder doch nur wenig geändert. Das zeigt der Umstand, daß der Aufriß des Lebens Jesu bei allen drei Synoptikern derselbe ist und immer einer der Seitenreferenten die Folge des Markus bestätigt. Auf die Jordantaufe kommt bei allen dreien der Rückzug in die Wüste. Es folgt dann das Wirken in Galiläa mit den Reisen ins Heidenland und die Gebiete nördlich vom See Genesareth und sodann der Zug nach Jerusalem. Bei allen dreien spielt sich das ganze Epos ab zwischen Frühling und Frühling. Bei dem ersten Auszuge mit dem Meister gehen die Jünger durch die reisenden Kornfelder und pflücken Ähren, und bei dem letzten Zuge nach Jerusalem naht das Osterfest. Dieses gemeinsame Schema verrät nicht drei selbständig arbeitende Biographen, sondern eine gemeinsame Grundschrift, die alle drei Evangelien benutzen. Daß Matthäus und Lukas stets wieder auf die Ordnung des Markus in der Folge der Erzählungen zurückkommen, zeigt, daß unser kanonischer Markus der Grundschrift am treuesten folgte. In dem ursprünglichen Buche von Markus werden wir auch das Evangelium sehen dürfen, das von den Missionsboten durch Jahre hindurch mündlich bei ihrer Verkündigung rezitiert wurde und dessen Substanz der Evangelist von Petrus selbst bezogen hatte.

Der epische Volkston, der in allen drei Synoptikern durchklingt, am stärksten bei Matthäus, am wenigsten bei Lukas, erklärt sich eben daher, daß die Geschichte Jesu nach dem Scheiden des Meisters lange von jenen apostolischen Wanderern vorgetragen wurde, die zwei und zwei dem gemeinen Manne das Wort ausrichteten und nach Weise der Rhapsoden das Evangelium der Menge rezitierten. So stellte sich die Erzählung fest, die erst nach Jahren schriftlich fixiert wurde, nachdem sie in der mündlichen Wiederholung feste Gestalt gewonnen, aber auch manche Umbildungen erfahren hatte. Was ihr aber bei keinem der drei Synoptiker verloren ging, weil er schon dem ursprünglichen Buch des Markus eignete, ist der ruhige, ebene, mäßige Ton, in dem das Volk seine Geschichten ohne Hast, ohne Sprünge, ein Stück nach dem andern, erzählt haben will. Der Kern auch des Markusbuchs stammt eben aus der Wanderpredigt der ersten Evangelisten. In diesem Sinne wird die früher so beliebte Theorie vom mündlichen Urevangelium stets ihre Geltung behalten.

Der Zweck, den Markus mit seiner Schrift verfolgte, war wohl der, den Evangelisten einen kurzen Abriß des Lebens Jesu für ihre Vorträge an die Hand zu geben. Als Nefte des Barnabas, Genosse des Petrus, Reisebegleiter des Paulus stand Markus im Mittelpunkt der christlichen Missionstätigkeit und für ihre Zwecke wird er sein Büchlein verfaßt haben. Das Original besitzen wir nicht, aber wenn man unsern kanonischen Markus mit den Teilen des Matthäus und Lukas ergänzt, die aus der historischen Quelle stammen, so können wir uns doch ein ziemlich deutliches Bild des Urmarkus machen, dessen Plan der kanonische Markus nicht verlassen hat. Dafür, daß unser kanonischer Markus ein Auszug aus dem Urmarkus ist, spricht schon der Name unseres Evangeliums, der ihm gewiß nicht ohne Grund beigelegt worden ist. Daß er die fabelhaften und miteinander in Widerspruch stehenden Kindheitsgeschichten des Matthäus und Lukas nicht der

Erzählung von Jesus voranstellt, läßt vermuten, daß die historische Quelle so begann wie er. Ähnlich sagenhaft ist das, was die beiden andern über ihn hinaus zu der Erzählung hinzufügten, so die Weigerung des Täufers, Jesum zu taufen, so die Umsetzung des Wortes Jesu, was nennst du mich gut? in das einem Weltheilande Geziemendere: „Was fragst du mich nach dem Guten?“ so namentlich auch die von Lukas hinzugefügte Himmelfahrt. Die Vorlage unseres zweiten Evangelisten, nach der er arbeitet, ist also das ursprüngliche Buch des Markus, denn es ist sicher wahrscheinlicher, daß er ein älteres Buch exzerpierte als daß er seine wohlgeordnete Geschichte durch Kompilation aus Matthäus und Lukas zustande brachte. Da auch das erste und dritte Evangelium das ursprüngliche Buch des Markus benutzten, können wir bei ihnen den volleren Text der Grundschrift in vielen Fällen erheben, denn unser Markus ist nur ein ungenügender Auszug aus dem ursprünglichen Buche, aber dieser Auszug hat den Vorzug, daß im Gang sein Bericht genau seiner Vorlage folgte. Die beiden andern Evangelien entfernen sich wohl zeitweise von der Reihenfolge des Markus, aber sie lehren immer wieder zu derselben zurück, ein Beweis, daß Markus den Faden der Grundschrift allein konsequent festgehalten hat¹⁾.

Geschichtlichen Pragmatismus, psychologische Entwicklung, ein Auge für die innern Veränderungen, die in Jesu vorgingen, darf man von einem Schriftsteller dieser Zeit nicht erwarten und alle Ausstellungen, die man an ihm in dieser Hinsicht macht²⁾, stammen daher, daß man ihn auf Gesichtspunkte examiniert, die für ihn nicht existierten. Ihm war es darum zu tun, die wunderbaren Taten Jesu und sein Leiden für die Seinen im Gedächtnis der Gemeinde zu erhalten. Eine Biographie in unserem Sinne

¹⁾ Das Nähere siehe in dem Abschnitt über die synoptischen Evangelien.

²⁾ So Brede, Das Messiasgeheimnis in den Evangelien. Göttingen 1901.

lag ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Nicht anders hat Gregor der Große das Leben des heiligen Benedikt, Eberhard Bodman die Predigerfahrt des heiligen Bernhard im Rheintal beschrieben. Die Wunder und wunderbaren Erlebnisse ihrer Helden interessierten diese Evangelisten allein; der psychologische Zusammenhang machte ihnen wenig Sorge, der geschichtliche Pragmatismus gar keine. Die epische, volkstümliche Erzählungsweise erklärt sich daraus, daß Markus die Legende gibt, wie sie von den Evangelisten schon lange Jahre mündlich vorgetragen worden war. So fehlt der individuelle Ton, aber die gemeinsame Stimmung der Gemeinde kommt wie im Chorgesang einfach und schön zum Ausdruck. „Wenn,“ sagt Johannes Weiß¹⁾, „sich das Volk von seinen Helden erzählt, gibt es keine psychologische Entwicklung, keinen dramatischen Aufbau der Lebenstragödie, sondern lauter einzelne Geschichten, die aber den Vorzug haben, farbenreich, fesselnd und bezeichnend zu sein. Der volkstümliche Erzähler ist nicht imstande, in überschauender Weise den Lebensinhalt längerer Zeitabschnitte zusammenfassend zu schildern; in solchen Fällen begnügt er sich mit kurzen und sehr allgemeinen Angaben. In seinem Element ist er bei dem einzelnen Fall, dem anschaulichen Vorgang oder der irgendwie eigentümlichen Situation. So wird uns Jesus gezeigt, wie er im Kahn sitzt und das am Ufer sich drängende Volk lehrt, oder wie er auf der Berghalde seine Jünger um sich versammelt, oder wie er im Boot während des Sturmes schlummert. Wir sehen ihn die Kinder segnen und die Fieberkranken bei der Hand ergreifen. Beim Mahle bricht er das Brot und läßt sich die Salbung des Weibes gefallen. Das sind Bilder, die sich der Erinnerung leicht einprägen und in der Überlieferung haften.“ Dürfen wir nach unserem zweiten Evangelisten urteilen, der ein Auszug aus dem ursprünglichen historischen Berichte ist,

¹⁾ Die Schriften des Neuen Testaments. Göttingen 1907. 1, S. 40.

so hatten sich die Erinnerungen schon frühe ins Wunderbare gesteigert, dennoch mutet Markus uns weniger Unglaubliches zu als Matthäus und Lukas. Die Beschwörung des Sturms auf dem See, die Heilung des Besessenen von Gerasa, die Blutflüssige, die sich geheilt fühlt, die Rettung von Jairi Töchterlein, das erst bei Matthäus bereits tot ist, die Speisung der Ausflügler in den Bergen, die Verklärung auf einsamer Höhe, erlauben bei Markus noch einen historischen Kern anzunehmen. Die natürlichen Wundererklärungen des alten Rationalismus liegen hier oft näher als die künstliche Herleitung aus alttestamentlichen Vorbildern oder paulinischen Briefstellen, mit der die heutige Kritik sich abmüht. Bei Markus schließt die Erweckung von Jairi Töchterlein mit den Worten: „Und er sagte, daß man ihr zu essen geben solle,“ was nicht auf eine Erweckung, sondern auf eine Rettung vom Tode deutet. Die verschiedenen Seewunder, die sich stets steigern bis zu einem Wandeln des Petrus auf dem Wasser, scheinen nur Variationen der einen Geschichte vom Sturme zu sein, den Jesus mit stolzen Worten beschwor, eine Szene, die sich in dieser Welt des Glaubens und der Poesie wohl zugetragen haben kann. Die Höhenpunkte des Zusammenseins mit dem Heiland haben in der Erinnerung der Jünger ihre poetische Verklärung gefunden, bis sie bei dem kanonischen Matthäus und Lukas zu reinen Mirakeln geworden sind. Die Erweise der geistigen Überlegenheit, ja einer dämonischen Gewalt Jesu über die Seelen, die bei den dem Lehrer obliegenden Aufgaben des Arztes und Exorzisten ganz besonders zur Geltung kam, interessieren den Evangelisten mehr als alles andere, aber auch seine seltsamsten Wunder tragen doch oft Züge, die den wirklichen Vorgang erraten lassen. Von der realistischen Aufrichtigkeit des Urmarkus gibt vor allem die Geschichte Jesu in seiner Heimat Nazareth eine Probe. Jesu eigene Familie verleugnet ihn (6, 4), und er kann kein einziges Wunder tun in seiner Vaterstadt, mit Ausnahme einiger

Heilungen, die der Erzähler selbst nicht hoch anschlägt. Lukas erst gibt dem Vorgang durch Hinzufügung eines Mordanschlags der Nazarethaner eine tragische Wendung. Ein sehr in die Augen fallendes Interesse hat die Grundschrift an den Dämonenaustreibungen Jesu genommen, über die sich Markus, der sie nicht aus eigener Augenzeugenschaft kennt, eine merkwürdige Theorie gebildet hat, die alle drei Synoptiker adoptieren. Die bösen Geister stecken auf Erden in einem fremden Leibe, bald in Menschen, bald in Tieren, in denen es ihnen besonders wohl ist. In der beiderseitigen Verhüllung erkennen aber die Teufel einander dennoch. Aus ihrem präexistenten geistigen Sein wissen die Dämonen, wer Jesus ist und fürchten ihn als höhere und stärkere Macht. Sie empfinden vor ihm Angst oder bitten um seine Gnade. Der eine schreit: „Was haben wir mit dir zu schaffen? Bekommen bist du, uns zu verderben“ (Mark. 1, 23—25). Jesus verbietet ihnen, zu reden und sie gehorchen, weil sie ihn kennen (1, 34). Die unreinen Geister stürzen vor ihm hin, sobald sie ihn erblicken, und rufen: „Du bist der Sohn Gottes“ (3, 11, 12). Ein anderer ruft: „Ich beschwöre dich bei Gott, quäle mich nicht“; ein besessener Knabe fällt schon bei Jesu Anblick zur Erde und wälzt sich schäumend in Krämpfen (9, 20). Die Dämonen sind also aus ihrem früheren Dasein wohl bekannt mit dem Gottessohn und entsetzen sich, daß sie ihm hier unten begegnen. Treibt er sie aus, so erbitten sie sich wohl auch die Erlaubnis, in andere Geschöpfe fahren zu dürfen, die sich für sie besser eignen (5, 12), wobei sie die Säue bevorzugen. Ähnliche Äußerungen der Geisteskranken mögen ja vorgekommen sein, aber die Tatsachen sind in der Reflexion des Petrus und Markus mit einer Theorie zusammengefloßen, die den wirklichen Tatbestand nicht mehr erkennen läßt. Daß Jesus, wie andere Lehrer, als Exorzist auftrat, ist wohl der ursprüngliche Kern der Erzählung, aber die Vorgänge sind von dem Erzähler nach phantastischen Voraussetzungen aufgefäßt

und so berichtet. Während die Menschen Jesum in der mannigfachen Weise verkannten, meint Markus, wußten die Dämonen besser Bescheid und bezeugen durch die Aufregung, in die sie bei Jesu Anblick geraten, daß sie ihn als Gottessohn recht wohl kennen.

Ein nicht minder beachtenswerter Zug der Grundschrift, der ohne Zweifel auf treuer Erinnerung beruht, ist der, daß Jesus den Zeugen seiner Wunder verbietet, ihn als Wundertäter bekannt zu machen. Gerade daß dieses Verbot für jemanden, der als Messias auftreten will, sehr zweckwidrig zu sein scheint, beweist seine Geschichtlichkeit. Jesus wird dieses Verbot erlassen haben, um lästigen Zulauf zu vermeiden, dem er auch nach anderen Erzählungen der Grundschrift gern aus dem Wege ging und über dessen Störungen Markus mehrmals klagt. Jesus legte aber auch auf Zeichen und Wunder weniger Wert als auf seine Predigt; für diese, sagt er, sei er gesendet. Auch hatte er ein Interesse daran, nicht vor der Zeit der Entscheidung durch eine wunderzüchtige Menge als Messias ausgerufen zu werden. So paradox es also erscheint, daß er Wunder tut und dann verbietet, irgendwelches Aufheben von ihnen zu machen, unter den gegebenen Verhältnissen ist sein Verfahren dennoch wohl verständlich. Auch ein psychologisches Moment ist vielleicht dabei mit im Spiele. Nach dem Apokalyptiker wird jeder gläubigen Seele ein Stein gegeben mit einem Namen, den niemand kennt als der Empfänger. Ein solches Geheimnis war zwischen Jesus und Gott und er wollte den Namen, der auf seinem Steine stand, nicht vor der Zeit enthüllen und auf allen Gassen ausgeschrien haben.

Die allmähliche Umbildung und Steigerung vieler Vorgänge in das Wunderbare begreift sich leicht, wenn man sich erinnert, daß Jahre verstrichen sind, ehe die mündliche Tradition überhaupt schriftliche Gestalt gewann. Daß dennoch die Grundschrift auf die ersten Zeugen des Lebens Jesu zurückgeht, das beweisen mancherlei Detailzüge, die

nur ein ganz nahe Stehender berichten konnte. Wir erinnern an den Bericht von dem Handgemenge bei der Verhaftung Jesu (14, 51 f.), aus dem ein junger Mann nur mit Hinterlassung seines Gewandes entkam, sowie an die Notiz 15, 21, daß die Söhne des Kreuzträgers Simon von Kyrene noch inmitten des Kreises leben, für den Markus schreibt. Auch die Notiz, Jesus habe die Zebedäiden Donnersöhne genannt (3, 17), die Aufzählung der unter dem Kreuze stehenden Frauen mit ihren Namen, die Erwähnung, daß Matthäus auch den Namen Levi getragen habe und der Blinde vor Jericho den Namen Bartimäus, sie alle können dem Markus durch seinen Lehrer Petrus vermittelt sein, während zur Zeit der Abfassung unseres Matthäus und Lukas solche Nebendinge vergessen waren. Daß Papias die Richtigkeit der Reihenfolge der Erzählungen bei Markus ansieht, kommt wohl daher, daß er um 150 an ein jüngeres Evangelium gewöhnt war, die einen meinen an das Hebräerevangelium, die andern denken an Johannes. Daß die Erinnerungen des Petrus die erste Quelle der Erzählung waren, tritt an drei Punkten besonders klar hervor: in der Erzählung von Jesu erstem Tage im Hause des Petrus zu Kapernaum, in der Geschichte vom Bekenntnis Petri bei Cäsarea Philippi und in der Passionsgeschichte, in der von allen Schicksalen der Jünger nur die des Petrus eingehend erzählt werden¹⁾.

¹⁾ Zur Wiederherstellung des ursprünglichen Buches des Markus eignet sich unser Exzerpt allerdings nur dann, wenn es ein einfacher Auszug aus dem Urmarkus ist und nicht, wie die Tübinger Schule annahm, eine Kompilation aus Matthäus und Lukas. Diese Frage ist heute zu ungunsten der Tübinger entschieden. Wäre unser zweites Evangelium ein Exzerpt aus verschiedenen Quellen, dann würden, bei der geringen literarischen Fertigkeit, die der zweite Evangelist sonst verrät, heterogene Bestandteile nicht bei ihm fehlen. Seine Exzerpte sind ja an sich nichts weniger als geschickt. Hätte er aus mehreren Schriften kompiliert, so würde er ganz gewiß auch unter sich unverträgliche Dinge zusammenstoppeln, wie das dem Matthäus geschehen ist, der in seinem Stammbaum eine

Hier würden wir auch ohne das Zeugnis des Papias den Apostel Petrus als Quelle vermuten.

Sehen wir ab von der Welt der Dämonen und den Wundern und Heilungen, die nun einmal zu der Weltanschauung des gemeinen Manns in Jesu Heimat gehörten, so unterliegt der Gesamtverlauf der Erzählung der historischen Grundschrift keinerlei Einwendungen, sondern hat im Gegenteil etwas durchaus Verständliches. Die Taufbewegung und Jesu Taufe, die Tätigkeit am See und die Niederlassung in Kapernaum in der Familie eines

menschliche Abstammung Jesu voraussetzt und trotzdem dann eine göttliche Erzeugung Jesu erzählt. So würde wohl auch Markus aus der einen Grundschrift Elemente entnehmen, die mit der andern nicht stimmen. Statt dessen zieht durch unsern Markus ein festgeschlossener Zusammenhang, bei dem ein Ring in den andern greift. Mark. 3, 21 gehen die Verwandten Jesu aus, um sich seiner zu bemächtigen; Mark. 3, 31 kommen sie in dem Hause an, wo er weilt; Mark. 6, 13 wird die Aussendung der Apostel berichtet, 6, 30 ihre Rückkehr; 8, 6 wird der Anfang der Allianz zwischen Herodäern und Pharisäern berichtet, 12, 13 ihre Kooperation; 8, 9 läßt Jesus sich das Schiff rüsten, das er dann im folgenden Kapitel 4, 1 besteigt; 8, 14 hat der Evangelist nicht vergessen, daß 8, 1 die Jünger mit Jesus die Synagoge betraten, in der er mit den Pharisäern in Kampf geriet; 6, 7 bezieht er sich bei der Aussendung der Jünger auf ihre Berufung 3, 13 zurück, bei der Erzählung von der Mutter und den Brüdern, die ihn vergewaltigen wollen, Kapitel 3, 34, ist er eingedenk, daß er vorher das Volk umher erwähnt hat, denn er sagt: „Jesus aber blickte ringsum auf die Sitzenden und sagte: Wer ist meine Mutter?“ Auch weiterhin kann man bis zur Passion einen festen Zusammenhang verfolgen, den der Verfasser gar nicht vermocht hätte, durch geschickte Kompilation aus zwei Büchern zu erzeugen, denn als Bearbeiter exzerpiert er sehr flüchtig und muß eher ein ungeschickter als ein geschickter Schriftsteller genannt werden. Der feste Zusammenhang, den er bietet, mußte bereits seiner Quelle eignen, denn er selbst wäre nicht imstande gewesen, denselben zu erfinden, er war ja nicht einmal imstande, zu verstecken, daß er exzerpiert. Daß sein Stoff in Matthäus und Lukas ziemlich aufgeht, wird also daher rühren, daß er eine Grundschrift benutzte, die auch die beiden andern kannten.

Jüngers, der dort ansässig ist, die sukzessive Auswahl von Jüngern, die allmähliche Ausdehnung des Wirkungskreises und das entsprechende Anwachsen des Widerstands, infolge davon der Rückzug über die Grenze in das Heidenland und den nördlichsten Teil Palästinas, das zögernd gegebene Messiasbekenntnis und der alsbald folgende entscheidende Zug nach Jerusalem, die Tempelreinigung und das Hereinbrechen der mutig herausgeforderten Katastrophe, das alles entspricht der Logik der Tatsachen und ist ein folgerichtiger, geschichtlich notwendiger Verlauf, der sich aus den gegebenen Prämissen so und nicht anders entwickeln mußte. Zunächst Gegenstand schwärmerischer Verehrung oder abergläubischen Staunens, verfällt der neue Messias bald dem Hasse der Pharisäer, die sich im Besitze ihrer Macht bedroht fühlen. Zum Rückzug in die Einsamkeit, zur Flucht über die Grenzen gezwungen, sucht Jesus durch seinen Zug nach Jerusalem eine Entscheidung des Volks herbeizuführen, ein Versuch, der im Beginn zu glücken scheint, dann aber mit seiner Kreuzigung endet. Dieser Verlauf ist geschichtlich nicht nur wahrscheinlich, sondern geradezu notwendig, und daß ein wundergläubiges Jahrhundert bei demselben Wunder auf Wunder erlebte, macht die Berichte so wenig unglaubwürdig als die Berichte des Tacitus und ältern Plinius unglaubwürdig sind, weil auch sie Wunder und Zeichen berichten. Eine syrische Bevölkerung des ersten Jahrhunderts erlebte eben andere Dinge als wir sie erleben. Auch handelt es sich um den Lebenslauf eines jüdischen Messias, nicht um den eines griechischen Philosophen. Sollten wir von uns aus ein Bild entwerfen, wie wird der Redner der Matthäussprüche gewesen sein und gehandelt haben, welches muß die Art seines Verkehrs mit den Jüngern und dem Volke, welches die Stellung zu den bedrückten Klassen und zu den organisierten Parteien sein, so wüßten wir zur Erklärung des geschichtlich feststehenden Resultats keine wahrscheinlichere Entwicklung als die, welche die historische Grundchrift

bietet. Im großen und ganzen ist darum an der Geschichtlichkeit dieser Erzählung nicht zu zweifeln. Ebenso wird man zugeben, daß ein Dichter gerade bei den Hauptzügen, der Leidensgeschichte, dem letzten Zug nach Jerusalem mit seinen schwankenden, sich widersprechenden Erwartungen, mit dem Seelenkampfe zu Gethsemane, dem Ruf der Verzweiflung am Kreuze ganz andere Züge erfunden, ganz andere Farben gebraucht hätte. Da, wo die Späteren Vorgeschichten vorgestoßen oder Lückenbüßer eingeschaltet haben, ist der grelle Abstand sofort zu erkennen. Das eben ist der Unterschied von Erlebtem und Erfundenem. Trotz des uns fremdartigen Wunderpragmatismus ist uns darum die Grundschrift der Synoptiker ein Geschichtswerk und nicht ein Poem.

Ein Leben Jesu in unserem Sinne wollte der Urmarkus nicht sein, sondern er wollte beweisen, daß Jesus der verheißene Messias ist und dieser Beweis war nach den Anschauungen der Zeit nur durch Aufzählung seiner Wunder zu führen. Hier liegt denn auch die Grenze der Geschichtlichkeit der sämtlichen Evangelien. Man hat ihr Christusbild die höchste Blüte der religiösen Poesie genannt, aber eben darum ist es nicht mit dem peinlichen Maßstab geschichtlicher Kritik zu messen. Für den Urmarkus schon, und noch mehr für seine Nachfolger war die Erbaulichkeit der Maßstab der Glaubwürdigkeit. „Nicht Jesum geschichtlich verstehen und würdigen, sondern an ihn glauben, ihn über alles lieben, auf ihn hoffen zu lehren, war ihre Aufgabe, und nicht den Jesus, wie er wirklich gewesen war, sondern den Christus, wie er dem Herzen seiner Gemeinde erschien, wie die Gläubigen ihn brauchten, haben sie — natürlich ohne von der Möglichkeit solch eines Gegensatzes etwas zu ahnen — beschrieben¹⁾“. Ergänzen wir unseren zweiten Evangelisten mit den Stücken der beiden anderen, die der Wahrscheinlichkeit nach aus der historischen Grund-

¹⁾ Jülicher, Einleitung. S. 327.

schrift stammen, so erhalten wir ein zusammenhängendes Lebensbild Jesu. Als den Anfang der frohen Botschaft bezeichnet Markus, geschichtlich sicher richtig, die Jordan-taufe des Johannes. Von dort versetzt uns die Erzählung in die galiläische Heimat Jesu zurück, wo der Getaufte in Kapernaum, im Hause seines Jüngers Petrus, seinen Aufenthalt nimmt. Die einstöckige Wohnung, der Vorhof des Hauses, die Schwiegermutter des Petrus sind dem Verfasser bekannt und kein anderer Evangelist erweist sich so vertraut mit den intimen Verhältnissen des Hauses des Petrus als Petri Dolmetscher, Freund und Reisebegleiter Markus. Mit der ihm aufgenötigten Heilung eines Dämonischen in der Schule am Sabbat beginnt die Reihe von Jesu Wundern, es folgt die Heilung von Petri Schwieger im eigenen Hause und der Zulauf von ganz Kapernaum. Dem Gedränge auszuweichen beginnt Jesus sein Wanderleben. „Und ganz früh, noch vor Tag, stand er auf, ging fort und begab sich an einen einsamen Ort und betete daselbst. Und Simon eilte ihm nach mit seinen Genossen und sie fanden ihn und sagten zu ihm: Alle suchen dich. Und er sprach zu ihnen: Lasset uns anderswohin in die benachbarten Orte gehen, damit ich auch dort predige, denn dazu bin ich ausgegangen. Und er ging und predigte in ihren Synagogen in ganz Galiläa und trieb die Dämonen aus.“ In dem allen klingt der Ton dessen mit, der diesen Tag erlebte, des Simon Petrus, und die schlichte Natürlichkeit des Berichts bürgt uns für seine Wahrheit. Wir finden Jesum dann draußen unter den Fischern und Zollbeamten am Strande, und abwechselnd als Redner in der Schule, von wo er nach dem Hause des Petrus zurückkehrt oder auch in der Einsamkeit größere Stille sucht. Die Opposition regt sich, wagt sich aber zunächst nur an die Jünger. Jesus wählt nun aus den Anhängern zwölf Apostel und an sie richtet er seine Predigt. In der Wahl von zwölf Sendboten liegt bereits das Bekenntnis, daß seine Botschaft allen zwölf Stämmen, also ganz Israel

gelte, dann kehrt er wieder nach Kapernaum zurück. Neue Wunder veranlassen neuen Zulauf, der das Haus des Petrus überflutet, so daß selbst zur ruhigen Mahlzeit keine Möglichkeit ist. Die Sendung von Pharisäern aus Jerusalem zeigt aber auch, daß man am Tempel bereits beginnt die Tätigkeit Jesu mit Mißtrauen zu verfolgen. Aus weiter Ferne ziehen die Hilfe suchenden herbei, um so mehr wird in Nazareth selbst Jesu Tätigkeit Gegenstand der Sorge der Seinigen, so daß Mutter und Brüder herabkommen nach Kapernaum, um ihn heimzuholen. Während sie meinen, Jesus sei gestört, erklären die Pharisäer geradezu, er sei von einem bösen Geiste besessen, mit dessen Hilfe er seine Wunder vollbringe. Jesus aber zerschneidet alle diese Zusammenhänge, gutgemeinte und feindselige, indem er spricht: „Wer den Willen Gottes tut, ist mir Bruder, Schwester und Mutter.“ Von da an wird er in Kapernaum ein seltener Gast und seine Strafrede über dessen Bewohner, wie über die von Chorazin und Bethsaida zeigt, daß die Wunder nur kurze Zeit den Glauben der Galiläer aufrecht erhalten hatten. Ähnliche Erfahrungen wie in Kapernaum macht Jesus in Nazareth. Durch die überall erscheinenden Jüngerpaare, die er aussendet, wird Antipas auf ihn aufmerksam, indem er mit seinen Höflingen überlegt, ob nicht in diesem neuen Propheten Johannes der Täufer wiedergekehrt sei. Jesus aber ist bald jenseits des Sees, bald im Lande des Philippus, einmal sogar im Gebiete von Tyrus und Sidon. Er geht in die Fremde, um einen verfrühten Zusammenstoß zu vermeiden und nicht im Kerker zu enden wie der Täufer. Je feindseliger die jüdische Welt sich gegen seine Predigt vom Reiche verstockt, während Gläubige aus der heidnischen Bevölkerung sich ihm zuwenden, um so notwendiger tauchen in seinem Geiste Erinnerungen an fromme Heiden im Alten Testamente auf; Naeman der Syrer, die Witwe zu Sarepta, die Königin von Saba, das bußfertige Ninive beschäftigen sein Nachdenken, und eigene Erlebnisse zeigen ihm oft eine Empfänglichkeit

der Heiden, die er in Israel nirgend gefunden. Er weint über Jerusalem, aber es wird ihm klar, daß Gott beschlossen hat, das Reich auf die Heiden zu übertragen. Es ist möglich, daß hier die Grundschrift schon von der späteren Entwicklung der Kirche beeinflusst ist, aber diese Züge ganz zu streichen, haben wir kein Recht. Nochmals kehrt Jesus auf kurze Zeit nach den Ufern des Sees zurück; nach Norden weiterziehend verlangt er in der Gegend von Paneas von seinen Jüngern ein Bekenntnis, wie sie zu ihm stehen, und der am raschesten entschlossene Simon Petrus erweist sich als der Fels, auf den Jesus fest bauen kann; doch gebietet er den Jüngern Schweigen. Das Bekenntnis des Simon einerseits und die Ehrenbenennung des Felsenapostels anderseits bilden Epochen im Leben Jesu und im Leben des Jüngers, wie die Grundschrift, die Petri Schüler verfaßte, wohl durchfühlen läßt. Für Markus ist die folgende Erklärung, die er nach dem Vorbild des Taufwunders gestaltet, das himmlische Siegel auf das irdische Bekenntnis ¹⁾. Nach kurzem, stillem Aufenthalt in der bereits abgefallenen Gegend am See, tritt Jesus den Todesgang nach Jerusalem an, das die Propheten steinigt. Dieses Ende, nicht das römische Kreuz, steht ihm vor Augen, als er dorthin aufbricht. Bis in das einzelste bietet dann die Passionsgeschichte die letzten Tage Jesu und bei allen drei Evangelisten ist dieselbe durchaus auf den gleichen Ton gestimmt, weil sie alle aus dem ursprünglichen Markus stammen. Sehr anschaulich ist in der Grundschrift die Beschreibung des Obergemaches, in dem das Abendmahl stattfand und das bepolstert und bereitet war. Da die Gemeinde sich später bei Maria, der Mutter des Johannes Markus, zu versammeln pflegte, liegt vielleicht hier eine ganz persönliche Erinnerung des Evangelisten vor. Dann kann der Jüngling, der 14, 51 Jesu nach Bethsemane folgte und bei dem Erscheinen der Häscher sein Linnentuch,

¹⁾ Wellhausen, Das Evangelium Marci. S. 70.

das er als Toga um sich geschlagen hatte, in ihren Händen läßt, der Evangelist selbst sein, womit sich sein Interesse für diesen Nebenzug erklärte. Einfach und altertümlich ist der Bericht des Markus über das letzte Mahl. Er schließt mit Jesu Versicherung: „Ich werde nicht mehr von dem Gewächse des Weinstocks trinken bis zu dem Tage, wo ich es neu trinke im Reiche Gottes.“ So wird das Mahl zum Abschiedsmahl, aber auch zum Symbol des Bundes, den Jesus durch sein Blut zwischen den Seinen stiftet. Daß die Einsetzungsworte 1. Kor. 11, 23—25 von Paulus im Sinne seiner Theorie vom Opfertode interpretiert sind, ist klar, aber eine ähnliche Bedeutung legten auch die judenchristlichen Gemeinden dem Akte bei. So gut wie Paulus verlangten sie, das Brot, das den Leib Christi bedeutete oder ihn wunderbar enthielt, sei von anderem Brote zu unterscheiden¹⁾. In der Erzählung von Gethsemane ist es

¹⁾ Die christlichen Mysterien, die den Heiden so viel zu raten aufgaben, bestanden in diesem gemeinsamen Genuß von Brot und Wein in der Eucharistie. Ob mit der paulinischen Deutung Jesu eigene Meinung bei dem Abschiedsmahle sich völlig deckte, ist eine nicht zu entscheidende Frage. In der paulinischen Auffassung liegt der Anlaß zu der Annahme, das letzte Mahl Jesu sei ein Passahmahl gewesen. Der Grund ist in der 1. Kor. 5, 7 vorgetragenen Lehre zu suchen, daß Jesus das wahre Passahlamm sei, und da nach 1. Kor. 11, 23 die Christen das Brot brachen und das Herumreichen des Kelchs nach der Gewohnheit der jüdischen Passahfeier besorgten, so kam die Meinung auf, daß das Mahl in der Nacht, da Jesus verraten ward, ein Passahmahl gewesen sei. Das ursprüngliche Buch des Markus scheint im letzten Mahle Jesu nicht ein Passahmahl gesehen zu haben, sondern, wie Johannes, den gesetzlichen Tag des Passahmahls als Todestag Jesu zu betrachten. „Es war aber das Fest des Pascha,“ erzählt Markus 14, 1, „und der ungesäuerten Brote über zwei Tage, und die Hohenpriester und Schriftgelehrten sannern, wie sie ihn mit List fassen könnten und töten, denn sie sagten: nicht am Feste, daß kein Aufruhr des Volkes werde.“ Ist diese Disposition zur Ausführung gekommen, so ist Jesus vor dem Feste, am vierzehnten Nisan, gekreuzigt worden, nicht am Festtage, was die Rücksicht auf das Gesetz verbot. Auch daß 15, 21 Simon von Kyrene am Tage der Kreuzigung „vom

unmöglich, die schmerzliche Erinnerung eines Beteiligten zu verkennen, der reuevoll der teilnahmslos müden Stimmung der Jünger gedenkt, die schlafen konnten und wollten, während ihr Meister angstvoll mit den Schrecken des nahenden Martyriums rang. „Er fand sie schlafend, denn ihre Augen waren schwer und sie wußten nicht, was sie ihm sagen sollten.“ Aus einer Erinnerung, die ihren Stachel nie verlor, ist dieses Geständnis entsprungen. Sie geht eben auf einen Beteiligten zurück, der noch weiß, wie müde und stumpf sie alle damals sich verhielten, und der sich diese Schwäche sein Leben lang zum Vorwurf machte — auf Petrus. Auch von den Vorgängen nach der Verhaftung ist nichts so genau erzählt wie die Erlebnisse des Petrus im Palast des Hohenpriesters. Sein Platz am Feuer, seine Furcht vor Entdeckung, die wiederholte Beschuldigung durch die Magd, der Hahenschrei, den dann Jesus vorausgesagt haben soll — das alles zeigt, daß die Quelle dieser Einzelheiten Petri eigene Erzählung ist. Hier ist das zweite Evangelium wirklich das Evangelium des Petrus, wie die alte Kirche es nannte. Aber auch der Evangelist erzählt mit einer Teilnahme, die Teilnahme weckt, wie ein schönes Leben, das die Welt nur kurz erleuchtet hatte, vor den Augen der Seinen erlosch. Der so erzählen konnte, war sicher ein edler Mensch. Etwas Unmögliches

Felde kam“, zeigt, daß der Todestag noch zu den Werkeltagen gehörte. In der heiligen Passahnacht hätte nach jüdischem Brauche kein Gericht über Leben und Tod gehalten werden dürfen. Der durchscheinende ursprüngliche Text des Markus hatte also das geschichtlich allein Wahrscheinliche. Erst der Überarbeiter hat dann die Übereinstimmung mit der Chronologie der beiden Seitenreferenten hergestellt, indem wir 14. 12 schon am ersten Tage der süßen Brote stehen. Das Abschiedsmahl wird so zum Passahmahl, der 15. Nisan zum Todestage. Johannes berichtet das Gegenteil, das geschichtlich wahrscheinlicher ist, obwohl Johannes bei seiner Datierung des Todes auf den 14. Nisan nur von dem Interesse geleitet ist, daß das wahre Passahlamm auch am gesetzlichen Tage geschlachtet werde und so den geweissagten Typus erfülle.

oder auch nur Unwahrscheinliches kann am Ganzen dieser Geschichte nur der finden, der verlangt, daß vor zweitausend Jahren unter der Sonne Syriens die Juden am Jordan in den gleichen Vorstellungen leben, in den gleichen Begriffen denken und nach den gleichen Grundsätzen handeln sollten wie die heutigen Leser an der Spree oder am Neckar. Wer Zeit, Land und Menschen in Rechnung zieht, hat keinen Grund zu bezweifeln, daß diese Erzählung in der Hauptsache Geschichte ist und nicht Mythos.

Nicht ebenso sicher läßt sich ermitteln, wann und wo Markus seinen Bericht über das Leben Jesu verfaßte, das heißt das Evangelium niederschrieb, das die Evangelisten ihren Missionsvorträgen zugrunde legten. Er selbst wird im Jahre 63 noch als Mitlebender erwähnt (2. Timoth. 4, 11). Des Markus Leser kennen die Söhne des Kreuzträgers Simon von Kyrene zu Jerusalem. Er selbst ist der Sohn jener Maria, die in Jerusalem ein Haus besitzt; daß er dort, am Orte der Mission, sein Buch verfaßte, ist möglich, da sein Bericht aus dem jüdischen Horizont nirgend heraustritt.

Was von der historischen Quelle gilt, gilt auch von der Spruchsammlung. Beide Bücher setzen voraus, daß Jerusalem noch stehe und das jüdische Staatswesen und Tempelleben ruhig seinen Gang gehe. Wenn Matth. 5, 35 sagt: „Ich sage euch, daß ihr nicht schwören sollt bei Jerusalem, denn sie ist eines großen Königs Stadt,“ so schließen wir, daß die Spruchsammlung, der dieses Wort entstammt, niedergeschrieben wurde, als Jerusalem noch stand. Dasselbe zeigt der Präsenzhintergrund von Matth. 10, 23, wo Jesus zu seinen Jüngern sagt: „Ihr werdet die Städte Israels nicht ausrichten, bis daß der Menschensohn kommt“ oder das Wort 16, 28: „Etliche, die hier stehen, werden den Tod nicht schmecken, ehe denn der Herr kommt.“ Solche Stellen sind zu Lebzeiten der ersten Generation geschrieben, als noch niemand an den Untergang Jerusalems und der Städte Judäas dachte. Auch 15, 5, wo die Pharisäer

sprechen: „Korben, geopfert sei, womit ich dir helfen könnte“ oder 23, 2, wo es heißt: „Auf Moses Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Phariseer“, setzen das Bestehen der Theokratie voraus. Die Debatten zwischen Phariseern und Sadduzäern sind gleichfalls den Verfassern beider Grundschriften noch mit voller Klarheit bekannt. Der Brandopferaltar steht noch, und Jesus vermag zu sprechen: „Lasse allda am Altar deine Gabe.“ Wenn das alles in direkter Rede und im Präsens berichtet wird, nicht als eine Erinnerung an die nun vergangene Zeit, so ist klar, die Verfasser beider Grundschriften schrieben vor der Zerstörung des Tempels und der Stadt Jerusalem. Die Grundschrift berichtet nicht, Jesus gab diese Vorschriften damals, sondern sie erzählt dem Leser Jesu Wort, um sich selbst beim Besuch des Tempels danach zu richten. Sie sagt nicht: „Auf Moses Stuhl saßen die Phariseer und Schriftgelehrten,“ sondern „sie sitzen“. Daß beide Grundschriften noch zur Zeit des Bestehens des nationalen Lebens und Tempeldienstes verfaßt wurden, ist nach solchen Stellen sicher. Allzunah darf man anderseits die Abfassung des Urmarkus an die Wirksamkeit Jesu nicht anschließen, das verbietet der doch schon von der Sagenbildung ergriffene Stoff und die wiederkehrende Wendung, die Orte hießen so bis auf den heutigen Tag oder es sei noch heute eine gemeine Rede in Israel. Es ist also schon viel Wasser den Jordan hinabgelaufen seit das Erzählte sich zugetragen hat. Matth. 27, 8 heißt der Acker des Judas der Blutacker bis auf den heutigen Tag. Matth. 28, 15 erzählen die Juden die Geschichte vom Leichenraube bis auf den heutigen Tag. Matth. 27, 15 heißt es: „Der Prefurator war gewohnt, einen Gefangenen zum Feste loszugeben.“ So spricht man von einer früheren Zeit. Die Gewohnheit hat sich seither geändert. Auch die Unbestimmtheit der chronologischen und geographischen Bezeichnungen beweist eine gewisse Ferne des Erzählers von dem Stoffe der Erzählung. Für Dinge, die sich jüngst zugetragen haben und die man genau kennt,

braucht man nicht so allgemeine Ausdrücke, wie: „in jenen Tagen“ oder so vage geographische Bezeichnungen, wie die Synoptiker sie lieben: jenseits des Sees, im Gebirge usw. Mögen diese Wendungen zum Teil erst bei der Bearbeitung der Grundschriften durch die Evangelisten eingetragen sein, man gewinnt doch den Eindruck, daß eine gewisse Distanz von den Ereignissen auch für Markus schon gegeben war, als er den ersten Bericht verfaßte. Es begreift sich ja auch, daß die Jünger nicht sofort nach Jesu Tod an die Ausarbeitung einer Biographie ihres Meisters gingen. Solange man die Wiederkunft Jesu täglich erwartete, betete man, predigte, hatte Träume und Visionen, aber man schrieb keine Bücher. Erst als man für ein längeres Diesseits sich einrichtete, sammelte man zunächst die Worte Jesu, um nichts verloren gehen zu lassen, und als man für die Zwecke der Mission einer schriftlichen Auskunft über das Leben des Messias bedurfte, erst da ist das erste Evangelium, der Urmarkus, entstanden. Mark. 13, 10 nimmt auch schon ausdrücklich Bezug auf die Heidenmission. Bevor der Herr kommt, sagt Markus, muß das Evangelium verkündigt werden an alle Völker. Auch setzt das Buch schon eine regelmäßige Verkündigung des Lebens Jesu in den Gemeinden voraus, wenn es von der Tat der liebenden Maria 14, 9 heißt: „Wahrlich, ich sage euch, wo dieses Evangelium gepredigt wird an die ganze Welt wird man auch verkündigen, was sie getan hat, ihr zum Gedächtnis.“ Die einzelnen Erzählungen wurden also schon gewohnheitsgemäß der Gemeinde zur Erbauung vorgetragen.

Die schriftstellerische Individualität des Markus wird bei seiner objektiven Erzählungsweise nicht so scharf erkennbar wie die der andern Evangelisten. Markus ist ein Typus. Nicht Eigenes, mit Phantasie oder Spekulation Erzeugtes, will er geben, sondern nur der treue Widerhall des Glaubens der Gemeinde will er sein, nichts davon und nichts dazu tun, wie ihm Papias bezeugte. So fehlt im allgemeinen das persönliche Element. Es ist die ernst

schwermütige Erzählungsweise, die wir heute sprichwörtlich den Evangelienton nennen und in dem einst die ersten Evangelisten predigten, die zwei und zwei durch die Dörfer und Gehöfte wanderten, in der Markus berichtet und deren Rezitation des Lebens Jesu er zum Teil wohl wörtlich übernahm. Nur zuweilen hört man noch ein persönliches Gefühl durchklingen. So ist es, als ob in Markus' Stimme bei der Erzählung von Jesu Leiden noch jene Träne zittere, die sein Lehrer vergoß, von dem es heißt: „Er weinte bitterlich.“

Nach den Worten 2. Tim. 4, 11: „Markus nimm zu dir und bringe ihn mit dir, denn er ist mir nützlich zur Dienstleistung,“ haben wir uns gewöhnt, Markus unter die Kleinen von den Meinen zu rechnen. Aber wenn wir Homer und den Dichter des Nibelungenliedes groß nennen, weil sie die Gestalt ihrer Helden so zeichneten, daß sich noch ungezählte Jahrhunderte an ihnen erbauen werden, so können wir auch Johannes Markus nicht niedrig einschätzen. Wie jene hat er ein überliefertes Bild treu nachgezeichnet, an dem vor ihm viele andere geformt haben, aber daß er es so schlicht und sachlich wiedergab, ohne aufdringliche Farben und geschwägige Zusätze, das ist eine Leistung, die schwer in die Waagschale fällt. Mit dem Markus, den die stolzeste christliche Republik sich zum Schutzpatron erwählte, der, den Löwen neben sich, im Kirchenportal steht, hatte der schlichte Wanderlehrer des ersten Jahrhunderts schwerlich irgendwelche Ähnlichkeit. Er verschwindet, wie der wahre Künstler soll, völlig hinter seinem Werke, aber gerade das ist ein Verdienst und ein großes. „Was die Person des Verfassers betrifft,“ sagt Jülicher¹⁾, „so hinterläßt das Evangelium durchaus den Eindruck, daß er ein geborener Jude (Jerusalemit?) ist, im Kreise der Urapostel heimisch und am meisten über Petrus orientiert, aber wohl weit in der Welt herumgekommen, jedenfalls

¹⁾ Jülicher, Einleitung. S. 279.

voll Freude darüber, daß das Evangelium allen Völkern verkündet wird. Auch das Bekenntnis, das er den heidenischen Hauptmann neben dem Kreuze ablegen läßt, ist für seine Stellung zur Heidenmission charakteristisch. Judaistische Velleitäten, gesetzliche Angstlichkeit liegen außerhalb seines Gesichtskreises. Die Religion des gekreuzigten und auf=erstandenen Messias ist ihm eine neue und eine Weltreligion!" An der Hand seines Buches hat sie sich ausgebreitet.

Das also war das Urevangelium, das sich der Spruchsammlung des ältern Matthäus an die Seite stellte. Es gibt kein Buch auf der Welt, das öfter vervielfältigt und mehr gelesen worden wäre, und das Größeres gewirkt hätte. Mit diesen beiden Schriften ausgestattet, die die Worte und Taten des Messias von Nazareth enthielten, zogen die Wanderlehrer hinaus und bald hören wir, daß überall in den Judengemeinden der Völkerwelt sich Gemeinschaften sammeln, die sich an diesen Büchern erbauen, den Gekreuzigten als Messias anerkennen und seine baldige Wiederkunft voraussagen. Wenn sie die angstvolle, apokalyptische Stimmung der jüdischen Gemeinden in der Völkerwelt durch die Ankündigung der nahen Entscheidung steigerten, so nahmen sie ihr durch das milde Bild des kommenden Messias und sein liebevolles Wort auch wieder den Stachel und gossen Öl auf die stürmisch erregten Gemüther.



Zweiter Abschnitt
Die paulinischen Briefe

I

Die messianische Bewegung in den Judenvierteln der großen Städte

Eine frühere Zeit hat die Ausbreitung des Christentums identifiziert mit der Geschichte des Apostels Paulus. Sie glaubte die Entstehung der Heidenkirche zu erzählen, wenn sie die Geschichte des großen Apostels erzählte. Aber wie die Geschichte eines Volks nicht die Geschichte seiner großen Männer ist, so ist die Geschichte der Kirche nicht die Geschichte ihrer Apostel, sondern die Geschichte ihrer Gemeinden. Gewiß war Paulus der größte Christ des ersten Jahrhunderts, aber bei einer Kulturbewegung wie der Ausbreitung des Christentums ist nicht mit einigen Personen, sondern mit Tausenden zu rechnen. Ganz im Gegensatz zu jener Schule, die Paulus zum eigentlichen Urheber der Kirche Christi macht, sagen wir: Das Christentum hätte gesiegt auch ohne Paulus, denn der Weltprozeß hängt niemals an einer Person. Zustände entwickeln sich aus Zuständen, nicht aus der Tätigkeit eines einzelnen Individuums. Der würde das Samenkorn des Evangeliums unterschätzen, der behaupten wollte, ohne Paulus wäre es erstorben. Seine Keimkraft hing nicht ab von einem einzelnen Gärtner. Es heißt Jesum selbst zu niedrig werten, wenn man den Erfolg seines Worts von einem einzigen Prediger desselben abhängig macht. Das Christentum erwuchs aus dem Worte Jesu, nicht aus den Briefen Pauli. Dieses Wort hat tausend Verkündiger gefunden; das Körnchen Sauerteig hatte die Wirkung geübt, die Jesus

vorher sagte. Blickt man aufmerksam in das Neue Testament, so erstaunt man über die große Zahl von wandernden Brüdern, die allerorten erwähnt werden. Zu den zwölf Aposteln und den sieben Diakonen kommen Evangelisten wie Philippus, Barnabas, Silas, Agabus, Johannes Markus, ferner in Antiochien Simon Niger, Lucius von Kyrene, Menahem und zahlreiche Propheten. Von paulinischen Schülern werden mit Namen erwähnt: Lukas, Timotheus, Aristarch, Demas, Sopater, Secundus, Tychikus, Trophimus, Gajus, Phygelos, Hermogenes, Epaphroditus, Sosthenes, Artemas, zusammen vierzehn Gehilfen. Selbstständig neben Paulus, wirken Ananias, Apollos, Alexander, Hymenäus, Philetus, Aquila, Titus, Zenas, Nikolaos; das ist ein halbes Hundert Lehrer, und die, die wir mit Namen kennen, sind doch sicher nur eine kleine Minderzahl. Dazu kommen dann noch zahlreiche ungenannte Führer der Petrischen und Christischen in Korinth, die Leute des Jakobus in Antiochien, die pharisäischen Aufwiegler in Galatien, die vielen Gegner in Ephesus, die Prediger der Beschneidung in Philippi und Rom. Es ist mit einem Wort eine Legion von wandernden Glaubensboten und wie später bei den Waldensern sind die perfecti stets auf Missionsreisen. Aber nur einer dieser Apostel hat literarische Denkmale seiner Tätigkeit in seinen Briefen hinterlassen, nur einer hat eine Schule um sich geschart — Paulus. — Daraus folgt, daß Paulus weitaus der geistig bedeutendste aller dieser „Apostel“ oder lateinisch gesprochen „Missionäre“ gewesen ist, aber es folgt daraus mit nichts, daß er allein Gründer der Kirche in der Heidenwelt war. Auch wenn wir dem Apostel aufs Wort glauben, daß er mehr gearbeitet habe als sie alle, so heißt das nicht, daß die anderen nicht gearbeitet hätten oder nichts erreicht, sondern ganz im Gegenteil heißt es, daß selbst ihr Gegner Paulus zugesteht, der Herr ist auch in ihnen mächtig gewesen. Wer meint, ohne Paulus wäre das Christentum eine jüdische Sekte geblieben, der vergißt den ganzen

Hellenismus, der in gleicher Richtung wie Paulus steuerte. Es geht mit der Ausbreitung solcher Weltideen mehr unpersönlich zu. Gerade die Hauptgemeinden Syriens, Kleinasiens und Italiens sind weder Stiftungen des Paulus, noch Stiftungen des Petrus, sondern veranlaßt durch Männer, die kein Name nennt und kein kirchliches Fest bezeichnet. Ist es doch in profanen Dingen nicht anders. Die größten Entdeckungen und Erfindungen sind namenlos. Wer hat den ersten Webstuhl zusammengesetzt, das erste Kamin gebaut? Wie heißt der Mann, der die Buchstabenschrift erfunden? Niemand weiß es. So feiert auch die christliche Kirche ein Fest Allerheiligen für die namenlose Schar derer, denen sie alles dankt und deren Taten dennoch vergessen und verschollen sind. Vergeblich fragen wir nach dem Stifter der Gemeinde zu Damaskus, die Paulus ausrotten wollte. Nicht anders ist es mit der Gemeinde in der syrischen Hauptstadt Antiochien, die längst blühte, als Paulus in sie eintrat. In Rom findet Paulus Christen vor, die ihm bis Trestabernä entgegenziehen, und in Ephesus haben Aquila und Priscilla und Apollos vor Paulus gewirkt und sind doch selbst nicht die Erstlinge von Asia Proconsularis, wie wir aus Röm. 16, 5 erfahren, sondern andere waren vor ihnen da. Wer hat Karthago bekehrt, wer Spanien? Unsere Quellen schweigen. Alle diese entscheidenden Gründungen in den Metropolen der Alten Welt gehen auf Männer zurück, die im Dunkel verschwanden, ohne eine weitere Spur ihres Daseins zu hinterlassen als eben jene Gründungen. Gemeinden wie die antiochenische, kleinasiatische, römische, die von Alexandrien und von Karthago sind wichtiger als alle, die Petrus und Paulus gestiftet haben. Wir aber sehen daraus, daß die Botschaft vom erschienenen Messias jedem Apostolat vorausgeeilt war. Ein Paradoxon wie das: „Der Messias Israels ist erschienen, aber er wurde von seinem eigenen Volke ans Kreuz geschlagen,“ klang für jüdische Ohren so ungeheuerlich, daß diese Kunde sofort durch die Synagogen

flog. Wie ein Lauffeuer lief sie durch alle Schulen von Damaskus bis Spanien, vom Drontes bis zu den Säulen des Herkules. Überall entbrannte ein Streit über diese Kunde, überall stürzten sich die Schriftgelehrten auf die Bücher der Propheten, denn die Anhänger des Galiläers behaupteten, es habe sich nur erfüllt, was die Propheten so und nicht anders vorhergesagt hätten. Für eine so paradoxe Kunde war keine Mission zu verabreden, kein Apostolat zu begründen, sie war ihr eigener Apostel. Welchen inneren Trieb der Mitteilung und Fortpflanzung das Evangelium selbst hatte, zeigt eben die Tatsache, daß es in Afrika, Italien und Spanien auftritt, ohne daß eine Spur irgendeines Apostels dorthin leitet. Es wuchs bei Tag und Nacht, wie die Menschen selbst nicht wußten.

Der wichtigste Faktor für die Ausbreitung der neuen Religion war neben der Einheit des römischen Reichs die noch über die römischen Grenzen hinaus sich erstreckende Organisation des Judentums. Die Zahl der Juden hatte seit der Diadochenzeit überall sich gewaltig gemehrt. Ein sibyllinisches Orakel jüdischer Provenienz (Or. Sib. III, 271 f.), das man in die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. setzt, sagt bereits, jegliches Land und jegliches Meer sei von Juden erfüllet¹⁾, und die Aufzählung der Sprachen der jüdischen Festgäste bei dem Pfingstfeste in Jerusalem gibt ein Bild davon, wie sich die Kinder Abrahams gleich dem Sand am Meere in den beiden folgenden Jahrhunderten über die Welt verbreitet haben. Nirgend ließ sich das besser feststellen als bei den Tempelfesten, die zu einer Heerschau der Beschnittenen wurden. Die Fahrt nach Jerusalem war zumeist verbunden mit der Überbringung der Tempelsteuer. Jedes Mitglied einer jüdischen

¹⁾ Vgl. die Zeugnisse für die Verbreitung der Juden im römischen Reiche bei Bousset, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter, S. 66; bei Schürer, Geschichte des jüdischen Volks 2, 1 ff.

Gemeinde hatte jährlich eine Doppeldrachme an den Tempel zu entrichten, und diese Gaben gingen pünktlicher ein als die Staatssteuern. Jeder Diasporajude war aber auch verpflichtet, einmal im Leben persönlich an dem Orte zu opfern, wo Gottes Ehre wohnte. Diese Wallfahrt nach Jerusalem war, wie uns Philo verrät, gleich den modernen Wallfahrten, weniger eine asketische Handlung als eine Ausspannung und Erholung. „Denn Zehntausende,“ sagt dieser Zeitgenosse des Paulus, „strömen aus Zehntausenden von Städten, teils zu Land, teils zu Wasser von Ost und West und Nord und Süd bei jedem Feste ins Heiligtum wie zu einer gemeinsamen Einfahrt und einem sichern Hafen des vielgeschäftigen und wirren Lebens. Sie suchen Aufheiterung zu finden und, von den Sorgen, von denen sie von früher Jugend an gebunden und bedrückt werden, befreit, eine Weile aufzuatmen und in heiterem Frohsinn zu verweilen, und von lieblichen Hoffnungen erfüllt, ergeben sie sich der so notwendigen Ruhe.“ Josephus schätzt die Zahl der zu den Festen in Jerusalem zusammenströmenden Wallfahrer auf 2600 000 Köpfe, was freilich eine arge Übertreibung sein wird. Immerhin mußten diese zu jedem Feste eintreffenden Wallfahrer den Juden der Diaspora durch ihre Masse das Gefühl einer inneren Zusammengehörigkeit geben und ein stolzes Bewußtsein der jüdischen Größe und Macht. So entstand in den Juden das Bewußtsein nicht nur der geistigen Überlegenheit über die blinden Heiden, sondern auch eine starke Überschätzung ihrer materiellen Mittel, die sie zu ihrem Verderben in den Krieg mit dem römischen Reiche hineintrieb.

In Kleinasien hatten die griechischen Stadtgemeinden Versuche gemacht, den Juden ihre von den Diadochen ihnen bestätigten Privilegien in betreff der Befreiung vom Kriegsdienst, von der Arbeit am Sabbat und von zahlreichen anderen Leistungen zu bestreiten, aber Augustus und Agrippa hatten sie zur Ruhe verwiesen und diese Privilegien taten der jüdischen Propaganda großen Vor-

schub. Natürlich vermehrte diese exemte Stellung auch den Judenhaß bei den Griechen. An den meisten Orten lebten die Kinder Israels zusammen im Ghetto. Diese Judenviertel waren abgesonderte, oft mit einem Tore geschlossene Stadtteile, jedes mit einem Vorsteher, der eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit besaß. Er durfte Gefängnisstrafen und körperliche Züchtigungen verhängen. Mehr als vierzig Schläge sollte kein Verurteilter erhalten, und damit der Büttel das Gesetz nicht durch falsche Zählung versehentlich verlege, ordneten die Lehrer, die einen Zaun um das Gesetz machten, an, daß er nur neununddreißig Schläge geben solle. Mit diesen aber waren sie recht freigebig. „Von den Juden,“ sagt Paulus 2. Kor. 11, 24, „habe ich fünfmal empfangen vierzig Streiche weniger einen.“ Die Synagoge lag, wenn möglich, an einem fließenden Wasser; fehlte die Synagoge, so hatte man doch einen Ort für die Gebete und rituellen Waschungen. „Am Sabbat,“ berichtet der Reisebegleiter des Paulus (Apg. 16, 13), „gingen wir hinaus vor die Stadt Philippi an das Wasser, wo man zu beten pflegte, und setzten uns zu den Weibern.“ Der reisende Schriftgelehrte wurde in der Synagoge aufgefordert, das Wort zu ergreifen, und mußte, wie der homerische Wanderer, Bericht geben von dem, was draußen in der Welt sich zutrug (Apg. 13, 15). So blieb die einzelne Gemeinde mit den Stammesbrüdern draußen in Rapport und hatte das Bewußtsein, einem großen Ganzen anzugehören. Ein so geordnetes Judenviertel unter einem Volksältesten oder Synagogenvorsteher hatte jede große Stadt. Hier saßen sie in engen Gassen dicht aufeinander gedrängt wie die Blattläuse und erzählten sich vom Messias und wie er demnächst erscheinen und die Heiden massakrieren werde. Es wird immer eine wunderbare Erscheinung bleiben, wie diese kleinen Judengemeinden, umgeben von einer hochgesteigerten, vornehmen griechischen Kultur, ihre orientalische Eigenart zu bewahren wußten. Schon Josephus hat mit Nachdruck hervorgehoben, daß es

Israels Gesetz sei, das den Bestand seines Volkstums verbürge. Nicht hellenische Freiheit, sondern jüdischer Gesetzeszwang hat das Judentum erhalten. Die festen Ordnungen des jüdischen Hauses waren das Rückgrat dieses Volkstums. Die Gebete am Morgen und die Gebete am Abend, die Waschungen und Fasten, die Feier der Festzeiten und Jahreszeiten, die Bräuche und religiösen Übungen bei jeder Lebenslage, die Weise der Eheschließung und Ehescheidung, die Riten bei der Geburt, die Art der Vorbereitung zum Tode und der Trauer für die Verstorbenen, alles war fest geregelt durch Gesetz oder Überlieferung. Und nicht als Sklaverei, sondern als Wohltat betrachtete es der Jude, daß das Gesetz ihm die Qual der Wahl, mit ihrer Verantwortung, ihren Bedenken, ihren Streitigkeiten ersparte, daß eine ererbte Ordnung ihn von allen Plagen der Freiheit befreite. Das Gesetz war dem Juden nicht ein Kerker, sondern der Stab, auf den er sich stützte und der allem Zanke ein Ende machte. Diese feste Lebensordnung gab dem Judentum seine Widerstandskraft. Das Hellenentum ging mit seiner Freiheit und an seiner Freiheit zugrunde, das Judentum steht noch heute durch sein Gesetz. Die geringste Lücke in diesem System der Legitimität hätte der Willkür eine Bresche gebrochen, darum machten die Lehrer einen Zaun um das Gesetz, es zu schützen und zu sichern. Vom Standpunkt ihres Gesetzes sahen die Juden mit Verachtung herab auf die von Lastern zerfressene Welt der Heiden und in mancher Hinsicht wird man zugeben müssen, daß sie dazu ein Recht besaßen. Die Heiden wandelten nach ihrer Meinung in Finsternis, sie steckten im Sumpfe der Sinnlichkeit und Sünde. In Israel wohnt die Weisheit und Gerechtigkeit; draußen sind die Hunde.

Wie die Juden das Heidentum beurteilten, lesen wir im Römerbriefe, wie die Römer den Juden ihre Verachtung zurückgaben, darüber hat uns Tacitus nicht im Zweifel gelassen. Der große Historiker und Staatsmann

war der Meinung, seine israelitischen Mitbürger stammten vom Ida auf Kreta und hießen „durch fremdartige Dehnung des Wortes“ Judäer (Historien 5, 2). „Andere,“ sagt Tacitus, „bringen Hierosolyma mit den aus Homer bekannten Solymern in Beziehung“, darin aber seien die meisten einig, daß die Juden wegen des Aussages, der ihre Leiber scheußlich entstellte, von den Ägyptern in die Wüste gejagt worden seien. Hier waren sie dem Verschmachten nahe, da beobachtete ihr Führer Moses, wie eine Herde wilder Esel auf einen waldbeschatteten Felsen zulief. Er ließ sein Volk ihnen nachgehen und, wie er vermutet hatte, fand er reichliches Wasser. Von da ab, so lautet das Ergebnis der Forschungen des Tacitus, war den Juden der Esel ein heiliges Tier, und der Ägypter Apion weiß sogar, im Allerheiligsten zu Jerusalem stehe das Bild ihres Gottes mit dem Kopfe eines Esels. Nach sechstägiger Wanderung kamen die Juden in Hierosolyma an und ruhten am siebenten Tage. Seitdem ist der siebente Tag der Ruhetag der Juden. „Die allen andern Völkern zuwiderlaufenden Sitten gab ihnen Moses, um eine strenge Scheidewand zwischen den Seinen und allen übrigen Nationen aufzurichten, damit er so seiner Herrschaft um so sicherer sei. Während sie den Esel anbeten, schlachten die Juden den Widder, um Jupiter Ammon zu kränken, und den Stier, den die Ägypter als Apis verehren. Des Schweins enthalten sie sich zum Andenken an die Verheerung, die einst der Aussatz bei ihnen angerichtet hatte, dem dieses Tier unterworfen ist. Die vor- malige lange Hungersnot deuten sie durch die Fasten an und vom Raube der Feldfrüchte gibt das ungesäuerte Brot Zeugnis.“ „Diese Gebräuche,“ sagt der Historiker mit der Miene strengster Objektivität, „woher sie auch stammen mögen, rechtfertigt das Altertum; andere unselige Sagen hat häßliche Verfehrtheit eingeführt. Denn die schlechtesten Menschen, ihre väterliche Religion verachtend, häuften hier Gaben und Schätze zusammen. Daher wuchs

der jüdäiſche Staat. Auch herrſcht unter ihnen ſelbſt hartnäckiges Zuſammenhalten und bereitwillige Freigebigkeit, aber gegen alle andern feindſeliger Haß. Nie ſpeiſen, nie ſchlafen ſie mit Fremden und obwohl zur Sinnlichkeit äußerſt geneigt, enthalten ſie ſich der Begattung mit Ausländerinnen; unter ihnen ſelbſt iſt alles erlaubt. Die Beſchneidung iſt eingeführt zum Unterſcheidungszeichen. Wer zu ihrem Glauben übertritt, muß dasſelbe thun. Sie unterrichten ihn vor allem in der Verachtung der Götter, Verleugnung des Vaterlandes, Geringschätzung der Eltern, Kinder, Geſchwifter.“ Wenn die römischen Schriftſteller die Beſonderheit der jüdiſchen Sitten aus der Abſicht des Geſetzgebers herleiten, ſein Volk außerhalb der übrigen Menſchheit zu ſtellen und dasſelbe von ihr zu iſolieren, ſo kann das Judentum ſich darüber nicht beſchweren, denn der alexandrinische Jude, der den ſogenannten Ariſteas-brief verfaßt hat, ſagt ſelbſt: „Damit wir mit keinem der andern Völker irgendeine Gemeinschaft pflegten, umgab uns Moſes mit einem undurchdringlichen Gehege . . . Er umhegte uns auf allen Seiten mit Reinheitsgeſetzen in Speiſe, Trank und Berührung in dem, was wir hören und ſehen.“ Demgemäß waren die Römer feſt überzeugt, die Ablehnung aller fremden Völker gehöre zu den erſten Pflichten der Juden. Ihrer Gottesvorſtellung muß doch auch Tacitus einige Anerkennung zollen. „Die Ägypter,“ ſagt er, „verehren die meiſten Tiere und zuſammengeſetzte Geſtalten, die Juden erkennen nur einen Gott, und dieſen bloß im Geiſte. Gottloſigkeit iſt es ihnen, Bildniſſe von Göttern aus vergänglichem Stoffe nach menſchlicher Ähnlichkeit zu geſtalten. Jenes höchſte Weſen iſt zugleich ewig, unwandelbar, unvergänglich. Daher dulden ſie keine Bilder in ihren Städten, nicht einmal in Tempeln. Keinem Könige wird dieſe Schmeichelei, keinem Cäſar dieſe Ehre zu theil. Weil aber ihre Prieſter Flöten- und Paukenſpiel gebrauchen, Eſeufränze tragen, auch eine goldene Weinrebe im Tempel ſich fand, glaubten einige, Vater Liber,

des Morgenlandes Bändiger, werde verehrt, was keineswegs zu ihren Sagenen paßt. Denn des Bacchus Gebräuche sind festlich und froh, die jüdischen widersinnig und finster.“ In ähnlicher Geringschätzung behauptet Hefatäus in einem Berichte bei Diodor, daß die Juden den Himmel anbeteten, für Horaz ist Jehova ein trauriger Gott, Petronius spöttelt über die hohen Ohren des Himmels, die die Juden anrufen, und Juvenal läßt sie die Wolken und die Gottheit dort oben verehren. Der hochmütigen Verachtung der Heiden stand aber kein geringerer Hochmut auf der jüdischen Seite gegenüber. Niemand hat treffender als Paulus die selbstgerechte Stimmung des Diasporajuden gegenüber der ihn umgebenden heidnischen Welt geschildert, wie der Jude sich zutraut, „ein Leiter zu sein der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind, ein Erzieher der Törichten, ein Lehrer der Einfältigen, weil er die ausgestaltete Erkenntnis und Wahrheit im Gesetz besitze“. Philo betrachtet sein Volk als eine Nation von Priestern und Weisen, die dazu bestimmt ist, den Kern einer neuen Menschheit zu bilden, welche die Ideale des Glaubens und der Philosophie verwirklichen wird. Vermöge der langen Zucht des jüdischen Hauses finden gewisse Laster sich bei ihnen seltener und so vergift ihr frommer Hochmut ganz, in wie vielen anderen Beziehungen sie weit unter ihren heidnischen Mitbürgern stehen. „Sie sind das auserwählte Volk, sie sind die Kinder Abrahams und haben die Beschneidung, sie sind Träger seines Bundes und haben das Gesetz und den Kultus, ihnen gehört die ganze Heilsgeschichte, ihnen gehören die Väter, die heiligen Frommen und Gerechten der Vergangenheit. Gott ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs und als solcher auch den Nachkommen treu und gnädig. Die Verdienste der Väter, aller Heiligen und gerechten Frommen kommen dem gegenwärtigen Geschlecht zugute. Daß diese Stimmung in der jüdischen Synagoge weit verbreitet war, zeigt die meisterhafte Charakteristik, die Paulus Römer 2, 1 f. von dem

Judentum seiner Zeit gibt“¹⁾. Die Abneigung, die die griechisch-römische Welt gegen das Judentum in seiner Mitte empfand, ist durch ihre Dichter und Historiker bezeugt.

Trotzdem übte die Synagoge gerade auf die religiös empfänglichen Kreise in Rom und Hellas eine große Anziehungskraft. Die Juden brachten statt des verbrauchten Polytheismus etwas Neues und daß dieses Neue uralt war, daß es aus grauem Osten, der Heimat aller Geheimnisse und rätselhaften Symbole stammte, vermehrte den von abergläubischen Schauern gesteigerten Respekt. Diese Religion der Judenschule stammte aus fernem Osten und stand, wie Juvenal sagt, in einem dicken Buche, das zwar auch griechisch verbreitet wurde, aber in der Urschrift geschrieben war in fremder, geheimnisvoller Quadratschrift, die kein Heide zu lesen vermochte und von der die Juden erzählten, Spötter und Verächter seien furchtbar von der Gottheit gestraft worden. Findig und klug von Natur waren die Söhne Judäas ebenso eifrig als geschickt, die Heiden zu überreden und Proselyten zu machen. Dieser Missionspflicht ist das Judentum sich schon in den Zeiten des Exils bewußt gewesen. Für den zweiten Jesaja ist Israel der Knecht Jehovas, der den in Finsternis wandelnden Heiden das Licht der Erkenntnis des wahren Gottes bringen soll. Mit den wunderbaren Führungen und Erfolgen des heiligen Volks wächst auch das Bewußtsein, zur Verbreitung seiner Wahrheit verpflichtet zu sein. Namentlich den Pharisäern bezeugt Jesus, daß sie Wasser und Land umziehen, um Judengenossen zu werben, zwiefältige Kinder der Hölle, wie Jesus sagt.

In welch großartigem Maßstabe diese Mission betrieben wurde, davon geben die fragmentarisch erhaltenen Reste einer Traktatenliteratur Kunde, die eben diesem Zwecke des Proselytenmachens diente²⁾. Das Muster eines solchen

¹⁾ Bouffet, Die Religion des Judentums. S. 179 und 412.

²⁾ Schürer, Geschichte des jüdischen Volks im Zeitalter Christi. II. 72 ff., III. 2 ff., 308 ff. Dazu die Übersicht bei Bouffet: Die

Traktats sind die sogenannten Phokylideszeilen, die noch vor dem Zusammenstoß der Juden mit Rom verfaßt sein dürften. Es ist dies ein Moralgedicht, das aus dem alttestamentlichen Glauben den Monotheismus und das allgemeine Sittengesetz heraushebt, aber alles dem Hellenen Anstößige und jede Polemik gegen die Heiden vermeidet und offenbar bestimmt ist, auf diese vorsichtige Weise für die Religion der Juden zu werben. Da die heidnische Lesewelt Werbeschriften unter jüdischem Namen verächtlich beiseite gelegt hätte, bedienten sich die klugen jüdischen Proselytenmacher heidnischer Namen für ihre Einladung zum Judentum und weder die ehrwürdige Sibylle, noch der mythische Orpheus, noch bekannte Philosophen, wie Heraklit, waren davor sicher, als Aushängeschild für jüdische Ware verwendet zu werden. Je ehrwürdiger die Maske ist, um so sicherer steckt hinter derselben ein verschmitzter Jude, der den heidnischen Weisen im Posaunenton die Herrlichkeit des jüdischen Gesetzes verkünden läßt. Die Sammlung sibyllinischer Orakel enthält namentlich im dritten Buche längere jüdische, in den andern aber vorwiegend jüngere christliche Stücke¹⁾. Die jüdischen feiern die Überlegenheit Israels über alle Stämme der Heiden und empfehlen das jüdische Gesetz als Heilmittel für alle Schäden. Da die jüdische Sibylle bereits auf die Zerstörung Korinths bezug nimmt, ist das dritte Buch sicher nach 146 vor Chr. entstanden. Daß diese jüdische Fälschung für ein echtes Orakel der Sibylle von Kumä gehalten wurde, beweist die vierte Ekloge des Vergil, die nach dem Friedensschlusse zwischen Antonius und Octavianus im Jahr 40 vor Christus geschrieben wurde und nunmehr den Beginn des goldenen Zeitalters erwartete und sich dabei auf die Weissagungen der Sibylle beruft: „Schon ist das letzte Zeitalter des

Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. S. 12 ff.
Auch meine Neutest. Zeitgeschichte Bd. 2, 92 ff.

¹⁾ Vgl. Schürer a. a. D. S. 412 ff.

tumäischen Liedes gekommen.“ Die von Vergil eingeflochtene messianische Weissagung für das zu erwartende Kind des Pollio wurde von den späteren Christen geradezu auf Jesus von Nazareth gedeutet und darauf beruhte die Verehrung des Mittelalters für den prophetischen Dichter Vergil. Ein anderer Fälscher hat gleich eine ganze Sammlung von Versen griechischer Dichter angelegt, die, mit monotheistischen Stellen interpoliert, dem gleichen Zwecke dienen. Orpheus, Homer, Hesiod, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Kallimachus, Menander und andere müssen für die jüdischen Lehren von der Welterschöpfung, der Sabbatheiligung, von dem unerkennbaren Wesen Gottes, vom Weltgericht, Weltuntergang und der Verpflichtung der Menschen zu heiligem Wandel und von der Verderblichkeit des Götzendienstes Zeugnis ablegen. Vielleicht ist der Urheber derselbe angebliche Hekataeus, der ein Buch über Abraham als Apologie des Judentums verfaßte, die er mit Versen der griechischen Tragiker und Komiker ausstattete. Ein Aristeeasbrief erzählt die bekannte Legende von der Entstehung der griechischen Bibel der Alexandriner auf der Insel Pharos durch 72 Dolmetscher, die jeder in eigener Zelle arbeiten und schließlich gemeinsam den Text der LXX feststellen. Der Verfasser will als Augenzeuge dieses Erlebnisses gelten, das ihm dann zu einer Lobrede auf das jüdische Gesetz und das Judentum überhaupt Anlaß gibt. Ein ähnlicher Traktat zum Preise des Gesetzes ist Philos Leben des Moses. Auch dem Peripatetiker Aristobul wird, in einer bei Eusebius (*praeparatio evangelica* 13, 12) erhaltenen Stelle, eine Sammlung gefälschter Zitate und orphischer Verse beigelegt und wie seine Vorgänger vertritt Aristobul den Satz, daß die griechischen Philosophen und Dichter ihre Wahrheiten aus den Büchern des Moses entlehnt haben. Die meisten dieser Fälschungen fallen der alexandrinischen Judentum zur Last. Die pseudonyme Schriftstellerei der neutestamentlichen Autoren hat hier also eine Wolke von Vorgängern. Aus der Zeit der neutesta-

mentlichen Schriftbildung stammen die gefälschten Moralpredigten des Philosophen Heraklit. Unter neun, dem Heraklit beigelegten Briefen befinden sich mindestens zwei jüdischer Herkunft, die gegen die Sittenlosigkeit der Heiden und ihren Gözendienst eifern. Eine Mischung jüdischer und heidnischer Spruchweisheit bieten die in syrischer Sprache erhaltenen Sittensprüche des Menander. Diese Liste ließe sich noch vermehren durch Judenbücher mit apologetischer Tendenz; dahin rechnen wir die griechische Ausgabe des Buches Esther, den Brief des Jeremia, die Geschichte vom Bel zu Babel und dem Drachen zu Babel, das zweite, dritte und vierte Makkabäerbuch, die Legende von der Verfolgung der Juden durch Ptolemäus Philometor, das Psalterium Salomonis, die Weisheit Salomonis und viele andere nur fragmentarisch erhaltene Traktate. Dieses literarische Trümmerfeld gibt ein imposantes Bild von der literarischen Betriebsamkeit und dem Missionseifer der jüdischen Diaspora und bezeugt vor allem, mit welchem Selbstgefühl die Judenschaft auf die Irrtümer der sie umgebenden heidnischen Bevölkerung herabschaute. Das letzte Thema dieser pseudonymen Traktate, die die Heiden zum Monotheismus bekehren sollen, ist das „Sch'ma Israel“ (Deuteronomium 6, 4): „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einziger Gott,“ das jeder Israelite am Morgen und am Abend zu sprechen hatte. Da auch die griechische Philosophie zum Monotheismus gravitierte, war diese monotheistische Missionstätigkeit um so erfolgreicher. In seinem Büchlein gegen Apion sagt Josephus: „Die Massen haben bereits seit langem einen starken Eifer für unsere Religion bekommen. Und es gibt keine Stadt der Hellenen und keine Barbarenstadt, auch kein Volk, wohin nicht unsere Sabbatfeier gedrungen ist, und das Fasten und Lichteranzünden und viele von unseren Speisegesetzen beobachtet werden.“ Dieser Propaganda kam die Bewegung zum Monotheismus entgegen, die die griechische Philosophie angeregt hatte. So fand die Synagoge in der heidnischen

Bevölkerung fast aller Orten auch Freunde, Gläubige, Judengenossen, die sich durch den Judentumshass der Massen an der Bewunderung der heiligen Bücher des Judentums nicht irre machen ließen. Wo die Obrigkeit gestattet hatte, daß eine Judenschule gebaut werde, lagerte sich um die Synagoge, gleich dem Hofe des Vollmonds, ein weiterer Kreis der Proselyten, die, angezogen von dem hier gepredigten einen Gott, von der Herrlichkeit der Propheten und Psalmen, Trost und Erhebung in der griechischen Bibel und an der Stätte suchten, wo man diese auslegte.

In diesen Kreis der Judengenossen, der Ertrag einer jahrhundertelangen Missionsarbeit war, brachen nun die Sektierer ein und die Judenschaft erlebte staunend und zürnend, daß die Mehrheit ihrer Proselyten, die die Rabbinen nie für einen völlig sicheren Besitz gehalten hatten, der Kunde von dem erschienenen Messias ein williges Ohr lieh. Die neuen Glaubensboten ließen den gläubigen Hellenen alle Schätze des Alten Testaments und brachten ihnen die Spruchsammlung Jesu und das Evangelium als unschätzbare neue Gabe dazu. So entbrannte ein Streit zwischen der altgläubigen und der von Jesus gestifteten Mission, bei dem es sich um die Seelen der von den Juden bekehrten Heiden handelte, ein Streit, der, wie es eben kam, mit Erbaulichkeit oder Gehässigkeit ausgefochten wurde. Aber die Bekenner des erschienenen Messias behaupteten das Feld. Die zum Judentum haltenden Hellenen bildeten bald überall den Stamm der jungen christlichen Gemeinden. Damit nicht genug, sprang diese religiöse Bewegung auch in solche heidnische Kreise über, die bis dahin der Synagoge fern geblieben waren. Die sich Jesu zuwendenden Proselyten zogen vielfach ihre heidnischen Freunde und Familien nach. So entstanden fast gleichzeitig auf griechischem und lateinischem Sprachgebiet die ersten christlichen Gemeinden. Bei der straffen Organisation des Judentums pflanzte sich die Kunde von dem, was in

Jerusalem geschah, rasch über alle Judenviertel fort. Das Leben des Paulus zeigt anschaulich die Art, wie alles, was in Palästina geschah, auch an die Juden der Diaspora befördert ward, und auf solche Weise gelangte die messianische Botschaft überall hin, nach Damastus, Ephesus, Rom und bis in den fernsten Westen. Das Christentum ward nun die Form, in der das Judentum Weltreligion werden konnte, wie es erstrebte, weil es im Christentum die groben nationalen Bestandteile abwarf, die den Heiden anstößig waren, aber den kostbaren Schatz bewahrte, den das jüdische Volk besaß, seine heilige Schrift.

Zunächst ist der Prozeß der Ausbreitung des Christentums zu bezeichnen als ein Umsichgreifen der apokalyptischen Stimmung, die wir aus den Offenbarungen des Henoch, des Esra, des Johannes und aus vielen anderen Enthüllungsbüchern kennen. Die in der Wüste Juda zuerst vernommene Predigt von dem nahenden Gerichtstag wird nachdrücklich wiederholt in den Synagogen der Völkerwelt, und so sehen wir jene folgenreiche Bewegung, die seit dem Auftreten des Täuflers Palästina erregte, unter Kaiser Claudius in die Judenviertel Syriens und Kleinasiens und unter die Volksmassen der griechischen Städte und der Hauptstadt selbst getragen, wo sich nun auf den Glauben an den erschienenen und demnächst wiederkehrenden Messias neue religiöse Gemeinschaften bildeten. Der Glaube an das nahe Ende war überall erstarkt und in diese gespannte Stimmung schlug nun wie ein Blitz die Nachricht: Der Messias war da, aber die gottverhassten Sadduzäer haben ihn gekreuzigt. Schauplatz dieser Bewegungen ist überall das Ghetto. Auch in der Apostelgeschichte sind, wie das gleiche Sueton von Rom berichtet, die Juden Mazedoniens und Achajas in lärmenden Streitigkeiten Chresto impulsore. Daß die Synagogen die Orte waren, wo die Gerüchte von der Nähe des Messias zuerst ausgegeben wurden, die dann die ganze Judentum in Unruhe stürzen, beweist ein Bericht des Dio Cassius, der aus-

drücklich von einem Verbot der Synagogenversammlungen aus diesem Grund redet. Das Ausweisen aller Juden aus Italien, von dem Sueton spricht, sagt Dio Cassius, habe sich wegen ihrer Menge als unausführbar erwiesen, aber ihre Synagogen habe ihnen Claudius geschlossen. Die Spaltung in eine den Galiläern geneigte und eine feindliche Partei ging also durch alle jüdischen Gemeinden und wenn den Juden in ganz Italien ihre Schulen geschlossen und große Judenhäufen wegen der Christushändel ausgewiesen wurden, so läßt sich ermessen, welche Gesinnung die Altgläubigen gegen die überall auftauchenden Sektierer hegen mußten. Man muß Sueton und Dio Cassius lesen, um Apostelgeschichte 17 zu verstehen. Ohne daß wir die Wege aufspüren könnten, die die neue Lehre genommen, finden wir Leute „dieses Wegs“ noch vor dem Tode des Tiberius († 16. März 37) in Damaskus, in Antiochien, Cypren und nicht viel später in Ephesus, Macedonien, Rom und anderwärts, überall voll Missions-eifer und überall zurückgewiesen, gehaßt und verfolgt. Das Geheimnis dieser raschen Ausbreitung lag in der erregten Stimmung der damaligen Judenschaft, die Daniel den süßesten der Propheten nannte, und auf den Fußspitzen der Erwartung ausschaute nach dem von Daniel geweissagten „Wolkenmann“ und gespitzten Ohres horchte auf das Rollen des Steins nicht von Menschenhand, der den Koloß mit tönernen Füßen zerschmettern sollte.

Der Haß, der einst gegen die Syrer sich richtete, galt jetzt Rom. In dieser Stimmung wurzelte die Erwartung der nahen Wandlung der Welt. Unsere christliche Apokalypse zeigt nun, daß die aus dem Judentum hervorgegangenen christlichen Gemeinschaften diese Anschauungen der Synagoge durchaus teilten. Überhaupt würde es ein Irrtum sein zu meinen, daß diese für den Messias von Nazareth gewonnenen Gemeinden in ihrer religiösen Weltanschauung von den jüdischen Stammgemeinden sich sofort weit entfernt hätten. Die Anhänger Jesu haben der Juden-

schaft nicht eine neue Weltanschauung gebracht, sondern die Kunde von dem erschienenen Messias. In den äußeren Umriffen und der Vorstellung des kommenden Verlaufs der Weltentwicklung unterscheidet sich das Urchristentum nicht von der jüdischen Überlieferung; die dogmatischen Vorstellungen waren hier wie dort dieselben. Es blieb Sache eines längeren geistigen Prozesses bis die neuen Gedanken Jesu auch das überlieferte jüdische Weltbild umgestalteten. Das, was das Urchristentum lehrte, war in den äußeren Umriffen nichts anderes als was es selbst aus dem Judentum überkommen hatte. Eine pessimistische Weltbetrachtung und tief gewurzelte Abneigung gegen die sie umgebende Heidenwelt ist der durchgehende Charakter der jüdischen und christlichen Literatur dieser Zeit. Pessimistisch ist zunächst ihre Überzeugung, daß der gegenwärtige Non sich seinem Ende zuneige. Die schmerzlichen Wehen, unter denen die neue Zeit im Durchbrechen begriffen sei, sind in den jüdischen wie in den christlichen Eschatologien das Thema der prophetischen Betrachtung. Ein Symptom des Absterbens der gegenwärtigen Welt ist zunächst der Nachlaß ihrer Kräfte. Die Menschheit wird in der letzten Zeit immer mehr siech und schwach werden (4. Esra 5, 50 ff.). Schon die Kinder kommen mit weißen Haaren zur Welt, gleich Greisen (Jubil. 23, 25. Sib. II, 154 f.). Auch die Erde versagt die Früchte, da sie erschöpft ist. Die Frauen hören auf zu gebären, besäte Felder geben keinen Ertrag. Immer deutlicher zeigt der Nachlaß der Natur, daß die Gestalt dieser Welt vergeht; die Gestirne geraten in Unordnung, die Vögel wandern aus, die wilden Tiere kommen aus ihren Verstecken, die Quellen versiegen, die Dämonen schweifen über die geängstete Erde¹⁾. Von der Menschheit aber wird der Friede genommen; ein Volk erhebt sich wider das andere, die Familien entzweien sich, der Vater kämpft mit dem Sohne, der Freund mit dem Freunde,

¹⁾ Stellen bei Bouffet a. a. O.

der Bruder mit dem Bruder, die Weisen schweigen, die Toren reden und Einsichtige werden nicht mehr vorhanden sein. Kommt der Jude auf diese Vorzeichen des Endes zu sprechen, so jagt eine düstere Vorstellung die andere. Dieselben Anschauungen teilt die christliche Apokalypse, sie bezog dieselben aber nicht aus den Reden Jesu, sondern hat sie aus der Anschauung ihrer jüdischen Volksgenossen übernommen. Wenden wir uns von diesen Schrecken, die der messianischen Zeit vorangehen, dieser selbst zu, so spricht sich in der Schilderung der letzten Gerichte zunächst ein grimmiger Haß auf die Heidenwelt aus. „Rache an den Unbeschnittenen!“ ist die Losung. Im Buche Henoch wird den Schafen vom Hause des Ewigen ein Schwert gegeben, mit dem sie alle Tiere des Feldes töten sollen. Ein vom Himmel fallendes Feuer vernichtet alle Heidenvölker (Sib. III, 672 ff.) oder die Erde verschlingt sie (Henoch 90, 18). Wie diese Vorstellungen sich decken mit den Zornschalen des christlichen Apokalypstikers, so auch die Verheißung, daß die frommen Knechte Jehovas in der Zeit der Schrecken geborgen werden an einem sicheren Orte. Schon Jesaja 26, 20 las man: „Auf, mein Volk, gehe in deine Kammern, und schließe die Türen hinter dir; verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis vorüber ist der Zorn.“ Auch bei Sacharja 14, 5 soll Israel zur letzten Zeit in das Tal der Berge Gottes fliehen. Nach der Himmelfahrt des Moses (10) erhält Israel Adlerflügel und schaut vom Himmel der Vernichtung seiner Feinde zu. Es sind die Bilder der Apokalypse des Johannes von der Flucht des Weibes und der Versiegelung der Gerechten, die sich auf diese Weise vorbereiten. „Die Söhne des großen Gottes werden um den Tempel herum alle ruhig wohnen. Er selbst wird sie bedecken wie mit einer Mauer von brennendem Feuer. Ohne Krieg werden sie sein in Städten und Dörfern“ (Sib. III, 702 ff.). In der hebräischen Literatur der klassischen Zeit ist der, der die Welt richtet und die Heiden straft, Jehova selbst. In der jüdischen Sibylle

(III, 624 ff.) fällt diese Aufgabe dem Messias zu. „Dann wird Gott von Sonnenaufgang her einen König senden, der auf der ganzen Erde den bösen Kriegen ein Ende macht, indem er die einen tötet, mit den anderen sichere Verträge schließt.“ Nach dem Psalterium Salomonis 17 wird der Messias die Heiden aus dem Lande treiben und dasselbe von allen Gottlosen reinigen. Von Jerusalem wird er die Völker beherrschen und sie werden ihm Tribut zahlen. Mit dem Worte seines Mundes wird er die Erde schlagen. Er wird stark im Heiligen Geiste sein, ohne Sünde, mächtig von Tat; stark in der Furcht Gottes wird er seine Herde weiden. Weniger blutdürstig, aber doch verwandt ist Philos Vorstellung vom Messias, der große und reiche Nationen bezwingen wird. Im vierten Esrabuch (12, 31 f.) ist der Messias der Löwe, der das römische Reich besiegen soll. Auch die Erwartung eines Vorläufers des Endgerichts, die aus Maleachi 3 stammt, fehlt diesen jüdischen Büchern nicht. Dieser Bote, der vor Gott einhergeht und alles in Ordnung bringt, ist ursprünglich selbst eine Art von Messias, der „Wiederhersteller“. Bei Jesus Sirach, der Sibylle und in den Evangelien ist er näher bezeichnet als der wiederkehrende Elias. Auch eine Wiederkehr des Moses wurde nach Deuteronomium 18, 15 von den Schulen gelehrt, und wie Moses und Elias, so wird auch der in den Himmel entrückte Henoch (Henoch 90, 31) nochmals auf Erden erscheinen. In den Bilderreden des Henochbuchs, die aus der vorherodianischen Zeit stammen, findet sich, in Anlehnung an Daniel, für den Messias die Bezeichnung des Menschensohns. Er ist keine irdische Erscheinung mehr wie der Davidssohn, sondern ein prä-existenter, himmlischer Mon. Bevor die Welt geschaffen wurde, war er bei dem Alten der Tage. Er, nicht Jehova, ist es, der als Weltrichter fungiert, „denn der Herr der Geister hat es ihm verliehen und ihn verherrlicht“ (51, 3). Er richtet den Teufel, und die Könige stehen zitternd vor seinem Thron und wenn er, der Auserwählte, auf dem

Stühle seiner Herrlichkeit sitzt, soll alle Kreatur vor ihm niederfallen (48, 5). Wie diese ältere Schilderung des Gerichts sich mit der christlichen berührt (1. Thess. 5; Mark. 13), so desgleichen die jüngere des vierten Esrabuchs. Esra sieht aus dem Meere „einen gleich eines Menschen Gestalt“ aufsteigen (13, 3), der mit den Wolken des Himmels fliegt und gegen den die Menschen sich empören. Der Gewaltige aber löst einen Berg los und fliegt auf ihm dahin, und der Feuerhauch seines Mundes vernichtet alle Feinde. Leicht erkennt man in diesen Phantasien eine Weiterführung der Vision Daniels: „Ich schaute, da kam einer, der einem Menschen glich, mit den Wolken des Himmels, und gelangte bis zu dem Betagten und wurde vor ihn gebracht. Dem wurde Macht, Ehre und Herrschaft verliehen.“ Ist bei Daniel dieser Menschensohn das Volk Israel, das das Reich der Tiere verdrängt, so ist in diesen Variationen über Daniel der Menschensohn der Messias selbst, der von Anbeginn bei dem Alten der Tage, bei Gott war. Ein gemeinsamer Zug dieser Zukunftsbilder ist die Wiederbringung der sämtlichen Kinder Israels aus der Zerstreuung. Diese Hoffnung knüpft an an Jesaja 27, 13: „An jenem Tage wird die große Posaune geblasen werden, daß alle, die sich in Assyrien verloren haben und die nach Ägypten verstoßen wurden, heimkommen und Jehova auf dem heiligen Berge in Jerusalem anbeten.“ Nach Henoch 90, 32 sammelt sich in der messianischen Zeit „alles, was umgebracht oder zerstreut war im Hause Gottes“, und der gleichen Hoffnung leben der Verfasser des salomonischen Psalters und Philo (de execrationibus 8 u. 9). Mit dem neuen Tempel, um den das heimkehrende Volk Gottes sich sammelt, sollen auch die seit der Wegführung vermißten Tempelgeräte wiedergefunden werden, denn Gott hat sie nicht in die unreinen Hände der Chaldäer fallen lassen, sondern Jeremia oder sein Schreiber Baruch oder die Engel Gottes haben sie verborgen an einem unzugänglichen Ort, damit sie wieder

zum Vorschein kommen sollen bei Anbruch des Reichs des Messias. War die letzte Zeit eine Periode des Nachlasses der Natur, so wird die messianische Zeit sich durch unerhörte Fruchtbarkeit auszeichnen. Hierher gehört das Wort von den kolossal ausgiebigen Reben und Weizenähren, das Papias für ein Wort Jesu gehalten hat. Nach Henoch 10, 17 sollen die Menschen leben bis sie tausend Kinder gezeugt haben. Die Frauen sollen ohne Schmerzen gebären, die wilden Tiere werden aus ihren Schlupfwinkeln kommen und zahme Haustierte werden, und selbst die Schlangen verlieren ihr Gift. In solchen Phantasien taten die Schriftgelehrten sich gütlich. Das messianische Reich wurde ihnen zur Märchenwelt, das sie mit den Gebilden ihrer Einbildungskraft bevölkerten. Wie alles Licht und alle Herrlichkeit auf das kommende Reich gehäuft wird, so verdunkeln sich anderseits auch die Schatten. Dem Bringer der Herrlichkeit steht der Feind Gottes gegenüber, der Antichrist, der alte Drache, der Schwarze, Beliar, der Teufel, das Tier. Schon Sibylle III, 63 ff. zeichnet den Antichrist als falschen Propheten und als solchen führen ihn auch die neutestamentlichen Schriftsteller ein. Durch diesen persönlichen Gegner Jehovas verwandelt sich der Gerichtstag Jehovas in eine Schlacht, in der der Gegner alles Guten, der Vater aller Hindernisse, in gewaltigem Blutbade besiegt wird. Das Gericht selbst wird dann nach seiner Niederlage in formellen Rechtsformen vollzogen. Bücher werden aufgeschlagen, in denen die Taten der Menschen verzeichnet sind. Wagen werden aufgestellt, auf denen sie gewogen werden. War das der Vorstellungskreis, in dem die jüdischen Gemeinden lebten, so hatten die Sendboten aus Jerusalem offenbar den Glauben an den Messias und die kommenden Gerichte nicht erst zu pflanzen, sondern alle diese Erwartungen standen den Juden längst fest. Die Christen hatten nur zu erweisen, daß der längst geglaubte und erwartete Messias in Jesus von Nazareth nunmehr wirklich erschienen sei. Den Glauben

an das messianische Heil, an das Weltgericht, an die ewige Herrlichkeit und die ewigen Strafen fanden sie bereits bei allen Juden bis in die Einzelvorstellungen ausgebildet vor. Nur das Bild des Gekreuzigten, des milden Heilands, die Botschaft des neuen Gesetzes der Liebe, des Opfertods des Messias, seiner bevorstehenden Wiederkunft waren Punkte, über die Streit entbrannte, in dem Glauben aber, daß ein Messias oben im Himmel sei, der demnächst kommen werde, war man einig. Auch den Kampf des Christen mit dem Antichrist, das Weltgericht, die ewige Herrlichkeit stellten sich Juden und Christen im wesentlichen übereinstimmend vor. Die Christen zeichneten ihr Messiasbild in das überlieferte Schema hinein, ohne dieses aufzugeben. Beide Teile standen sich also dogmatisch viel näher als die spätere Unterscheidung von Juden und Christen voraussetzt. Das Gottesreich, das Jesus verkündet hatte und das in Liebe zu Gott und den Brüdern bestand, hatte aber doch mehr werbende Kraft als der messianische Wundergarten der Rabbinen und namentlich die heidnischen Proselyten, die sicher an den jüdischen Phantasien von der Abschachtung aller Heiden durch den Messias niemals Freude gehabt hatten, zogen den Menschensohn des Evangeliums dem blutigen Könige vor, den die Juden verkündigten. In dem christlichen Evangelium hatten sie die messianischen Tröstungen so, wie sie sie brauchten, und darum fielen sie in Massen der neuen Lehre zu. Um so mehr mußte das neue Bild des Messias, das die Anhänger Jesu brachten, die Rabbinen, die Schriftgelehrten Stammgäste der Synagoge, in große Aufregung versetzen. Es entbrannte in den Schulen ein lauter Streit, ob ein Gekreuzigter der Messias sein könne, und die neue Botschaft erregte solche Unruhen, daß der Prätor in Rom sich nur durch Ausweisung aller Juden oder durch Schließung ihrer Synagogen zu helfen wußte. Demgemäß dürfen wir uns auch die Ausbreitung der christlichen Erwartungen in der jüdischen Diaspora nicht als Frucht einer bescheidenen Lehrtätigkeit einzelner

Lehrer denken. Die *assidue tumultuantes* des Sueton waren keineswegs die Stillen im Lande. Durch Unterricht in den Winkeln erregt man keine Aufstände und zieht sich nicht Stockschläge und Steinigungen zu. Die Neandersche Schule hat diese Propaganda viel zu zahm geschildert, beeinflusst von dem Buche des Pietisten Gottfried Arnold über die ersten Christen, das da meinte, das Christentum sei still und bescheiden durch Unterricht demütiger Lehrer gepflanzt worden, so wie die kleinen *collegia pietatis* im achtzehnten Jahrhundert sich ausbreiteten. Diese Vorstellung ist für die Diaspora ebenso falsch wie für Palästina. Wie in Jerusalem, so war auch in der Völkerwelt die Ausbreitung des Evangeliums eine gewaltige, stürmische religiöse Bewegung, die durch die Judenviertel brauste, viel Staub aufwarf, und überall den Statthaltern und Lokalbehörden zu schaffen machte. „Die Leute, die die ganze Dikumene in Aufruhr setzen, sind auch hierher gekommen und handeln gegen die Erlasse des Kaisers“ — so klagten die Judenhäuser in Thessalonich. Das war der neue Wein, von dem die Evangelien reden, der gärende Most, der die alten Schläuche sprengte. In allen paulinischen Briefen finden wir die Spuren einer hochgradigen Erregung. In Macedonien ist von Vernachlässigung der Berufsarbeit angesichts der nahen Parusie die Rede, in Korinth von der Absicht der Sklaven sich ihrer Knechtschaft zu entledigen, in Rom von Neigung zu Ungehorsam gegen die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat und wenn Claudius sich entschließt, alle Juden aus Italien auszuweisen wegen des Streits über Christus, so deutet eine so verzweifelte Maßregel nicht auf eine Propaganda, wie sie die Winkler im Mittelalter, oder die Pietisten im achtzehnten Jahrhundert trieben, sondern auf eine stürmische Erweckung, wie sie sich in den spiritualistischen Sekten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, den Baptisten, Quäkern und Methodisten wiederholte. Von den Dächern wurde das Evangelium vom erschienenen Messias verkündet, nicht in

den Winkeln. Es war ein leidenschaftlicher Streit, den das neue Evangelium in die Judenschulen und Judenhäuser getragen hatte, denn es handelte sich weniger um die Grundsätze der Bergpredigt, denen jedermann zustimmte, als um die Johannesbotschaft, daß der Tag der Erfüllung für Israel nunmehr gekommen sei. Das Ende des Streits war meist, daß sich eine Minorität von der jüdischen Gemeinde trennte und für sich an der Botschaft vom erschienenen Messias festhielt. So entstanden die ersten schismatischen Gemeinden der Diaspora. Nach der mehr gelegentlichen Vermittlung der frohen Kunde durch heimkehrende Tempelbesucher oder reisende Handelsleute kann man in dieser Periode eher von einem Auftreten als von einer planmäßigen Begründung des Christentums in den Städten des Mittelmeers reden. Der neue Glaube breitet sich aus als Überzeugung einer bevorstehenden großen Weltkatastrophe, die der Messias der Juden herbeiführen werde. Wo wir den Hergang aus erster Hand beschrieben finden (Paulus, Wirstücke), ist es eine prophetische, schwärmerische Bewegung, die in Weissagungen, Zungenreden, Visionen, Wunderheilungen sich der Gegenwart des Messias bewußt wurde und alle großen Städte mit Staunen füllte. Die Korintherbriefe aber zeigen deutlich, daß die Gemeinden die auffallenden und gewaltsamen Äußerungen des Geistes am höchsten schätzten, eine Auffassung, mit der Paulus keineswegs einverstanden war.

Zunächst hören wir von Damaskus, daß dort Umtriebe der neuen Sekte die Aufmerksamkeit des Synedriums in Jerusalem auf sich zogen und als aus dem Bevollmächtigten des Hohenpriesters, dem Schriftgelehrten Saul, der die Bewegung niederschlagen sollte, ein Paulus wurde, drohte der jüdische Ethnarch von Damaskus mit solchen Blutmaßregeln, daß der untreue Bote des Synedriums bei Nacht und Nebel über die Stadtmauer aus Damaskus entwich. In der Stadt, in der nach Josephus alle Frauen

zur Synagoge hielten, hatte also die neue Botschaft sofort die grimmigsten Kämpfe entfesselt.

Aber nicht Damaskus sondern Antiochien, die drittgrößte Stadt des römischen Reiches, sollte der Mittelpunkt werden, von dem aus die neue Religion sich in Syrien und Kleinasien ausbreitete. Zwischen zwei bewaldeten Bergzügen in dem Tale des wasserreichen Orontes gelegen, drei Meilen aufwärts von dessen Mündung in das Meer, war Antiochien berühmt durch seine Gärten und die Fruchtbarkeit der Landschaft. Hier residierte der Statthalter von Syrien, hier lag eine starke römische Garnison, hier schufen Fabriken und Handelsverbindungen einen großartigen Verkehr, und es hatte sich darum hier eine reiche Judenschaft niedergelassen, die ihre Verbindungen über ganz Asien erstreckte. Gerade weil die antiochenische Bevölkerung eine der liederlichsten des Reiches war und in Theatern, Thermien, Zirkus und Musik ihren Ruhm suchte, fanden sich in dieser rauschenden Wüste der Weltstadt unbefriedigte Seelen in der Synagoge zusammen, wo sie sich durch Psalmisten und Propheten trösten ließen. Neben die Genossen der Synagoge stellte sich zu gleicher seelsorgerlicher Arbeit nunmehr auch eine christliche Mission. Zuerst sollen die Flüchtlinge der Verfolgung des Stephanus eine Gemeinschaft in der syrischen Hauptstadt gebildet haben. Die Apostelgeschichte berichtet 11, 19, die Männer, die zerstreut wurden durch die Trübsal, die sich über Stephanus erhob, seien nach Phönizien, Cypern und Antiochien entflohen und redeten das Wort zu niemanden als zu den Juden. Etliche von ihnen aber, Hellenisten, Männer von Cypern und Cyrene, hätten zu Antiochien das Evangelium auch den Heiden verkündet „und die Hand des Herrn war mit ihnen und sie bekehrten eine große Zahl“. So sei es gekommen, daß die Jünger zu Antiochien zuerst den Namen Christen erhalten hätten. Daß die Gemeinde eine gemischte wurde und auch die Judenchristen in Antiochien damals gewöhnt waren, mit Unbeschnittenen zu speisen, was das Gesetz ver-

bot, bezeugt auch Paulus (Gal. 2, 12). Petrus lebte heidnisch und nicht jüdisch mit den Brüdern von Antiochien, bis etliche von Jakobus kamen, worauf er sich wieder dem Geseze unterwarf. Danach war in Antiochien das heidnische Leben in der Gemeinde das anfänglich gebräuchliche. Es wird dabei ganz so zugegangen sein, wie die Apostelgeschichte berichtet. Zunächst kam die frohe Botschaft, der Messias sei erschienen, in den Synagogen zur Verhandlung. Die Juden wollten davon nichts hören und verstopften sich ihre Ohren mit den Fingern. Aber die Judengenossen, die Proselyten des Tors, waren für die Schönheit der Sprüche Jesu, für seine Parabeln und Gleichnisse, für ein messianisches Reich, das nicht mit der Abschächtung aller Heiden beginnen sollte, um so empfänglicher. Als sie das von den Juden verpönte Evangelium für sich lasen oder von ihren Freunden hörten, war alsbald die erste heidenchristliche Gemeinde da. Von den Juden zurückgestoßen konstituierten sich die Proselyten als christgläubige Gemeinschaft neben der Synagoge. Sie hielten so wenig wie zuvor das Gesez, sie lebten heidnisch, aber sie erbauten sich an den Sprüchen des Herrn und der Gemeinde Jesu wollten sie angehören. Da erhob sich denn die Frage: Kann man zu den Heiligen des Messias gehören, wenn man nicht zum Volke Israel gehört? Es war das ein Konflikt der Gewissen, den nicht die Streitsucht der Parteiführer vom Zaun gebrochen hatte, sondern ein solcher, wie ihn die tatsächlichen Verhältnisse zur Entscheidung vorlegten. Die einfachste Lösung war denn die, daß die christgläubigen Proselyten nach wie vor ihre Proselytengesetze einhielten. Die noachischen Gebote, die angeblich Noah all seinen Kindern und Enkeln auferlegt hatte, als er die Arche verließ, verlangten von dem Heiden, der in Israels Toren leben wollte, Enthaltung von dem, was in jüdischen Augen ein Greuel war und den Zorn Jehovas über die Stadt gebracht hätte. Der Umfang dieser Gebote ist verschieden überliefert, überall aber gehört dazu die Enthaltung von

Blutgenuß, von Ersticktem, von unreinen Tieren, von angefressenem Fleisch und die verbotenen Ehegrade, die schlechthin als Unzucht bezeichnet sind. Hatte die Synagoge die Unbeschnittenen seither geduldet, falls sie diese Gebote hielten, so konnte auch die judenchristliche Gemeinde unter gleichen Bedingungen es fernerhin tun. Wir werden sehen, daß diese naheliegende Auskunft auch wirklich ergriffen wurde. Sie lag um so näher, als die gläubigen Hellenen an die Einhaltung der Proselytengesetze schon längst gewöhnt waren. Die meisten Heidendriften, an die Paulus in seinen Briefen schreibt, kennen das jüdische Gesetz, sind also durch die Vorschule der Synagoge hindurch gegangen. Im Galaterbrief so gut, wie in den Korintherbriefen argumentiert der Apostel aus der griechischen Bibel. Seine Gemeinden sind mit dem Alten Testamente bekannt, denn sie sind hervorgegangen aus Kreisen, die schon lange sich zur Synagoge hielten und zu ihrer Erbauung die Bibel der Alexandriner lasen. Gerade Paulus ist ein Beispiel, wie diese neuen Evangelisten sich unbedenklich die kühnsten Eingriffe in das Material der jüdischen Mission erlaubten und der Synagoge entfremdeten, was diese mühsam im Laufe von Jahrhunderten gewonnen hatte. Daß das zu herben Konflikten mit der Judenschaft führen mußte, ist klar, konnte aber nach Lage der Dinge nicht vermieden werden. An reine Heiden konnte die Predigt vom Messias sich nicht wenden, weil Heiden gar nicht gewußt hätten, wer der Messias ist. Es ist also die Proselytenwelt, aus der diese Gemeinden hervorgegangen sind, und äußerlich unterschieden sich diese Christgläubigen so wenig von den andern Besuchern der Synagoge, daß die Christen von der Obrigkeit noch lange unter die Juden gerechnet wurden. Dennoch setzt die Apostelgeschichte voraus, die erste große christliche Gemeinde zu Antiochien, die heidnisch lebte, habe sich auch für die draußen Stehenden, für die syrische Bürgerschaft und die römische Obrigkeit als neue Erscheinung so deutlich von

den Juden der Synagoge unterschieden, daß man sie nicht mehr Juden, sondern mit einem eigenen Namen Christiani nannte¹⁾.

¹⁾ Wenn die Apostelgeschichte den Namen Christiani schon wenige Jahre nach der Kreuzigung Christi, nach der Chronologie des Lebens Pauli ungefähr im Jahre 40 in Antiochien aufkommen läßt, so hat sie ihn doch wohl zu früh datiert. Einen Namen freilich wird die Partei erhalten haben, sobald sie bekannter wurde. Man nannte sie Galiläer, Abtrünnige, Nazaräer u. dgl. Unter den neutestamentlichen Schriften sind es nur die spätesten, die Apostelgeschichte selbst und die erste petrinische Epistel (4, 16), die in den Zeiten der Christenverfolgung gerade diesen Namen kennen, allen ältern Büchern ist er unbekannt. Meist nennt die Apostelgeschichte selbst die Christen die Jünger oder die Brüder. Bei Paulus sind die Christen die Heiligen, wie bei Daniel die Bürger des Reiches heißen, die Erretteten, die Auserwählten, die Berufenen, die Gläubigen, die Brüder, oder auch die, die im Herrn sind, in Christo sind und ähnliches. Ebenso drücken der Hebräerbrief, Jakobus und die Apokalypse sich aus. Vorherrschend dagegen ist der Name Christiani bei den Apologeten, die sich an die römische Obrigkeit wenden. Justin, Athenagoras, Theophilus, Minucius Felix bedienen sich desselben, und Justin klagt, daß die römische Obrigkeit die Zugehörigkeit zu diesem ehrbaren Namen als etwas an sich Strafbares ansehe. In diesem Sinn, als Bezeichnung einer verbotenen Hetärie, wird der Name Christiani auch von Plinius in seinem Berichte an Trajan über die Christen in Bithynien gebraucht. Daraus ergibt sich: Nicht die Christen haben sich diesen Namen Christiani beigelegt, sondern die römischen Beamten haben diejenigen Juden so genannt, die durch ihre Botschaft vom erschienenen Christus Ruhestörungen im Judenviertel veranlaßten. Er entstammt der römischen Gerichtssprache, aus dieser aber ist er in den Gebrauch der Christen selbst übergegangen. Erweislich ist das für die Zeit der Trajanschen Verfolgung, denn aus dieser Zeit stammt der erste Petrusbrief, in dem uns der Name zum erstenmal in christlichem Munde begegnet. „Wenn einer als Christianus in Strafe fällt, so ist das Gnade bei Gott!“ Bei den Römern kann der Name schon vor Trajan und Plinius in Gebrauch gewesen sein, da Tacitus wenigstens Annal. 15, 44 voraussetzt, daß das römische Volk schon im Jahre 64 gewohnt gewesen sei, diese Sekte die Christiani zu nennen. (Quos per flagitia invisos vulgus Christianos appellabat.) Auch eine pompejanische Wandinschrift Corp. Inscr. lat. 4, 679 enthält die Buchstaben: HRISTIAN, Christianus?

Die leitende Persönlichkeit der Christgläubigen Separation in Antiochien war Barnabas, der (Apg. 4, 36) als Levit aus Cypern eingeführt wird, aber Verwandte und Grundbesitz in Jerusalem besaß. Wenn nach Kolosser 4, 10 Johannes Markus sein Nefte war, so kann jene Maria, in deren Haus sich die jerusalemitischen Christen versammelten, die Schwester des Barnabas gewesen sein. Die Mission auf seiner heimatlichen Insel Cypern hat er mit Paulus und seinem Nefen Markus eröffnet und dabei doch in Antiochien festen Fuß behalten. Ein Mann der Vermittlung hat er Pauli Eifergeist nicht immer genügt, aber gerade er war es, der die Judenchristen bestimmt hatte, dem Tarser seine trübe Vergangenheit zu verzeihen und ihn als Bruder und Mitarbeiter gelten zu lassen.

In Ephesus war nach dem Bericht der Apostelgeschichte schon vor dem Erscheinen des Paulus ein alexandrinischer Jude Apollos „unterrichtet über den Weg des Herrn und glühend im Geist und lehrte mit Fleiß von Jesus, wußte aber allein von der Taufe des Johannes“. Auch eine Gemeinde der Johannesjünger, der Baptisten, erwähnt sie. Ist das gemeinsame Mahl zum Gedächtnis

Wenn Hadrians Sekretär Sueton für die Tumulte zur Zeit des Claudius im Ghetto zu Rom einen Chrestus als impulsor bezeichnet, so hat er gleichfalls diesen Namen aus der Bezeichnung Christiani erschlossen. Am frühesten also ist der Name für Rom und Italien bezeugt, wo er auch entstanden sein wird. Die Juden dagegen nannten die Anhänger Jesu nach dessen Heimat Nazara Nazaräer oder Abtrünnige, Minim, Minäer, wie aus der Fluchformel der Synagoge über die Christen feststeht. Den Namen des Christen werden sie nicht zu einer derartigen Sektenbezeichnung gebraucht haben, da es ja für jeden Juden ein Ehrennamen wäre, nach dem Messias genannt zu werden. Über den Ursprung des Namens läßt sich also nur sagen, daß er in christlichen Schriften erst seit der Trajanschen Christenverfolgung, vornehmlich in Schriften zur Verteidigung vor der römischen Obrigkeit vorkommt, daß aber Tacitus voraussetzt, daß schon zu Neros Zeiten die Galiläer vom römischen Volke so genannt worden seien.

des Herrn die wichtigste Gemeinschaftshandlung der Gläubigen, die wöchentlich wiederholt wird, so erfahren wir hier, daß doch auch die Taufe ihre mystische Bedeutung nicht verloren hat. Wenn vor Aufgang der Sonne der Täufling in weißem Taufgewand hinabstieg in das rauschende Wasser des Flusses oder Meers, so mußten ihn geheimnisvolle Schauer überrieseln und aus dem Eindruck, den die aufgehende Sonne, der sich erhellende Himmel in manchem Gemüt hinterließ, hat sich die Beschreibung der Taufe Jesu in den Evangelien gestaltet. Von Apollos aber wird ausdrücklich berichtet, daß seine Art des Taufens in Korinth besondern Eindruck gemacht habe. In Anknüpfung an die erste Taufbewegung ist Apollos in Ephesus aufgetreten. Johannesjünger bilden die erste messiasgläubige Gruppe zu Ephesus. Ihr Führer ist Apollos, dem nun Aquila und Priscilla, wandernde judenchristliche Handwerker, das nähere von Jesus mitteilen, das heißt, sie zeigen dem alexandrinischen Rhetor, daß der Messias, den er, gemäß der Predigt des Täufers und der Lehre der Propheten, so fest erwartete, in Jesus erschienen sei. Wenn Apollos schon zuvor den Herrn lehrte, so wird damit gemeint sein, daß er den Messias verkündete, ohne von der Erscheinung desselben in Jesu zu wissen. Wie es scheint, hat er seinen johanneischen Taufritus auch später beibehalten, da in Korinth seine Schüler sich etwas darauf zugute tun, seine Taufe erhalten zu haben.

Bemerkenswert ist auch, daß Ephesus der Sitz einer jüdischen Missionstätigkeit war, die dem fanatischen Geschrei: „Groß ist die Diana der Epheser!“ den Glauben an den einen Gott entgegensetzte. Die Orgien des Aberglaubens an dem berühmten heidnischen Tempel und Wallfahrtsort forderten den jüdischen Missionseifer stark heraus. Ephesus war eine heilige Stadt, denn um den Tempel der Artemis drehte sich das Leben der Landschaft. Der Tempel war mit Asylrecht begabt, und die Ausgrabungen haben eine Menge tönerner Abbildungen menschlicher Glied-

maßen zu Tag gefördert, die als Bottingeschenke Heilungsbedürftiger oder Geheilten einen Blick in das götzendienerische Treiben des Heidentempels tun lassen. Die ephesinische Gözenware und die ephesinischen Zauberbücher spielen auch in den Berichten der Apostelgeschichte eine Rolle. Neben der abergläubigen asiatischen Priesterstadt stand die moderne römische, deren großartigstes Denkmal, das Theater, jetzt wieder freigelegt ist. Es hatte 66 Sitzreihen und konnte 24500 Menschen fassen. Von der obersten überschaute man die Agora auf der einen und den Seehafen auf der andern Seite. Das war der Schauplatz des Aufruhrs gegen Paulus, den die Apostelgeschichte mehr andeutet als erschöpfend erzählt. Dem synkretistischen Genius der Zeit hatte auch das alte asiatische Heiligtum Rechnung tragen müssen. Statuen des Skopas und ein Altar des Praxiteles zierten den Tempel der barbarischen, vielbrüstigen Göttin, deren Bild mit unverständlichen Formeln beschrieben war ¹⁾, die als geheimnisvolle Amulette vervielfältigt wurden. An diesem Sitz heidnischer Superstition gedieh aber auch der Handel einer betriebsamen Judenschaft, die mit Jerusalem in stetem Verkehr stand. Sie hatte durch Jahrhunderte um ihre Privilegien einen langen Kampf durchgeföhrt, dessen Urkunden, echte und gefälschte, Josephus mitteilt, und neben diesem politischen Eroberungskrieg führte die Synagoge mit gleicher Hartnäckigkeit einen noch wichtigeren religiösen. Noch vor Abschaffung des Eunuchendienstes durch Domitian unternahm ein Jude, der sich die Maske Heraklits, des schwermütigen Philosophen von Ephesus, vorband, einen kühnen Angriff auf alle Greuel des Artemistempels und nach einer drastischen Schilderung desselben läßt er den „weinenden“ Philosophen sprechen: „Um dieser Dinge willen habe ich mich des Lachens entwöhnt. Einsam bin ich in der Stadt, zur Wüste habt ihr sie mir durch euere Schlechtigkeit gemacht. Lachen soll ich,

¹⁾ Vgl. Clemen, Paulus. 2, 197.

wenn ihr als Bettelpriester mit der Pauke umherzieht, jeder mit einem besondern Laster erfüllt.“ Ganz wie Paulus im Römerbrief begründet so dieser jüdische Pseudonymus mit dem Hinweise auf die Verkommenheit der Heidenwelt seine Aufforderung, die Epheser sollten zur Verehrung des allein wahren Gottes zurückkehren und schärft, wie die Apostelgeschichte, die noachischen Gebote ein, die durch das Verschlingen von lebendem Fleische bei jedem Dianafeste verletzt werden. Eine ähnliche pseudonyme Aufforderung zur Bekehrung sind einige sibyllinischen Orakel, die den Untergang des berühmten Dianatempels in unmittelbaren Zusammenhang bringen mit dem Anbruch der messianischen Zeit. Aus Ephesus stammte auch der Chaldäer Balbillus, der Nero weissagte, er werde zwar Rom verlieren, aber König von Jerusalem werden. Im selben Ephesus hat unter Domitian Apollonius von Tyana seine Heilandrolle aufgenommen und der Sage nach im Dianatempel selbst wunderbar beendet. Aus der wüsten ägyptischen Götzenwelt bildet der orgiastische Cybele-dienst den Übergang zu der heitern Götterwelt der Hellenen. Gegen alle drei hatte sich die Synagoge der Juden gewendet, und nun trat auch die Gemeinschaft der Johannesjünger und der Apostel Jesu in diesen Kampf der Parteien ein. Daß der älteste Gnostiker, der Jude Cerinth, der Judentum, Heidentum und Christentum in seinem gnostischen System zusammenbraute, gerade hier in Ephesus auftrat, vollendet das Bild einer wilden Religionsmischerei. So ist Ephesus eine Hauptküche der synkretistischen Träume, die damals der Welt als neue Religion und beste Medizin für alle Schäden der Zeit angeboten wurden. Wie es in dieser Esse glühte und gährte, lehrt am besten die Apokalypse, die auf der benachbarten Insel Patmos durch Offenbarung empfangen und in Ephesus niedergeschrieben wurde. Sie vor allem stellt uns den gereizten Zustand des jüdischen Gemüts gegenüber dem heidnischen Treiben deutlich vor Augen. Nach dem allen

ist sicher, daß schon ein erregtes Konventikeltreiben das Judenviertel beunruhigte, ausgehend von Taufgesinnten, von alexandrinischen Philonikern und von zahlreichen in Jerusalem für Christus gewonnenen Juden, noch ehe Paulus mit Aquila und Priscilla nach Ephesus kamen, und nun den Geist, das heißt Zungenreden und Wunder, brachten, von denen die Johannesjünger zuvor nichts gewußt hatten. Wie das religiöse Leben der Artemisstadt selbst, so war auch das der Synagoge und der von ihr abgezweigten Christengemeinde eine Welt des Kampfs und Streits. Die Apokalypse setzt die Priorität der judaistischen Predigt in Ephesus bestimmt voraus. „Ich weiß,“ sagt der Apokalypstiker zu der Gemeinde, „deine Werke, und deine Arbeit und deine Geduld und daß du Schlechte nicht tragen kannst und geprüft hast die, so da sagen, sie seien Apostel und sind es nicht und hast sie als Lügner erfunden.“ Die ephesinische Kirche bestand also bereits, als spätere Apostel kamen, die die Gemeinde aber ablehnte und für Lügner erklärte. Paulus grüßt Röm. 16, 1—15 ephesinische Christen, die vor ihm im Herrn gewesen sind, Erstlinge Asiens und bekehrte Jerusalemiten, die nach Ephesus übergesiedelt sind. Danach ist nicht zu zweifeln, daß die mit der Jordantaufer beginnende messianische Bewegung durch Vermittlung der Tempelbesucher direkt von Jerusalem nach Ephesus herüber gewirkt hat. Aber die wirkliche Begeisterung, den Geist, der in Zungen redete, warf erst Paulus in diese religiös gärende Menge, wenn der Darstellung act. 19, 1—5 zu trauen ist. Der heftige Streit mit der Synagoge macht den Eindruck, als ob Eifersucht auf die Erfolge der Christenmission, der Entrüstung der Synagoge zugrunde liege. Es ist der Konkurrenzneid, der die Gehässigkeit der Juden von Ephesus und Smyrna so gereizt hat, daß sie sich wie eine Synagoge des Satans gegen die Christen benehmen (Apokalypse 2, 9).

In der Apostelgeschichte und den paulinischen Briefen spielen die andern kleinasiatischen Handelsstädte in dieser

Äpoche keine Rolle, aber, wie die Apokalypse vom Jahre 68 zeigt, wohl nur, weil sie zum Missionsgebiete der Gegner Pauli gehörten. Die Stiftung der Gemeinde in Korinth, der Hauptstadt Achajas, nimmt Paulus für sich in Anspruch und gewiß mit Recht. Aber das schließt nicht aus, daß schon vor ihm einzelne Christen sich auch dort eingefunden hatten. Von Aquila und Priscilla ist das wenigstens wahrscheinlich und da diese beiden wegen der Christusstreitigkeiten aus Rom ausgewiesen worden waren, so werden vielleicht auch andere Schicksalsgefährten mit ihnen eingetroffen sein, die dann im Bunde mit Paulus weiter missionierten. Wenn wir 1. Kor. 16, 15 hören, daß Paulus zwar das Haus des Stephanas getauft habe, nicht aber diesen Erstling Achajas selbst, so ist auch in Korinth das Christentum bereits vor Paulus wenigstens durch einzelne Christen vertreten gewesen.

Von Rom bezeugt Paulus im Römerbriefe, daß dort eine hochberühmte Gemeinde blühte, und aus Sueton wissen wir, daß schon Kaiser Claudius im Interesse der öffentlichen Ruhe ein erfolgloses Edikt gegen sie erließ. So ist auch in Italien das Christentum älter als die Missionen des Paulus. Das Auftreten des Evangeliums im römischen Ghetto war ohne Zweifel vermittelt durch den regen Verkehr zwischen Rom und Jerusalem, den nicht nur der Besuch des Tempels, sondern auch das jüdische Geschäftsleben veranlaßte. Die Bildung dieser römischen Christengemeinde war ein weltgeschichtliches Ereignis, da die römische Christenheit mit der Zeit die leitende Stellung gewann, die die palästinensische verlor. Die römischen Juden waren meist Nachkommen der Kriegsgefangenen, die Pompejus nach der Hauptstadt gebracht hatte, die aber mit der Zeit wieder frei geworden waren, entweder losgekauft von ihren Volksgenossen oder freigelassen, weil der gesetzestreue Jude sich nicht zum Sklaven eignete, wohl aber als Klient sich nützlich machen konnte. Als *liberti* oder *libertini generis* werden sie gelegentlich bezeichnet. Auch ihre Synagoge

in Jerusalem scheint die Schule der Libertiner geheissen zu haben. In seiner *legatio ad Gajum* macht Philo folgende Beschreibung der römischen Judenschaft dieser Zeit: „Cäsar verlangte für sich keinen Dienst seines Genius und verhehlte nicht, er billige die Juden, wenn sie solches verabscheuten. Sonst hätte er nicht erlaubt, daß jenseits des Tiber ein guter Teil der Stadt von ihnen eingenommen werde, von denen die meisten Freigelassene waren, das heißt solche, die von ihren Besitzern freigegeben waren, da sie nicht gezwungen werden konnten von ihren väterlichen Bräuchen zu lassen. Wohl wußte er, daß sie ihre Betplätze hatten, in denen sie sich versammelten, zumeist am Sabbat, nach dem väterlichen Brauch. Er wußte auch, daß sie Kollekten unter dem Namen Erstlinge nach Jerusalem schickten und Stellvertreter für sie opferten.“ Das Judenviertel lag also nach Philo im Trastevere, wo es noch bis in die neuesten Zeiten zu suchen war, und erstreckte sich über die Tiberinseln und die der Überschwemmung ausgesetzten Niederungen am andern Ufer. Der Steg, der beide Teile verband, hieß die Judenbrücke. Es war das die 14. Region der Stadt, wohin man alle lärmenden, schmutzigen oder sonst störenden Gewerbe verbannt hatte. Schmutzig und transtiberinisch sind bei den Dichtern der Hauptstadt identische Begriffe.

„Ein zwar schönes, doch transtiberinisches Haus,“

heißt es bei Martial, oder

„Stinkend wie des geschundenen Hunds transtiberinisches Fell.“

Dorthin hatte man denn auch die jüdische Mäflerbevölkerung verwiesen und unter allen Bettelleuten dieses unreinlichen Reviers waren die Juden die verrufensten.

„Den die Mutter es gelehrt, es bittelt der Hebräer,
Und nicht ruht das Triefaug', das Schwefelhölzchen feilbietet,“

sagt Martial. Der Handel mit allem war damals schon ihr Geschick:

qualiacunque voles Judaei omnia vendurit.

Daß auf der anderen Seite hinter dieser äußeren Bettelhaftigkeit sich großer Reichtum und ziemlicher Einfluß verbarg, geht aus andern Stellen hervor, in denen von dem Judenviertel die Rede ist. Schon die öftern Ausweisungen der Juden beweisen, daß sie sich zeitweise sehr lästig machten. Zur Zeit des Pompejus pflegten sie jeweils lärmende Demonstrationen für ihre Privilegien zu verabreden, so im Prozeß gegen Flaccus, dessen Anwalt Cicero sie durch ihr Geschrei einschüchtern wollten. Nach Cäsars Ermordung steigerten sie die durch Antonius' Grabrede hervorgebrachte Aufregung, indem sie am Plage des Scheiterhaufens mehrere Nächte hindurch ihre hebräischen Klagepsalmen anstimmten. So werden sie ab und zu als ein Faktor des römischen Lebens erwähnt, mit dem man zu rechnen hatte. Seit der Verbrüderung der Herodäer mit Caligula und Claudius hatten sie bei Hof großen Einfluß, der sich durch Poppäas Judenfreundschaft auf Nero, und durch Titus' Beziehungen zu Bernike auch noch auf die Folgezeit vererbte. Wie stark diese Judengemeinde war, läßt sich ungefähr schätzen. Unter Augustus brachte man achttausend Männer auf, die eine aus Jerusalem erschienene jüdische Gesandtschaft zu Augustus geleiteten. Danach könnte man im ganzen auf 20—30 000 Köpfe schließen und ungefähr auf dieselbe Zahl deutet die Angabe des Tacitus, daß Kaiser Tiberius viertausend waffenfähige römische Juden zwangsweise ausgehoben und nach Sardinien geschickt habe. Das Corpus Inscriptionum zeigt, daß die Juden mindestens sieben, wahrscheinlich sogar acht Synagogen in Rom hatten. Ihr Gottesdienst übte auch in Rom eine große Anziehungskraft auf die Bevölkerung, und namentlich die Hinneigung der römischen Frauenwelt zur Synagoge ist ein stetes Thema des Horaz und Ovid, des Juvenal und Tacitus. Über alle Kreise der Gesellschaft hatte die jüdische Propaganda ihre Netze geworfen. Juvenal behauptet, er werde auf der Straße mit der Frage angerannt: „Wo im Bethaus such' ich dich Juden?“ Bei

Horaz tut Ariftius Fuscus, als ob er den langen Tag halte, und Neros Gattin Poppäa wird auf ihren Wunsch nach jüdischem Ritus bestattet. Die Römer alten Schlags hegen gegen diese Proselyten einen grimmigen Haß. „Sie verachten die Götter,“ sagt Tacitus, „ziehen ihr Vaterland aus, achten Eltern, Kinder, Geschwister für nichts.“ So stellte sich ihm der jüdische Glaube dar, der in den Familien, in die er eindringt, die Kinder entzweit mit den Eltern und die Schnur mit der Schwieger. Mit nicht minderem Grimme schildert Juvenal den Juden als einen Menschen, der kein Schweinefleisch ißt, so wenig als Menschenfleisch, keine Götter, sondern die blaue Luft anbetet, sich die Vorhaut abschneidet, die römischen Gesetze verachtet und seine Kinder dieselben verachten heißt, dafür aber das dicke heilige Buch des Moses auswendig lernt, hält und anbetet, aber als geschworener Feind aller Menschen in der Wildnis niemandem den Weg, in der Wüste niemandem die Quelle zeigt als den Genossen seines Glaubens, am siebenten Tag faulenzet und seine Kinder zu gleicher Trägheit anleitet. (Sat. 15, 96—106). In diese römische Judengemeinde wurde nun die Botschaft getragen, der Messias sei erschienen und von der Priesterschaft Jerusalems gekreuzigt worden. Mit welchem lauten Eifer die Juden ihre Streitigkeiten auszusechten pflegten, war in Rom sprichwörtlich. Schon Horaz spottete:

„Läßt du dich nicht überzeugen, so hol' ich Poeten in Massen,
Alle stehen mir bei und sind wir die Mehrzahl,
Pressen wir dich wie die Juden gewaltsam zu unserem Haufen.“

So begreift sich die Aufregung, in die diese heißblütige Gemeinde geriet, als ein Jude aus Pontus, der Teppichflechter Aquila und sein Weib Priscilla, gewonnen für den neuen Glauben, wir wissen nicht durch wen, behaupteten, die Zeit der Erfüllung sei erschienen; Johannes der Täufer habe sie eröffnet, Jesus sie gebracht. Über den Zeitpunkt, in dem dieser Religionsstreit im Ghetto ausbrach, gehen die Meinungen weit auseinander. Manche meinen, die

römische Christengemeinde sei nicht viel jünger als die von Jerusalem. Unmittelbar nach dem wunderbaren Pfingstfeste, im Todesjahre Jesu, sei sie zusammengetreten. Wenn die heimkehrenden Jerusalemfahrer von den erregten Szenen des Pfingstfestes berichteten, deren Zeugen sie in der heiligen Stadt gewesen, so konnte der Streit, der die Judenschaft Jerusalems entzweite, sofort auch im römischen Ghetto aufgenommen werden. Andere denken an die Zerstörungen in der Synagoge der Libertiner, die die Herberge der römischen Wallfahrer bei den Festen in Jerusalem war, und bringen die Ausbreitung des Christentums in Rom mit der Verfolgung des Stephanus in Verbindung. Von den Libertinern in Jerusalem wäre der Streit über den erschienenen Christ nach Rom selbst übergesprungen, wie er in Palästina die große Verfolgung der Hellenisten veranlaßte. Wieder andere glauben, die von Sueton berichteten Tumulte aus Anlaß des Christus in den letzten Jahren des Claudius als den Anfang der römischen Gemeindebildung betrachten zu sollen. Das alles ist möglich, sicher aber ist nur, daß Paulus gegen Ende der Regierung des Claudius Aquila und Priscilla in Korinth findet, weil sie infolge des Streits der Juden über den Messias aus Rom ausgewiesen sind. Anderseits nennt Paulus bei Abfassung des Römerbriefs die römische Gemeinde eine solche, deren Glauben in der ganzen Welt verkündet wird und die zu besuchen schon längst der heiße Wunsch seines Herzens war. War die Gemeinde in der ganzen Welt bekannt, hat Paulus sie längst besuchen wollen, so wird sie nicht von gestern herkommen, ob wir aber ihre Entstehung zehn oder zwanzig Jahre zurückdatieren sollen, ist nicht zu entscheiden. Sicher ist nur, daß Diocassius recht hat, wenn er berichtet, die Ausweisung der Juden aus Rom habe nichts gefruchtet. Man hatte sie aus dem einen Tore ausgewiesen, durch die andern kamen sie wieder.

Die gewaltigen Kämpfe, die seit der Verkündigung vom erschienenen Christus durch Jahre hindurch das römische

Ghetto zerrütteten, erklären sich am ehesten, wenn in der Judenschaft Roms die messianische Erwartung schon zuvor ungewöhnlich lebendig war, aber in einer Form, die der christlichen widersprach. Die einen begrüßten die Botschaft, der Messias sei erschienen, mit Jubel, die andern dankten für eine solche Erfüllung der Verheißung durch einen Gekreuzigten. Zwei leidenschaftlich erregte Heerlager standen sich, *Chresto impulsore*, im Judenviertel mit geballten Fäusten gegenüber. Auch hier also ist die Gründung der ersten Gemeinde nichts weniger als ein Idyll. Der Vater der Dinge ist eben nach Hesiod der Krieg. Die Schnur stand gegen die Schwieger, der Sohn gegen den Vater und des Menschen Feinde waren die eigenen Hausgenossen. Der Tumult hatte jedenfalls einen beträchtlichen Umfang und schuf ernstliche Verlegenheiten, so daß der Prätor, des Synagogengeschreis und der Ausläufe auf der Straße überdrüssig, zu der radikalen Maßregel kam, alle Juden aus Rom auszuweisen. Wegen des Streits einiger Dissidenten weist man nicht, wie Sueton erzählt, eine Gemeinde von 20 000 Seelen aus der Hauptstadt, oder gar, wie die Apostelgeschichte voraussetzt, alle Juden aus Italien aus. Die *Zerwürfnisse* bezogen sich auf die ganze Judenschaft, *Judaeos expulit* heißt es, nicht *quosdam Judaeos*, und die Ruhe war auf mildere Weise, wie sich gezeigt hatte, nicht herzustellen (*assidue tumultuantes expulit*). Der Streit hatte immer wieder aufs neue den Frieden der Hauptstadt gestört und hörte nicht auf, so daß der Prätor zu diesem Radikalmittel griff, nachdem alle andern versagt hatten. Das gibt aber ein ganz anderes Bild von der Ausbreitung des ersten Christentums als uns die Neandersche Schule glauben machen wollte. Bewegungen dieser Art sind keine Konventikelstreitigkeiten, sondern Revolutionen. Dasselbe zeigt auch der Brand der Stadt Rom. Auch damals muß wieder eine starke Christengemeinde sich gebildet haben und eine Gemeinde, die nicht in der Stille sich barg, sondern die öffentliche Aufmerksamkeit durch ihr Gebaren und ihre


Erfolge erregt hatte, sonst hätte Nero den Brand der Stadt nicht gerade auf sie abgeladen. Diese judenchristliche Gemeinde bestand nicht aus lateinischen Stadtbürgern, sondern aus orientalischen Händlern, die im Judenviertel wohnten und zum Teil vielleicht, so wie andere Krämer, bei dem Circus Maximus ihre Kaufbuden hatten, wo der Brand ausbrach. Diese Metökenwelt sprach griechisch, wie die ganze römische Judenschaft griechisch sprach, nach Ausweis ihrer Friedhöfe. Paulus schreibt griechisch an die Römer; in der Bischofsliste finden sich bis zum Jahre 250, vor dem Bischof Fabianus, nur zwei sicher lateinische Namen, Pius und Victor. Auch Bischof Hippolyt schreibt seine Widerlegung der Häretiker griechisch. Die christliche Gemeinde bestand also aus geborenen Juden, nicht aus Lateinern. Ihrer Richtung nach ist sie judaistisch; sie hält, trotz ihrer Zerwürfnisse mit der Synagoge, streng am Geseze. Der Römerbrief wendet sich an eine Gemeinde, die in der Ausdehnung der messianischen Verheißung auf die Heidenwelt eine Beraubung der zwölf Stämme Israels sieht, die das Heil in der Erfüllung des Gesezes sucht, die Enthaltung von Fleisch und Wein als ein Verdienst betrachtet und mit nichts gemeint ist, jeder heidnischen Obrigkeit zu gehorchen, weil sie zur Stunde die Gewalt hat. Diese religiös erregten Glieder der Judenschaft hatten sich aus der rauschenden Weltstadt in ein abgesondertes Gemeindegelben gerettet, aber nach den Ermahnungen, die Paulus gibt, trug auch dieses einen streng judaistischen Charakter. Mit seiner Rechtfertigung des gesezesfreien Lebens, mit seiner Apologie der Heidenmission, mit seinen Beteuerungen, der Apostel liebe gleichfalls sein Volk und wolle es des Heiles nicht berauben, hat der Brief an die Römer nur dann einen praktischen Zweck, wenn die Leser Judenchristen waren, die am Gesez festhielten und die Heidenchristen den Juden keineswegs gleichstellten. Auf streng patriotische, national erregte Judenchristen weist Pauli Ermahnung zum Gehorsam gegen die heidnische

Obrigkeit. Unter Nero, kurz nach den Tumulten im Ghetto und kurz vor dem Ausbruch des jüdischen Krieges hat es seinen besonderen Sinn, wenn der Apostel 13, 1 mahnt: „Jedermann sei den Obrigkeiten, die Gewalt über ihn haben, untertan. Denn es ist keine Obrigkeit als von Gott, und die bestehenden Obrigkeiten sind von Gott geordnet. Daher, wer sich der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebet der Anordnung Gottes; die aber widerstreben, werden ihr Strafurteil empfangen.“ Diese Mahnung geht direkt an die Adresse der assidue tumultuantes. Wir werden also die gleiche kriegerische Stimmung gegen die große Babel Rom bei den römischen Christen voraussetzen müssen wie bei dem Apokalyptiker, der in Ephesus schreibt. Wie Jerusalem und Antiochien für Syrien, Ephesus für Kleinasien, so war Rom für Italien der Ausgangspunkt der christgläubigen Bewegung und diese war hier so leidenschaftlich und stürmisch wie dort. Die römischen Anhänger Jesu sind also im Judenviertel zu suchen, wo Sueton sie sucht, weshalb Paulus auch griechisch an sie schreiben konnte. Auch außerhalb der Hauptstadt Rom werden in Italien früh schon Christen erwähnt. Im Jahre 61 trifft Paulus Brüder in der Bäderstadt Puteoli bei Neapel, andere in Trestabernä, die ihm aus Rom entgegen gezogen sind. Also auch die römische Gemeinde ist vor Paulus dagewesen. War in Damaskus, Antiochien, Ephesus, Korinth, Neapel, Rom das Christentum konstituiert, ehe Paulus diese Städte betrat, so werden wir die Vorstellung aufgeben müssen, als ob der eine große Missionär das Christentum der Völkerwelt gepflanzt hätte. Die neue Religion hat sich durch Ableger vermehrt, nicht durch die Samen, die ein einzelner Säemann austreute.



II

Die Anfänge des Paulus

ie jüdische Diaspora trägt überall im Reiche denselben Doppelcharakter. Die römischen Schriftsteller können nicht Worte genug finden, die Armseligkeit und Bettelhastigkeit der Judenquartiere zu schmähen, und dabei erfahren wir doch, daß die Stadtbürger sich durch ihren Handel geschädigt, durch ihren Einfluß bei der kaiserlichen Familie sich gefährdet, durch ihre Privilegien sich zurückgesetzt fühlen. Nicht anders ist es auf geistigem Gebiete. Ihre Legende ist nach den heidnischen Historikern eine Kette von Torheiten, ihre religiösen Bräuche sind abgeschmackt, ihren Gott bilden sie wie billig mit einem Eselstopfe ab, sie beten die hohen Ohren des Himmels an oder die blaue Luft, aber ihre Synagogen füllen sich und die Tempel werden leer. Nur wenige jüdische Schriftsteller dieser Zeit sind allgemein bekannt, was freilich auch damit zusammenhängt, daß die anderen sich unter heidnischen Namen verstecken. Die, die eine allgemein anerkannte Bedeutung errungen haben, sind jedenfalls leicht zu zählen. Die vornehmste Gestalt unter ihnen ist der Alexandriner Philo, der in seiner Logoslehre den Grund gelegt hat zu der späteren Christologie, selbst aber in Moses den Weltheiland sah und den Messias in seinen Spekulationen zurückstellte. Sein Schüler ist der Verfasser des Buches der Weisheit Salomonis, der den Logos jeweils auf Erden erscheinen läßt, um Recht zu schaffen, ihn aber von dem verheißenen

Messias unterscheidet. Josephus, der ehemalige Statthalter des aufständischen Galiläa, erwartete offenbar gleichfalls die Erfüllung der Verheißungen Daniels, aber der schlaue Jude entzieht sich der gefährlichen Aufgabe, sich über diese Verheißung auszusprechen mit der eleganten Wendung, er sei ein Geschichtsschreiber der Vergangenheit, nicht der Zukunft. Um so mehr war für einen andern Zeitgenossen der zu erwartende Messias Gegenstand seines Nachdenkens. Es war das der zu Jerusalem angesiedelte Schriftgelehrte aus Tarsus, der den Juden ein Jude sich Saul, den Heiden ein Heide sich Paulus nannte. Zwar hängt ihm der Himmel nicht so voll Erzengeln und Engeln wie den Philonikern, aber das oberste der himmlischen Wesen verehrt er mit der ganzen Kraft seiner Seele, den Menschensohn Daniels, den himmlischen Menschen, der als Messias kommen wird, um das Reich aufzurichten, das die Propheten verheißen haben. Dieser höchste Monarch der oberen Welt ist ihm aber nicht nur Inhalt seiner Spekulation, sondern auch seiner Gebete; auf ihn wartete er mit solcher Inbrunst, daß, als eine tiefe seelische Umwälzung ihn durchschüttelte, er diesen himmlischen Menschen mit Augen sah und seine Stimme hörte. Dieser Visionär ist von den uns bekannten Größen der Diaspora weitaus die wichtigste. „Paulus von Tarsus,“ sagt Adolf Deißmann¹⁾, „ist auch abgesehen von seiner eminenten Bedeutung für die Religionsgeschichte einer der interessantesten Menschen der römischen Kaiserzeit — einer der wenigen dieser Zeit, die wir überhaupt wirklich kennen, weil wir sein Bild nicht in dem konventionellen Schema der gemachten Biographie, sondern in seinen eigenen, völlig naiven Selbstzeugnissen haben . . . Ein echter Sohn Benjamins, den die Liebe zum Gesetz nach Jerusalem zum Studium bei den Autori-

¹⁾ A. Deißmann, Evangelium und Urchristentum. S. 39. Sonderdruck aus den Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion. München, bei Lehmann.

täten getrieben und der sich dort der Volkspartei der Pharisäer in Lehre, Hoffnung und Haß angeschlossen hatte, war er erfüllt von zelotischem Fanatismus gegen die Feinde des Gesetzes. So tritt er in den Dienst der geistlichen Gerichtsbarkeit und macht sich einen Namen unter denen, die die Anhänger des Gekreuzigten unterdrückten.“ Dieser Saul aus dem Stamme Benjamin trägt die charakteristischen Züge eines Juden viel deutlicher als irgendeine der Personen der heiligen Geschichte, von denen wir bisher gehandelt haben, und man fühlt überall, daß er in der dumpfen Enge eines Judenviertels, hinter dem Studium der Gesetzesrollen seine Jugend verbrachte, nicht an den sonnigen Ufern des Genezareth, noch bei den praktischen Beschäftigungen eines Fischers oder Zimmermanns. Dagegen dürfen wir voraussetzen, daß der in einer griechischen Großstadt, an einem bekannten Sitze hellenischer Bildung und Sophistik aufgewachsene Schriftgelehrte, wenn auch Hebräer von Hebräern und eifriger Pharisäer, nicht unberührt geblieben ist von heidnischen Einflüssen. Auch er ist mit seiner Mischung hebräischer und platonischer Vorstellungen ein Sohn der synkretistischen Periode, in der er lebt, aber bei der Kraft seines Denkens und der Stärke seines Temperaments teilt seine Glaubensweise nicht die sonstige Unfruchtbarkeit der Mischbildungen, sondern hat eigenes Leben und eigene Kraft. Er selbst fühlt sich als Hebräer von Hebräern und, einige landläufige Zitate abgerechnet, läßt sich von direktem Einfluß der griechischen Literatur nicht viel spüren. Als Sohn einer heidnischen Großstadt aber besitzt Paulus für die Weise der Hellenen mehr Verständnis als die Heiligen zu Jerusalem. An dem Eifergeiste seines Stammes hat er reichlichen Anteil, und von der milden Weisheit seines Lehrers Gamaliel hat er wenig gelernt. Die Apostelgeschichte macht ihn zum Sohne eines römischen Bürgers, was bei der Austeilung des Bürgerrechts in der Kaiserzeit an ganze Kategorien der Provinzialen nicht auffällig

wäre, dennoch hat sie diesen Zug vielleicht doch selbst erfunden, um den christlichen Apostel ihren römischen Lesern zu empfehlen, denn man sieht nicht ein, warum Paulus sich so oft stäupen, peitschen und einkertern läßt, wenn er durch die einfache Erklärung: „Civis Romanus sum“, der Mißhandlung entgehen konnte. Auch würde Paulus (2. Tim. 4, 17) nicht Gott danken, daß er ihn vor dem Rachen des Löwen bewahrt habe, wenn er als römischer Bürger gar nicht in Gefahr war, im Zirkus den Tod der Sklaven und gemeinen Leute (der tenuiores) zu sterben. War Pauli Vater ein strenger Pharisäer, so ist auch von dieser Seite her die Erwerbung des römischen Bürgerrechts wenig glaubhaft.

Hellenistische Einflüsse, die in den Großstädten auf die Judentum einwirkten, hat man bei Paulus dagegen nachgewiesen¹⁾. Unter den von Philo beeinflussten jüdischen Schriften hat Paulus die Weisheit Salomonis benutzt und geschätzt. Die dualistische Grundanschauung der alexandrinischen Religionsphilosophie ist auch die seine. Wenn Platon im Phädon (81 C) sagt: „Der vergängliche Leib beschwert die Seele, und das irdische Zelt belastet den viel-sinnenden Geist“, so ist das auch die Lebensstimmung des Paulus. Auch bei ihm sehnt sich alle Kreatur nach Befreiung von dem Druck der Endlichkeit. Das ist nicht die Empfindung des klassischen Hebraismus, sondern die der alexandrinischen Judentum, die bei Plato in die Schule gegangen ist. Die Idealwelt Platons heißt bei Paulus das himmlische Jerusalem, aber diese himmlische Stadt birgt auch für ihn das Urbild des Menschen und ist somit ganz platonisch die obere Welt, in der die reinen Formen wohnen. Der Schüler Pauli, der den Hebräerbrief geschrieben hat, nennt vollends die sichtbare Welt, echt platonisch, den Schatten und Abdruck der himmlischen, die droben ist. Auch die paulinische Lehre ist also Synkretismus.

¹⁾ Vgl. Clemen, Paulus 2, 69 f.

Wie das orientalisches=mysstische und das hellenisch=philosophische Element sich in einem Lehrer die Wage halten, ist die wichtigste Frage für das Verständnis der Schriftsteller dieser Mischkultur. Bei Paulus dürfen wir unbedenklich sagen, daß in der Hauptsache das Alte Testament der mütterliche Boden ist, in dem seine Theologie wurzelt und der Rabbinismus die Schule war, die seinem Geiste die Form gab. Wo er poetisch redet, ahmt er den hebräischen Parallelismus nach, wo er Beweise führt, tut er es in der Form der rabbinischen Ketten Schlüsse, wo er die heilige Geschichte erzählt, gibt er sie mit den Erweiterungen der jüdischen Haggada. Er weiß, daß Ismael den Isaak verfolgt habe, wovon in der Schrift nichts steht, er glaubt, daß der Fels, aus dem Moses Wasser schlug und der nach Philo eine Verkleidung des Messias war, mit Israel durch die Wüste wanderte, er weiß, wie Josephus und die Rabbinen, daß das Gesetz durch die Engel gegeben wurde und die Juden in der Wüste durch die sie begleitende Wolke getauft wurden. Wenn er die Vorschrift: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden“, auf die christlichen Lehrer deutet oder aus der Singularform der Verheißung für den Samen Abrahams folgert, die Verheißung beziehe sich auf den Messias allein, nicht auf das ganze Volk Israel, so ist das echter Rabbinismus. Auch dem Dämonenglauben der Rabbinen huldigt er in vollem Umfang. Er weiß, daß in der Urzeit der Teufel Eva verführte, und fürchtet, daß das unverhüllte Haupt der schönen Frauen die Teufel in die Gemeindeversammlungen locken könnte wie das Licht die Fledermäuse. Von dem Messias wußte er, daß er als oberstes Engelwesen im Glanze der Himmel lebe und seine Erscheinung bei Damaskus war nicht der Grund seines Glaubens an den Messias, sondern die Folge. Wenn in der Zeit der Verfolgung des Stephanus das Synedrium ihm eine wichtige Mission nach Damaskus anvertraute, muß der Cilicier ein Vertrauensmann der höchsten jüdischen

Behörde gewesen sein und ein angesehener Mann. Daß er ein Zelot war vor allen andern, die die Christen heßten, hat er selbst berichtet. Von dem milden Gamaliel, dessen Schüler er gewesen sein soll, hat er seinen Eifergeist nicht gelernt. Der lag in ihm und hat auch später nur die Ziele gewechselt. Ob „der milde Gamaliel“ mit seinen Mahnungen zum Maßhalten („verzehnte nicht zu viel vermuthungsweise“), der nach dem Kriege berühmte Vorsteher der Schule zu Jabne war oder ein älterer Rabbi gleichen Namens, zu dessen Füßen Paulus in den dreißiger Jahren gesessen, ist von geringem Belang, da die Apostelgeschichte auch ihren Gamaliel als einen Mann der besonnenen Weisheit schildert, der im Streite über die neue Lehre vor Überstürzung warnt und mahnt, Maß zu halten in der Bestrafung.

Viel also ist es nicht, was wir von der Entwicklung des Apostels wissen, nur das steht fest, daß er zu den leidenschaftlichsten Verfolgern der Galiläer gehört hatte. Sein Übertritt zu der Sekte, die er vorher heßte, fällt in die Zeit der großen Erweckung in Jerusalem und vollzieht sich, wie die Befehrung des Jakobus, aus Anlaß einer Vision, die er 1. Kor. 15, 7 mit den Visionen der ersten Jünger in eine Reihe stellt. Was die Apostelgeschichte darüber berichtet, stammt selbst aus den Äußerungen der paulinischen Briefe (Gal. 1, 16 und 1. Kor. 15) und hat darum nur den Wert eines alten Kommentars, nicht den einer eigenen Quelle¹⁾.

¹⁾ Das Datum dieses Ereignisses wird noch immer sehr verschieden angesetzt. (Die einzelnen Versuche bei Oskar Holzmann, Neutestamentliche Zeitgeschichte. S. 89.) Der scheinbarste Anhaltspunkt bleibt 2. Kor. 11, 32, wo Paulus in Damaskus durch einen von dem Nabatäerkönig Hareth eingesetzten Ethnarchen der Judenthums wegen seines Abfalls verhaftet werden soll. Da Hareth im März 37 Damaskus räumte, wird Pauli Befehrung vor dieses Datum fallen. Streitig ist nun aber, ob die 2. Kor. 11 erzählte Flucht aus Damaskus sofort nach der Befehrung oder erst in den zweiten Aufenthalt des aus Arabien wiedergekehrten Apostels zu

Was Paulus selbst über seine Bekehrung berichtet, ist eine charakteristische Stimme aus den Wirrnissen dieser Zeit, in der der Messias sich Hunderten in Jerusalem zeigte, in der die Samariter am Garizim ihn begrüßen wollten, in der Krieg und Kriegsgeschrei und der Reiter auf rotem Roß alles Volk entsetzte. Da konnte auch Paulus verkünden: „Schallen wird die Posaune und die Toten werden auferweckt werden unverweslich, und wir werden verwandelt werden“ (1. Kor. 15, 52). Wie er die Gestalt des „Wolkenmanns“ vor Damaskus mit leiblichen Augen gesehen hat, so hofft er auch die volle Erfüllung der Verheißungen Daniels zu erleben. Die Erzählung der Apostelgeschichte, daß ein Gesicht Paulus zum Christen machte,

setzen sei. Das frühere Datum ist durch die Apostelgeschichte 9, 25 empfohlen. Wenn Josephus in den Antiquitäten berichtet, das Volk habe Aretas Sieg über Antipas als Strafe Gottes für die Hinrichtung des Täufers betrachtet, können zwischen beiden Ereignissen nicht lange Jahre liegen; des Täufers Tod, Jesu Kreuzigung und Aretas Krieg und Rückzug aus Damaskus im März 37 liegen mithin nicht weit auseinander. Jesu Tod an Ostern 35, Pauli Bekehrung und seine Flucht aus Damaskus im Jahre 36 sind damit an die Hand gegeben. Als des Aretas Herrschaft über Damaskus im Frühjahr 37 aufgehört hat, samt der seines Ethnarchen, kehrt Paulus nach Damaskus zurück, wo er nun nichts mehr zu fürchten hat. Erst drei Jahre nach seiner Bekehrung findet er sich in Jerusalem ein (Gal. 1, 18). Die Einwendung gegen diese von Schrader und Keim vorgetragene Chronologie, die Mommsen, Römische Geschichte 5, 476 machte, hat Wellhausen, Einleitung 46, beseitigt, der die Bekehrung des Paulus gleichfalls zwischen die Jahre 35 und 37 setzt. Dazu stellt Paulus seine Christusvision so in eine Reihe mit den Erscheinungen für die Jünger, daß wir keine Frist von Jahren zwischen beide einschieben können. Johannes' Tod, Jesu Kreuzigung, Antipas' Niederlage, Pauli Bekehrung fallen dann alle vor den März 37 und sind in der Zeit vor Abberufung des Pilatus und Rückzug des Aretas unterzubringen. Daß Salome, die dem ums Jahr 33 oder 34 sterbenden Tetrarchen Philippus vermählt war, bei den Synoptikern noch als Mägdlein vor Antipas tanzt, ist bei dem sagenhaften Charakter der ganzen Legende kein chronologischer Anhaltspunkt.

hat das Selbstzeugnis des Paulus im Galaterbrief für sich. Wir werden aber auch den Inhalt seiner Vision gewinnen, wenn wir das Bild Christi in Pauli Briefen suchen, denn er wird den Messias nicht anders beschreiben als so, wie er ihn damals sah. Er beschreibt ihn aber als den himmlischen Menschen der jüdischen Theologie. Philo, der alexandrinische Religionsphilosoph, unterschied als Platoniker das himmlische Urbild des Menschen von dem irdischen Abbild. In echt synkretistischer Kombination der jüdischen und platonischen Vorstellungen sah Philo in dem himmlischen Menschen den Adam, der nach Gott geschaffen ist (Genesis 1, 27). Der andere Adam aber (Genesis 2, 7) ist aus einem Erdenkloß gemacht und von ihm allein wird der Sündenfall berichtet. Paulus seinerseits identifiziert den himmlischen Adam dann weiter mit dem Menschensohn des Buches Daniel, welcher nach rabbinischer Deutung der Messias sein soll, der zu seiner Zeit das Reich Israels bringen wird. So fließen auch hier wieder hebräische und griechische Vorstellungen ineinander. Gedacht hat Paulus sich diesen himmlischen Menschen als eine leuchtende Lichtgestalt, die einen hellen Schein auch in sein Herz gegeben hat. Diese Messiasvorstellung lebte in Paulus, da er Sohn eines gläubigen jüdischen Hauses und Schüler eines hochberühmten pharisäischen Lehrers war. Die psychologische Grundlage seiner Vision ist unter diesen Umständen nicht in dem Eindruck Jesu auf Paulus zu suchen, da er Jesum gar nicht kannte, sondern in seinem von Jugend auf ihm feststehenden Glauben an den himmlischen Menschen¹⁾. In den jüdischen Offenbarungsbüchern dieser Zeit ist der zu erwartende Messias nicht mehr ein menschlicher König, sondern eines der himmlischen Wesen, mit denen der Engeld Glaube der Juden den Himmel bevölkert hatte. An diesen himmlischen Menschen glaubte Paulus, ehe er auch nur

¹⁾ Vgl. Brede, Paulus, S. 89 ff., und Brückner, Die Entstehung der paulinischen Christologie. 1903.

den Namen Jesu gehört hatte, und er glaubte an ihn, wie viele Fromme, die des Reiches warteten, mit einer Inbrunst, die bis zum visionären Schauen sich steigern konnte. So ist sein Christusbild fertig und als er Jesus als den Verheißenen erkennt, überträgt er alle Züge dieses rabbinischen Messiasbildes auf Jesus von Nazareth. Wie die Rabbinen den himmlischen Menschen im Buche Daniel fanden, wie Philo den Logos und das Weisheitsbuch die himmlische Sophia an der Welterschöpfung beteiligten, so ist für Paulus der Messias ein himmlischer Kon, „durch welchen alle Dinge sind und wir durch ihn“ (1. Kor. 8, 6). „Hier sieht man,“ sagt Brede, „wie viel es bedeutete, daß Paulus Jesum nicht kannte. Vertraute Jünger konnten nicht so leicht glauben, der Mann, der mit ihnen in Kapernaum zu Tisch gegessen, oder auf dem galiläischen See gefahren, sei der Schöpfer der Welt. Für Paulus fiel dieses Hindernis fort.“ Die rabbinische Christusvorstellung ist der Ausgangspunkt von Pauli Christologie und in ihren Umrissen bewegte sich seine Vision. Aus den Selbstausagen Jesu über sich hätte Paulus das Bild eines Christus, der schon an der Welterschöpfung beteiligt war, nicht gewinnen können. Dieses Bild brachte der Pharisäer Paulus fertig in die Gemeinde mit und als er sich überzeugt hatte, die Schrift habe vorher verkündigt, daß dieser himmlische Mensch nach Gottes Heilsrat für die Sünde der irdischen Menschheit Genugtuung leisten müsse, versteht er nunmehr, was ihm vorher Argernis und Lästerung, Blasphemie und Irrlehre gewesen war, den Messias am Kreuze. Von seinen hohen Prädikaten legt auch jetzt sein himmlischer Mensch keines ab; vielmehr wird der Meister vom See Genesareth für ihn der Messias der jüdischen Offenbarungsbücher. Indem es Gott gefiel, seinen Sohn im Gemüte des Paulus zu offenbaren wird Paulus Apostel nicht wie die andern durch Unterricht, sondern „Apostel aus Offenbarung“¹⁾.

¹⁾ Vgl. Wernle, Die Anfänge unserer Religion. 1904. S. 112 ff.

Jesus wurde ihm der Träger all der himmlischen Qualitäten, die für den jüdischen Messias bereits feststanden¹⁾, denn auch die jüdischen Apokalypsen haben einen Christus, der vor seinem irdischen Erscheinen im Himmel lebt und erhabener ist als selbst die Engel. Noch völliger als Paulus hat die johanneische Apokalypse dieses jüdische Messiasbild übernommen, aber auch Paulus war von Jugend auf so gelehrt und so gewiesen. Diesen himmlischen Menschen mit seinem Lichtleib, seinem unvergänglichen, Gott ebenbildlichen geistigen Körper hatte Paulus in seiner Vision geschaut, wenn er berichtet: „Er erschien auch mir.“ So kam ihm die Erleuchtung: Der gekreuzigte und auferstandene Jesus, dessen Anhänger du eben ausrotten willst, ist kein anderer als der Messias, der im Fleische erschien und leiden mußte um unserer Sünde willen. Auf eine Erscheinung dieses himmlischen Menschen führt Paulus seine Beteuerung zurück und im Galaterbrief auch seinen Auftrag zur Heidenmission. Indem Paulus auszog, die Christen zu bekämpfen, kam der neue Geist über ihn selbst und der Messias, so wie er als Phariseer und Schriftgelehrter sich ihn vorstellte, als himmlischer Mensch, als Danielscher Menschensohn, angetan mit dem Lichtglanze Gottes, stand ihm plötzlich vor seinem visionären Auge. „Der Gott, der sprach: ‚Aus Finsternis soll Licht leuchten‘,“ so schildert er 2. Kor. 4, 6 diesen Vorgang, „hat es in unserem Herzen Tag werden und die Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes auf dem Antlitz Christi aufleuchten lassen.“ Der Tag von Damaskus teilte das Leben des Paulus in zwei Hälften, die miteinander aber verbunden bleiben durch den inbrünstigen Glauben an den himmlischen Menschen, den er schon als Phariseer im Herzen trug. Fest und leidenschaftlich muß er an diesen schon zuvor geglaubt haben, sonst wäre seine Vision unverständlich. In einer Zeit und einem Volke, das sich durch gemütliche Im-

¹⁾ Brede, Paulus 1905. S. 89 ff.

pulse, durch Visionen und Offenbarungen mehr als durch Reflexion bestimmen ließ, sind Halluzinationen eine wertvolle Gabe, die oft die Entscheidung herbeiführt. An allen großen Entschlüssen im Leben des Paulus sind Visionen beteiligt, deren Stimme er sich unterwirft, weil sie selbst Produkte seiner Entschlüsse sind. Die Vision vor Damaskus zeigt zuerst den großen Umschlag seiner religiösen Stimmung, aber die vermittelnden Momente dieses Umschlags sind unschwer zu entdecken. Paulus hatte in den Christenprozessen die Gründe gehört, die die Nazarener für die Messianität Jesu anführten, und ihren Hauptgrund, daß Jesaja den Messias als den leidenden Knecht Jehovas schildere, der der Welt Sünde trägt, erkennt er später selbst als vollkommen durchschlagend an. Dieser Grundgedanke seines Evangeliums ist ihm aber damals geoffenbart worden, als er sich bekehrte, denn er selbst sagt (Gal. 1, 11), sein Evangelium sei nicht menschlicher Art, sondern es sei ihm geworden durch eine Offenbarung Jesu. Er rechnet also auch das zu der Apokalypse von Damaskus, daß ihm damals sein Evangelium aufgeschlossen wurde. In jener Stunde, da es Gott gefiel, seinen Sohn in ihm zu offenbaren, erkannte er, daß Jesaja 53 vom Messias handle, daß der Messias also leiden mußte nach der Schrift und daß das Blut des Messias es sei, das uns entsündige, so daß wir des Reiches würdig werden. Was er, die Rolle des Jesaja vor sich, in tiefen Gedanken dahin reitend, gleich dem Kämmerer aus Mohrenland, auf der Reise erkannt hatte, wurde ihm in Damaskus von den dortigen Christen bestätigt, denn er schreibt den Korinthern: „Ich habe euch zuvörderst überliefert, was ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift“ (1. Kor. 15, 3). Wie Jesus selbst schon seinen Tod als Sühnopfer betrachtete, so auch die Christen von Damaskus, von denen Paulus diese Lehre empfangen hat. Solange für ihn das Wort von einem leidenden Messias unverständlich war, hatte er den Sektierern mit Ruhe entgegentreten

können, denn ihre Meinung, „der Herr der Herrlichkeit“ habe seinen Platz im Himmel an der Spitze aller Engel verlassen, um auf Erden am Fluchholze des Kreuzes zu enden, stand mit seinem Messiasbilde in schreiendem Widerspruch. Daß der Messias am Galgen geendet habe, war für jedes pharisäische Ohr eine Lästerung. Wenn er aber auf seiner vierzehntägigen Reise von Jerusalem bis Damaskus inne wurde, die Schrift habe in der That einen leidenden Messias gelehrt, mußte diese Ruhe schwinden. Natürlich benutzte er die Reise, um alle Gründe der Sekte, mit der er disputieren will, nochmals durchzudenken, aber er kommt jetzt zu dem Resultat, die Gegner haben recht; was sie lehren, hat Jesaja vorhergesagt. Sobald er das erkannt hatte, erschien ihm sein eigenes Tun in einem ganz andern Lichte. Er hatte in Jerusalem Männer und Frauen verhört, gefoltert, gestraft, weil sie schworen, den Auferstandenen gesehen zu haben. Er hatte in das verklärte Angesicht des Stephanus geschaut, in das brechende Auge der Gemordeten. Und vielleicht hatten diese bleichen Leichen recht gehabt! Was mußte alles in einem so weichen und heißen Gemüt wie dem des Paulus sich regen bei dieser Entdeckung, die sein eigen Tun verurteilte! Immer näher kommt er Damaskus. Jetzt soll er wieder seine Blutarbeit beginnen, jetzt soll er in Damaskus Anzeige machen, jetzt soll er wieder einkertern, foltern, hinrichten und mit diesem Zwiespalt im Herzen wieder in die verzückten Augen der Märtyrer schauen, denen der Himmel offen steht. Immer tiefer wühlt es sich wie ein Stachel in seine Seele. Da, heißt es, als er nahe an Damaskus kam, umstrahlte ihn ein Licht. Das Auge des Visionärs hat sich nach innen gefehrt. Der Himmel füllt das Sehfeld aus, er sieht den himmlischen Menschen mit den Zügen Jesu von Nazareth, und er hört ihn rufen: „Saul, Saul, was verfolgst du mich? Es soll dir schwer werden, wider den Stachel zu lösen.“ Das war sein letzter Eindruck gewesen, wie die Tiere seiner Karawane auschlügen gegen den Stachel des

Treibers. Das Bild verwebt sich in seinen visionären Traum. Dann liegt er an der Erde und der Satansengel schlägt ihn mit Fäusten, daß er sich der himmlischen Gesichte nicht überhebe. Als Blinden heben die Begleiter den armen Epileptiker auf und bringen ihn nach Damaskus, wo er von den Christen die Bestätigung seiner neuen Erkenntnis empfing. Es ist ihm also gegangen wie seinem Namensbruder im Alten Testament, der Boten gegen David ausendet, diese aber geraten unter die Propheten zu Najoth bei Rama und fangen selbst an zu weissagen. Da macht Saul sich in Person auf, um David zu fangen, aber der Geist kommt auch über ihn, so daß er weissagt und Tag und Nacht vor der Hütte Samuels liegt und also kommt in Israel das Sprichwort auf: „Ist auch Saul unter den Propheten?“ Durch eine ähnliche Wirkung des Geistes ist auch dieser Saul zu einem Propheten geworden. Von dem Augenblick dieser Vision an war ihm gewiß, daß der Messias auf Erden gewesen sei und daß das Geheimnis seiner Gnade in seinem Opfertod beschlossen liege. Christus mußte leiden „nach der Schrift“.

Daß die Visionen des Paulus mit seiner krankhaften, nervösen Konstitution zusammenhängen, ist nicht zu bezweifeln. Ob er schon vor seiner Vision von Damaskus Ähnliches erlebt hatte, darüber hat er sich nicht ausgesprochen, aber diese Vision selbst erscheint verbunden mit einem epileptischen Anfall. Er machte also keine Ausnahme von anderen Visionären, deren höhere Gabe eng mit einem abnormen körperlichen Zustand zusammenhängt. Bei Bernhard von Clairvaux und fast allen mittelalterlichen Heiligen sind die übertriebenen asketischen Übungen, zumal das Fasten, die Entziehung des Schlafs der Anlaß zu Visionen. Bei der Jungfrau von Orleans traten die Erscheinungen der Heiligen in dem Lebensalter ein, in dem die Natur sich beim Mädchen zu verändern pflegt. Diese Veränderung blieb bei ihr aus, dafür traten in dem kritischen Alter die Visionen ein. Ähnliche pathologische Gründe hatten die

Visionen der Katharina von Siena. Der berühmteste Visionär der Neuzeit, Swedenborg, hatte den ersten Besuch des Unbekannten aus der andern Welt, als er erkältet von einer langen Schlittenfahrt bei hartem Frost in eine überheizte Stube trat und hastig sich durch Speise restaurierte. Der Besuch eines Unbekannten, den er da hatte, wiederholt sich und jetzt stellt sich der Unbekannte als Schöpfer und Erlöser vor. Von dieser Erfahrung, daß die abnormen Gesichte auf abnormen körperlichen Dispositionen beruhen, macht auch die Vision des Paulus keine Ausnahme. Das Aufblitzen der neuen Überzeugung erzeugt die Vision und die Vision bestärkt dann wieder die Überzeugung. Gern würden wir erfahren, wie es kam, daß der von seinem Leiden sich erholende, zum Gebrauche des Gesichts wieder gelangte Kranke nun sein Lager von Christen umgeben sah, die ihm erzählten, was sie von Christus wußten? Aber die Apostelgeschichte kennt nur ein einziges Behübel der geschichtlichen Fortbewegung: das Wunder. Sie führt in ihrer Weise durch eine neue Offenbarung den Christen Ananias an das Krankenlager des ehemaligen Verfolgers. Nach seinem Gesichte war er das nicht mehr. Ja so sicher fühlte sich Paulus durch sein Erlebnis der Realität des Geschauten, daß er es nicht für nötig hielt, mit den Zeugen des Lebens Jesu in Jerusalem sich zu besprechen. Die Zeugen dafür hatte er ja näher in den Jüngern, die vor ihm hierher nach Damaskus geflohen waren. Dringender war es ihm, andere vor dem Irrweg zu warnen, von dem ihm der himmlische Mensch abgerufen hatte. So richtete er nicht den Auftrag der Obern in Jerusalem aus, sondern den Auftrag des Messias, der ihm unterwegs, kurz vor erreichtem Ziele, geworden war. Diesen aber bestellt er mit solcher Energie und solchem Erfolge, daß ihn fast selbst das Schicksal erreicht hätte, das er Stephanus bereitet hatte. Da entfloh er Hals über Kopf, mit Hilfe derer, die er hatte verhaften sollen. Die Rückkehr nach Jerusalem war

dem Überläufer durch seine seitherige dortige Tätigkeit verschlossen. Man hätte ihn gesteinigt, falls er sich blicken ließ, aber auch in Damaskus duldete ihn die Judenschaft nicht. Er selbst berichtet über diesen entscheidenden Wendepunkt seines Lebens: „Zu Damaskus ließ der Ethnarch des Königs Aretas die Stadt der Damaszenen bewachen, mich zu verhaften, und ich ward durch ein Fenster in einem Korbe durch die Mauer herabgelassen und entrannt aus seinen Händen.“ Und von seinen weitem Schicksalen erzählt er: „Als es Gott wohlgefiel seinen Sohn in mir zu offenbaren, zog ich nicht hin nach Jerusalem zu denen, die vor mir Apostel waren, sondern ich zog nach Arabien und kehrte wieder zurück nach Damaskus. Darauf, nach drei Jahren, zog ich hinauf nach Jerusalem, Petrus kennen zu lernen . . . Darauf kam ich in die Gegend von Syrien und Cilicien. Ich war aber unbekannt von Angesicht den christlichen Gemeinden Judäas. Gerüchtweise nur vernahmen sie, unser ehemaliger Verfolger predigt jetzt das Evangelium von dem Glauben, den er ehemals zerstörte, und sie priesen Gott über mir.“ Manche wollen in Galater 4, 24 eine Spur sehen, daß Paulus damals in Arabien bis zu dem Berge Sinai seine Wanderungen ausdehnte, dessen unfruchtbare Wüste ihm ein Bild der Unfruchtbarkeit des Gesetzes vom Sinai geworden sei. Aber die Vergleichung des Bergs (hahar) mit Hagar ist mehr ein Wortspiel als die Erinnerung an einen landschaftlichen Eindruck. Auch ist mit Arabien bei Paulus wohl Auranitis, der Hauran gemeint, den die Römer Arabien nannten und der das an das Gebiet von Damaskus anstoßende Grenzland war, nach dem der von den Juden Verfolgte sich flüchtete. Ausübung seines Handwerks, das in Anfertigen von Cilicium, eines aus Ziegenhaaren geflochtenen Zelttuches bestand, sicherte dem heimatlos Gewordenen die Existenz und hinderte den grübelnden Weber doch nicht an seinen religiösen Betrachtungen. Wer erinnerte sich bei diesem Bilde des neben seiner Handarbeit Briefe

dictierenden Zeltmachers nicht der frommen Weber des Mittelalters oder eines Hans Sachs und Jakob Böhme, die gleichfalls zeigen, daß man auch in der Arbeitschürze hohe Gedanken und große Pläne haben kann.

So legt uns die Geschichte die Frage vor nach der Geistesart des seltsamen Mannes, der mitten in der Verfolgung plötzlich inne hält und selbst zu der Partei übergeht, gegen die er noch eben in der Ratsversammlung geredet und gegen die er mit Verhaftung, in peinlichen Verhören und mit Steinigung gewütet hat. In seinen Briefen liegt das Bild seines Wesens klar und in allen einzelnen Zügen unverstellt vor uns. Wer dieses Bild der Briefe in seiner ganzen Originalität in sich aufnehmen will, muß aber erst die Brillen zerschlagen, die der Apostelgeschichtsschreiber des zweiten Jahrhunderts und die italienische Kunst des sechzehnten Jahrhunderts uns aufgesetzt hat, denn durch diese sehen wir nur, wie nach der späteren Schablone eine nachfolgende Generation sich einen richtigen Apostel vorstellte, nicht den epileptischen Teppichmacher von Tarsus. Der wandernde Jude ist eine ungleich interessantere Gestalt als der Rhetor der Legende. Wir sehen ihn, seinen Mantel und seine Buchrollen mit sich schleppend, die Schneehöhen des Taurus hinanklettern, wo die Geier über ihm kreischen, wir hören, daß er einsame Schluchten durchzieht, nicht ohne Furcht vor den Räubern, wir erblicken ihn an Schiffstrümmern geklammert, wie er Tag und Nacht auf dem Meere treibt, und wieder finden wir denselben Mann in der traulichen Handwerksstube, in der Pflege heißer Verehrer oder auf dem Gerüste der Synagoge vor fluchenden Juden, die mit den Zähnen knirschen, ausspeien und die Fäuste gegen ihn ballen, und wieder in der Gefangenschaft, an einen römischen Soldaten gefesselt und umgeben von zuhörenden Prätorianern und ihm geneigten und abgeneigten Christen. Wenn je ein Mann den Namen eines Peregrinus Proteus verdiente, so ist er es. Die Erzählungen der Apostelgeschichte von den Schicksalen des

Gefangenen in Cäsarea sind ja sehr fragwürdig, aber wir könnten uns wohl vorstellen, daß der politische Lump Agrippa und seine liederliche Schwester Bernike, der Emporkömmling Felix und seine ihrem Manne entlaufene Drusilla den Kitzel empfanden, diesen seltsamen Heiligen doch auch einmal aus der Nähe zu betrachten und daß sie nach Erfüllung ihres Wunsches wünschten ihn nie gehabt zu haben.

Schon die Art, wie der Vertrauensmann des jüdischen Synedriums plötzlich zum Glauben an den Messias der Galiläer überspringt, zeigt, wie er anders geartet war als andere Menschen. Daß die abnorme Anlage des Helden ein entscheidender Faktor bei diesem und späteren Erlebnissen ist, unterliegt keinem Zweifel. Mit Jesus ist Paulus nicht zu vergleichen. Wie Jesus die vollendete Harmonie ist, so ist Paulus eine Sammlung sich widersprechender Eigenschaften, weich und zärtlich, aber auch hart und fanatisch, in schwierigen Lagen voll geistiger Hoheit und dann wieder in kleinlichen Konflikten jüdisch reizbar und maßlos. Jesu weltoffenes Auge und Herz fehlen ihm. Für die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde hat der Rabbi kein Auge. Er ist ein Gelehrter, der sich für nichts interessiert als für seine religiöse Idee und ihre Propaganda. Die Treue, mit der seine Jünger an ihm hängen, zeigt, daß er auch als Mensch liebenswert war und wie er im engeren Kreise geliebt wurde. Daß er die jüdische Überlegenheit über Menschen anderer Rasse im vollsten Maße besaß, beweist sein ganzes Leben. Dennoch sehen wir ihn stets in Streitigkeiten verwickelt, auch mit seinen eigenen Gemeinden. Ausdrücke wie „Hunde, Lügenapostel, verkleidete Teufel“, Ratschläge wie die, die Gegner sollten sich verschneiden und dgl. kommen ihm dann in die Feder. Aber dieser gallenbittere Humor, mit dem er seine Gegner verfolgt, verträgt sich bei ihm mit der zartesten Güte gegen Jünger und Anhänger, und ist er nach seinen Zornergüssen nur erst wieder ruhig ge-

worden, so wünscht er selbst diesen Ton nicht angeschlagen zu haben. Er charakterisiert sein reizbares Temperament mit dem Worte: „Wer wird geärgert und ich brenne nicht?“ Das war das jüdische Blut, das in seinen Adern kochte. Einen kranken Mann nennt er sich und die darauf beruhenden leidenschaftlichen Ausbrüche erklären sowohl die Abneigung, der er oft begegnet, wie die Niedergeschlagenheit, der er bald Galatern, bald Korinthern gegenüber Ausdruck gibt. Die leibliche Gegenwart ist schwächlich, sagen die Gegner und dennoch verlangen die Gemeinden nach ihr, die Rede verächtlich und doch erreicht sie ihren Zweck. Dieser Gegensatz und Lücken in seiner Natur ist Paulus selbst sich schmerzlich bewußt. Er ist nicht Jesus. Es fehlt das schöne Gleichgewicht, die innere Harmonie, die an dem Jesusbilde so wohltuend wirkt. Seines geistigen Reichtums aber ist der Apostel ebenso sicher, wie seiner Schwäche . . . „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen,“ sagt Paulus im Römerbrief und diese Überzeugung erhielt ihm in einem geheizten und geplagten Leben die innere Heiterkeit, die in seinem Briefe nach leidenschaftlichen Stürmen doch immer wieder das Feld behauptet. „Paulus,“ sagt Deißmann, „kennt den Schmerz, den Schmerz des wund gezeißelten Rückens, den Schmerz des Hungers und der Kälte, aber auch den Schmerz der Verleumdung, des getäuschten Vertrauens. Der Gram um seine Brüder aus Israel verzehrt ihn. Das Grauen vor dem Tode ist ihm niemals ganz fremd geworden. Seine Verfolgervergangenheit taucht selbst in Stunden der Begeisterung wie ein Gespenst vor ihm empor und längst vernarbte Wunden eines dumpfen Schuldgefühls brechen wieder auf. Mit einer tiefen Erkenntnis der Ohnmacht vereint sich die ganze Lebenssehnsucht des Menschen.“ Er kommt nie ganz von sich los, so sehr es ihm um die Sache zu tun ist. „Wir sehen einen Menschen, der fähig ist zu Liebe und Haß; den Gegner weiß er durch Ironie und Sarkasmus aufs tiefste

zu verletzen und er ist doch einer fast mütterlichen Innigkeit fähig, wenn er zu seinen verirrtten Kindern redet. Er ist ein Kämpfer, der nach Frieden dürstet, ein in sich geschlossener Charakter und doch eine erregbare, leidenschaftliche, ja vulkanische Natur.“ Erst Fanatiker gegen, dann für die neue Lehre, nervös, epileptisch, Zungenredner, Visionär, Theosoph, kluger Organisator und feiner Psychologe, einsamer Denker und unruhiger Wanderlehrer, demütiger Jude und hartnäckiger, verwegener Friedensstörer, ist er ein Knäuel der widersprechendsten Eigenschaften, ein Proteus, den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide und doch stets ein Mann. Er konnte sich in die schwierigsten theosophischen Probleme vertiefen, aber er hat auch ekstatisch in Zungen geredet, mehr als alle Korinther. Unter allen geschichtlichen Größen erinnert wohl Bernhard von Clairvaux, der Missionär und Agitator, am meisten an Paulus. Persönlich muß der Gewaltige etwas Faszinierendes gehabt haben. Er besaß die Art eines Fox oder Cromwell, durch überzeugende Rede, gemischt mit stammelnder Zungensprache, durch ekstatische Prophetie und visionäre Offenbarungen die Leute aufzuregen und mitzureißen und gewiß auch das Ungeßüm, das solche Wirkungen allein möglich macht. Wenn der Stil der Mensch ist, so war sein Inneres eine wogende, brandende See, aber der Geist schwebt über den Wassern. Er ist, wie er 2. Kor. 11, 23 ff. berichtet, „ein Diener Christi in Mühseligkeiten, in Körperstrafen, in Kerkerhaft, in Todesgefahren . . . Von den Juden empfieng ich fünfmal vierzig Streiche weniger einen; dreimal wurde ich gestäupt, einmal gesteinigt, dreimal litt ich Schiffbruch, einen Tag und eine Nacht habe ich auf dem Meere zugebracht, durch Reisen oftmals, durch Gefahren auf Flüssen, durch Gefahren von Räubern, durch Gefahren von Volksverwandten, durch Gefahren von Heiden, durch Gefahren in Städten, durch Gefahren in der Wüste, durch Gefahren auf dem Meer, durch Gefahren unter falschen Brüdern, in Mühseligkeit und Elend, in Nachtwachen oftmals, in

Hunger und Durst, in Fasten vielmals, in Kälte und Blöße, ohne was noch außerdem sich zuträgt, mein Ungelaufenwerden Tag für Tag, die Sorge für alle Gemeinden“. Danach ist es doch nur ein sehr zahmes Bild, das die Apostelgeschichte und alle späteren Historiker von Pauli Missionen entworfen haben. Selbst die Erinnerung, daß der Christ aus Tarsus mit wilden Tieren, bildlich oder wirklich, kämpfte zu Ephesus, haben sie uns unterschlagen. Beten und Singen hat den Tag des Apostels nicht ausgefüllt. Auch hier war der Krieg der Vater der Dinge. Paulus war ein Mann des Gedankens, wie der Römerbrief beweist, aber mehr noch war er ein rastloser Agitator, ein Mann der Tat, wie seine Selbstbiographie zeigt. Selbst die Vorwürfe, die die Gegner ihm machen, zeigen eine eigentümliche Doppelnatur, die in vielem nationaljüdische Züge trägt. Übertrieben sind die Schmähungen der Widersacher ja sicher, aber es muß doch Grund in seiner Persönlichkeit gehabt haben, warum die Feinde gerade diese Nachreden ihm anhängen. Die Versatilität des beweglichen Mannes, der nur auf das eine abhob, Gläubige für den ihm erschienenen Messias zu werben, verwickelte ihn in Selbstwidersprüche und unterlag von Haus aus der verschiedenartigsten Beurteilung. Er selbst schildert seine Tätigkeit mit den Worten: „Als ein freier Herr aller Dinge habe ich mich allen zum Knecht gemacht, um recht viele zu gewinnen. Und ich wurde den Juden ein Jude, um die Juden zu gewinnen, den Gesetzesleuten ein Mann des Gesetzes, um die unter dem Gesetze zu gewinnen, den Gesetzlosen wie ein Gesetzloser, um die Gesetzlosen zu gewinnen. Ich bin den Schwachen ein Schwacher geworden, um die Schwachen zu gewinnen. Allen bin ich alles geworden, um überall einige zu retten.“ Natürlich forderte eine solche Vielseitigkeit auch bittere Kritiken heraus und wir verstehen, wie die Gegner ihm vorwerfen konnten, daß er da, wo es vorteilhaft sei, auch gelegentlich wieder die Beschneidung predige. Die eigen-

tümlich jüdische Fähigkeit, allen Kunden etwas zu bieten und jedem alles zu sein, wird in dieser Selbstcharakteristik niemand verkennen. Die Gegner wollen auch finden, daß ein großer Unterschied sei zwischen seinen Briefen und seinem persönlichen Auftreten. „Die Briefe,“ spricht man, „sind schwer und gewaltig, die leibliche Gegenwart aber ist schwächlich und die Rede verächtlich.“ Der jüdische Mut nehme zu, im Quadrat der Entfernung, sagte man schon damals. Aber die geringe Neigung, sich unnötigem Ärger auszusetzen, deutet vielleicht auf einen Kranken, nicht aber auf einen Feigling. Geht der Sturm heulend um das Haus, wie in Ephesus, so geht er lieber nicht auf die Straße. Er hat wohl auch „in sich die Antwort des Todes“, aber das Pflichtgefühl des Apostels besiegt doch immer wieder die Angstlichkeit des Epileptikers. Der Geist ist stark, auch wenn das Fleisch schwach ist. Das irdische Gefäß ist zerbrechlich, aber den Inhalt hat es doch nie preisgegeben. Was er erduldet hat, widerfährt nur tapfern Seelen. Die Grundfarbe seines Gemütslebens ist Melancholie. Wenn er die geplagten Lasttiere betrachtet in den Straßen der Großstädte, so ist es ihm gewiß, daß auch sie die Qual des Erdenelends empfinden und sich sehnen nach der herrlichen Offenbarung der Kinder Gottes. So ist auch seine vorherrschende Stimmung Todessehnsucht. Er möchte lieber überkleidet als entkleidet werden, aber er sieht auch dem Martyrium mit Ergebung ins Auge. Eine so komplizierte Natur haben selbst die nächsten Freunde nicht immer verstanden und er mißverstehet gelegentlich auch sie, denn er ist argwöhnisch und darum von Zuträgereien zuweilen irregeführt. Seine Neigung, dem Streite aus dem Wege zu gehen, zieht ihm nicht selten arge Verkennung zu. Hat man doch selbst neuerdings die ihm von der Apostelgeschichte angedichtete Übernahme eines Nasiräats aus der Furcht vor den Juden Jerusalems ableiten wollen. Mißdeutungen lagen hier am Wege. Er rede den Menschen nach dem Munde, werfen ihm die

Gegner Gal. 1, 10 vor. Nach den Korinthern ist Paulus unzuverlässig, wenn er verspricht, klug und verschlagen, wenn er die Leute beschwagt. Er verlausuliert seine Zusagen, daß niemand weiß, ob er ja oder nein gesagt habe, und geht offenem Kampfe gern aus dem Wege. Seine Leidenschaft kocht über, wenn er schreibt, aber ebenso rasch senkt er das Schwert und widerruft die Beleidigung. In der Simonsage kommt die Karikatur Pauli immer wieder auf den Zug zurück, daß der Magier erst die Apostel beleidige und verleumde und dann jedesmal wieder in den wegwerfendsten Ausdrücken sich selbst beschuldige und demütig um Verzeihung bitte. Geschichtliche Erinnerungen sind das sicher nicht, aber doch Eindrücke, die ein Gegner von seinen Briefen empfing. Es gibt eine natürliche Gabe sofortigen Gehorsam zu finden. Pauli Briefe beweisen, daß der jüdisch aufgeregte und krankhaft reizbare Rabbi diese Gabe nicht besessen hat. Überall kreuzen Widerspruch und Unbotmäßigkeit seine Wege. Seine eigenen Gemeinden kränken ihn mit den frechsten Verdächtigungen und Anwürfen. Die Korinther blähen sich, er habe den Mut gar nicht, zu ihnen zu kommen, er aber erwidert mit einem Spott, in dem doch die Trauer durchklingt: „Wir sind Toren, ihr aber klug, wir sind schwach, ihr aber stark, ihr gefeiert, wir aber ehrlos.“ Seine geistige Überlegenheit siegt schließlich dennoch, aber seine äußere Erscheinung erschwert ihm den Sieg, denn er trägt das himmlische Kleinod in irdener Schale. Auch ist dieser an der Oberfläche bewegte, von Stimmungen niedergedrückte oder aufbegehrende Jude nicht der wahre Paulus. Ein solcher hätte nicht in Jerusalem die Autorität gehabt, die Aktion gegen die Christen zu leiten und wäre nicht vom Synedrium mit Vollmachten über Leben und Freiheit nach Damaskus geschickt worden. Diesen Saul finden wir wieder, wo ihn sein Reisebegleiter in einer Lage vorführt, in der die Herzen gewogen werden, in der Geschichte des Schiffsbruchs vor Malta. Welche heldenhafte

Rolle spielt hier der schwache und kranke Mann. Hier kommt der Saulus wieder zum Vorschein, der Volksaufstände leitete und Steinigungen befahl. Die Not verdoppelt seine Kräfte. Während die ganze Umgebung — wetterharte Matrosen — durch Entbehrung und Lebensgefahr völlig demoralisiert ist, schaut er klar und ruhig in die tobende See. Die Autorität der Vorgesetzten hatte aufgehört, er fand Gehorsam. In solchen Lagen zeigt sich, was der Mensch wert ist, während alle anderen Beziehungen versagen. Er wußte, daß er in Rom einen Auftrag Gottes auszurichten habe, der nicht an einem Zufall scheitern könne. So stellte sich selbst der römische Centurio unter seinen Befehl. Der fremde Jude mochte ihn an einen Römer erinnern, der in ähnlicher Lage zu dem trachenden Schiffe sprach: „Du trägst den Cäsar und sein Glück!“ Paulus aber rettete den Gefangenen das Leben, indem er verhinderte, daß die Matrosen im Rahn das Schiff verließen und die Passagiere preisgaben und dann wiederum die Soldaten hinderte, eine Flucht der Gefangenen dadurch unmöglich zu machen, daß sie dieselben abschlachteten. Als alle Ordnungen sich aufgelöst hatten, da zeigte sich, was der einzelne bedeutete. Männer der Tat muß man nach ihrer Tätigkeit beurteilen; zu fixieren ist ihr Bild schwer, weil alles bei ihnen nur Momente sind, die von entgegengesetzten abgelöst werden. Diesen tätigen Paulus hat er selbst am deutlichsten gezeichnet: „Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst und sind nackt, und werden geschlagen und sind unstät, und arbeiten mühsam mit unsern eigenen Händen. Man schilt uns, so segnen wir, man verfolgt uns, so dulden wir, man lästert uns, so flehen wir. Wir sind ein Auswurf der Welt geworden, wie ein Abschäum aller bis heute.“ (1. Kor. 4, 11 ff.) In gewissem Sinne ist Paulus uns eine durchaus paradoxe, in sich widerspruchsvolle Persönlichkeit, und dennoch hat keine Gestalt des Alten oder Neuen Testaments uns so in die geheimsten Falten des eigenen Herzens sehen lassen,

wie er. Von Cäsar, Cicero, Tacitus, Plinius besitzen wir ganze Bände und dennoch sind sie uns Fremde. Wie ganz anders Paulus! Im einzelnen uns oft unbegreiflich, ist er dennoch im ganzen unser bester Freund, ja der einzige Mann des Altertums, den wir menschlich verstehen.

Der Theologe Paulus hat von der pharisäischen Schule mehr herübergebracht ins Christentum als man nach seiner Abwendung vom Geseze glauben könnte. Aber auch der Charakter des Mannes ist der gleiche geblieben. „Der Phariseer Paulus,“ sagt Brede¹⁾, „ist als Charakter dem Christen Paulus ähnlicher, als wir meist meinen. Auch der Phariseer Paulus hat Gott mit leidenschaftlichem Eifer und mit tiefer Aufrichtigkeit zu dienen gestrebt, nur auf einem anderen Wege. Und auch der Christ Paulus zeigt gewisse Schärfen, Schroffheiten, Leidenschaftlichkeiten, wie sie einst den Phariseer kennzeichneten. Dennoch bleibt es wahr, Paulus wurde durch die Befehrung wirklich ein anderer. Alle seine Fähigkeiten und Eigenschaften empfangen gewissermaßen eine neue Seele. Vor allem weicht jetzt nie das Gefühl von ihm, unendlich begnadigt zu sein, und ihm entspricht eine tiefe, reine Dankbarkeit. Es kommt dabei in Betracht, daß er, der einstige Verfolger, nun sogar zum auserwählten Rüstzeug sich berufen fühlt. Aber die Hauptsache ist das Gefühl einer großen Befreiung, die ihm widerfahren ist. Losgekommen ist er von dieser ganzen Welt des Fleisches, der Sünde und des Todes und wenigstens im Glauben fühlt er sich schon jetzt in ein neues höheres Dasein versetzt . . . Das Gefühl dieser Befreiung erfüllt Paulus in der Tiefe, aber ein beschauliches Schwelgen darin liegt ihm fern. Sein Gefühl treibt ihn zur Tat . . . Paulus mußte nach seiner ganzen Natur nach der Befehrung ebenso aktiv für das Evangelium werden wie einst dagegen.“

¹⁾ Brede, Die Entstehung der Schriften des Neuen Testaments. S. 11.

Pauli Gedankenwelt teilt mit der seines Volks die melancholische, pessimistische Weltbetrachtung, die die hebräische Literatur von der griechischen unterscheidet. Sie hat die strahlende Aussicht auf einen kommenden Weltmorgen, aber wenig Sonnenschein für die Gegenwart. Darin unterscheidet Paulus sich von dem sonnigen Wesen Jesu, der überall Gottes Vaterliebe ausgegossen sieht und den großen Jubel der Kinder, der Vögel, der Blumen vernimmt. Pauli Evangelium ist das Wort vom Kreuz und die Menschen sind nicht Gottes Kinder, sondern arme Sünder, die erst gebrochen werden müssen, um dann durch ein Wunder von oben wieder auf die Beine gestellt zu werden. Jesu Lehre verlangte Liebe zu Gott als dem Vater und zu den Menschen als Brüdern. Pauli erste Forderung war, der Sünde abzusterven, das Fleisch zu kreuzigen mit seinen Lüsten und Begierden, die Welt zu hassen mit ihrer Lust. Während aus Jesu Worten volle Gesundheit und Freude am Leben zu uns redet, war Paulus ein kranker Mann. So wird durch ihn die frohe Botschaft wieder eine johanneische Bußpredigt. Was Paulus als Schriftsteller charakterisiert, ist die ganz eigentümliche Mischung eines spekulativen Tieffsinns, der sich teilweise bis in die subtilsten rabbinischen Distinktionen verliert, und der mystischen Glut, die plötzlich zur Ekstase, Vision und Zungenreden sich zu steigern vermag. Die semitische Natur verbindet diese beiden Gegensätze des Prophetismus und Rabbinismus. Den Semiten verdanken wir beides, die Märchen und die Algebra. So verstehen wir die Eigentümlichkeit des Apostels, zugleich ein Scholastiker zu sein und ein Mystiker, ein Rabbi und ein Prophet, ein Theosoph und ein Zungenredner, ein Jesaja und ein Spinoza. Diese semitische Eigenart muß man im Auge behalten, um zu verstehen, daß der Verfasser eines so tiefsinnigen Gedankenbaues wie des Römerbriefs sich doch vornehmlich beruft auf die Wunder, die Weissagungen, die Beweise des Geistes und der Kraft, die er gegeben und die er durch

seine berauschte und aufregende Prophetie gewirkt hat. Man darf darum durchaus nicht, wozu die wegen ihres Lehrinhalts erhaltenen Briefe verleiten könnten, sich die Ausbreitung des Christentums durch Paulus vorwiegend als einen doktrinären Prozeß denken. Paulus hat nicht doziert, sondern hat prophezeit und er lehrte nicht wie ein Philosoph „in überredenden Worten der Weisheit“, sondern er redete als Apokalyptiker. „Ich danke Gott,“ sagt er 1. Kor. 14, 18, „daß ich mehr in Zungen rede als ihr alle.“ Seine Begeisterung konnte sich also bis zur Ekstase steigern. Durchaus prophetisch und nicht sokratisch haben wir uns seine Lehrweise vorzustellen. Nicht als ob Predigt, Unterricht, Disputation über Schriftstellen ganz gefehlt hätten. Das alles war dabei, aber im ganzen tritt auch Paulus als Prophet, als Inspirierter auf, nicht als Sophist oder Rabbi. In der Hauptsache war seine Mission so gut wie die der Palästinenser, das Anfachen eines Sturms, der durch Philippi, Thessalonich, Beröa, Korinth brauste, sich in Prophetie, Visionen, Zungenreden, Wundern erwies und Unruhen erregte, so daß überall die Volksältesten der Juden nach der Obrigkeit schrien. In Philippi wird der wandernde Jude ausgepeitscht, aus Thessalonich wird er ausgewiesen, aus Beröa muß er fliehen und in Korinth zerrt man ihn vor den Stuhl des Prokonsuls. Das alles sind Schicksale, wie sie einem religiösen Agitator und glühenden Schwärmer zustoßen können, nicht einem lehrhaften Weisen. In dieser Beziehung war Pauli Predigt eine Fortsetzung der Johannespredigt und wie Johannes hat der große Verkündiger des neuen Gottes zur Buße aufgefordert. Anderseits blieb er doch immer der Rabbi. Den Inhalt seiner Synagogenreden werden wir am besten nach dem Römerbriefe beurteilen, in dem er sein Evangelium im Zusammenhang darstellt. Von der Art der privaten Unterweisungen in der Gemeinschaft sagt er selbst, daß er nie etwas anderes habe geben wollen als den ihm überlieferten Gemeindeglauben. Wie andere Evan-

gelisten schloß Paulus seine Mitteilungen an die Erzählung des Lebens Jesu an. Er erinnert die Galater daran, daß ihnen Christus vor die Augen gemalt wurde als der Gefreuzigte. Auch er also hat der Gemeinde die Passionsgeschichte vor Augen gestellt. „Ich habe,“ sagt er, „empfangen, was ich auch überliefert habe“, nach welcher Einleitung (1. Kor. 11, 23) der Bericht über die Einsetzung des Abendmahls folgt. Ebenso werden die Berichte über die Erscheinungen des Auferstandenen eingeleitet mit den Worten: „Ich habe euch zuvörderst überliefert, was ich auch empfangen habe, daß Christus gestorben ist für unsere Sünden nach der Schrift und daß er begraben wurde, und daß er auferweckt ist am dritten Tage nach der Schrift“ (15, 4). Nach der Erzählung der einzelnen Erscheinungen aber schließt er. „Es sei nun ich oder jene, also verkündigen wir, und also habt ihr geglaubt“ (1. Kor. 15, 10). Bei praktischen Anordnungen folgt er der Sitte der bestehenden Kirchen und Widerspruch dagegen tut er mit den Worten ab: „Wir haben eine solche Gewohnheit nicht, noch auch die Gemeinden Gottes.“ Was er also anordnet, steht im Einklang mit den Gewohnheiten der übrigen christlichen Gemeinden. Daß Paulus die idealen Forderungen der Bergrede in heidnischen Städten überhaupt aufstellen konnte, war doch nur dadurch möglich, daß er sich in erster Reihe an die Proselyten der Synagogen wendete, die durch die Vorschule des Judentums hindurch gegangen waren. Ihnen gegenüber konnte er ein Ideal des Lebens verkündigen, das für den gemeinen Heiden unverständlich gewesen wäre. Aber er wußte auch, daß die werbende Kraft dieses Ideals um so größer war, je höher man die Forderungen spannte. Außer jenen Reden in der Synagoge und diesen Unterweisungen auf den Söllern irgendeines Privathauses spricht die Apostelgeschichte noch von Volksreden auf der Agora, allein die einzige Probe, die sie gibt, die Rede auf dem Areopag zu Athen, ist ihre eigene Komposition und durchaus nicht paulinischen Stiles. Also nicht

um Ansprachen an heidnische Bevölkerungen, die ihn nicht verstanden, vielleicht sogar verlacht hätten, sondern um Bestellung der Christusbotschaft bei den Synagogen der Völkerwelt handelte es sich für Paulus. Zu den Synagogen aber gehörten auch ihre Proselyten, deren Zahl oft größer war als die der Juden. Durch die gläubigen Hellenen fand sich dann von selbst der Weg in heidnische Häuser. Paulus tat damit nichts, was über die seitherige Praxis der Schriftgelehrten hinausgegangen wäre. Auch der Pharisäismus hatte seine Apostel, die mit der Betriebsamkeit von Seidenwürmern das römische Reich überspannen, um den Tag heraufzuführen, von dem der Prophet gewissagt: „Siehe, ich erhebe nach den Völkern meine Hand, und für die Nationen erricht' ich mein Panier.“ Seit lange führten die Pharisäer, wie wir gesehen haben, diesen geistlichen Eroberungskrieg, der getragen war von der Überzeugung, daß der Tag kommen werde, daß alle Nationen den Gipfel am Gewande Israels ergreifen würden, um sich zum Heile leiten zu lassen. Einzelne Szenen aus der Missionsgeschichte kennen wir aus Josephus. So bekehrte ein jüdischer Händler Ananias den exilierten Prinzen Izates von Adiabene und als dieser aus dem Exil nach Adiabene zurückkehrte, fand er inzwischen alle Weiber der Familie, die Königin Helene voran, durch einen zweiten Juden für den gleichen Glauben gewonnen, und bald genug erschien ein dritter, Rabbi Eleazar, der die volle Gültigkeit des jüdischen Gesetzes verfocht und dem Könige auch die Beschneidung aufdrang, so daß sich ähnliche Verwickelungen ergaben, wie wir sie aus dem Galaterbrief kennen. Leute, gleich jenem Eleazar, sehen wir in Menge im Leben des Paulus auftreten, die hinter dem Apostel herziehen und für sich ernten, wo Paulus gesät hat. Insofern kann man also die Bezeichnung des Apostels als Heidenapostel ganz wörtlich nehmen. Auch diese Arbeit des Proselytenwerbens gehörte zu seinen Aufgaben. Ja mit der Zeit wurde er ganz eigentlich der Lehrer

dieser Kreise. Bis zu der Wirksamkeit des Paulus hatten die Proselyten nur eine bescheidene Stellung als Schutzbürger Israels in der neuen Gemeinschaft eingenommen. Wie die Judenchristen sie betrachteten, erhellt aus den Worten der Apokalypse, die im messianischen Reiche die Früchte vom Baume des Lebens den Juden vorbehält, die Blätter aber dienen zur Heilung der Heiden. Ein so bescheidenes Erbe hat ihnen sogar ein Christ zugedacht. Im Widerspruch mit diesem judaistischen Standpunkte sagte Paulus, die messianischen Verheißungen gälten den fleischlichen Kindern Abrahams überhaupt nicht, sondern nur den Kindern des Glaubens und das jüdische Gesetz diene nicht zum Leben, sondern zum Tod. Die Ablehnung des Gesetzes durch die Heidenchristen sei Gott selbst wohlgefällig. Die Gesetzesfreien seien die rechten Kinder der Verheißung, die Kinder der Freien, nicht der Magd. Durch diese Lehre wurde Pauli Kirche die Kirche der Proselyten. Gerade das war das Epochemachende an Pauli Auftreten, daß er den heidnischen Proselyten ihre Freiheit vom jüdischen Gesetze zurückgab, das noch immer auf ihnen lastete. Die christgläubigen Juden vor ihm hatten gemarktet, wie viel vom jüdischen Gesetze auch die heidnischen Brüder der Gemeinde erfüllen mußten. Schon Hellenisten, wie Stephanus, waren auf dem Wege gewesen, den Heiden Konzessionen zu machen. Aber damit, daß man das Gesetz umdeutete oder es einschränkte, war nicht geholfen. Erst Paulus schuf eine klare Lage, indem er verkündete: „Christus ist des Gesetzes Ende.“ Nachdem er so der Freund der zum Judentum bekehrten Heiden geworden war, fand Paulus auch bald den Weg in die heidnischen Familien. Es war also eine Sache des Erfolgs, daß Paulus Apostel der Unbeschnittenen wurde, nicht Sache der ursprünglichen Absicht. Er wollte den Synagogen die Botschaft vom erschienenen Messias bestellen, aber die Juden waren für sie taub und lästerten, die Proselyten dagegen nahmen den Apostel auf wie einen Boten Gottes. Es ist

ihm gegangen wie Saul, dem Sohn des Kis, der ausgezogen war, seines Vaters Eselinnen zu suchen und fand ein Königreich. Da er gar nicht von den Uraposteln ausgegangen war, so dachte er auch nicht daran, seine Gemeinden der Kirche von Jerusalem zu unterstellen. Er verknüpft sie durch die Besuche seiner Schüler unter sich, visitiert sie selbst oder durch seine Boten, aber er leugnete durchaus, daß die Jerusalemiten ein Recht hätten, in seine Schöpfungen irgendwie hereinzureden, wenn er es auch vermeiden andere Bräuche einzuführen als die anderwärts üblichen.

So gefaßt, ist das Wanderleben des Apostels vollkommen begreiflich. Nur eine kurze Frist war noch gegeben bis zur Wiederkunft des Messias, und je mehr das palästinensische Judentum sich verstockte gegen seine Botschaft, um so mehr mußte es den Apostel drängen, den auswärtigen Synagogen der Volksgenossen Nachricht zu geben von dem, was im heiligen Lande sich inzwischen begeben habe. Die Notwendigkeit dieses Apostolats folgte ihm aus dem Worte der Schrift: „Jeder, der den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden. Wie sollen sie nun anrufen, an den sie nicht gläubig wurden? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt wurden?“ Dieses Bewußtsein, Juden und Griechen die Kunde von dem erschienenen Heile schuldig zu sein, steigert sich bei Paulus durch die Gewißheit, daß der Messias selbst ihn ausgesendet habe, sein Kommen anzukündigen. Pauli Gedanken hatten seit dem Tage von Damaskus nur den einen Inhalt, daß ihm gestattet sein möge, einst am Tage der Wiederkunft Jesu dem Messias eine stattliche Zahl von Gemeinschaften zuzuführen, die dann seine „Freude“, sein „Schmuck“, seine „Ehrenkrone“ sein sollten am Tage der Heiligen. Als Brautführer will er dem kommenden Bräutigam die Braut, die Gemeinde entgegenführen. Diesem Missionsberufe ent-

sprechend sind ihm unter den Gaben des heiligen Geists die verliehen, die dazu dienen Bahn zu brechen. Wir rechnen dazu zunächst die Gabe der Rede. Allerdings be-
gegneten wir dem befremdenden Vorwurf der Gegner, den Paulus selbst anführt: „Die Briefe, spricht man, sind schwer und gewaltig, die leibliche Gegenwart aber schwächlich und die Rede verächtlich.“ In gewissem Sinn mag das richtig sein. Auch den Galatern schreibt er: „Ich redete unter euch in Schwachheit des Fleisches, und doch habt ihr mich nicht ausgespien.“ Daß er unter körperlichen Einflüssen oft auch geistig gebunden war und nicht zum Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gelangte, hat er selbst mit schmerzlichen Worten mehrfach beklagt. Dennoch darf er sich selbst das Zeugnis ausstellen: „Unsere Waffen sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott zum Streite, Befestigungen zu zerstören, die wir falsche Gedanken zerstören und jede Höhe, die sich selbst erhebt gegen die Erkenntnis Gottes und alle Sinne gefangen zu nehmen unter den Gehorsam Christi.“ Wie sollte auch der Verfasser von 1. Kor. 13 und Röm. 9 kein Redner sein! Die Worte, die seitdem Millionen Menschen getröstet, wie mächtig mußten sie von Angesicht zu Angesicht wirken in dem Zusammenhang, der sie erzeugte. Mochte der fromme Redner nun der Gemeinde in Demut bekennen: „Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte, aber ich jage danach,“ oder mochte er in dankbarem Ausblick nach oben sprechen: „O welche Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes“ oder mochte er in enthusiastischer Aufwallung rufen: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ Geboren aus der Stimmung des Augenblicks mußten solche Worte noch ganz anders die Hörer ergreifen und hinwerfen als heute, und Paulus hat es wohl oft genug selbst erlebt, was er den wahren Propheten vorher sagt, wenn sie in rechter Weise zu dem Ungläubigen reden, „so wird er überführt, gerichtet, das Verborgene seines Herzens wird offenbar und also wird er, niedergefallen auf sein Angesicht, Gott

anbeten und bekennen, daß Gott wirklich in euch ist“. Ein Rhetor wie Apollos war er nicht, und den Apollischen mochte seine Rede verächtlich dünken, aber es war inneres Leben in ihm, das Leben wirkte, auch wo seine Worte in Stammeln und Zungenreden übergingen. Mehr noch aber als Redner war er Missionar. Ihm eignete die rastlose Initiative, die rasche Menschenkenntnis, die Fähigkeit sich in alle Formen zu gießen, im jüdischen Hause Jude, im heidnischen Heide zu sein und auch zu den Schwachen liebevoll sich hinabzuneigen, die zu dem Geschäft des „Grundlegens“ vor allem nötig ist. Er ist nicht ekel und auch nicht blöde. In die Höhlen der Diebe steigt er hinab (1. Kor. 6, 9 f.) und ist der gute Freund der Sklaventuben (1. Kor. 1, 11), aber auch bei den Bürgern weiß er sich in Respekt zu setzen, und die purpurgestreifte Toga schüchtert ihn nicht ein. Vor allem aber beherrscht ihn jener unwiderstehliche Reisedrang, der die wahre Missionsnatur kennzeichnet. Es ist ein „weiter und weiter“ in dieser Seele. Er hat etwas von der Unerfülltheit des großen Eroberers, den jeder neue Erwerb mit dämonischer Gewalt nur zu neuem Länderhunger aufstachelt, „weiter zu predigen, wo Christi Name nicht bekannt ist“. Wie der Hirtenfittich der Grundzug Jesu, so ist der Missionsdrang der Grundzug des Apostels, dem er mit der ganzen Rastlosigkeit seines jüdischen Temperaments nachlebt. Er ist überall nur „auf der Durchreise“, er hat nur den einen Gedanken, daß „das Wort eilend laufe“ und je länger, je mehr wächst ihm der Wandertrieb. Er klettert über die Schneehöhen des Taurus, da zieht's ihn in die Täler Lykaoniens, er wandert bis ans Ägäische Meer, da erscheint ihm im Traum ein mazedonischer Mann und ruft: komm hilf uns, er kommt nach Korinth, da fahren die Schiffe nach Italien, er schreibt nach Rom und meldet sofort, er komme, aber wieder nur auf der Weiterreise nach Spanien. Über das Meer rufen ihm Stimmen: „komm“, und in den Stunden der Einsamkeit sinnt er über die nach,

„die nichts davon gehört“. Und dieses „weiter, weiter!“ ist die Poesie seines Lebens. Überall ist er geleitet und getragen von dem prophetischen Wort: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße des Glücksboten, der Frieden verkündet, gute Botschaft bringt, Heil verkündet, der zu Zion spricht, dein Gott ist König“ — das war das Jesajawort, das ihn geleitete auf allen seinen Wegen, und in seinen Briefen sieht er mit Stolz zurück, wie weit er gekommen und rühmt, daß der Triumphwagen, auf dem ihn Christus durch die Straßen der Welt führt, überall den Wohlgeruch der Erkenntnis wie Weihrauchdüfte hinterlassen habe.

In seiner Erleuchtung hatte Paulus nach seiner Überzeugung den Auftrag des Messias erhalten, das Evangelium vom Sohne Gottes allenthalben zu verkünden. Apostel durch persönliche Berufung Jesu ist er geneigt, seine direkte Berufung zum Apostel genau so hoch einzuschätzen als die Vollmacht der Zwölfe und in jedem Briefe beginnt er mit dem stolzen: „Paulus, Apostel Jesu Christi“. Das vor allem gab ihm seine felsenfeste innere Sicherheit. Aber der leidenschaftliche Jude aus Tarsus war überhaupt eine jener Naturen, die alles ganz sind und in dem Moment, in dem ihm aufging, daß der, den er verfolge, dennoch der Messias sei, den er von Kindesbeinen an erwartet hatte, stand ihm auch fest, daß er sein Erscheinen allen Israeliten zu verkündigen habe. Das Missionieren im heiligen Lande war ihm durch seine Vergangenheit unmöglich gemacht, so wendete er sich an die Judenthümer der Völkerwelt. Als seine Pflicht betrachtete er zunächst nicht die unmögliche Aufgabe, heidnischen Massen, die vom Messias nichts wissen, dessen Antunft anzumelden. Dazu ist er zunächst nicht ausgezogen. Seine Absicht war vielmehr die, den Volksgenossen in der Diaspora und dem großen Volke der Proselyten, das sich an die Synagogen draußen angeschlossen hatte, die frohe Botschaft zu bringen, daß der Messias, auf den sie alle harrten, nunmehr er-

schienen sei, die Sünde der Welt getilgt habe durch seinen Opfertod und demnächst wiederkehren werde auf den Wolken des Himmels zum Gericht über die Ungläubigen. Auch die Apostelgeschichte läßt ihn überall zuerst sich an die Synagogen wenden, nicht an die Heiden. Wie die Jerusalemiten auszogen zwei und zwei, um das erschienene Reich den Juden zu verkündigen, so sehen wir auch ihn, bald begleitet von Barnabas, bald von Silas oder einem seiner eigenen Jünger von Synagoge zu Synagoge wandern und wie der Täufer und Jesus mahnen: „Lasset euch versöhnen mit Gott!“ So war auch er gesandt an die Söhne Israels. Um Heiden zu bekehren, hätte Paulus nicht von Antiochien nach Cypern zu schiffen, und nicht von Pamphylien über den Taurus zu klettern brauchen, Heiden gab es in Syrien und Cilicien in hinlänglicher Anzahl. Hätte er es auf die Heiden abgesehen gehabt, so konnte er in seiner Heimat Cilicien bleiben. Vielmehr zieht Paulus überall den Synagogen nach und sucht an den Betplätzen der Juden seine Hörer. Auch der Inhalt seiner Predigt, den er im Römerbrief einer judenchristlichen Gemeinde darlegt, in deren Synagoge er nicht persönlich auftreten kann, setzt durchaus Hörer voraus, die selbst geborene Juden oder doch mit den alttestamentlichen Büchern und Vorstellungen seit lange vertraut sind. Nicht anders ist es mit dem Brief an die Galater, nur wenig anders mit den Korintherbriefen bestellt. Wesentlich aus dem Kreise der Synagoge und der Proselyten, der *legem metuentes*, wie Juvenal sie nennt, hat Paulus seine Gemeinschaften gebildet, das zeigen die Erörterungen seiner Briefe, die überall eine alttestamentlich geschulte Gemeinde im Auge haben. Der Reisebegleiter, der act. 16, 13 in erster Person berichtet, schildert uns, wie Paulus nach seiner Landung in Macedonien durch das große heidnische Neapolis einfach hindurchzieht, obwohl da hunderttausend unbefehrte Heiden sind; statt dessen wandert er nach der unbedeutenden Festung Philippi, weil dort am Sitze der

römischen Militärverwaltung handeltreibende Juden zu finden waren. Sofort begibt er sich nach dem Betplatz der Juden, um zunächst mit einer Proselytin Beziehungen anzuknüpfen. In ähnlicher Weise tritt er dann in dem benachbarten Thessalonich sofort in der Synagoge auf. „Für den Messias,“ sagt er selbst einmal, „sind wir Botschafter, gleich als ob Gott durch uns ermahnete. So bitten wir an des Messias statt: lasset euch versöhnen mit Gott“ (2. Kor. 5, 20 f.). Nach den stilisierten Reden der Apostelgeschichte, die einigermaßen den antiken Faltenwurf der griechischen Agora tragen, darf man Pauli Synagogenberedtsamkeit allerdings nicht beurteilen. Wir besitzen eine Rede des Paulus nach dessen eigenen Aufzeichnungen, die Gal. 2, 14 f. mitgeteilte. Scharf, logisch, vernichtend ist diese Rede in ihrer rabbinischen Dialektik, aber mit den Reden der Apostelgeschichte hat die seine nicht mehr Ähnlichkeit als die Traktate des Talmud mit den Reden des Demosthenes.

Wie die anderen Evangelisten war also auch Paulus anfänglich ein Judenmissionar. Dann aber erkannte er, wenn der Christ durch diese Gnade in Christo vom Geseze frei ist, so ist auch kein Grund vorhanden, Christi Gnade auf die Gesezesdiener zu beschränken. Hier war ja kein Heide noch Jude, sondern eine neue Kreatur in Christo. Dennoch hat Paulus, imponiert von der Majestät des Gesezes und bedrückt von der Gewohnheit seiner Vergangenheit, sich nicht sofort vom jüdischen Geseze losgesagt. Seine Gegner werfen ihm vor, und er leugnet es nicht (Gal. 5, 11), daß es eine Zeit gegeben habe, in der auch er das Gesez und die Beschneidung gepredigt habe. Es kann sich das nicht auf seine pharisäische Zeit beziehen, denn daß er damals das Gesez predigte, war kein Beweis, daß er es auch als Apostel in der christlichen Gemeinde einstmals empfohlen habe, wie ihm die Gegner vorwarfen. Er schloß sich mithin anfänglich der bestehenden judenchristlichen Praxis an. Aber auf die Dauer konnte er so Unverträgliches nicht

nebeneinander lehren. Ist für den Zugang zum Reiche nur der Glaube an den Messias entscheidend, so ist der Proselyt nicht anders gestellt als der Jude und der Heide nicht anders als der Proselyt. Führt nicht das Gesetz zur Seligkeit, sondern der Glaube, so war Christus des Gesetzes Ende. Zu dieser theoretischen Erkenntnis drängten auch die praktischen Erfahrungen der Mission, die die Heiden empfänglicher zeigten für die Predigt als das in seinem Gesetze verknöcherte Judentum. So ist die Theologie des Paulus doch nicht mit einem Schlage als fertiges System aus seinem Haupte hervorgesprungen, sondern sie ist das Produkt seines ernstesten Nachdenkens und der langjährigen Erfahrungen des Missionärs. So erklärt sich der Vorwurf, der von judenchristlicher Seite gegen ihn erhoben wird, er lehre jetzt anders als vordem.

Noch ein zweites aber war durch die Erscheinung des Menschensohns dem Befehrten gewiß geworden, nämlich daß die Wiederkunft des Messias vor der Türe stehe. Es eilte, eilte! Dazu hatte der Messias sich ihm enthüllt, damit Paulus die Welt auf seine demnächstige Wiederkehr vorbereite. Nicht ein Jünger Jesu wurde er durch seine Berufung, sondern ein Apostel. Dazu war er, nach seiner Überzeugung, ausgesondert von seiner Mutter Leibe an und berufen durch Gottes Gnade, seinen Sohn zu offenbaren, daß er die Botschaft seines nahen Kommens von ihm verkündige (Gal. 1, 16). Die Art, wie Paulus zur Gewißheit der Messianität Jesu gekommen war, war so wunderbar, daß sie ihn hinaus schleudert bis an die Enden des Westens. Die Erinnerung an Damask war der starke Impuls, der ihn vorwärts trieb. Waren die anderen ausgesendet von dem auf Erden wandelnden Jesus, so war er Apostel durch Offenbarung. Seine Vision vor Damaskus war seine Legitimation. Wenn ihm jemand Zweifel ausspricht an dieser Erscheinung eines Toten, so schreckt er davor zurück wie vor einem Abgrund und bricht in die Worte aus, die tief in seine Seele schauen lassen: „Wenn

Christus nicht auferstand, dann sind wir die elendsten von allen Menschen.“ Insofern also ist die Vision von Damasus, in der Christus, der himmlische Messias, sich ihm gezeigt hatte, das Fundament seines Glaubens und das Motiv seines Handelns. Die andern glaubten an den himmlischen Menschen, Paulus wußte von ihm, er hatte ihn gesehen und beruft sich auf ihn mit derselben Gewißheit wie die Zwölfe. Hatte Christus zu jenen gesprochen: „Gehet hin zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel“, so hatte er ihm verheißen: „Ich will dich zum Boten machen an alle Völker.“ So faßt er schließlich wenigstens seine Berufung auf. Reflexion ist das nicht, sondern unmittelbares Abhängigkeitsgefühl eines Inspirierten, der sich als Werkzeug in der Hand Gottes fühlt. „Nicht daß ich von mir aus fähig wäre, mir etwas zuzutrauen als von mir, sondern meine Fähigkeit kommt von Gott, der mich fähig gemacht hat zum Diener des Neuen Bundes, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes.“



III

Die neue Lehre vom Opfertode des Messias



Das Evangelium, wie es Paulus in den Synagogen der Diaspora verkündete, ist auf einen anderen Ton gestimmt als das des Markus oder als die Spruchsammlung des Matthäus und hat auch eine andere Farbe als die Verkündigungen der Apokalypse. Schon in der Formulierung der christlichen Begriffe ist Paulus nur wenig von den Stichworten der Evangelien abhängig. Jesus ist ihm nicht der Messias, sondern der Herr. „Die jüdischen Vorstellungen von Hölle, Paradies, Gottesreich treten zurück. Statt Gericht sagt er stets Zorn, statt Gottesreich lieber Rettung, statt Hölle Tod“¹⁾. Seine Rechtfertigung aus dem Glauben hat die Pflichtenlehre sehr vereinfacht. Der Sohn Gottes ist gestorben, um unsere Sündenschuld zu tilgen; wollen wir dieser Wohltat teilhaftig werden, so müssen wir an ihn glauben und müssen bleiben in Christo. Dieser Glaube war nicht Pauli erklügelte Lehre, sondern seine erlebte Erfahrung. Er selbst bezeichnet als den Moment seiner Bekehrung den Augenblick, da er erkannte, daß die Schrift einen leidenden Messias lehre, der die Schuld der Welt auf sich nimmt und durch seinen Tod sie sühnt. In je schrofferem Gegensatz diese Erkenntnis eines leidenden Messias zu seiner seitherigen jüdischen Messias Hoffnung stand, um so mehr erschien ihm jetzt der Tod des Messias

¹⁾ Vgl. Wernle, Die Anfänge unserer Religion. S. 126.

als das eigentliche Mysterium der göttlichen Heilsökonomie. Was ihm bisher eine Blasphemie gewesen war, ist ihm jetzt der Kern des Glaubens. Seit er erkannt hatte, das Geschäft des Messias bestehe nicht darin, die Ketten der Heiden zu brechen, sondern durch seinen Opfertod die Menschheit von dem Fluche des alten Adam zu erlösen, ist dieses Geheimnis der Mittelpunkt seiner Theologie. Das Evangelium ist ihm „das Wort vom Kreuz“. Am Kreuze ist das alte sündige Fleisch der Menschheit getötet worden, damit aus dem Grabe ein neuer Adam, der urbildliche Mensch, als Stammvater einer neuen Menschheit, hervorgehe. Kreuzigung, Auferstehung, Wiedergeburt, das sind die drei Kategorien seiner Mystik. In ihnen ist die Bedeutung des Opfertodes des Messias beschlossen. Wir sollen uns mit dem Messias zusammenschließen, indem wir an ihn glauben, dann ist in seinem Tode auch unser Fleisch gekreuzigt, wir sind mit ihm auferstanden als eine neue Kreatur und wandeln kraft dieser Wiedergeburt in einem neuen Leben. Nicht auf unsere Erfüllung des Gesetzes berufen wir uns, sondern darauf, daß Christus am Kreuze für unsere Sünde genug getan und in der Tötung des von ihm angenommenen Fleischesleibs die Macht des Fleisches gebrochen hat. Ist er für uns gestorben, so sind wir durch sein Blut rein geworden von aller Sünde. Sind wir mit ihm eins, hat der himmlische Adam in uns Gestalt gewonnen, dann sind wir durch ihn Erben der Gnade, wie wir nach dem Bilde des irdischen Adam Erben der Sünde und des Todes gewesen sind. Die Lehre von dem leidenden Messias, der Stein des Anstoßes, den er früher verworfen hatte, ist für Paulus jetzt zum Eckstein seiner Lehre geworden. Seine christliche Theologie floß aus dem einzigen Satze, daß der Messias starb zur Sühnung unserer Sünde. Wer darauf fest vertraut, gehört zum Volke des Messias und ist Glied seines Gottesreichs. Daneben aber blieb Pauli alte jüdische Theologie aufrecht. Durch sein Erscheinen auf Erden hat der Messias für

Paulus nicht aufgehört ein himmlisches Geisteswesen zu sein, hoch erhaben über alle Engel, in dem und zu dem alle Dinge sind, die ihre Schöpfung ihm verdanken. Freiwillig hat Christus dieses Gottgleichseins sich entäußert und Knechtsgestalt angenommen¹⁾. Nachdem der himmlische Mensch durch seinen Opfertod die Schuld des irdischen Adam abgetragen und für dessen Nachkommen die Möglichkeit hergestellt hat, nach ihm, dem himmlischen Adam, umgeschaffen zu werden, falls sie sich mit ihm zusammenschließen in Taufe und Wiedergeburt, ist Christus in die himmlische Herrlichkeit zurückgekehrt und Gott hat ihm als Lohn seines Gehorsams einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Er ist „der Herr“. Menschwerdung und Tod sind also eine Liebestat des „Herrn der Herrlichkeit“. Die menschlich geschichtliche Persönlichkeit Jesu von Nazareth, sein irdisches Leben und Wirken, tritt neben der einen Leistung des Kreuzestodes fast völlig in den Hintergrund²⁾. Das Christusbild des Paulus ist also weniger aus der Erzählung der Apostel, als aus der jüdischen Apokalypitik hervorgegangen und das Leben Jesu auf Erden, das nur ein kleiner Ausschnitt aus der Existenz dessen ist, der von Ewigkeit her war, hat sich Paulus zwar nach Maßgabe der Überlieferung der Urgemeinde vorgestellt, aber Glaubensgegenstand ist für ihn der himmlische Christus, an den er schon als Pharisäer, wenn auch im Zusammenhang seiner damaligen Gesetzes-Theologie geglaubt hatte. Ob wir Jesum dem Fleische nach gekannt haben, ist nicht entscheidend, kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr so. Nur ob er uns erkannt hat und wir mit ihm eins geworden sind, entscheidet. Daß auch diese paulinische Theologie ein Produkt der synkretistischen Kultur des Jahr-

¹⁾ Vgl. Brede, Paulus. S. 60. Dazu Köhling, Die geistige Einwirkung der Person Jesu auf Paulus. S. 24.

²⁾ Vgl. Brückner, Die Entstehung der paulinischen Christologie. 1903.

hundreds war, erkennt sich leicht. Der rabbinische Messias und der platonisch-philonische Idealmensch sind hier zu einer Gestalt zusammengeschlossen, wie in Pauli Gottesbegriff der hebräische Jehova und die platonische Gottheit voll Weisheit und Liebe enthalten sind. Diese beiden Elemente mischen sich dann noch weiter mit den Nachrichten über Jesus von Nazareth, die er bei den Flüchtlingen in Damascus einsammelte. Auch die paulinische Theologie ist also Synkretismus. Zu den pharisäischen Überlieferungen seiner Jugend rechnen wir die juristische Auffassung des Werkes Christi, die eine Genugthuung für das Gesetz Gottes verlangt, als ob Gott eine solche nicht auch in Gnaden hätte erlassen können. Das Gesetz hatte gesagt, der Sünder soll des Todes sterben. Sterben also mußte jemand, und so starb für die Sünder Christus. Der Standpunkt Jesu, daß das geschriebene Gesetz gegenüber den uns im Herzen lebenden Gottesgeboten nur eine relative Geltung habe, ist des Apostels jüdischer Theologie fremd. Das Gesetz ist ihm die Urkunde des von Gott mit Israel geschlossenen Rechtsvertrags. Da die Menschen diesen Vertrag gebrochen haben, so würden sie bei dem heraufziehenden Gerichtstag alle der Verdammnis verfallen sein und weil Gott nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten darf, kann er die angedrohte Strafe nur erlassen gegen eine anderweite Satisfaktion. Darum hat Gott den, der von keiner Sünde wußte, zur Sünde gemacht. Er ließ den Schuldlosen, der keiner Strafe unterlag, die Strafe tragen, damit die Sünde nicht ungestraft bleibe und dem Gesetze sein Recht werde. So war durch Gottes Gnade, der seinen eigenen Sohn nicht verschonte, Gottes Drohung erfüllt. Nachdem er so sein Wort ausgelöst, konnte Gott diejenigen, die durch Anschluß an seinen Sohn sich des Verdienstes Christi theilhaftig machten, in sein Reich zulassen. Das Gesetz sollte also nicht die Menschen lehren, durch eigene Leistungen den Eintritt in den Himmel zu erzwingen, sondern soll sie überführen, daß sie ohne die Gnade des himmlischen Menschen

und Sohnes Gottes verloren wären. Darum müssen wir uns eng an den Gnadenboten Gottes anschließen. In Christo müssen wir leben, in ihm sterben. Das Fluchholz des Kreuzes ist dann für uns zum Baume des Lebens geworden. In der Gemeinschaft mit Christus empfangen wir seinen Geist. Himmlische Geisteskräfte strömen von ihm aus und verwandeln uns in dem Prozeß der Wiedergeburt zu neuen Menschen nach dem Bilde des zweiten, himmlischen Adam. Wenn alle diese Gnadenwirkungen aus dem Glauben stammen, so ist klar, daß Paulus unter glauben nicht einen intellektuellen Akt versteht, ein Fürwahrhalten dieser oder jener Vorstellung, sondern eine innere Vereinigung mit dem himmlischen Menschen. Ihm öffnet der Gläubige sein Herz und läßt ihn in sich walten, so daß er mit ihm nur einen Willen, ein Wissen, ein Empfinden hat. Glauben heißt in Christus sein. „An Stelle des alten, sündenlüsternen Ichs,“ sagt Jülicher, „ist ein neues vom Himmel her gestaltetes getreten.“ Das ist die Wiedergeburt. Christi messianisches Werk besteht nach Paulus also nicht darin, als zweiter Moses oder David die Juden politisch zu befreien, sondern als zweiter Adam Stammvater einer neuen Menschheit zu werden. Zu diesem Behufe stirbt der zweite Adam den Opfertod, um die Sünde des ersten Adam zu sühnen. In diesem Tode im Fleische tötet er die Sünde am Fleische und teilt in der Auferstehung allen, die im Glauben sich mit ihm zu einem Leibe zusammenschließen, einen neuen Geist mit, so daß sie, wiedergeboren nach dem Bilde des himmlischen Adam, fähig sind in das himmlische Reich einzutreten, wie die Ähnlichkeit des ersten Adam sie der Sünde und dem Tode anheimgab. Um diese paulinische Mystik, wie der Teppichmacher sie nun in stillen Stunden bei seiner Handarbeit weiter ausspann und im Unterricht andächtiger Jünger bis ins einzelkste formulierte, völlig zu verstehen, muß man sich erinnern, daß für Paulus der himmlische Mensch, wie für Philo, Stammbegriff der irdischen Menschheit

ist¹⁾. Was Christo geschehen ist, ist in ihm, dem Träger der Gattung, allen geschehen. „Einer ist für alle gestorben, also sind alle gestorben.“ „Christus hat uns vom Fluche des Gesetzes erlöst, indem er Fluch für uns wurde.“ Indem Christus das Sündenfleisch selbst annahm und am Kreuze sterben ließ, ist für die Seinen die Sünde tot und abgetan. Da der himmlische Mensch, die Idee des Menschen, die Gattung repräsentiert, bezieht sich auf jeden einzelnen, was er erfährt. Ermöglicht ist dieser Prozeß dadurch, daß der Gläubige durch seine Bekehrung in die Sphäre des Heiligen Geistes versetzt wird. Der Heilige Geist, dessen sich die Jünger bei der Ekstase des ersten Pfingstfestes bewußt geworden waren, ist für Paulus eine übernatürliche Kraft, die in den Menschen bei seiner Bekehrung einkehrt, in ihm wohnt, wirkt und ihn treibt. Der Gläubige ist im Geiste, wie er zuvor im Fleische war. Der Geist aber erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. In ihm ist ein Angeld auf die kommende Herrlichkeit uns bereits gegeben und diese Gabe hängt in mystischer Weise zusammen mit der Auferstehung Christi, denn wie am Tode des himmlischen Menschen, so haben die Seinen auch an seiner Auferstehung in geheimnisvoller Weise Anteil. Dieser Prozeß ist aber nicht eine natürliche Entwicklung des Psychikers zum Pneumatiker, sondern Christus selbst muß uns aus der pneumatischen Sphäre her die Hand reichen. Durch geheimnisvolle Vereinigung mit uns bewirkt er unsere Wiedergeburt und schafft einen neuen Menschen, der die Organe hat, Pneumatisches zu vernehmen. Der Besitz des Geistes, den wir durch Glauben und Taufe erhalten, verleiht uns die Gabe der Zungen, der Weisagung und Wunderkräfte. Der Wiedergeborene kennt eine Sprache, bei der nicht der Mensch redet, sondern der Geist durch den Menschen. Der Heilsprozeß geht also durchaus von Gott aus. Der himmlische Mensch gibt seine Sohnschaft auf und

¹⁾ Vgl. Brede, Paulus. S. 60.

nimmt unsere Natur an, damit wir die seine erhalten. Er begibt sich in das Gebiet der Sünde, um die Sünde zu überwinden. „Christus wird, was wir sind, damit wir durch seinen Tod werden, was er ist¹⁾.“ Die Quelle dieses Wunders ist die göttliche Barmherzigkeit. Gottes Gnade hat alles veranstaltet, Christi Liebe hat alles durchgeführt. Der Mensch aber gelangt in den Besitz des so gebotenen Heils durch Glauben und Taufe. Der Glaube besteht in der gehorsamen Annahme und Bejahung des Evangeliums von der Erlösung. Die Überzeugung von ihrer Wahrheit stellt die Verbindung mit Christus her, durch die wir an seinem Tod und seiner Auferstehung teilhaben. Sind wir mit Christus auferstanden, so müssen wir auch in einem neuen Leben wandeln. Die Gläubigen sind in Christus und er in ihnen. Durch die Einheit mit ihm sind die Christen als ein eigenes Volk aus der Masse der Menschheit ausgesondert als das wahre Volk Gottes. Außerlich aufgenommen in die Zahl der Erlösten wird der Gläubige durch das Tauchbad, wobei das Untertauchen im Wasser Sinnbild des Todes des alten Menschen, das Wiederauftauchen Bild des Erstehens zum neuen Leben ist. Insofern sind alle, die auf Jesum getauft sind, in seinen Tod getauft. Und nicht bloß ein Symbol soll dieser Akt sein, sondern ganz real findet der Leib der Sünde im Taufwasser sein Grab und emportaucht ein neuer Mensch, der nach dem himmlischen Adam wiedergeboren ist. Auch dieser Akt bestätigt also, daß der sinnliche Mensch durch keinerlei innere Entwicklung ein geistiger wird, sondern daß Gott vom Himmel her eingreift, um diese Neugeburt zu ermöglichen. Gleich der Taufe ist auch das Abendmahl ein Mysterium. Es ist eine geistige Speise und ein geistiger Trank, durch den wir in Gemeinschaft mit Christus treten, ähnlich dem Heiden, der durch seine Tempelmahlzeiten in Gemeinschaft mit den Dämonen tritt. Wie die

¹⁾ Bgl. Brede a. a. O. S. 65.

Geweihten der Eleusinen durch ihre Symbole, so sind die Christen durch ihre Sakramente etwas Höheres geworden als die gemeine Menschheit. Sie sind hindurchgegangen durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung und damit dem allgemeinen Verderben entronnen.

Mit dieser Weise in das Reich der Gnade einzutreten, hatte nun offensichtlich die Erfüllung des jüdischen Gesezes nichts zu tun. Eine Weile mochte Paulus, wie die palästinenfischen Christen, neben dem Leben in Christus auch das jüdische Leben in Erfüllung des jüdischen Gesezes fortführen, aber je mehr er seine ganze Kraft der Mission widmete, um so mehr mußte ihm dieses Gesez ein Hindernis für seine Lebensarbeit werden. Er konnte nicht zugeben, daß zur Zugehörigkeit zu Christus, die mit dem Fleische nichts zu tun hat, die Beschneidung und die Einhaltung der jüdischen Speisegebote nötig seien. Die Bedingung der Zugehörigkeit zu Christus war der Glaube, die Taufe, die Eucharistie, nicht das jüdische Gesez. Durch das Bedürfnis seiner Mission kam Paulus darauf, den Satz in den Vordergrund zu rücken, daß der Mensch durch den Glauben gerecht werde und nicht durch die Werke des Gesezes. Je mehr er sich für den Erfolg der Mission begeisterte, um so entschiedener mußte er die Begräumung der Schranke verlangen, die diesen Erfolg hemmte. Beschneidung und Speisegeseze waren Hindernisse, die die Heiden von der christlichen Gemeinschaft absperreten. So trat bei Paulus an Stelle des früheren Gesezeseifers ein Eifern gegen das Gesez. So, wie er genaturt war, ist es nicht zu verwundern, daß im Kampfe mit den Gesezesknechten ihm das Gesez selbst im Preise sank und er schließlich gegen das Gesez und den Gesezgeber selbst polemisierte. Das Gesez wurde nicht von Gott, sondern von den Engeln gegeben, ein Satz der philonischen Theologie, den Paulus jetzt als Erweis der Minderwertigkeit des Gesezes verwertet. Moses täuschte Israel, indem er ihm durch Verhängung seines Angesichts vorgaukelte, die Glorie, die es

vom Sinai her eine Weile widerstrahlte, werde ewig dauern. Gott wollte die Menschen überhaupt nicht durch das Gesetz zum Heile führen, sondern durch die Verbote zur Sünde reizen, um sie zu überzeugen, daß sie aus eigener Kraft sich niemals aus der Sünde emporarbeiten könnten. Er verschloß sie durch das Gesetz unter die Sünde, damit sie nur durch Gnade selig würden, nicht durch das Gesetz, das nicht lebendig macht, sondern tötet. Von hier aus war es nur ein Schritt bis zu der Behauptung der gnostischen Paulus Schüler, das Gesetz sei gar nicht vom wahren Gotte gegeben, sondern von dem beschränkten Judengott. Daß Paulus das Gesetz als das schlimmste Hindernis der Ausbreitung des Evangeliums kennen lernte, erklärt die Erbitterung des Missionärs gegen dasselbe. Aber auch ein persönlichstes Moment bestärkte ihn in diesem Standpunkt. Seine eigene wunderbare Berufung ist ihm ein Beweis, daß nicht unser Jagen und Laufen uns ins Gottesreich bringe, sondern allein Gottes Gnade. Aller Gesetzesdienst verführt uns zu der Meinung, daß wir durch unsere Werke unser Heil schaffen könnten, das doch nur Gott schaffen kann, auf dessen Gnade wir bauen sollen. Auch vom Standpunkt seines Abhängigkeitsgefühls also verwirft Paulus das Gesetzeswesen, das Gottes Ehre zu nahe tritt, der beides wirkt, das Wollen und das Vollbringen. Gott tut alles allein, wir aber sollen vertrauen, glauben, die Gnade annehmen. So kommt Paulus auf seine Losung: „Wir werden selig nicht durch das Gesetzeswerk, sondern durch den Glauben.“ Gott ist der Gebende, unsere Sache ist das gläubige Empfangen.

Durch diese Predigt ist Paulus der Begründer der christlichen Theologie geworden. Jesus hatte das Reich Gottes gepredigt, seine Jünger den König des Reiches, Paulus ergründet die Bedeutung des Todes des Messias, den er nach Analogie des jüdischen Opferdienstes als Sühnetod ansieht. Durch den freiwilligen Opfertod des himmlischen Adam ist die Sündenschuld des irdischen Adam ge-

fühnt. Hatte bisher der Pharisäer Saul die Rechtfertigung darin gesucht, daß er stündlich seine Gebete sprach, zweimal fastete in der Woche, sich die Hände wusch vor Tisch, Unreines nicht genoß, Unheiliges nicht anrührte, daß er wallfahrtete, opferte und eifrigst darüber wachte, daß andere das gleiche taten, so erklärte er jetzt das alles für unnütz. Nur auf den Opfertod des Messias sollen wir uns verlassen: „Er trug unsere Schuld und durch seine Wunde sind wir geheilt.“ In der Wiedergeburt einen neuen Menschen anziehen nach dem Bilde des zweiten himmlischen Adam, das ist der einzige Weg zu Gott, so nur werden wir Untertanen des messianischen Königs, Heilige, wie Daniel die Bürger des Reichs genannt hat.

Daß diese paulinischen Sätze in allen Stücken eine notwendige Konsequenz der Lehre Jesu seien, wird man nicht behaupten können. Sie sind Teile einer Theologie, die auch andere, vor allem alttestamentliche und rabbinische Elemente enthält. Treue Wiederholungen der Worte Jesu sind bei Paulus überhaupt selten, und vor allem fällt der Mangel an Bezugnahme auf die schönen Parabeln der Spruchsammlung auf. Es ist alles herausgesponnen aus seinem Eigenen; aber das Gottesreich in uns und die Rechtfertigung aus dem Glauben sind im wesentlichen doch nur ein verschiedener Ausdruck für dieselbe Sache, und so nannte sich Paulus dennoch mit Recht Apostel Jesu Christi. In dieser Aufgabe, den erschienenen Messias zu verkünden, findet Pauli rastlose, von den Gedanken, die sich untereinander verflagen und entschuldigen, gepeinigte Seele Ruhe. Als Pharisäer hatte er die ganze Dual eines Menschen durchgekämpft, der durch Gesetzeserfüllung Friede mit sich und Gott hatte finden wollen, aber nur, um zu erfahren, daß seine Natur gar nicht imstande war, das Gesetz wahrhaft und innerlich zu halten. So hatte er die Sünde als das Prinzip kennen gelernt, das den Menschen von Gott trennt, und das er ohne göttliche Hilfe nicht zu überwinden vermag. Die von seinen Gesetzeslehrern über-

lieferten Mittel des Pharisäismus hatten sich ihm ungenügend erwiesen. Sie hatten ihn im Gegenteil zum Mörder und Verfolger der Heiligen gemacht. Aus dieser Dual der Selbstvorwürfe und innern Zerkissenheit hatte ihn erst die Erkenntnis erlöst, daß eben dazu der Messias sterben mußte, um für unsere Sünde Genüge zu tun, die von uns aus zu überwinden wir unfähig sind. Damit war aber auch die Geltung des Gesetzes abgetan. Er hatte Stephanus dafür verfolgt, daß der Hellenist sagte: Wenn das Reich Gottes in der Verfassung unseres Inneren besteht, die Jesus mitteilt, so sind Gesetz und Tempeldienst überflüssig. Nach seiner Bekehrung erkannte auch Paulus den grundsätzlichen Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium, den Jakobus nicht erkannte. Nur der Glaube, der innige Anschluß an den Messias, wendet uns Gottes Wohlgefallen zu und versetzt uns unter die Erwählten, für die der himmlische Mensch den Opfertod erlitten hat, nicht das Gesetz. Unsere Gerechtigkeit ist nicht das Produkt unserer Gesetzeserfüllung, sondern das Werk der erbar-menden, suchenden, neu schaffenden Liebe Gottes, dem Sünder ohne all sein Zutun geschenkt und von diesem im Glauben hingenommen. Für den aber, der in dieser Neu-schöpfung eine neue Kreatur geworden ist, ist das Gesetz, das dem alten Adam galt, abgetan. Darin war er jetzt mit seinem Gegner Stephanus einig. Mit der Bekehrung werden wir Kinder Gottes und genießen die Freiheit der Gotteskinder, während das Gesetz für die Periode der Knechtschaft bestimmt war. So ist die Theologie des Apostels ein Produkt seiner ganz persönlichen Erlebnisse, ein Nachhall der Kämpfe, in denen sie dem Urheber selbst aufgegangen ist. Andererseits ist auch das nicht zu verkennen, daß der rabbinisch gebildete Pharisäer zahlreiche Ertragnisse seiner jüdischen Theologie in die Kirche einfuhrte, die von Haus nichts mit der Predigt vom Reiche Gottes zu tun hatten. Jesu Predigt vom Reiche ist kindlich einfach, durch Paulus wird sie Theologie. Pauli Lehre vom Ideal-

bild des Menschen im Himmel setzt Philo voraus, wie Philo Plato voraussetzt. Sein Begriff der Versöhnung durch das Opfer hängt mit der jüdischen Opfervorstellung zusammen, daß Jehovas Zorn durch Blut gesühnt werden müsse. Auch die alte jüdische Eschatologie stellte Paulus wieder her. Während für Jesus das Reich ein gegenwärtiges ist und bereits jetzt existiert in den Geistesgütern, die er gebracht hat, kehrt Paulus zu dem jüdisch apokalyptischen Standpunkt zurück; das Reich ist ein zukünftiges. Harren auf die Ankunft des Menschensohns ist der wesentliche Inhalt des Glaubens. Hier bewegt er sich ganz in jenem Vorstellungskreise, der an Jesaja 27, 13 anknüpfte: „An selbigem Tage wird in die große Posaune gestoßen, und es kommen die Verlorenen und beten an vor Jehova auf dem Heiligen Berge in Jerusalem.“ Bei Jesus ist das Reich da, bei Paulus wird es kommen mit dem Menschensohn. Die Person Jesu ist im Besitze des Gottesreichs, das inwendig in uns sein kann und sein soll, für Paulus ist dieses Reich noch immer ein Gegenstand der Hoffnung. „Nicht, daß ich es ergriffen hätte, aber ich jage danach.“ Jesus ist von Anfang über das Suchen und Ringen hinausgehoben. Jenes Schwanken zwischen Gottesbesitz und Gottentfremdung, Gottesnähe und Gottesferne kennt Jesus nicht. Jesus hat Gott, Paulus sucht Gott, das ist der Unterschied. Jesus würde nie gerufen haben: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?“ Er ruht sicher in der Liebe seines Vaters und weiß nichts vom Elend der Sünde und von Verzweiflung. Paulus ist durch alle diese Abgründe hindurchgeschleift worden, bis eine psychologische Katastrophe ihn über den Abgrund hinüberrettete. So vermochte er diese erschütternden Kämpfe im Römerbrief in einer für alle Zeiten klassischen Weise zu beschreiben, und gerade dadurch ist er in allen Jahrhunderten der Lehrer derer geworden, die in der herrschenden Frömmigkeit den Frieden nicht finden konnten, sondern sich einen neuen Weg zu Gott bahnen mußten.

Von nicht geringerer Bedeutung ist die Vertiefung der Opfervorstellung, die Paulus in die christliche Lehre einföhrte. Die Lehre von der Versöhnung durch das Blut Christi nimmt bei Paulus einen breiteren Raum ein als bei Markus und Matthäus. Dieser Vorstellung, daß der auf Erden erschienene Gottessohn für die Welt gelitten habe, entspricht in der heidnischen Theologie die Vorstellung von der söhnenden Kraft des blutigen Opfers. Die Taurobolien, die blutige Askese der Hierodulen, die blutigen Feste der Göttermutter lehrten ebenso, daß Blut das wirksamste Sühnemittel sei, um Sünden zu tilgen. Die paulinische Bluttheologie, die zentrale Stellung, die Paulus dem Opfertode des himmlischen Menschen gab, schlug eine Brücke zu der heidnischen Religiosität, die gleichfalls im blutigen Opfer die Sühnung und Versöhnung suchte. Der leidende Gottessohn bot eine Analogie zu der Vorstellung einer leidenden Gottheit, wie sie seit dem Vordringen der orientalischen Religionen den Völkern des Westens nicht mehr fremd war. In der klassischen Zeit mochten die Hellenen zu den ägyptischen Klageweibern sprechen: „Wenn diese hier Götter sind, so beklaget sie nicht, sind sie aber beklagenswert, so betet sie nicht an.“ Jetzt sind die melancholischen Mythen der Kleinasiaten und Ägypter in Rom nicht mehr unbekannt. Die Attesklage um den sterbenden Gott ist ein von den Dichtern gern benutztes Motiv und Isistempel erhoben sich in allen Weltstädten. Das Leiden der Gottheit war ursprünglich nur ein Symbol für das Hinsterben des Naturjahrs. Das Weinen des Rebstocks deutet der gläubige Heide als Tränen des Gottes. Die Klage der Isis um den sterbenden Osiris war der Ausdruck des Schmerzes um den hinsiechenden Strom, der das Land befruchten sollte. Die Klage um Adonis war das jährliche Herbstlied von der sterbenden Natur. Der Jammerruf, von dem Plutarch berichtet: „Der große Pan ist tot,“ wird eine mißverstandene Attesklage sein. Alle diese Mythen setzen aber eine leidende Gottheit voraus,


von der glücklichere Geschlechter des Westens nichts gewußt hatten. Damit war aber auch der so bestimmten Religiosität das Verständnis eröffnet für den leidenden Gottessohn, für die paulinische Lehre von Golgatha. Die Zeit war reif für die Botschaft, daß der Gott gestorben sei, um der sündigen Menschheit zum Leben zu verhelfen. Im Verständnis der heidnischen Welt war das Evangelium von dem für die Menschen gestorbenen Gotte eine Adonis-Flage. Das Sterben der Vegetation ist nötig, wenn ein neuer Frühling kommen soll. Das Weizenkorn muß sterben, damit ein neuer Halm emporsprieße. Durch den Tod der Vegetation wird sie selbst Begründerin der neuen Frühlingspracht, in der sie ihre Auferstehung feiert. Dazu mußte Christus leiden, damit die alte Menschheit in ihm begraben werde und eine neue ersthe in seiner Auferstehung. Das war das neue Alteslied, das immer stärker im Hebräerbrieft und im vierten Evangelium anklingt. Die Passion des Gottes entsprach dem Tone der christlichen Passionsgeschichte. Nicht der Kampf gegen eine verknöcherte Hierarchie, gegen den Buchstabenglauben der Schriftgelehrten, gegen die Veräußerlichung der Religion, den der Jesus der Synoptiker führte, ist dem kommenden Geschlechte der Christen die Hauptsache, sondern Thema der christlichen Predigt wird im Hebräerbrieft und der johanneischen Theologie das Leiden des Gottessohns, der sterben mußte, damit wir leben. Christus ist nicht mehr der jüdische Messias, sondern das Lamm, das geschlachtet ist, und dessen Blut uns gerecht macht. Dazu ist Christus in die Welt gekommen, um als unvergleichliches Opfer die Menschheit zu entschuldigen. Welche Taurobolien könnten sich mit dem Opfertode der Gottheit für ihre Menschenkinder vergleichen! Diese zentrale Stellung, die Paulus dem Opfertode des Messias gab, kam einer religiösen Vorstellung auch der heidnischen Welt entgegen, die für die müde und erschöpfte Menschheit immer größere Bedeutung gewinnen sollte. Der Anteil der synkretistischen Strömung an diesem

Prozesse ist auch hier unverkennbar. Das jüdische Bild des zweiten Jesaja von dem Lamme, das verstummt gegen seine Scherer, der Gekreuzigte von Golgatha und die leidende Gottheit des asiatischen Heidentums schaffen ein neues Symbol, vor dem die kommenden Geschlechter die Kniee beugen: den Gott am Kreuze. „O große Not, Gott selbst ist tot,“ so hat ein späterer Christ diese antike Anschauung wiedergegeben. Die Gottheit stirbt, um die sündige Menschheit zu reinigen von ihrer Sünde. Das war das Mysterium, das die mittelalterliche Kirche in jedem Meßopfer wiederholte und dessen Tiefsinn sie bei jedem Läuten des Glöckchens immer wieder aufs neue erschauern ließ.



IV

Der Galaterbrief

ie Erfolge des Paulus in der Heidenwelt waren ein Sieg des Monotheismus über den Polytheismus, gefördert durch die gläubig aufgenommenen messianischen Erwartungen der Anhänger Jesu. Aber den strengen Juden genügten diese Erfolge nicht, sondern sie verlangten Durchführung der jüdischen Lebensordnungen, wie das Gesetz sie vorschrieb, auch unter den neugewonnenen Brüdern aus der heidnischen Welt. Ganz entgegengesetzter Meinung war Paulus, der sich zu der Überzeugung durchgerungen hatte, daß mit dem Opfertode des Messias dem Gesetze Genüge getan sei. Wenn uns Gott in Gnaden annimmt wegen unseres Glaubens an seinen Sohn, sind die Werke des Gesetzes abgelöst. Das Blut des Sohns wäre überflüssigerweise vergossen worden, wenn die Erfüllung des Gesetzes uns Gottes Gnade erwerben müßte. Das Gesetz also ist abgetan für den, der durch seine Zugehörigkeit zum Reiche des Messias Gottes Gnade schon hat. Paulus verpflichtete darum die Neubefehrten nicht auf das Gesetz, ja er befreite auch die von seinen Lasten, die unter seiner Herrschaft aufgewachsen waren, denn Christus ist des Gesetzes Ende. Was dieser Schritt bedeutete, weiß nur der, der sich erinnert, welche mythologische Größe das Gesetz für das Judentum dieser Zeit geworden war. Das Gesetz ist für Jesus Sirach die sichtbare Erscheinung der Weisheit Gottes, die sich in ihm verkörpert

hat, derselben Weisheit, die die Welt geschaffen (24, 8 ff.). Das Gesetz, das Leben wirkt, gab Gott Israel zu ewigem Besitz. Die Weisheit erschien auf der Erde und wandelte unter den Menschen. Sie ist greifbar vorhanden in dem Buche der Gebote Gottes, im Gesetze, das in Ewigkeit bestehen wird¹⁾. So wie für Hermas im zweiten Jahrhundert die Kirche eine der ewigen Ideen ist, die vor der Schöpfung der Welt im Himmel waren, so sagt die Assumptio Mosis (1, 11), Gott habe die Welt um des Gesetzes willen geschaffen, aber obwohl es Erstling der Schöpfung war, habe er dasselbe erst auf dem Sinai geoffenbart. Es war von Ewigkeit her und wird ewig dauern. Wie das judenchristliche Evangelium versicherte, daß eher Himmel und Erde vergehen sollten, als daß ein Strichlein vom Gesetze verloren gehe, so sagt Philo: „Solange Sonne und Mond und der ganze Himmel und die Welt steht, solange sollen die Gesetze Moses gelten, unbeweglich und unerschüttert, wie mit Siegeln der Natur selbst versiegelt.“ Nach der Zerstörung Jerusalems aber tröstet sich sogar ein Weltkind wie Josephus in seiner Schrift gegen Apion mit dem Gedanken: „Wenn wir auch des Reichthums, der Städte und der andern Güter beraubt wurden, so bleibt uns doch unser unsterbliches Gesetz.“ Bergewärtigt man sich, wie alle Richtungen des Judentums in dieser Anbetung ihres Gesetzes einig waren, so lernt man würdigen, was der kühne Anlauf des Tarsers gegen diesen Gesetzesdienst bedeutete. Um diese prinzipielle Frage entbrannte in der Christenchaft ein Kampf, dessen Haupturkunde für uns der Galaterbrief ist.

Auch unsere nähere Kenntniss vom Leben des Apostels beginnt mit diesem Briefe. Paulus selbst recapituliert den Galatern gegenüber den Verlauf seiner Tätigkeit in den siebenzehn ersten Jahren seines Christenstandes. Daß Paulus

¹⁾ Stellen bei Bouffet, Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter. S. 81 f.

mit der Verkündigung des Messias, der in Jesu erschienen sei, schon in Damaskus begann, sei es vor dem Rückzug nach Arabien, sei es nach der Rückkehr von dort, beweist der Bericht 2. Kor. 11, 32, der vom Araberkönig Aretas eingesezte jüdische Volksälteste habe ihn zu einer plötzlichen und abenteuerlichen Flucht aus Damaskus genötigt. Er kehrte dann nach Tarsus zurück, nach Antiochien aber kam er, eingeführt durch den Jerusalemiten Barnabas, der im Geschäfte der Mission der Ältere war. Wenn er sich dann von Syrien wiederum nach Cilicien (Gal. 1, 21) wendete, so wird er unter den Genossen seiner Jugend, in dem ihm bekannten Judenviertel von Tarsus, Anknüpfungspunkte gesucht haben. Da er als Handwerker von seiner Arbeit lebte, werden auch die Arbeitsgelegenheiten, nicht ausschließlich die Aufgaben des Evangelisten, sein Wanderleben bestimmt haben. Näheres wissen wir von diesen vierzehn Jahren nicht. Wir ersehen nur aus Gal. 5, 11, daß er wenigstens anfänglich noch die Beschneidung predigte, obwohl in Antiochien, mit der Zunahme der heidnischen Proselyten, die Gemeinde „heidnisch“ lebte, das heißt sich über die jüdischen Speisegesetze wegsetzte und mit den Unbeschnittenen Liebesmahle und Eucharistie beging. Barnabas, der Verwandte des Evangelisten Johannes Markus, erscheint in dieser Periode noch als der Patron des ehemaligen Verfolgers der Gemeinde. Wenn sie zwei und zwei, wie Jesus angeordnet hatte, das Wort in dem fremden Lande bestellten, erschien Barnabas als Jupiter, der kleine, kranke, aber beredte Zeltmacher aus Tarsus als Hermes, der das Wort führt. Seinem früheren Wirkungskreise aber hielt sich der einst so streitbare Redner aus der Synagoge der Libertiner fern. Die damals von ihm Verfolgten konnten kein Verlangen nach seinem Besuche empfinden und er kein Heimweh nach Jerusalem, denn seine früheren pharisäischen Verbündeten hätten ihn jetzt als Abtrünnigen gesteinigt. Nur der Ruf seiner wunderbaren Umkehr verbreitete sich auch in den Gemeinden

Judäas und sie priesen Gott über ihm. Ein Gegensatz der Lehre oder der Praxis bestand also damals noch nicht zwischen ihm und der Urgemeinde, entweder weil Paulus selbst noch nicht alle Konsequenzen aus seinem Prinzip gezogen hatte oder weil in Jerusalem die gesetzliche Strömung noch nicht vorherrschte, die erst unter der Leitung Jakobus' des Gerechten in der Gemeinde aufkam. Wir finden Paulus weiterhin in der Heimat des Barnabas auf Cypern, dann auch in Pamphylien mit Barnabas und Johannes Markus. Markus kehrt von dort nach Jerusalem zurück, während Paulus und Barnabas jenseits des Taurus in der römischen Provinz Galatien eine kühne Predigerreise von Synagoge zu Synagoge unternehmen. Es waren nicht nur mühselige, sondern wegen der Verhältnisse im Taurus auch gefährliche Wege, die die Evangelisten nach dem Innern Kleasiens einschlugen, und wenn Paulus 2. Kor. 11, 26 einen Rückblick wirft auf die Gefahren durch Reisen, auf Flüßen und unter Räubern, so wird man am ehesten an diese unwirtlichen Gegenden denken, die er mehr als einmal durchwandert hat. Die Bewohner von Lystra, Derbe, Iconium und Antiochien sind nach der römischen Provinzialeinteilung Galater und sicher auch die Galater, an die Paulus schrieb. Im sogenannten Galaticus der Kelten ist er erst nach dem Apostelkonzil und dann nur auf der Durchreise gewesen. Vorher kam er nicht einmal in die Nähe jener Gegenden; die Apostelgeschichte berichtet aber auch dann nichts von Gemeindestiftungen in dem weiland keltischen Galaticus¹⁾.

¹⁾ Für die Frage, ist unser Brief an etwaige sonst unbekannte Christen des keltischen Galaticus gerichtet oder an die von der Apostelgeschichte erwähnten Gemeinden im südlichen Galatien, ist zunächst eines bemerkenswert. Paulus sagt Gal. 2, 5, er habe den falschen Brüdern zu Jerusalem auch nicht einen Augenblick nachgegeben, damit die Wahrheit des Evangeliums „bei euch“ verbliebe. Dem Apostel handelte es sich also auf dem Apostelkonzil um die Leser, an die er schreibt. Sie waren damals schon Christen.

Auf die Erlebnisse dieser Mission in der Provinz Galatia bezieht sich nun der Inhalt des ersten Briefs, den wir von Paulus besitzen, des Galaterbriefs. Die

Damit ihnen, den Lesern des Galaterbriefs, die Wahrheit verbleibe, hat Paulus dem Verlangen, den Griechen Titus zu beschneiden, nicht nachgegeben. Die Galater waren also schon zur Freiheit des Evangeliums gelangt und Paulus kämpft für diese Neubefehrten, damit sie ihnen verbleibe. Das paßt aber nur auf die Galater von Antiochien, Derbe, Lystra und Iconium, denn nur sie hat Paulus vor dem Apostelkonzil befehrt. Da Paulus in den Galaticus der Kelten erst auf der Reise nach dem Apostelkonzil gekommen ist, als er nach Norden weiterreiste, kann der Apostel an diese Gegenden des Galaticus nicht denken. Die Galater des Galaticus kannte er damals noch gar nicht, er konnte also auf dem Apostelkonzil auch nichts in Rücksicht auf sie tun oder sagen. Durch den Galaticus im Norden der Provinz ist Paulus auf der zweiten Missionsreise mit Silas und Timotheus gekommen. Barnabas war damals schon von ihm abgefallen, dagegen in den südgalatischen Städten hatte er mit Barnabas gemeinsam gewirkt. Nun nimmt aber Paulus im Galaterbrief dreimal auf Barnabas Bezug, als ob es für die Leser von besonderem Interesse wäre, wie gerade Barnabas sich zu Pauli Lehrpraxis stelle. Er berichtet, daß er gemeinsam mit Barnabas nach Jerusalem gezogen sei, er erzählt 2, 9, daß Jakobus, Kephas und Johannes ihm und Barnabas den Handschlag nicht verweigert hätten, er berichtet ihnen aber auch, wie in der gleichen Angelegenheit Barnabas sich selbst untreu geworden sei und sich von ihm losgesagt habe. Danach scheinen also die Adressaten des Briefs sich für Barnabas zu interessieren. Das Erzählen der Schwächen des Barnabas wäre vollkommen unmotiviert und geradezu gehässig gegenüber den Leuten im Galaticus, die mit Barnabas nichts zu schaffen hatten, während es sich sehr leicht erklärt, wenn Paulus mit Barnabas zusammen die Gemeinden gestiftet hatte, an die er schreibt. Dann mußte er sogar darüber Auskunft geben, warum er sich seitdem von Barnabas geschieden habe. Also auch diese mehrfache Auskunft über Barnabas deutet auf die Bewohner von Antiochien, Derbe, Lystra und Iconium, die Barnabas kennen, nicht auf den Galaticus, mit dem, so viel wir wissen, Barnabas überhaupt keine Beziehungen hatte. Dazu braucht Paulus die Landschaftsnamen stets nach ihrer offiziellen römischen Bedeutung. Judäa 1. Theß. 2, 14, Syria und Cilicia Gal. 1, 21, Arabia Gal. 1, 17, Macedonia und Achaia 1. Theß. 1, 7, 2. Kor. 9, 2, 11, 10, Asia 2. Kor. 1, 8, haben überall

Einführung dieses schriftlichen Verkehrs mit den Gemeinden war ein folgenreiches Ereignis. Wenn wir auch nicht behaupten können, daß Paulus der Erfinder dieser Art des schriftlichen Verkehrs gewesen sei, der zwischen jüdischen Synagogen längst üblich war, so ist doch leicht nachzuweisen, daß für viele derartige kirchliche Sendschreiben die Briefe des Apostels Vorbild gewesen sind. Daß solche Rundschreiben Pauli in der Kirche verbreitet waren, reizte

die römischen Distrikte dieses Namens im Auge, mithin wird auch Gal. 1, 2 unter Galatia die Provinz dieses Namens verstanden sein. Bei entgegengesetzter Annahme entstände das Doppelträtsel, daß die Apostelgeschichte nicht von den Gemeinden im Galaticus redete, an die doch ein so wichtiger Brief geschrieben ist und daß Paulus in keinem Briefe von den Gemeinden Derbe, Lystra, Ikonium und Antiochia spräche, wenn er mit Galatia und Galatai das Keltenland am Halys im Auge hätte. Wäre der Verfasser der Apostelgeschichte nicht der Ansicht, die Gemeinden von Derbe, Lystra und Ikonium, im Anschluß an die er die Streitigkeiten über die Beschneidung berichtet, seien die Gemeinden des Galaterbriefs, so hätte er die Adressaten desselben sonstwo erwähnen müssen, er hätte von der Stiftung feltischer Gemeinden erzählen müssen und da er das nicht tut, war seine Ansicht, der Galaterbrief erging an die Christen zu Antiochien, Derbe, Lystra und Ikonium. Dasselbe geht aber auch aus den paulinischen Briefen hervor. Paulus spricht mehrfach von den Gemeinden Galatiens. So 1. Kor. 16, 1 von einer Kollekte, die er dort erhob, er richtet an Gemeinden Galatiens den Galaterbrief und 2. Tim. 4, 10 sendet er den Crescens nach Galatien. Meinten nun diese Stellen die Landschaft der Galater am Halys, so würde sich das seltsame Phänomen ergeben, daß er in seinen Briefen auf seine Stiftungen in Südgalatien, die doch so beträchtlich waren, nie mit einer Silbe Bezug nähme. Versteht er dagegen unter Galatia die Provinz, dann ist das Rätsel eben damit gelöst, daß er dieselben Leute nach ihrem Provinzialnamen benennt, die die Apostelgeschichte mit ihrem Landschaftsnamen bezeichnet. Daß die Landschaftsnamen damals noch immer nicht verdrängt waren, ändert an diesem Ergebnis nichts. Gerade weil die Befehrten aus Lykaoniern, Phrygiern und Pisidiern bestanden, nennt Paulus sie mit dem Namen der römischen Provinz, der für alle zutrifft. Vgl. Renan, Paulus, S. 91 ff. Pfeleiderer, Urchristentum, S. 58 ff.

spätere Christen dazu, auch ihren Standpunkt in Jakobus- oder Petrusbriefen, in Briefen des Judas oder des Johannes zu vertreten und Paulus selbst noch weitere Episteln beizulegen. Aus dem Inhalte des Briefs ersehen wir zunächst, daß Paulus im Inneren Kleinasiens eine ähnliche religiöse Erweckung gewirkt hatte, wie sie uns in der Taufbewegung im Jordantal oder bei dem Pfingstfeste in Jerusalem bereits begegnet ist. Gott verlieh den Gemeinden denselben Geist, der bei dem Pfingstfest zu Jerusalem in Zungen redete, wirkte unter ihnen dieselben Wunder, deren Zeugen Jerusalem, Joppe, Lydda und Cäsarea gewesen waren und dieselbe Erweckung trägt Paulus von Kleinasien hinüber nach dem stillen Hause der Lydia in Philippi, in die gastliche Herberge des Jason zu Thessalonich und in die Werkstätte des Titius Justus neben der Synagoge zu Korinth. Überall ist es die Begeisterung des Apostels und seiner Begleiter, die ansteckend mit elementarer Gewalt um sich greift. Wenn Paulus zurückschaut auf das, was der Geist, den er gebracht hat, in den neuen Gemeinschaften wirkte, sieht er hinter sich einen Feuerstreif des Geists, sieht er Wunder und Wunder. „Den einen wird durch den Geist gegeben zu reden von der Weisheit, einem anderen zu reden von der Erkenntnis, nach demselben Geist, dem anderen Glaube durch denselben Geist; einem anderen Wunderwirkungen; einem anderen Weissagung; einem anderen Geister zu beurteilen; einem anderen mancherlei Zungen; einem anderen Zungen auszulegen. Solches alles aber wirkt derselbige Geist, welcher einem jeglichen insonderheit zuteilt, so wie er will.“ Sie beten, sie predigen, sie jauchzen, sie heilen, sie tun Wunder. Hervorgerufen war diese berauschte Wirkung seines Worts durch die Gewalt seiner Persönlichkeit und durch die aufregende Botschaft, daß die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt sei, daß der Messias vor der Türe stehe und anklopfe. Die Wunder, die sich nahe und ferne zutragen, sind nach des Apostels Überzeugung bereits die Vorboten des Reichs der

Wunder, das sich vom Himmel herabsenkt, das Angeld auf all die Herrlichkeit, die den Gläubigen bereitet ist von Anbeginn der Welt an. Wie ein Engel Gottes erschien er so den Galatern, als er mitten unter solchen Wirkungen unter ihnen stand, ihnen den Messias vor die Augen malte als den Gekreuzigten, den Geist darreichte, der Wunderkräfte in ihnen wirkte, so daß sie in stammelnder Begeisterung riefen: „Abba Pater!“ Sie selbst sind sich auch nachmals noch, als dieser Sturm kühlerer Betrachtung Platz gemacht, dennoch bewußt, daß nicht sie Gott erkannten, sondern daß sie wollend oder nicht wollend erkannt worden sind von Gott. Nicht ein intellektueller Prozeß, sondern ein Umschwung ihres Gemütslebens war des Geistes Arbe an ihren Herzen. Daneben aber ging auch ein ruhiger, verständlicher Unterricht her. Paulus erzählte den Galatern die Geschichte Jesu. Jesus wurde ihnen vor die Augen gemalt als der Gekreuzigte. Er las ihnen aus der griechischen Bibel die Erzählungen vom Vater Abraham, von Hagar und dem Sinai, und der Erfolg dieser enthusiastischen Predigt war ein erstaunlicher. Als siegreiche Feldherren kehrten Paulus und Barnabas nach der Gründung der galatischen Gemeinden zu den Brüdern in das syrische Antiochien zurück. Daß Gott hier Großes durch Paulus und Barnabas geleistet habe, konnten die syrischen Brüder nicht leugnen, aber der große Zustrom von unbeschnittenen Jüngern Christi mußte im Kreise der Judenchristen Bedenken erregen, da auf diese Weise sich die christliche Gemeinschaft immer mehr von dem mütterlichen Boden der Synagoge loslöste, mit der die Judenchristen den Zusammenhang nicht verlieren wollten. Wie die strenge Schule der Schriftgelehrten die Proselyten die Räude Israels nannte, so hieß auch die Gemeinde in Jerusalem diese neuen Brüder nicht unbedingt willkommen. Zum mindesten verlangte sie die Unterwerfung der aus dem Heidentum gewonnenen Galater unter das jüdische Gesetz. Das Gesetz war der überlieferte Wille Gottes und

niemand hatte ein Recht von ihm zu befreien. So entbrannte der Streit zwischen Jerusalem und Antiochien, zwischen Jakobus und der Urgemeinde auf der einen Seite und Paulus und der Heidenmission auf der anderen. Die Gemeinde Jesu in Palästina und ihre Filiale in der Diaspora waren verschiedene Wege geführt worden. Nachdem die Verfolgung des Stephanus die Hellenisten aus Jerusalem ins Ausland zersprengt hatte, bestand die Muttergemeinde ohne Zweifel wesentlich aus Hebräern. Da das fortschrittliche Element, die Hellenisten, ausgeschieden war,kehrten die Jerusalemiten um so rascher zu dem Grundsatz zurück, den die Jubiläen (22, 16) aussprechen: „Du aber, mein Sohn Jakob, trenne dich von den Völkern und iß nicht mit ihnen und handle nicht nach ihrem Tun und sei nicht ihr Genosse.“ Die palästinensischen Christen waren Hebräer und hatten keine Neigung das Gesetz ihrer Väter zu verlassen. Umgekehrt bestanden die Gemeinden des Paulus wesentlich aus griechisch redenden Juden, also aus Hellenisten. Zu Hebräern und Hellenisten traten als dritter Faktor die Proselyten, zum Judentum bekehrte Heiden, die das Gesetz in einem gewissen Umfang erfüllten. Paulus aber hatte, wie wir Gal. 4, 8 und 1. Kor. 12, 2 ersehen, auch Heiden aufgenommen, die nicht durch den Vorhof der Synagoge gegangen waren, sondern unmittelbar aus den Tempeln der Götzen kamen. Diese vier Gruppen hatten naturgemäß eine verschiedene Stellung zum jüdischen Gesetz. Die Praxis der Hellenisten war überall eine freiere als die der Hebräer. Die Proselyten betrachteten das Gesetz als eine Last, von der sie nur einen Teil auf sich genommen hatten, um der Verheißungen nicht verlustig zu werden, und die von Paulus direkt aus dem Heidentum Gewonnenen hatten zunächst überhaupt kein Verhältnis zu den Lebensordnungen des Judentums. Sie begriffen nicht, warum an einem Tage verboten sein sollte, was an allen anderen Tagen erlaubt war, und worin der Unterschied von Reinem und Unreinem bestehe? In den

Gemeinden entschied unter solchen Umständen die Gewohnheit der Mehrheit. In Antiochien lebte man heidnisch und die Judenchristen trugen kein Bedenken, den Vorschriften des Gesetzes zuwider, zu Tisch zu liegen mit den Unbeschnittenen, wie wir Gal. 2 erfahren. In den galatischen Gemeinden Lystra, Derbe, Iconium, Antiochia ad Pisidiam steht es Paulus als einen Rückfall in den früheren Naturdienst an, daß die Galater anfangen, Tage, Neumonde und das Sabbatjahr zu halten, also auch hier lebte man heidnisch und nicht jüdisch bis etliche von Jakobus kamen. In Korinth vollends wollten sich manche heidnische Brüder nicht einmal des Gözenopferfleisches und der Tempelmahlzeiten begeben, während Petrische und Christische, d. h. die Judenchristen, Anstoß an dieser Gözenspeise nehmen und einen Apostel aus Jerusalem erwarten, der diesen Streit in ihrem Sinne ordnen soll. Während so die christlichen Gemeinden der Diaspora eine vorwiegend hellenische Physiognomie annahmen, hatte die palästinensische Gemeinde umgekehrt sogar auf das Maß von Freiheit verzichtet, das ihr der Grundsatz Jesu, daß das Reich nicht in äußeren Bräuchen bestehe, vererbt hatte. Jesus hatte gesprochen, was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menschen nicht, er hatte zu Tisch gelegen mit Zöllnern und Sündern, und hatte sich hinweggesetzt über Sabbatvorschriften, Reinheitspflichten und Speisegesetze. Seine Jünger hatten ihre Hände nicht gewaschen vor Tisch und Ähren gedrillt am Sabbat. Jetzt wird Petrus genötigt, die Tischgemeinschaft mit den heidnischen Brüdern in Antiochien aufzugeben und die, die ihn dazu nötigen, sind „etliche von Jakobus“. Gerade weil Paulus mit den Heiden Fühlung nimmt, schließen sich die Jerusalemiten um so enger an die Juden an, um die Gemeinschaft mit ihrem Volk nicht zu verlieren. Diese Gesetzesstrenge der Jerusalemiten stammt ohne Zweifel aus ihrem Wunsche, Frieden zu haben mit dem eigenen Volk. Die Niederlage Caligulas, der mitten im Frevelkampf gegen Jehova und seinen Tempel zuschanden

geworden war, wurde das Signal einer gesetzlichen Reaktion, die jetzt alles Heidnische zurückstieß. Die Nation geriet in jenen fieberhaft leidenschaftlichen Fanatismus, der in wenigen Jahren den Aufstand gegen die Römer herbeiführte und die in Ephesus geschriebene Apokalypse ist das treue Bild der gemüthlichen Lage der Judenchristen.

In der Urgemeinde stellt sich diese Reaktion dar in der Person Jakobus' des Gerechten. Gelenkt von einem Asketen, der in manchen Zeugnissen als lebenslänglicher Nasiräer erscheint, und belauert von einer fanatisch erregten Bevölkerung, hatte die Gemeinde sich ängstlich auf ein durchaus gesetzstrenges Leben zurückgezogen. Diese veränderte Stellung der Jerusalemiten mußte sich auch im Verhältnis zu den neugewonnenen auswärtigen Brüdern fühlbar machen. Durch vierzehn Jahre hindurch hatte Paulus, zum Theil in der nächsten Nähe der Gemeinden Judäas, in Syrien, Cilicien, Cypren, Pamphylien und Galatien sein Missionswerk getrieben, sie aber priesen Gott über ihn. Jetzt erst entbrennt auf dem Grenzgebiete, wo die beiden Missionen sich berührten, ein gewaltiger Streit. Auch stehn dabei die Apostel selbst nicht an der Spitze des Angriffs, sondern erscheinen, Petrus insbesondere, als die Geschobenen. „Nebeneingeschlichene falsche Brüder“, die über dem Geseze wachen und der Gemeinde Freiheit belauern, Phariseer, wie die Apostelgeschichte sie nennt, sehen wir allerwärts Streit beginnen, Forderungen stellen, die die Apostel nicht aufrecht erhalten, Abkommen zunichte machen, die die Säulen und Hochgeltenden mit ihrem Handschlag besiegelt haben. Jakobus aber, der selbst zu Jesu Lebzeiten nicht geglaubt hatte und der Freiheit niemals genossen, die Jesus in seinem Jüngerkreise eingeführt, ist mit diesen nebenher Eingedrungenen, diesen Fanatikern des Gesetzes, verbündet; auf ihn berufen sie sich. Durch diesen Bund aber vermögen jene Phariseer einen solchen Terrorismus auszuüben, daß, wo sie erscheinen, Petrus heuchelt, die Judenchristen heucheln und selbst der Heiden-

apostel Barnabas fortgerissen wird von ihrer Heuchelei. Nach der Meinung des Paulus waren also nicht nur Barnabas, sondern auch Petrus innerlich mit ihm selbst einer Meinung, nur Furcht vor den Pharisäern in der Gemeinde hielt sie ab, ihrer Überzeugung Ausdruck zu geben. Daß die Jünger, verglichen mit der Zeit, da Jesus in ihrer Mitte weilte, in eine unfreie Gesetzhlichkeit zurückgefallen waren, ist klar, aber möglich wäre es anderseits doch auch, daß Paulus im Verlauf seiner Missionstätigkeit seinerseits über die Linie hinausgeschritten wäre, die er anfänglich eingehalten hatte. Es ist doch auffällig, daß die Jerusalemiten erst jetzt Anstoß an seiner Wirksamkeit nehmen, über der sie vordem Gott gepriesen hatten. Die Gegner in Galatien werfen ihm vor, daß er mancherorten selbst die Beschneidung predige und Paulus erwidert darauf nicht, das sei eine Lüge, sondern er sagt, wenn er das noch tue, sei ja der Streit gegenstandslos (Gal. 5, 11). Nicht, daß er niemals die Beschneidung gepredigt habe, wendet er ein, sondern nur, daß er es jetzt nicht mehr tue, aber er will niemanden abhalten, ihn auch jetzt noch für einen Apostel der Beschneidung zu halten. Daß er in seinem langen Missionsleben bald den Juden ein Jude, bald den Griechen ein Grieche gewesen, wissen wir von Paulus selbst und auch die Apostelgeschichte meint Andeutungen darüber geben zu müssen, in welchen Fällen Paulus allerdings seine Jünger beschnitten habe. Dann nämlich, wenn sie aus einer gemischten Ehe stammten, wie z. B. Timotheus, dessen Vater ein Hellene, dessen Mutter eine Jüdin war. „Diesen beschnitt Paulus um der Juden willen,“ heißt es act. 16, 3. Danach hätte Paulus eine Zeit gehabt, in der er selbst die Beschneidung predigte. Das „noch immer“ (5, 11) als Gegensatz zur pharisäischen Periode des unbefehrten Saulus zu deuten, geht nicht an, denn daß er als Pharisäer vor seiner Bekehrung für das jüdische Gesetz warb, werden ihm die Judenchristen nicht vorgeworfen haben. Was er als Apostel Christi getan

hat, steht hier in Frage, nicht was er als Pharifäer tat. Nur das kann gemeint sein, daß er auch jetzt noch an einem Orte seinen Neubefehrten das Geseß auferlege, an einem andern Freiheit predige von demselben Geseß. Und vielleicht hat er sukzessiv wirklich beides getan. Anfangs folgte er der Praxis der Jerusalemiten, später gab er sie auf. Wenn Paulus den Galatern gegenüber den Standpunkt vertritt, ihr Halten der Neumonde, der Feste, der Speisegebote, der Reinheitsvorschriften sei genau so ein Dienst der Elemente, ein Naturdienst, wie ihr früheres Heidentum, ihr früherer Lunus- und Cybeledienst, so beweist das einen grandiosen geistigen Fortschritt. Kein Reformator hat einen solchen Befreiungsprozeß durchgemacht wie dieser Apostel, der aus den Banden des engsten Judentums sich zu solcher Höhe emporgearbeitet hat, von der aus ihm Judentum und Heidentum mit ihren Liturgien, Waschungen, Beschneidung und ihrer Reinheitsangst beide als das erscheinen, was sie sind: als Naturreligionen. Der heilige Brauch, in dem er aufgewachsen, ist ihm jetzt, so gut wie das Heidentum, ein Dienst der Elemente. Nur ein Genius und Übermensch konnte einen solchen Befreiungsprozeß erleben, zu dem kein Petrus, kein Jakobus und kein Johannes gelangt ist. Es ist der größte Fortschritt, den ein Mensch je gemacht hat. Aber das ist doch fraglich, ob diese Freiheit ihm mit einem Schlage, über Nacht, gekommen ist? Vielleicht kam Paulus, wie später Luther, nur allmählich zu dieser vollen Freiheit. Die Gegner werfen es ihm vor, daß er auch als Christ noch die Beschneidung gepredigt habe, die Apostelgeschichte erzählt es als Ausnahme; er selbst leugnet es nicht absolut, nicht mit klaren Worten. Unmöglich wäre danach doch nicht, daß Paulus in der ersten Zeit seines Wirkens sich der Praxis der anderen Lehrer angeschlossen hätte und erst im Verlauf der weiteren Entwicklung ihm Klarheit darüber kam, daß auch das uralte Bundeszeichen nur Naturdienst sei, und daß es zu fallen

habe wie jedes andere Ritualgesetz, weil die Gerechtigkeit nur auf dem Opfertod des Messias beruht und Gott auf nichts anderes Wert legt als auf den Glauben. Dann, wenn Paulus selbst seine Praxis änderte, erklärt sich der ganze Verlauf um so leichter. Sobald er diesen kühnen Schritt tat, der den definitiven Bruch mit dem Judentum enthielt, hörten die Gemeinden Judäas auf, Gott über ihm zu preisen, alsbald fiel Johannes Markus von ihm ab, und Barnabas, der anfangs zugestimmt hatte, schlug sich schließlich auch wieder auf die Seite seiner früheren Freunde, mit denen er bis zu der galatischen Mission einig gegangen war und mit denen er nicht über diese Neuerungen des Paulus sich verfeinden wollte. So geriet Paulus in die Vereinsamung, der geniale Menschen immer verfallen, bis sie alle Altersgenossen und Dreinreder abgeschüttelt haben, um sie durch willige Schüler und begeisterte Jünger zu ersetzen. Sein Weg war ein neuer, unerhörter, ein Weg, den die im Judentum grau gewordenen Jerusalemiten nicht gehen konnten und gehen wollten, nur wer zugleich ein Schüler seiner Theologie wurde, konnte fortan Genosse seiner Praxis sein und mit ihm zusammen arbeiten. Dann also war es Paulus selbst, der den Bruch veranlaßt hatte und jener Eifergeist, der den Semiten angestammt ist, und dem Paulus in seiner zeltischen Periode selbst gehuldigt hatte, tritt ihm von da an feindlich gegenüber. Es ist die Tragödie seines Lebens, daß er in seinen Gegnern seine eigenen früheren Grundsätze zu bekämpfen hat. Forthin begegnet er auf allen seinen Wegen solchen fanatischen Sauls, die mit Schnauben und Drohen über dem Geseze wachen, wie er einst selbst es getan hatte. Das ist sein Gericht, daß er sich den Rest seines Lebens herumschlagen muß mit den Affen seiner eigenen Vergangenheit und sie gegen ihn wüten, wie er einst gegen Stephanus und die Hellenisten gewütet hatte. Der Ausbruch des Beschneidungsstreits fällt in die Zeit nach der galatischen und vor den Beginn der mazedonisch-

griechischen Wirksamkeit des Paulus. Mit der Gründung der galatischen Gemeinden war die Frage nach der Stellung der heidnischen Gläubigen zum jüdischen Gesetz dringend geworden, denn hier war nun eine ganze Reihe von Gemeinschaften, in denen die Unbeschnittenen die Majorität bildeten. Das jüdische Gesetz war das Produkt eines ihnen fremden und im Grunde verhaßten Volkstums; was sollten sie damit? Das Evangelium wollten sie, das für alle Völker war, nicht das Gesetz, das die Juden anging. Die Frage: Wie stehen diese heidnischen Proselyten, diese hellenischen Christen zum jüdischen Gesetz, sollte nun entschieden werden in dem ungünstigen Moment, als in Jerusalem die Christen dem fanatisch erregten Judentum gegenüber ängstlicher waren als je. Die Prokuratorstelle im heiligen Lande bekleidete in dieser Zeit Antonius Felix, ein Günstling des Claudius, der das Judentum durch seine Quälereien reif machte für die Revolution. Die heilige Stadt selbst beherrschten nach dem Zeugnisse des Josephus die Zeloten, die für das Gesetz eiferten, die Sicarier, die die Heidenfreunde mit ihren Dolchen im Festgedränge heimsuchten und selbst des Hohenpriesters nicht schonten, und die Propheten, die dem Volke die „Zeichen der Befreiung“, d. h. die Nähe des Messias ankündigten und dem Volke sagten: „Er ist in der Wüste oder er ist bei der Schatzkammer.“ Beide, Zeloten und Propheten, verbanden sich dann, berichtet Josephus, „und brachten viele zum Abfall und ermunterten sie zur Freiheit, indem sie denjenigen, welche der römischen Herrschaft gehorchten, mit dem Tode drohten und sagten, daß die, welche freiwillig die Knechtschaft wählten, mit Gewalt daran gehindert werden müßten“. Es sind dieselben Fanatiker, von deren Messern auch Paulus bei seinem letzten Aufenthalte in Jerusalem bedroht ist. Bedenkt man, daß auch die Christen auf diese Zeichen der Befreiung, auf das Blasen der letzten Posaune, auf die Wiederkunft ihres Menschensohns auf den Wolken des Himmels warteten, so ist begreiflich, daß manche religiös

gestimmten Pharisäer, sich der Gemeinde anschlossen, wohin sie nach Pauli Meinung nicht gehörten. Befand sich doch ein Zelot sogar im Kreise der Zwölfe. Bei dem Taumel, der die ganze Nation ergriffen hatte, war der Glaube an die nahe Katastrophe wichtiger als jeder dogmatische Gegensatz. Solche „Nebenhereingeschlichenen“, die Patrioten sein mochten, die aber Paulus gar nicht als Bekenner des Evangeliums gelten läßt, kamen nun auch nach Syrien und Kleinasien und warfen den ganzen Lärm der Gesezesagitation in die Gemeinden des Paulus, die bis dahin friedlich die Früchte des Geistes gebracht hatten. Sie kommen als echte Pharisäer nur dazu, um die Freiheit auszuspähen, die die Gemeinden Pauli sich herausnehmen. Seit sie da sind, ist Zanken und Beißen das tägliche Brot der Gemeinde. Nicht die Verkündigung des Evangeliums sondern die Einschärfung des Gesezes erscheint ihnen als die Hauptsache. Inzwischen war auch der von der Mission des Paulus und Barnabas entwichene Johannes Markus nach Jerusalem zurückgekehrt und man konnte nun genauere Nachrichten von Paulus erhalten, von dem die Palästinenser bis dahin nur vom Hörensagen wußten: „Der uns ehemals verfolgte, der predigt jetzt den Glauben, den er weiland zerstörte.“ So erscheinen in der Maske von christlichen Brüdern Boten aus Jerusalem in den Gemeinden des Paulus, um die Freiheit, die diese vom Geseze haben, auszuspähen und sie dem Geseze zu vernechten. Zugleich stellten sie dem auf eigene Hand missionierenden Paulus die Autorität der Geltenden, der Säulen, der zwölf Apostel gegenüber. Der Apostel aus Offenbarung ist in ihren Augen überhaupt kein Apostel, denn das konnte jeder sagen, Christus sei ihm erschienen. Sie prüften die, „die sich Apostel nennen und sind es nicht und haben sie als Lügner erfunden“. Die Umtriebe dieser „nebenhereingeschlichenen falschen Brüder“ hatten solchen Erfolg, daß Paulus eine Vernichtung seiner ganzen Wirksamkeit fürchten mußte. Die Lage muß für ihn so ernst

und peinlich geworden sein, daß er erst durch eine Vision, durch eine neue Gottesoffenbarung, seine alte Zuversicht und das innere Gleichgewicht wiederfand. Als er einst vor Damaskus nicht mehr aus wußte und nicht mehr ein vor den Konsequenzen seiner Vergangenheit und der immer klarer ihn bedrängenden Ahnung, er habe unrecht; als er wüten sollte für das, woran er selbst nicht mehr glaubte, als er von dem Widerspruch sittlicher Forderungen völlig in die Enge getrieben war, da war in ihm in einer Vision die Wahrheit zum Durchbruch gekommen, hatte ihm den Weg frei gemacht und ihm gesagt, was er tun solle¹⁾. So zeigte ihm auch jetzt eine Apokalypse, eine Gottesoffenbarung, den Ausweg aus der gleich schmerzlichen Alternative, entweder sein Evangelium zu verleugnen oder eine andere Kirche neben die der Zwölfe zu stellen. Die innere Stimme gebietet ihm, hinaufzuziehen nach Jerusalem, dem ehemaligen Schauplatz seiner Christenverfolgungen und denen, die für Säulen der Kirche gelten, das Evangelium vorzulegen, das er unter den Heiden predige, ob er etwa vergeblich laufe oder gelaufen sei? Handelte es sich doch um nichts Geringeres als um die Frage, ob das Christentum eine formalistische, rituelle Religion, eine Religion der Waschungen, Reinigungen und Speisegesetze werden solle wie die heidnische und jüdische Religion und später der Islam oder ob der Gedanke Jesu aufrecht bleiben werde, daß Gott vom Menschen nichts begehre als sein Herz und daß das Reich Gottes nicht in Fasten oder Essen oder Waschungen bestehe, oder Halten von Tagen, sondern in einer heiligen Verfassung der Gemüter. Darum wollte Paulus wissen, ob er für Moses und sein Gesetz oder für den Messias und sein Reich die Heiden gewonnen habe? Die Offenbarung aber, die ihm geworden, machte ihn so kühn, daß er außer dem Leviten Joses, genannt Barnabas, der den Jerusalemiten als ihr Wohltäter aus der Zeit

¹⁾ Vgl. Holsten, Das Evangelium des P. u. P. S. 362 f.

der Einführung der Gütergemeinschaft rühmlich bekannt war, den Griechen Titus mitnahm, einen Unbeschnittenen. So wanderten der ehemalige Rabbi, der ehemalige Levit und der reisende Grieche, ein seltsames Kleeblatt, Jerusalem zu, um sich mit den Häuptern der galiläischen Kolonie zu verständigen. Wo der erste Zusammenstoß über die Gesetzesfreiheit der Heidenchristen, der aktuelle Konflikt, den auch Paulus voraussetzt, stattgefunden hatte, sagt der Galaterbrief nicht. Da aber Petrus sofort nach eingetretener Verständigung in Antiochien erscheint, wird die Voraussetzung der Apostelgeschichte richtig sein, daß der Kampf dort ausgebrochen war. Antiochien lag auf der Grenze der beiderseitigen Arbeitsgebiete und da der Verfasser der Apostelgeschichte auch anderwärts über die Reisen Pauli gut unterrichtet ist, liegt keinerlei Grund vor, diese Angabe zu bemängeln. Die Zusammenkunft in Jerusalem hat der Geschichtsschreiber freilich in die höhere Potenz einer offiziellen Gesandtschaft der syrischen Kirche an das Apostelkolleg zu Jerusalem erhoben, so daß die Kirche Antiochiens offiziell angeordnet hätte, „daß Paulus und Barnabas und etliche andere aus ihnen hinaufzögen nach Jerusalem zu den Aposteln und Ältesten, um dieser Frage willen“. Von einem solchen offiziellen Auftrag sagt Paulus nichts, und wir haben kein Recht, nach einem um zwei Generationen jüngeren Bericht den seinen zu korrigieren, so wenig wir Originalbriefe von Mirabeau und Napoleon nach Webers Weltgeschichte verbessern werden. Paulus sagt aber auf das bestimmteste, er sei hinaufgezogen aus dem persönlichsten Antrieb, infolge einer Offenbarung, nicht zur Bestellung eines Gemeindeauftrags. Daß die Apostelgeschichte selbständige Quellen über die Vorgänge in Jerusalem benutzt habe, ist unerweislich, aber was könnte sie auch für bessere Quellen haben als die Erzählung Pauli, der der Hauptbeteiligte war. Die Prüfung ihrer Darstellung führt überall darauf, daß sie nur die Nachrichten des Galaterbriefs erweiterte. Ihre Exegese des Galater-

briefs ist aber, wie Weizsäcker erwiesen hat, richtiger als diejenige anderer Kritiker, die die Differenz beider Berichte möglichst zu steigern bemüht sind. So ist es durchaus nicht an dem, daß Paulus nur von Privatverhandlungen mit den Apostelhäuptern rede und nur die Apostelgeschichte auch von öffentlichen Synodalverhandlungen wisse. Wenn die Apostelgeschichte eine deutliche Unterscheidung macht zwischen öffentlichen Gemeinde- und gesonderten Kommissionsverhandlungen, so ist das auch der Sinn des erregten und darum teilweise schwer verständlichen Berichts des Paulus. Die öffentlichen Gemeindeverhandlungen haben die Worte Gal. 2, 2 im Auge: „Ich legte ihnen das Evangelium vor, das ich unter den Heiden predige.“ Mit diesen „ihnen“ meint Paulus die Christen Jerusalems überhaupt. Auch wird man am besten an einen öffentlichen Zusammenstoß denken, wenn Paulus meldet: „Es wurde aber auch Titus, der mit mir war, obwohl er ein Hellene ist, nicht gezwungen, sich beschneiden zu lassen, nämlich wegen der eingeschlichenen falschen Brüder, welche neben hereingekommen sind, um unsere Freiheit auszuspähen, die wir in dem Messias Jesus haben, damit sie uns zu Knechten machen möchten, welchen wir auch nicht einen Augenblick in Unterwürfigkeit wichen, damit die Wahrheit des Evangeliums bei euch verbliebe.“ Einen solchen Zwang konnte nur die Gesamtgemeinde ausüben, nicht die drei Säulenapostel. Ebenso hat die denkwürdige Szene, bei der der Apostel Angesicht in Angesicht mit den Pharisiern den Fuß nicht einen Zoll breit zurückzieht, ohne Zweifel, wie die Apostelgeschichte die Worte Pauli auslegt, vor der Gemeindeversammlung gespielt. Die Art, wie Paulus von diesem Zusammenstoße redet, läßt keineswegs an private Auseinandersetzungen in einer geheimen Zusammenkunft mit den drei Säulen denken. Er zog den Fuß nicht zurück vor dem Verlangen der Nebeneingeschlichenen. Die Nebeneingeschlichenen zählen aber nicht zu den Aposteln; es handelt sich also um einen weiteren Kreis, und wenn es

sich der Apostel zum Ruhme anrechnet, ihnen widerstanden zu haben, so gehörte Mut dazu, ihrem Verlangen die Stirne zu bieten. So haben wir an stürmische Szenen in voller Gemeindeversammlung zu denken. „Hinaus mit Titus!“ werden die Pharisäer gerufen haben, „hinaus mit dem Griechen, hinaus mit dem Unbeschnittenen!“ Diesem Sturme wich Paulus auch nicht einen Augenblick in Untertänigkeit. Wenn Paulus aber der Forderung der Pharisäer, der Griechen müsse erst durch Beschneidung ein Jude werden, um ein Christ sein zu dürfen, widerstand, so war es, weil ihm die Konsequenz für alle Gemeinden, die er gestiftet hatte, vor Augen stand. „Ich weigerte die Unterwerfung,“ schreibt er den Gemeinden Galatiens, „damit die Wahrheit des Evangeliums bei euch verbleibe.“ Aus dieser Anrede an die Galater folgt, daß es die Leser des Galaterbriefes sind, um die der Streit sich drehte. Dann aber sind diese Galater die Befehrten der sogenannten ersten Missionsreise, also im Süden der Provinz Galatien zu suchen. Den Hauptnachdruck legt Paulus allerdings nicht auf diese leidenschaftlichen öffentlichen Diskussionen, sondern auf die privaten Verhandlungen mit den Angesehenen, die dafür gelten Säulen der Kirche zu sein und als solche bezeichnet er neben dem Vorsteher und Herrenbruder Jakobus nur noch Kephas und Johannes, denn der Zebedäide Jakobus war im Jahre 44 von Herodes Agrippa getötet worden. Es entspricht aber der Tendenz der Apostelgeschichte, einen solchen irenischen Versuch der streitenden Führer zu einem offiziellen Vertrag der jerusalemischen und syrischen Kirche, ja der Hebräer und Hellenisten überhaupt aufzubauschen, denn sie möchte in einem solchen offiziellen Friedensschlusse das Andenken an den alten Streit begraben. So kommt es, daß sie die Kommission der drei Säulen namhaft verstärkt und alle Apostel und die angeblichen Presbyter von Jerusalem zu derselben beizieht. Im zweiten Jahrhundert sah man eben alle diese Vorgänge durch den Nebel der Vergangenheit in einer magischen Vergrößerung. Auch

daß in der Apostelgeschichte Petrus es ist, der die Befreiung der Juden vom Geseze verlangt, widerspricht dem, was die paulinischen Briefe von Kephass und den Petrischen aussagen. Petrus verlangt hier einfach, daß den Heidenchristen das Gesezesjoch abgenommen werde, er redet wie ein Pauliner. Es ist das eine Darstellung, die weit über die Toleranz hinausgeht, die auch Gal. 2 von Petrus berichtet. Es mag sein, daß der Verfasser die alten Gegensätze nicht mehr in ihrer vollen Schärfe in Erinnerung hatte, zum Teil will der Geschichtsschreiber doch auch absichtlich den Gegensatz verschleiern. So redet Petrus hier für die Freiheit ganz wie Paulus. Jakobus aber vermittelt zwischen Petrus, der einfach das Gesez als eine unerträgliche Last bezeichnet, und den Pharisäern, die die Beschneidung und das ganze Gesez aufrecht erhalten wollen. Der weise Bischof von Jerusalem empfiehlt, die Heidenchristen auf diejenigen Proselytengebote zu verpflichten, die von alters her in der Diaspora üblich sind. „Denn Moses hat von alten Zeiten in jeder Stadt, die ihn verkündigen.“ Nach Analogie der Proselytengesetze der Synagoge, die auf 3. Mos. 17 beruhen, soll also, nach Darstellung der Apostelgeschichte, folgender apostolischer Kanon zum Beschluß der Synode erhoben worden sein: „Es gefiel dem Heiligen Geiste und uns, euch keine Beschwerung weiter aufzulegen, außer diesen notwendigen Stücken: daß ihr euch enthaltet von Gözenopfer und Blut und Ersticktem und Hurerei. Wenn ihr euch davor hütet, werdet ihr wohl tun. Lebt wohl!“ Dieser apostolische Kanon setzt gleich voll ein wie eine Bulle. „Es gefiel dem Heiligen Geiste und uns.“ Durch diesen Kurialstil schon verrät sich dieses Dekret als ein Produkt der Kirche des zweiten Jahrhunderts. Der Geschichtsschreiber trägt ferner die Form der Synodalverhandlungen in eine Zeit zurück, die von Synoden noch gar nichts wußte und nichts wissen konnte. Insbesondere hat er Petrus und Jakobus zu Vertretern von Grundsätzen gemacht, von denen man

zwar im zweiten Jahrhundert wünschte, die Apostel möchten sie gehabt haben, die sie aber nach dem Zeugnis des Paulus im Gegenteil bekämpften. Hätte Petrus das jüdische Gesetz als eine Last bezeichnet, das man den Heiden nicht aufjochen dürfe, so würden die Anhänger des Gesetzes in Korinth sich nicht nach Petrus nennen. Wäre Jakobus mit der Einhaltung der noachischen Gesetze zufrieden gewesen, so hätten nicht bald darauf in Antiochien etliche von Jakobus Petrum zwingen können, die Tischgemeinschaft mit den Heidenchristen aufzuheben und sich zum jüdischen Leben zurückzuwenden. Aber auch Paulus kann die Dogmata oder Kanones, die die Apostelgeschichte proklamiert, nicht gutgeheißen haben, denn er konnte nach seiner Überzeugung nicht zugeben, daß die Zugehörigkeit zu Christus irgend etwas anderes verlange als den Glauben an Christi Werk und Person und konnte seine Gläubigen so wenig auf einen Teil des Gesetzes verpflichten wie auf das Ganze. Auch die Gebote Noahs waren ein Teil des Naturdienstes der alten Zeit, ein Dienst der Elemente, den er verwarf. Für Paulus wird der Mensch durch äußere Leistungen überhaupt nicht gerecht, das Mehr oder Weniger kommt dabei nicht in Betracht. Nicht, weil er vor der Last zurückscheute, wollte seine energische Natur von dem Gesetz nichts wissen, sondern weil es eine Entwertung des Versöhnungstodes des Messias war, wenn der Mensch seine Rechtfertigung in irgendwelchen äußeren Übungen suchte, statt in dem Blute Christi. Dieser Gesichtspunkt sprach aber ebenso gegen die Proselytengesetze, wie gegen den gesamten Priesterkodex. Dazu ist ein solches Abkommen auch nirgend nachzuweisen. Als bald darauf in Galatien und nachmals in Korinth Streitigkeiten ausbrechen über die Geltung des Gesetzes, beruft sich weder der eine noch der andere Teil auf diese angeblich so feierlich proklamierten Dogmata, die nach der Apostelgeschichte doch Paulus und Silas selbst sollen in Kleinasien ausgebreitet haben. Die

Apostelgeschichte hat hier sichtlich Formen des späteren Synodalwesens übertragen auf eine Zeit, die von Synoden und synodalen Rundschreiben und Dekreten nichts wußte. Wäre ein solches Abkommen vereinbart worden, so konnte Paulus Gal. 2, 6 und 10 unmöglich die Galater versichern, die Häupter in Jerusalem hätten ihm nichts auferlegt als eine Kollekte für ihre Armen. Er hätte die Galater einfach belogen, wenn er ihnen dieses Hauptergebnis der Verhandlungen unterschlug. Hätten diese Dogmata existiert, die den Heidenchristen nichts auferlegten als die Vermeidung von Unzucht, Blutgenuß und Gözenopfer, so hätten die Judenchristen in Galatien von den Heidenchristen nicht die Beschneidung und das Halten der Speisegesetze und jüdischen Feste verlangen können, und Paulus hätte sie im Galaterbrief auf das Abkommen von Jerusalem verweisen müssen. Ebenso hätte er den Korinthern gegenüber nicht sagen können, sie sollten Gözenopferfleisch lieber nicht essen, wenn sie sähen, ein Bruder nehme daran Anstoß, sondern er hätte sagen müssen, sie sollten es überhaupt nicht essen, da man sich in Jerusalem dazu verpflichtet habe. Paulus konnte aber nach seiner Theologie, laut deren das Gesetz für den Wiedergeborenen überhaupt keine Bedeutung mehr hat, nicht wohl einen Vertrag eingehen, der die Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde nach solchen fleischlichen Bestimmungen bemaß, so daß man die Seligkeit verscherzt durch gewisse Speisen. Das Mehr oder Weniger vom Gesetz war für ihn nicht entscheidend, sondern die Vorstellung von der Rechtfertigung. Wer die Rechtfertigung in den noachischen Geboten suchte, ist in seinen Augen ebenso auf einem Irrweg wie der, der sie im ganzen Gesetze sucht und verleugnet Christum, der allein durch sein Blut den Menschen gerecht macht. In betreff der Resultate jener Verhandlungen wissen wir also nur, was Paulus uns mitteilt. „Von den Angesehenen,“ so schreibt er in kaum verhehltem Unmut, „was sie einmal gewesen sein mögen, das geht mich nichts an, bei Gott gilt kein

Ansehen der Person, denn mir haben die Angesehenen nichts mitgeteilt; sondern im Gegenteil, da sie sahen, daß mir das Evangelium an die Unbeschnittenen anvertraut ist, so wie dem Petrus an die Beschnittenen, denn der für Petrus wirksam war zum Apostelamt der Beschnittenen, der wirkte auch für mich zu dem Apostelamt der Heiden. Und da sie die mir verliehene Gnade erkannten, Jakobus und Kephas und Johannes, welche für die Säulen angesehen werden: so gaben sie mir und dem Barnabas den Handschlag der Gemeinschaft, daß wir für die Heiden, sie aber für die Beschnittenen predigten.“ Von der Verpflichtung auf noachische Gebote oder irgendwelche sonstige Dogmata ist hier, wie man sieht, nirgends die Rede. Das große Zugeständnis, das der beredte und geistig überlegene Tarser den galiläischen Fischern und Zöllnern abdingt, ist nur das, daß sie auch seine Erfolge in der Heidenwelt als Werk des Messias anerkennen. So mag er fortfahren, den Heiden den erschienenen Messias zu verkündigen, sie selbst aber wollen weder der Heiden Städte noch der Samariter Straßen betreten, denn sie sind nicht gesandt, denn zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel. In Gemäßheit dieses Abkommens sehen wir Paulus alsbald nach den fernen Synagogen von Philippi, Thessalonich und Korinth sich wenden, wenn aber die Jerusalemiten ihrerseits ihm in seine dortigen Gemeindegründungen hereinkommen, hält er sich für berechtigt, ihnen vorzuwerfen, daß sie in das fremde Reich sich hinüberstrecken, in seine Arbeit sich eindringen oder wie er 2. Kor. 10, 15 f. sagt, des Fremden sich rühmen. Die Verkündigungskreise sollten also fortan geschieden sein, weil keine Einheit des Lebens erreicht war. An die Stelle der Einheit der rituellen Lebenspraxis sollte die Einheit der werktätigen Liebe treten. Paulus versprach der Not der Armen von Jerusalem, die infolge der Gütergemeinschaft und namentlich seit den Hungerjahren des Claudius zum Himmel schrie, nach Kräften beizuspringen. Das ist der Ursprung der Kollekte,

der „Dienstleistung für die Heiligen“, die dem Apostel dann in Griechenland so viele Verdrießlichkeiten und mehrfache giftige Mißdeutung seiner Missionstätigkeit zuzog. Die Jerusalemiten verlangten nämlich, die heidnischen Gemeinden des Paulus sollten ihre Zugehörigkeit zu der Muttergemeinde, ähnlich wie die Proselyten der Synagoge, durch Geldsendungen nach Jerusalem betätigen. Das war, nach Pauli Versicherung, die einzige Verpflichtung, die er übernahm. „Und eben dieses,“ sagt er, „bin ich auch eifrig gewesen zu tun.“ Seine Briefe bezeugen es. Insbesondere auf Titus, der dem Versprechen assistiert hatte, fiel die Last dieses immerhin mißlichen Geschäftes. Petrus seinerseits fand sich durch sein Abkommen mit Paulus und Barnabas gebunden. Gemäß dem Handschlag der Gemeinschaft, den er gegeben hatte, erschien er selbst in der gemischten Gemeinde Antiochiens und erkannte sie damit als eine Genossenschaft des Messias und die Heidendriften als vollberechtigte Brüder an. Allein nunmehr wurde eine andere Frage brennend, die man zu Jerusalem beiseite gelassen hatte. Die Jerusalemiten hatten vorerst davon Umgang genommen, die gläubigen Heiden unter das Gesetz zu beugen; nur für die Judenchristen setzten sie die unveränderte Geltung des Gesetzes voraus. Aber eben dieses Gesetz untersagte dem Juden, zu Tisch zu liegen mit den Unbeschnittenen. Wenn die Judenchristen Antiochiens den heidnischen Brüdern ihre Freiheit ließen, so mußten sie sich auch von ihnen zurückziehen, um der eigenen Reinheit nicht verlustig zu gehen. Andernfalls brachen auch sie das Gesetz und das letzte Ende eines solchen gemischten Gemeindelebens mußte sein, daß auch die Judenchristen sich emanzipierten. Nichts anderes war auch Pauli Meinung, als daß der Jude in Christo eine neue Kreatur geworden und dem Gesetze abgestorben sei. Der nach dem himmlischen Adam Wiedergeborene hat nichts zu tun mit dem Gesetze des alten Adam. Zunächst schien sich freilich das Zusammenleben durchaus friedlich

zu gestalten, „denn ehe etliche von Jakobus kamen, aß Petrus mit den Heiden zusammen“. Er lebte heidnisch und nicht jüdisch. Er tat damit nur, was er auch zu Lebzeiten seines Meisters oft getan hatte, wenn Jesus mit Zöllnern und Sündern zu Tische lag. „Als aber etliche von Jakobus kamen, entzog er sich und sonderte sich ab aus Furcht vor den Beschnittenen. Und es heuchelten mit ihm auch die übrigen Juden, so daß auch Barnabas fortgerissen wurde von ihrer Heuchelei.“ Sie selbst wollten nun wieder die Reinen sein, die sich absondern von den Unreinen, die Peruschim, die Pharisäer. Petrus aber zeigte sich auch bei diesem Streite als der, als welchen ihn die Evangelien zeichnen. Er hatte wieder einmal bekannt, um alsbald zu verleugnen. Er hatte sich hinausgewagt in ein ihm fremdes Element und plötzlich den Mut verloren: „Herr, ich versinke!“ Wiederum schwor er, wie im Hofe des Hohenpriesters: „Ich kenne diesen Menschen nicht!“ Sein eigener Rückzug stellte ihn so als armen Sünder hin. „Er war gerichtet“ (Gal. 2, 11). Paulus, der den üblen Eindruck dieses Abfalls auf die Heidenchristen fürchtete, ist entrüstet über diesen ungeraden Wandel, über dieses Sinken auf beiden Seiten. Die Sache zwingt ihn gegen den Felsen, das Apostelhaupt, die Säule Jerusalems, ernstlich aufzutreten, und zwar vor allem öffentlich. So kam zu der ersten stürmischen Szene mit den Pharisäern in Jerusalem eine zweite in Antiochien, die sich dramatisch zu einem Angriff des Heidenapostels auf den Judenapostel zuspitzt, bei dem der Schriftgelehrte und rabbinisch gebildete Paulus dem schlichten Fischer von Kapernaum mit vollkommen schulgerechten Ketten Schlüssen und Syllogismen zusetzt. Aus dieser denkwürdigen Verhandlung in der Gemeindeversammlung Antiochiens erfahren wir, wie unmöglich es für Paulus war, seine Gläubigen auf irgendwelche Menschenanzug zu verpflichten, auch wenn sie so mild gewesen wäre wie die noachischen Gebote, weil für ihn die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft

Christi nur von dem Glauben an den Messias abhängt und von nichts anderem. Für diesen Standpunkt Pauli ist die kleine Rede, die Gal. 2 aus den Verhandlungen zu Antiochien mitteilt, durchaus entscheidend. Zunächst hält Paulus (2, 15) dem Felsenapostel entgegen, daß auch Petrus zugebe, daß kein Fleisch gerecht werde durch das Gesetz, sonst würde Petrus ja nicht im Glauben an den Messias die Gerechtigkeit suchen. Also ist der Jude trotz seines Gesetzes der Sünde verkauft, wie der Sünder aus den Heiden. Hätte das Gesetz uns gerecht machen können, so war der Messias unnötig und Golgatha war eine Luxustat. Wer sich zum Gesetze zurückwendet, vereitelt darum die Gnade Gottes im Sühntode des Messias. Dagegen der Gläubige, der eins geworden ist mit Christus, ist dem Fleische abgestorben. „Ich lebe, doch aber nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Was ich nach dem Fleische lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben.“ Ist aber das Fleisch getötet im Tode Christi, so braucht es keines gesetzlichen Zwangs und lebt Christus in mir, dann braucht es keiner geschriebenen Norm, denn Christus allein ist es, der in mir denkt, will und handelt, wir sind nur Glieder an seinem Leibe. Nicht durch peinliche Erfüllung des Gesetzes erlangen wir diesen Gnadenstand, sondern indem wir uns in gläubigem Vertrauen zusammenschließen mit Christus. Aber neben dieser apologetischen Wendung nimmt Paulus in jener denkwürdigen Rede noch eine polemische gegen das Judenthum, dessen Rückfall in das Gesetz er in seiner ganzen Prinzipiosigkeit aufdeckt. Die Judenthristen wenden ihm ein, wenn der Messias das Gesetz abschaffte, dann wäre er ja ein Förderer der Sünde, er verführte uns Gottes Gebot zu brechen. Paulus erwidert: „Wenn ihr trotz des Erlösungstodes das Gesetz wieder herstellt, so ist ja Christus umsonst gestorben, die Gnade macht ihr zunichte.“ Also Ärgernis gegen Ärgernis! Die einen rufen: „Du machst den Messias zum Diener

der Sünde," der andere erwidert: „Ihr macht aus Christi Opfertod eine müßige Luxustat¹⁾." So groß war der Abstand beider Richtungen bereits geworden! Freilich, wie ihr es treibt, ruft Paulus den Judenchristen zu, wird der Messias zum Sündendiener. — „Wenn ich das Gesetz, das ich zerbrochen habe, wieder baue, dann freilich stelle ich mich als Übertreter hin." So hat Petrus mit einem peccavi sich dem Gesetze unterworfen, und stand da wie ein Verurtheilter, aber wer wie Paulus das Gesetz für unverbindlich hält, der ist außerhalb des Gesetzes nicht im Bereich der Sünde, sondern im Reich der Gnade, eins geworden mit dem Messias. Eine Vermittlung, wie sie sich später der Verfasser der Apostelgeschichte dachte, war hier nicht möglich, denn Paulus marktet nicht über ein Mehr oder Weniger des Gesetzes. Ob man den Pentateuch oder den Dekalog oder nur die noachischen Gebote zur Bedingung der Zugehörigkeit zu Christus machen wollte, war ihm gleich. Für ihn kommt es allein darauf an, ob einer eine neue Kreatur geworden ist in der Wiedergeburt nach dem Bilde des himmlischen Adam, dann ist er vom Gesetze frei, von dem ganzen wie von dem halben. Verzichteten die Gläubigen auf ihre Freiheit, um jüdischen Gewissen kein Argernis zu geben, so sind das immer nur Rücksichten der Liebe gegen die Schwachen, freiwillige Konzessionen an die Skrupel gesetzesängstlicher Brüder, niemals aber religiöse Pflichten, denn die Zugehörigkeit zum Reiche des Messias beruht allein auf dem Glauben. Es waren mithin die ganz konkreten Gedanken seiner Theologie, die Paulus dem Petrus entgegenhielt. Gerade darum aber, weil dieser Grundsatz einem durchaus individuellen Glaubensstandpunkt entsprach, konnte er nicht der der Gesamtheit werden. Nur Schüler, die auch sein System annahmen, konnten forthin mit Paulus zusammenwirken. Aus diesem Gegensatz erklärt es sich schon an

¹⁾ Vgl. Holsten, a. a. D.

und für sich, und nicht aus dem zufälligen Streite über weitere Beteiligung des bei der letzten Wanderung abgefallenen Johannes Martus an den Missionsreisen, daß Paulus und Barnabas sich schieden. Die dreie konnten gar nicht mehr gemeinsam missionieren, da sie in der Lehre nicht mehr einig waren und entgegengesetzte Gemeindefitten einführten. Eine Reihe neuer Missionsgehilfen taucht im Gefolge des Paulus auf und seine Tätigkeit nimmt einen neuen Aufschwung. Daß aber das Judenchristentum seit dem Zusammenstoße in Antiochien ihn als Gegner bekämpfte und keineswegs nach den Friedensversicherungen in Jerusalem ihn als Mitarbeiter gelten ließ, erfuhr Paulus, als er nach Galatien zurückkam. Gemäß der Zusage, die Befehrung der Juden den Zwölfen zu überlassen, selbst aber dem Dienst des Worts in der Völkerwelt nachzugehen, zieht Paulus durch Galatien nach Mazedonien, Achaja und Asia proconsularis; überall schießen neue Gemeinschaften unter den Füßen des Freudenboten auf; sein Evangelium bringt die Freiheit vom Gesetz, die den Proselyten so erwünscht ist; die Bewegung gewinnt in Mazedonien und Achaja eine Bedeutung, daß die Synagogen überall nach dem Schutze der römischen Behörden schreien, die judenchristlichen Gegner aber klagen, daß er die Türen zu weit aufthue, daß er Menschen gefällig sei, daß er nur das eine im Auge habe, seinen Haufen größer zu machen.

Am genauesten lernen wir den ganzen Umfang dieser Parteiungen aus dem Galaterbriefe kennen, da das Eindringen der Gegner auch in diese entlegenen Gemeinden, die seine eigenste Schöpfung waren, Paulus am tiefsten verletzte. Für sie bestand die Religion in dem Halten des vergötterten jüdischen Gesetzes, er dagegen nannte das Halten des Sabbats, der Neumonde, der Fastenzeiten, der Speisegebote und der Reinheitsvorschriften, der Stundengebete und rituellen Waschungen einen Dienst der Elemente, dem er die Heidenchristen nicht aufs neue unterwerfen wolle. Darum drehte sich der Streit. Die Ab-

fassungszeit des Galaterbriefs fällt jedenfalls nach der Apostelbesprechung vom Jahre 53, da diese im zweiten Kapitel berichtet wird. Sie fällt aber auch nach einem zweiten Aufenthalte in Galatien, denn der Apostel unterscheidet 4, 13 zwischen einem Predigen das erstemal und einem Predigen das zweitemal. Wäre Paulus überhaupt nur einmal in Galatien gewesen, so wäre diese Unterscheidung überflüssig. Er würde dann einfach sagen: „Ich habe euch gepredigt.“ Das zweitemal bezieht sich auf den Aufenthalt, den er nach dem sogenannten Apostelkonzil vom Jahre 53 in den Städten Galatiens nahm und den die Apostelgeschichte als zweite Missionsreise betrachtet, bei der aber nicht Barnabas, sondern Silas Pauli Genosse war. Erst nach diesem zweiten Aufenthalte, um wie viel später wissen wir nicht, ist der Galaterbrief geschrieben. Nach Josephus' Antiquitäten 15, 1, 2 fiel die Eroberung Jerusalems durch Herodes in den Juli des Jahres 37, und zwar in ein Sabbatjahr. Dann war im Juli 54 wiederum Sabbatjahr und da darf man sich wohl erinnern, daß Paulus Gal. 4, 10 schreibt: „Tage beobachtet ihr, Monde, Zeiten, Jahre.“ Die Jahre werden nicht bloß zur rhetorischen Vollständigkeit hinzugefügt sein, sondern Paulus schreibt, als ein Sabbatjahr bevorstand, dessen Beginn von den Galatern mit den üblichen Formen und Gebeten gefeiert wurde, möglicherweise auch kurz nachdem die Galater diese Bräuche mitgemacht hatten. Am siebenten und zehnten Tisri erlosch zum erstenmal das Feuer im jüdischen Hause, in der Mitte des Monats begann die achttägige Feier der Hütten, die ebenso an die heidnischen Sakkäen erinnerte, wie die Feier des Neumonds an die heiligen Zeiten im Tempel des Lunus. Diese Bräuche waren von den Galatern in jüngster Zeit geübt worden, oder sie standen vielleicht auch bevor und die Judenchristen rüsteten sich, sie zu begehen, gewiß aber hat Paulus nicht ins Blaue den Galatern das Feiern von Jahren vorgeworfen. In das Sabbatjahr oder in die Nähe desselben werden wir also

die Abfassung des Briefes zu setzen haben. Paulus war auf der sogenannten ersten Missionsreise über Cypern und Pamphylien nach Galatien gekommen. Sein einziger Begleiter war damals Barnabas, nachdem Johannes Markus sich zu Perge von den Gefährten getrennt hatte, um nach Jerusalem, in das Haus seiner Mutter Maria, zurückzukehren. Zwei und zwei, wie der Herr es angeordnet, besuchten Paulus und Barnabas die Synagogen jenseits des Taurus, um die frohe Botschaft vom erschienenen Messias auszurichten. In einer Gemeinde verweilte Paulus länger aus einem zufälligen Grunde. Nach Gal. 4, 13 f. hatte leibliche Schwäche ihn bei den Adressaten des Galaterbriefs festgehalten. Mit dem epileptischen Übel, das ihn zur Erde warf und bei dem ihn ein Satansengel mit Fäusten schlug, war ein zeitweises Versagen des Augenlichts verbunden. Nach der Vision von Damaskus erzählt die Apostelgeschichte: „Saulus aber stand auf von der Erde, als er aber seine Augen aufthat, sah er nichts. Sie nahmen ihn aber bei der Hand und führten ihn hinein nach Damaskus. Und er war drei Tage blind und aß nicht und trank nicht.“ Die nervöse Schwäche ertrug das Licht nicht, an das er erst am vierten Tage sich wieder gewöhnte. In jenes Krankenlager zu Damaskus fiel die Unterweisung durch Ananias, der ihm das Evangelium vom Erdenwallen des himmlischen Christus mitteilte, über dessen göttliche Taten seit Schöpfung der Welt Paulus aus der rabbinischen Überlieferung längst Bescheid wußte. Was er damals durch Ananias gehört, erzählte er bei einem ähnlichen Krankenlager den Galatern bei seinem unfreiwilligen Aufenthalt und mit Begeisterung nahmen seine Gastfreunde und Krankenpfleger sein Evangelium auf. „Ich gebe euch das Zeugnis,“ schreibt er, „ihr hättet, wenn es möglich gewesen wäre, sogar euere Augen euch ausgerissen und mir gegeben.“ Mit den Augen seiner Freunde wäre ihm also geholfen gewesen. Aber auch die epileptischen Anfälle fehlten nicht. Die Galater

haben nicht vor ihm ausgespieen, wie man vor dämonischen Kranken tat, um den Dämon von sich fern zu halten. Im Gegenteil nahmen sie ihn auf wie einen Engel Gottes. Diese Schilderung des Verhaltens eines engeren Kreises deutet nun darauf, daß Paulus zunächst an eine bestimmte Gemeinde denkt, an die er seinen Brief richtet, nicht an die Christenheit einer ganzen Provinz. Er kann ja nicht in mehreren Gemeinden wegen Krankheit liegen geblieben und als Engel Gottes aufgenommen worden sein. Er kann nicht Station für Station aus Anlaß von Krankheit gepredigt haben. Wie der Apostel sich ausdrückt, denkt er an einen bestimmten Vorgang in einer bestimmten Gemeinde. Zunächst könnte man auf Verbe raten, wo Paulus nach einer erlittenen Steinigung sich und seine Wunden pflegen ließ. Allein der Ausdruck: „körperliche Schwäche“ deutet nicht auf ein Martyrium, dessen Folgen abgewartet werden mußten, sondern auf eine Krankheit, die ihn überfallen hatte, eben jene, bei der ihn der Satansengel mit Fäusten schlug und in betreff deren er schreibt: „Seinetwegen habe ich dreimal zum Herrn gebetet, daß er von mir wiche und er hat zu mir gesagt: Laß dir genügen an meiner Gnade, denn die Kraft wird in Schwachheit mächtig“ (2. Kor. 12, 8 f.). Wunden des Märtyrers hätten auch keine Veranlassung gegeben, ihn zu verachten, was Paulus doch fürchtete. Vor solchen Wunden hätten die Galater nicht ausgespieen, sondern sie hätten sie geküßt. Statt an Verbe wird man darum besser an Antiochia ad Pisidiam denken, wo Paulus auf jener Reise zuerst gepredigt haben soll. Wenn Paulus die eingeschlagene Route nach Norden nicht fortsetzte, sondern von Antiochien umkehrte und den Rückweg gegen Süden antrat, kann auch das mit seiner Krankheit zusammenhängen. Das pisidische Antiochien war nicht mehr als vierzig Meilen von Perge entfernt, von wo sie ausgegangen waren¹⁾. Die Stadt

¹⁾ Vgl. Renan, Apostel, S. 81, nach Waddingtons Angaben.

war eine Militärkolonie und unter dem Schutze des römischen Adlers hatten sich zahlreiche Juden angesiedelt, die ihre Synagoge neben die Tempel der Göttermutter und des Lunus stellten. Als bedeutendster der von Paulus besuchten Plätze wird Antiochien auch der Vorort der damals gestifteten Gemeinden gewesen sein. Dazu kommt, daß Paulus den Galaterbrief auf der Reise nach Troas schrieb. Dann wird er aber seinen Brief der nächstgelegenen galatischen Gemeinde geschickt haben und nicht der entferntesten. Die nächstgelegene ist aber von Troas aus Antiochia.

Wir setzen also voraus, daß was an individuellen Beziehungen zwischen Schreiber und Lesern in dem Briefe sich findet, sich auf Antiochien bezieht. Vielleicht spielen sogar einige Stellen des Briefes ganz direkt auf Verhältnisse der Stadt Antiochien an. In Antiochien war das Hauptheiligtum des Lunus Attes oder Men Sabbazius, des Mondgottes. Es war der Dienst der „Elemente des Kosmos“, der Gestirne, der hier im Schwang ging. Im Frühjahr begann der heilige Attes=Attesruf, bei dem die Kornbanten sich entmannten zur Erinnerung an den blutigen Tod des Adonis Attes und der Dienst am Tempel wurde von diesen heiligen Eunuchen versehen. Paulus sagt nun sehr bezeichnend (4, 8) von seinen Lesern nicht etwa, daß sie den falschen Göttern gedient hätten, sondern sie dienten den Dingen, die von Natur nicht göttlich sind. Sie waren unter „die Elemente der Welt“ geknechtet. Zu diesen Elementen sind die Erdgöttin Cybele, der Mondgott Lunus Sabbazius und der Frühlingsgott Attes in erster Reihe zu rechnen. Wenn die Galater auf die Beschneidung so großen Wert legen, gibt Paulus den Hekern und Anstiftern (5, 12) den Rat, sie möchten sich doch lieber gleich verschneiden lassen. Es ist das nicht ein bedenkliches Wortspiel, sondern ein Hinweis auf die Scharen der Eunuchen, die den Tempel des Lunus zu Antiochien umlagern und durch Verschneidung Gott

wohlgefällig werden wollen, wie die Judaisiten durch Beschneidung. Wenn die, die euch verwirren, ist also die Meinung, glauben, daß das Opfer eurerer Vorhaut Gott wohlgefällig sei, so macht es doch lieber noch gründlicher wie die Lunuspriester eurerer Stadt und macht euch zu Eunuchen. Also der Hauptort, an den der Galaterbrief sich richtet, wird Antiochien sein; doch war der Brief als Encyclica auch für die andern Gemeinden bestimmt, die ohnehin nur in Gemeinsamkeit werden gehandelt haben.

Die Apostelgeschichte läßt Paulus in Antiochien, wie überall, zuerst in der Synagoge auftreten. Die eigentliche erfolgreiche Wirksamkeit aber knüpfte sich nach dem eigenen Berichte des Apostels an jenes Krankenlager, das die Apostelgeschichte übergeht. Während seiner Krankheit hatte der Apostel Gläubige gefunden und um sein Krankenlager zu einer Gemeinschaft vereinigt. So erklärt es sich wohl, daß die Gemeinde von vornherein der Mehrzahl nach aus Heiden bestand. Die Galater, die Paulus 4, 8 anredet, haben früher Gott nicht gekannt, sondern haben den Elementen gedient, die von Natur nicht göttlich sind, dem Mondgott, dem Frühlingsgott, der großen Mutter mit den vielen Brüsten, Cybele. In einem götzendienerischen Hause also lag er krank, Heiden besuchten ihn und lernten ihn verehren wie einen Boten Gottes; Heidenchristen bildeten die Gemeinschaft, die er stiftete. Dennoch müssen auch Juden seiner Gemeinde beigetreten sein, wie ja auch eine auf jüdische Hoffnungen zusammentretende ungemischt heidnische Gemeinde nicht leicht denkbar wäre. Aus unserem Briefe selbst geht hervor, daß die Schrift von den Gemeindegliedern gelesen wird, und daß sie im Alten Testamente so weit zu Hause sind, daß ihnen der Apostel zumuten kann, alttestamentliche Beweisführungen zu verstehen. Die Verfassung, in der Paulus bei seinem Besuche im Jahre 53 die Gemeinde findet, ist auch nur dann erklärlich, wenn von vornherein jüdische Elemente in der

Gemeinde sich vorfanden, die der Böhlerlei der auswärtigen Judaisten die Hand reichen konnten. Den Inhalt der Erbauung scheint wesentlich die Lektüre des griechischen Alten Testaments gebildet zu haben. Über Abraham, den Vater der Gerechtfertigten, über Sarah, Hagar, Ismael, Jakob wissen die Galater Bescheid; vom unfruchtbaren Berge Sinai, vom steilen Ebal und blühenden Garizzim hatte Paulus ihnen erzählt, vor allem aber von Golgatha und ihnen Christum vor die Augen gemalt als den Ge- kreuzigten. Wenn man gesagt hat, der himmlische Mensch werde bei Paulus nur Mensch, um zu sterben und auf- zuerstehen, so trifft das nicht zu; nur in seinen Briefen brauchte Paulus auf das, was dazwischen liegt, nicht einzugehen, denn mündlich hatte er ihnen Jesum vor Augen gemalt und vielleicht sogar das Evangelium seines Schülers Johannes Markus oder ein ähnliches in den Händen der Gläubigen gelassen. Die Predigt des Glaubens brachte ihnen den Geist; sie redeten in Zungen, sie ver- suchten sich in Heilungen und der Geist wirkte unter ihnen dieselben Wunder wie anderwärts. Auch hier also war die Erweckung eine Revivalbewegung und die Predigt bestand nicht in Worten sondern in Kraft. Das Verhältnis der Befehrten zu dem Kranken war das innigste, wenn er rühmt, wie einen Engel hätten sie ihn aufgenommen und wie einen Vater gepflegt. In diese schöne Harmonie brachte erst nach Pauli Abreise ein judenchristlicher Hezer den ersten Mißklang. Judaisten traten auf, die nach dem Beifall der Synagoge trachteten. Irgendein auswärtiger Führer steht an der Spitze, der sich dünken läßt etwas Besonderes zu sein. Er hat auf die schlichten Galater einen solchen Eindruck gemacht, daß Paulus ruft: „O ihr unvernünftigen Galater, wer hat euch bezaubert?“ Die reinsten Motive traut Paulus diesen Leuten nicht zu. „Wie viele angenehm erscheinen wollen nach dem Fleisch“ (6, 12), das heißt den Beifall der Pharisäer sich verdienen wollen, „die zwingen euch, daß ihr euch beschneiden lasset,

nur damit sie nicht durch das Kreuz Christi verfolgt werden“, durch jenes Kreuz, das der jüdische Fanatismus ihm und andern echten Jüngern Christi bereitet. Verfolgungen durch die Juden wollen sie vorbeugen und sich bei den Pharisäern noch Dank verdienen durch Beschneidung der von Paulus bekehrten Heiden. Dabei trösten sie die Galater, die Beschneidung bedeute ja für sie keine neuen Verpflichtungen. Paulus aber bezeugt jeglichem Menschen, der sich beschneiden läßt, daß er schuldig ist das ganze Gesetz zu halten (5, 3). „Ihre Schlagworte heißen Samen Abrahams (3, 16) und Jerusalem, das unsere Mutter ist (4, 26)¹⁾.“ Wer die Verheißungen erben will, muß auch die Gesetzesvorschriften erfüllen. Aber des Petrus Verhalten in Antiochien hat gezeigt, daß sie selbst unter Umständen das Gesetz nicht halten, sondern sich nur der Beschneidung der Galater rühmen wollen (6, 13).

Diese Lage fand Paulus in Galatien vor, als er nach der Besprechung mit den Aposteln dort wieder eintraf. Für die Zeitbestimmung haben wir in dem bald nach diesem stürmischen Besuche geschriebenen Galaterbrief einige Anhaltspunkte. Paulus redet von den Vorgängen in Jerusalem und Antiochien wie von Ereignissen, die sich unlängst zugetragen haben und deren Ärger noch stark in seiner Seele nachzittert²⁾. Auch die Trennung des Apostels von Barnabas ist den Galatern noch etwas Neues. Schwere Aufgaben warteten mithin auf den Apostel, als er mit Silas sein altes Arbeitsgebiet wieder aufsuchte. Er redete damals ernst und wie er 4, 20 fürchtet, allzu scharf zu den von ihm Bekehrten. Er ist ihr Feind geworden, indem er ihnen die Wahrheit sagte (4, 16) und wünscht nachträglich, er möchte seinen Ton ändern können. So gesteht er selbst zu, daß sein jüdisches Temperament ihm

¹⁾ Holzmann, Einleitung. S. 219.

²⁾ So auch Holzmann, Einleitung. S. 220.

wieder einen Streich gespielt habe. Freilich gelang es ihm durch diesen scharfen Ton, vorerst den Entschluß der Galater rückgängig zu machen. Die Galater beeiferten sich wieder, seinen Beifall zu verdienen. Aber die Herrlichkeit dauerte nur so lange als er bei ihnen war (Gal. 4, 18). Bald nach seiner Abreise erfuhr er, daß die Gemeinden dennoch auf ihren früheren Vorsatz zurückgekommen seien. Man hat diesen raschen Umschlag unbegreiflich genannt und sogar in diesem Bericht eine Instanz gegen die Echtheit des ganzen Briefs finden wollen. Die Situation gemahne doch gar zu sehr, sagt Steß, „an eine Schultube voll unartiger Jungen, die sich noch leidlich zusammennehmen, solange der Lehrer da ist, kaum aber hat er die Tür zugemacht, so geht der Spektakel los“¹⁾. Allein im Konventikelleben kommen solche Umschläge vor. Wenn man bedenkt, daß ein Teil dieser Christgläubigen Diasporajuden waren, die ihr Gesetz vergötterten, so ist es sehr begreiflich, daß nach Pauli Abzug diese für die stets geübten Gebräuche aufs neue warben. Die Gemeinde aber schwenkte zu ihnen ab, als von Jerusalem ein oder mehrere Judaisten eintrafen, die im Namen der Urgemeinde sich gleichfalls für das gesetzliche Leben erklärten. Sie wollte kein anderes Christentum haben als das, das die unmittelbaren Jünger Christi in Jerusalem predigten und das außerhalb des paulinischen Kreises alle Gemeinden bekannten. Daher der scharfe Ausfall (Gal. 2, 6) gegen die Säulenapostel: „Was sie vormals gewesen sind, daran liegt mir nichts. Bei Gott gilt kein Ansehen der Person. Wir haben die Hochverehrten nichts Neues mitgeteilt.“ Unter Beziehung auf das, was die jerusalemitischen Säulen wünschen, was im syrischen Antiochien sich zugetragen und was ihr Mitbegründer Barnabas jetzt selbst für Recht erkannt habe, verlangen die Eindringlinge, die die Gemeinde verwirren, Durchführung des jüdischen Lebens

¹⁾ Steß, Der Galaterbrief. S. 48.

auch im Heidenlande Galatien. Besonders einer, „der sich dünken läßt, er sei etwas, während er doch nichts ist“ (6, 3), hat den ganzen Zorn des Paulus auf sich geladen. Ihm vor allem gilt wohl der gute Rat, er solle sich doch lieber gleich kastrieren. Die Galater aber unterwarfen sich der neuen Strömung, da ihr Apostel sie verlassen hatte. Das Gemeindeleben wurde auf jüdischen Fuß eingerichtet und der Festzyklus Israels für den Gottesdienst eingeführt. „Ihr haltet Tage,“ schreibt Paulus, „Monde, Festzeiten und Jahre!“ So fürchtete Paulus, er habe in dieser Gemeinde vergeblich gearbeitet. „Damals, da ihr Gott nicht kanntet, dientet ihr Dingen, die von Natur nicht göttlich sind. Jetzt aber, da ihr Gott erkannt habt, wie wendet ihr euch wieder zu den schwachen, dürftigen Elementen, denen ihr von neuem dienen wollt.“ Paulus sieht also in ihrer Wendung zum Judentum nur einen Rückfall in den Naturdienst. Denn ihm ist es kein Unterschied, ob sie damals den Vollmond im Tempel des Lunus oder jetzt den Neumond im Gefolge der Synagoge feiern, ob sie den Frühling in der Schar der Alttes-Alttesrufer begrüßen oder jetzt den Herbst, indem sie mit den Juden in den Laubhütten sitzen. Es ist ihm dieselbe Schmach, ob sie dem Messer der Beschneidung oder der Kastration der Cybelepfaffen sich darbieten. So völlig ist er über den Wandel im Judentum hinaus, daß ihm beides auf einer Linie steht. Der Rückfall der Galater zeigt ihm, daß er umsonst gearbeitet hat, und wenn nur umsonst! Denn mit den jüdisch Frommen ist der ganze Zank der Gesetzesmenschen in die Gemeinde eingezogen. Darum erinnert er sie an das Wort Hillels: „Das ganze Gesetz ist erfüllt in dem einen Gebote: Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst, so ihr aber euch einander beißt und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht voneinander verzehrt werdet.“ „Ihr liebet löblich, wer hat euch aufgehalten der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch Überreden ist nicht von dem, der euch berufen hat. Ein wenig

Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Ich versehe mich zum Herrn, daß ihr nicht anders gesinnet seid, der aber, der euch in Verwirrung setzt, der wird sein Urtheil tragen, er sei, wer er wolle.“ Wir gewinnen aus Pauli Schilderung durchaus den Eindruck, daß jene Synagogenhändel, die im ganzen Reiche sprichwörtlich sind, nun auch seine Gemeinde zerrütten, denn er redet von „Feindschaften, Streit, Grimm, Groll, Hader, Zwiespalt und Parteiungen“. Das waren die Früchte des neuen Geistes. Aber je tiefer der Fall der Gemeinde war, um so größer ist der Hochmut der neuen Führer. Die tiefste Stufe des religiösen Lebens hat stets das dreiste Lächeln für jeden Einwand gegen alles, was sie ihren Glauben nennt, und die giftigste Verleumdung für jeden, der ihr entgegentritt. Wenn Paulus das Gesetz beiseite schiebt, will er, so wissen die Hezer, den Menschen gefällig sein und seinen Haufen größer machen. „Des Volks ist mir zu viel,“ sprechen sie nach rechter Pharisäerweise. Ein kleiner Kreis von Musterheiligen gilt ihnen mehr als ein solcher Haufen von Unbeschnittenen. Die Apostel und Barnabas, der andere Gründer der galatischen Gemeinden, haben im syrischen Antiochien gegen Paulus entschieden. So hat er sich zu fügen, denn er selbst ist gar kein Apostel, sondern was er von Jesus weiß, hat er ja erst durch die Zwölfe erfahren. Nach diesen Erklärungen hätten die Galater sich sofort von Paulus lossagen können, aber der Respekt vor dem Gewaltigen saß doch so tief, daß sie ihm eine Botschaft sendeten, ob mündlich oder schriftlich wissen wir nicht, die ihm von ihren neuen Reformen Nachricht geben sollte. Die Art, wie Paulus in seinem Antwortschreiben mit der Thür gleichsam ins Haus fällt: „Mich wundert, daß ihr euch so schnell umwenden laßt zu einem andern Evangelium,“ macht wahrscheinlich, daß er sofort nach Empfang dieser schlimmen Nachricht sich zum Schreiben niederlegte. Vor allem die Einmischung der Jerusalemiten entflammt seinen Zorn. Gleich mit dem ersten Sage wendet er sich gegen

die freche Anzweiflung seiner Autorität¹⁾. „Paulus, Apostel nicht von einem Menschen, noch durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus,“ das ist der unmißverständliche Gruß seines Schreibens. „Und wenn ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündete, denn das wir euch verkündigt haben, der sei verflucht.“ „Rede ich jetzt Menschen oder Gott zu Diensten,“ fragt er sarkastisch, „oder strebe ich Menschen zu gefallen?“ Doch rasch gefaßt kommt er zur Sache und widerlegt die Meinung, als ob sein Apostolat der Billigung der Säulen in Jerusalem bedürfe. Nicht von einem Menschen, noch durch eines Menschen Unterricht hat er sein Evangelium empfangen, sondern durch Offenbarung des Messias, der vor Damastus ihm in seiner Lichtgestalt erschien und ihn der Berufung zum Apostel würdigte. Er war drei Jahre schon Christ, ehe er Petrus und Jakobus auch nur mit Augen sah. Nach der kurzen Begegnung in Jerusalem habe er vierzehn Jahre hindurch — und vierzehn Jahre sind ein schöner Teil des Lebens — in Syrien und Cilicien außer jeder Beziehung mit den Hochgeltenden gestanden, obgleich ihm der Apostelgeschichtsschreiber noch zwei Wallfahrten zu den Aposteln angedichtet hat. Als dann der Streit ausbrach, ob unbeschnittene Jünger Christi gleichfalls dem jüdischen Geseze verfallen seien, sei er infolge einer neuen Offenbarung nach Jerusalem hinaufgezogen mit Barnabas und dem Griechen Titus, um diese Frage zum Austrag zu bringen. Die drei Säulen aber, Jakobus, Petrus und Johannes, hätten seinem Evangelium, das er ihnen vorlegte, nichts hinzugefügt. Allerdings hätten die nebeneingeschlichenen Brüder, die Phariseer, die den Heidenchristen ihre Freiheit nicht gönnten, die Beschneidung des Titus verlangt, aber nicht erzwingen können, denn keinen

¹⁾ Vgl. Holsten, Zum Evangelium des Paulus und Petrus. S. 239 ff.

Augenblick sei Paulus ihnen gewichen in Unterwürfigkeit. Die Zwölfe hätten ihm und Barnabas vielmehr den Handschlag der Gemeinschaft darauf gegeben, daß sie selbst den Juden predigen wollten, er und Barnabas aber sollten unter den Heiden wirken. Nur sollten sie des Bettlerelends in der Urgemeinde gedenken und für Jerusalem kollektieren, was er auch fleißig gewesen sei zu tun. Daß dann in Antiochien Petrus von den Leuten des Jakobus sich habe umstimmen lassen, sei kein gerader Wandel gewesen und er habe dem Felsen und Säulenapostel es in der Gemeindeversammlung ins Angesicht gesagt, daß wenn er selbst sich gelegentlich über das Geseß wegsetze, er kein Recht habe, andere auf dasselbe zu verpflichten. Suchen Petri Freunde im Geseße das Heil, so wisse Paulus nicht, wozu sie Christen geworden, ja wozu Christus auf Erden erschienen sei. Anders wird sein Ton da, wo er sich nun der eigenen Gemeinde zuwendet. „Mit einem gewissen Humor,“ sagt Bouffet, „wie man ihn großen Kindern gegenüber braucht, und doch mit ängstlicher Sorge kehrt sich Paulus an seine unverständige Gemeinde¹⁾“: „Ihr unverständigen Galater, wer hat euch verhext? Ihr, denen Jesus Christus als der Gekreuzigte vor die Augen gemalt wurde.“

Die dogmatischen Erörterungen, zu denen Paulus nun übergeht, stützen religiöse Erfahrungen, die ihrer selbst unmittelbar gewiß sind, dennoch auf einen künstlichen Schriftbeweis und mischen religiöse Gefühlstöne, die den Leser noch heute ergreifen, mit dem spitzfindigsten Rabbinismus; so entsteht ein Brief, der zur Hälfte biblische Deduktion, zur Hälfte rührender Gefühlserguß ist. Daß das Geseß nicht selig mache, müssen die Galater aus ihrer eigenen Erfahrung wissen. Der Geist, der nach Pauli Predigt über sie kam und Wunder unter ihnen wirkte,

¹⁾ Bouffet, bei Weiß, Schriften des Neuen Testaments. S. 2, 49.

tat das, ohne daß sie vom Geseze der Juden das geringste wußten. Wenn ihre damalige Ekstase nicht ein heuchlerisches Gaukelspiel war, so haben sie den Beweis erlebt, daß es nicht des Gesezes bedarf, um den Geist zu erhalten. Wollen sie nun, was sie im Geiste begonnen, im Fleische vollenden? Nächst ihrer eigenen Erfahrung kann kein Beispiel so überzeugend sein, als das des Vaters Abraham. Abraham glaubte und das wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet und dann erst empfing er die Beschneidung als Siegel der Verheißung. Das Gesez aber ist durch die Engel erst vierhundertunddreißig Jahre nach Abraham erlassen worden und kann die ältere Verheißung Gottes nicht nachträglich abändern. Die wahren Abrahamiden, die die Verheißung haben, sind darum nicht die, die sich an das Gesez halten, sondern die, die Abrahams Nachfolger sind im Glauben. Freilich wie damals, so gehet es auch heute; die, die aus dem Fleische geboren sind, verfolgen die, die nach dem Geiste Kinder Abrahams sind, so wie Ismael Isaak verfolgte. Aber wer sich an das Gesez halten will, stehet unter dem Fluche, der 5. Mose 27, 26 auf die gelegt wurde, die das Gesez brechen; so stehen sie alle unter dem Fluche, denn wer bricht es nicht? Der Gerechte aber wird seines Glaubens leben, sagt Habakuk. Erwidern die Juden, Gott habe das Heil dem Samen Abrahams verheißten und nicht den Unbeschnittenen, so erwidert Paulus echt rabbinisch, dem Samen, nicht den Samen, der Same im Singular aber ist der Messias und nicht das Judenvolk. Wozu ist nun aber das Gesez? Sicher nicht, um die Seligkeit zu schaffen, sondern um den Menschen seiner Sünde zu überführen. Wie das gemeint sei, erläuterte Paulus später ausführlich im Römerbriefe. Wenn unsere Sünden je zur Ruhe kamen, so sprach das Gesez: Laß dich nicht gelüsten, und sofort war die Lust wieder da. Das Gesez war der Kerkermeister, der uns unter die Sünde beschloß bis zur Stunde der Erlösung durch Christus. Wer auf Christum getauft ist, der hat

Christum angezogen; da ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, sondern eine neue Kreatur. Die Galater selbst wissen, daß sie erst in Christo das Gefühl der Kindschaft erlangt haben, das ruft: „Abba, lieber Vater!“ Diese Stimme in uns verbürgt, daß wir Gottes Söhne sind; sind wir aber Söhne, so sind wir auch Erben, nicht Söhne Hagens, das heißt des Sinai (hahar), sondern Söhne Sarahs, der Herrin, der Freien. Der eigentliche Wille Gottes, der sich auf die Verheißung und den Glauben bezieht, ist in der Urzeit Abraham offenbart worden, das später dazu gekommene Gesetz ist durch die Engel verordnet durch die Hand eines Mittlers (Mosis). Ein Mittler aber ist nicht erforderlich, wo es sich um Einen handelt. Gott aber ist Einer. Das Gesetz war unser Zuchtmeister auf Christum hin. „Nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister. Denn ihr alle seid Gottes Kinder durch den Glauben in Christus Jesus. Denn wie viele euer auf Christus getauft sind, die haben Christum angezogen. Seid ihr aber Christi, so seid ihr Abrahams Same und nach der Verheißung Erben.“ „Ich meine aber, solange der Erbe unmündig ist, ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wohl ein Herr ist aller Güter, sondern er ist unter Vormündern und Verwaltern bis auf die vom Vater zuvorbestimmte Zeit. Also auch wir, da wir unmündig waren, waren wir geknechtet unter die Elemente der Welt. Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan, auf daß er die, so unter dem Gesetze waren, loskaufte, daß wir die Kindschaft empfangen.“ Mit einer gewissen Freudigkeit, mit einem Aufatmen der Erlösung, spricht Paulus dieses Ergebnis aus. Er hat den Druck der Gefangenschaft unter dem Gesetz gründlich erfahren; den ersten Odemzug der Freiheit tat er erst, als er sich der Gnade in die Arme warf. Aus seinen Betrachtungen scheint nun diejenige Konsequenz hervor-

zugehen, die im folgenden Jahrhunderte Pauli radikaler Schüler Marcion gezogen hat: die Verwerfung des Alten Testaments. Paulus aber vermeidet diesen Schluß, indem er Gesetz und Schrift unterscheidet. Die Schrift enthält beides, das für eine bemessene Zeit von Gott bestimmte Gesetz und das für alle Zeiten gültige Evangelium. Jenes ist von den Engeln durch einen Mittler gegeben und war zeitlich gemeint, dieses hat Gott selbst gesendet durch seinen Sohn. So rettet Paulus die Autorität der Schrift und damit auch die ehrwürdige Gestalt des Vaters Abraham, den die Juden als Urheber der Beschneidung verehren, den Paulus aber zu dem Vater des großen Volkes macht, das die Erlösung im Glauben sucht, zum Vater der Glaubensgerechtigkeit. Damit löst er die schwierige Aufgabe, das Gesetz abzuwerfen und sich doch das Alte Testament, die Schrift, zu erhalten¹⁾.

Daß das ein anderes Evangelium sei, als das der übrigen Christengemeinde, leugnet Paulus. „Es ist kein anderes, nur daß gewisse Leute sind, die euch verwirren“ (Gal. 1, 7). Nun aber, nachdem er sich seinen Verdruß vom Herzen geschrieben hat, wird er weich. Eine Träne zittert in seiner Stimme, wenn er der früheren Tage gedenkt: „Wo ist nun euere Seligpreisung geblieben? . . . Meine Kindlein, die ich abermal mit Ängsten gebäre bis Christus in euch Gestalt gewonnen hat.“ Nochmals will er sie zu Christen gebären und so bezeugt er ihnen, daß falls sie die Beschneidung annehmen, sie unfehlbar aus dem Stande der Gnade zurücktreten werden in den Stand des Gesetzes. Bereits aber macht sich auch ihr Wanken im Gnadenstande in den Zwistigkeiten ihres Gemeindelebens bemerkbar und so erweist Paulus seine apostolische Autorität tatsächlich, indem er ihnen vorschreibt, sich den Werken des Geistes wieder zuzuwenden, die auch das

¹⁾ Vgl. Bouffet in Johannes Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments. II, 58 f.

Gesetz keineswegs verbietet. Fleisch oder Geist, es gibt kein Drittes! Der Mensch kann auf den Acker des Fleisches säen, dann erntet er Verderben, oder Geist ist sein Acker, dort reift die Seligkeit. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten und was der Mensch sät, das wird er ernten.“ Was aber seine Vollmacht betrifft, so mögen sie ihn mit ihren Anzweiflungen verschonen. Er hat Brief und Siegel über sein Apostolat, das sind die Wunden, die er im Dienste Jesu erhalten hat und die sie kennen. „Hinfort mache mir niemand Mühe, denn ich trage die Malzeichen Jesu Christi an meinem Leibe.“ Die Galater, die Zeugen seiner Steinigung waren — der Brief geht ja auch nach Lystra und Derbe — wissen, woher diese Stigmata stammen. So steht der Schreiber zum Schlusse vor uns wie ein alter Feldherr, der vor den rebellischen Legionen die Brust entblößt und ihnen die Narben seiner Wunden zeigt, die am besten beweisen, daß sie sich eines solchen Führers nicht zu schämen haben, sie müssen sich ja des schrecklichen Tages erinnern, an dem er sie empfangen. Für sie hat er sein Blut versprigt. Zur Freiheit hat uns Christus befreiet. „So stehet nun fest und lasset euch nicht wieder in ein knechtisches Joch fangen.“ „In Christus ist weder Beschneidung noch die Borhaut etwas, sondern eine neue Kreatur. Und wie viele nach dieser Regel wandeln werden, über die sei Frieden und Erbarmen und über das Israel Gottes.“

Welchen Erfolg diese Apologie hatte, wird nicht vermeldet, doch wenn wir hören, daß Paulus in der ephesinischen Periode nochmals in Galatien war (Apostelgeschichte 18, 23), daß er vor seiner letzten Reise nach Jerusalem (1. Kor. 16, 1) eine Kollekte für Jerusalem aus Galatien beitreibt, so ist zu schließen, daß dieses Mal nicht die frommen Heher, sondern die Söhne der Freien den Kampfplatz behauptet haben. Ohne äußeren Erfolg ist also diese stolze Rede pro corona schon damals nicht geblieben, aber es fehlte viel, daß sie den Streit

beendet hätte. Denn der Gegensatz war ein unveröhnlicher. Die einen wollten die christliche Gemeinde im Judentum festhalten, die andern wollten das Christentum zur Weltreligion machen. So dauerte der Streit so lange, bis die jüdische Theokratie ihre Rolle ausgespielt hatte und auch den Judenchristen keinen Rückhalt mehr bot.



Die beiden Thessalonicherbriefe

Auf die Frage der Wiederkunft Jesu, den Hauptgegenstand der christlichen Hoffnung in der ersten enthusiastischen Periode der Christenheit, beziehen sich die zwei Briefe an die Thessalonicher, die im Falle der Echtheit unter die ältesten Urkunden der christlichen Literatur gehören würden. Wenn ihr Inhalt wesentlich apokalyptischer Natur ist, so stimmt das mit den Zeugnissen, die wir sonst über diese Zeit besitzen. Eine Erweckung mit Heilungen, Wundern und Weissagungen hatte Paulus zuvor in Galatien gewirkt und brachte er unmittelbar nachher den Korinthern. Auch die Philipper haben, als Paulus scheidet, das Wort auf sich, wie die Lichter die Flamme, zum Ruhm auf den Tag Christi (Phil. 2, 15). Ihr Staat ist ihnen gewiesen im Himmel, von wannen sie erwarten den Retter, den Messias, der ihren irdischen Leib verwandeln wird in einen himmlischen, nach der Wirkung, durch die er alle Dinge kann sich untertänig machen. Und auch ihre Losung ist: „Der Herr ist nahe“ (Phil. 4, 5). Die Verkündigung des nahen Gerichtstags war also wie in Syrien und Galatien, so in Macedonien der letzte Zweck von Pauli Predigt. Wenn die Obrigkeit in Macedonien so gut wie in Rom gegen diese Ankündigung des Christus einschritt, so hatte sie die Gesetze für sich. Der Richter hatte eine solche fortgesetzte Beunruhigung der Bevölkerung zu verhindern und nach römischem Rechte

war die *murmuratio contra felicitatem temporum* strafbar. Solche allgemeine Beunruhigung aber setzt die Apostelgeschichte voraus, wenn sie die Juden in Thessalonich sagen läßt, die Leute, die die ganze bewohnte Erde aufwiegelten, sind nun auch nach Thessalonich gekommen und wir verlangen, daß man die Edikte des Kaisers gegen sie vollziehe. Der Ausdruck ist auch gewiß nicht übertrieben, denn wenn die Unruhen so groß waren, daß die Juden Italiens — Rom allein zählte mindestens 20 000 — ausgewiesen wurden, so mußte durch eine solche jüdische Völkerwanderung allerdings die Welt in Aufregung geraten. Die Ältesten in Thessalonich hatten aber alle Ursache zu wünschen, daß ähnlichen Tumulten, Chresto impulsore, beizeiten gesteuert werde, denn so gut Claudius auf diesen Grund hin die Juden aus Italien auswies, konnte er sie auch aus Macedonien verjagen, wenn ähnliche lärmende Szenen die Judenviertel in Aufregung setzten. Die Prophezeiung, daß, wie Tacitus sich ausdrückt, „aus dem Osten stammende Männer“ einen ganz neuen Zustand der Welt heraufführen würden, mußte der Obrigkeit um so unerwünschter kommen, als gerade damals auch erschreckende Naturereignisse die Bevölkerung aufregten. Das letzte Jahr des Claudius war ein Jahr voll übler Vorbedeutungen. Die Herrschaft der Agrippina, die Adoption Neros, der sich neigende Tag des friedlichen Kaisers warfen ihre Schatten über das Reich und die angstvolle Stimmung, die die Menschen in die Natur und die Erlebnisse hineintrugen, sah ein schlimmes Omen neben dem andern, das unter andern Umständen nicht so ernst genommen worden wäre. Ein Komet streckte seine zornige Rute über den nächtlichen Himmel und einer der ersten Beamten des Reichs, Seneca, beschäftigte sich mit der Frage, was er bedeute? Bei Wiederkehr des Phänomens unter Nero sah er sich sogar zu einer eigenen Beruhigungsschrift veranlaßt. Blutregen und andere Prodigien fand Tacitus in den Annalen verzeichnet. Auch ein Nordlicht

und Erdbeben bei Neros Mündigkeitserklärung reihte sich den Erscheinungen an, die die Juden unter die Vorzeichen des Gerichtstags zu rechnen gewohnt waren. Die Obrigkeit aber tat, was sie in solchen Fällen überall tut, sie schoß die Sturmvögel weg und meinte damit den Sturm zu beschwören. Chaldäer, die die Zukunft in den Sternen lasen und die Himmelszeichen deuteten, pflegte man auszuweisen; die christlichen Sendboten, die das kommende Ende auf Grund des Buches Daniel verkündeten, hatten sich nicht zu beschweren, wenn ihnen das gleiche geschah. So wurden auch in Macedonien die Propheten des Weltuntergangs verjagt, um die Gemüter wieder zur Ruhe kommen zu lassen. Gewarnt durch die Vorgänge in Rom verlangten die Juden selbst, man solle die Anhänger des Christus gar nicht zu Wort kommen lassen, damit die Tumulte nicht zu ähnlichen Verwickelungen führten wie in Italien. Das war der übereinstimmende Verlauf in Philippi, Thessalonich, Beröa und Korinth.

Das erste Auftreten des Apostels in Philippi schildert der Reisebegleiter des Paulus in der Apostelgeschichte mit den Worten: „Am Tage des Sabbats gingen wir hinaus vor die Stadt an den Fluß (Gangas, Nebenfluß des Strymon), wo ein Betort zu sein pflegte, und setzten uns nieder und redeten zu den versammelten Weibern. Und eine Frau mit Namen Lydia, eine Purpurchändlerin aus Thyatira, eine Proselytin, hörte zu, und der Herr schloß ihr das Herz auf, daß sie Gehör gab dem, was Paulus sagte. Wie sie nun getauft war samt ihrem Hause, bat sie, und sagte: ‚Wenn ihr mich für gläubig dem Herrn haltet, kommet in mein Haus und bleibet daselbst.‘ Und sie nötigte uns.“ Neben dieser Lydia werden Phil. 4, 2 f. noch zwei andere Frauen Euodia und Syntyche als Mitbegründerinnen der Gemeinde genannt, mit Syzygus, Clemens und Epaphras, trefflichen Männern, die aber einige Not hatten, den Frieden zwischen den frommen Frauen aufrecht zu erhalten. „Die Euodia ermahne ich,

und die Syntyche ermahne ich," schreibt Paulus (Phil. 4, 2), „daß sie eines Sinnes seien in dem Herrn. Ich bitte dich, mein treuer Syzygus, stehe ihnen bei, die mit mir am Evangelium gekämpft haben, nebst Clemens und den übrigen Gehilfen, deren Namen im Buche des Lebens stehen.“ Wenn die Purpurchändlerin Lydia imstande war, drei fremde Wanderer bei sich aufzunehmen, so muß sie eine reiche Frau gewesen sein und die späteren häufigen Geldspenden aus Philippi, von denen Epaphras eine sogar nach Rom brachte, flossen wohl aus dieser Quelle. Daß Lydia nicht Name, sondern nur Bezeichnung der Heimat der Purpurchändlerin sei, hat man angenommen, um sie mit der Lydierin Jesabel in Thyatira zu kombinieren, gegen die Apokalypse 2, 20 eifert, die sich Prophetin nannte und für eine weitgehende Freiheit vom Gesetze stritt. Daß Lydia eine Purpurchändlerin war, bestätigt ihre Herkunft aus der Lydischen Handelsstadt, denn Thyatira war berühmt für seine Purpurfabriken (Strabo 13, 646). Auf die Identität dieser Lydierin mit jener Jesabel dürfte man aber doch nur schließen unter der Voraussetzung, daß der Apokalyptiker die Grundsätze der paulinischen Vorkämpferin in judaistischer Gehässigkeit entstellte. Unmöglich wäre das für jüdischen Parteihaß allerdings nicht, hier aber, bei dem Mangel aller andern Zeugnisse, unerweislich. Immerhin wird man wahrscheinlich finden, daß das gesetzesfreie Christentum, das die Apokalypse in Thyatira voraussetzt, durch diese Schülerin des Paulus nach ihrer Heimat getragen wurde, vielleicht dort entartend, vielleicht auch nur durch Verleumdungen der Gegner mißdeutet.

Das enge Band, das Paulus mit den Gläubigen in Philippi knüpfte, ist ein um so sprechenderer Beweis für seine Gabe Seelen zu gewinnen als sein erster Aufenthalt nur kurz gewährt zu haben scheint. Man schleppte ihn vor Gericht und die Anklage lautet auch hier: „Diese Menschen verwirren unsere Stadt, da sie Juden sind

und verkünden Sitten, welche anzunehmen oder zu üben uns nicht erlaubt ist, weil wir Römer sind. Zugleich erhob sich das Volk gegen sie.“ Eine Dämonenbeschwörung, durch die der fremde Exorzist einer Bauchrednerin ihr Handwerk legte, gab nach Apg. 16, 16 f. den ersten Anlaß zu der Denunziation. Im Verlauf des Streits wird eine Anklage gegen Paulus vor die Duumviren gebracht, und zugleich tobt der Pöbel gegen die Fremden. „Die Archonten,“ berichtet die Apostelgeschichte, „ließen ihnen die Kleider abreißen und sie stäupen, und da sie ihnen viele Streiche gegeben hatten, warfen sie sie ins Gefängnis.“ So weit ist die Darstellung des Apostelgeschichtschreibers durch Pauli eigenen Bericht im ersten Thessalonicherbriefe gedeckt. Daß er zuvor gelitten und Schmach erduldet habe zu Philippi, berichtet Paulus selbst (1. Thess. 2, 2), von einer wunderbaren Befreiung aus dem Kerker aber und ehrenvoller Entlassung durch die Obrigkeit weiß nur die Apostelgeschichte. Bei ihr hat überhaupt jedes Verhör Pauli das Ergebnis, daß die Richter ihn für schuldlos erklären. So heißt es auch hier: „Dieser Mensch hätte freigegeben werden können, wenn er rechtzeitig gesagt hätte, daß er römischer Bürger sei.“ Ein Erdbeben öffnet die Türen des Gefängnisses und sprengt Pauli Ketten; der Kerkermeister will sich wegen der Befreiung der Gefangenen, für die er doch nichts kann, in sein Schwert stürzen und wird über den Stand seines Gefängnisses durch den im Dunkeln eingesperrten Paulus belehrt. Dann wird der verzweifelte Beamte mit den Seinen in der einen Nacht unterrichtet, befehrt und getauft, Paulus aber und Silas werden durch die Duumviri mit allen Ehren, die römischen Bürgern zukommen, unter Entschuldigungen entlassen. Dieser Bericht ist charakteristisch für die Art, wie der Verfasser der Apostelgeschichte seine treue und schöne Grundschrift meinte den Lesern schmachhafter machen zu müssen, indem er sie mit Wundergeschichten spielte. So glaubhaft die erste Hälfte der Erzählung ist, so märchenhaft der

Schluß ¹⁾. Die Fortsetzung, daß die Befreiten auf der Straße von Amphipolis über Apollonia nach Thessalonich wanderten, stammt dagegen wieder aus dem Itinerarium. Das Tal des Gangas hinab gelangten die Ausgewiesenen auf der Via Egnatia nach dem Strymon und als am Horizont der hohe Olymp auftauchte, wo die alten Götter heimatberechtigt waren, hatten die Wanderer ihr nächstes Ziel, Thessalonike, erreicht. Da hier eine starke jüdische Bevölkerung saß, war die Notwendigkeit, das Wort auszurichten, für Paulus gegeben. So wiederholten sich hier die Erfahrungen, die er schon in Philippi gemacht hatte. Paulus hatte nach 1. Thess. 2, 9 Arbeit gesucht und gefunden; er lebte von seinem Handwerk. Es war also von vornherein auf einen längeren Aufenthalt in Thessalonich abgesehen. Auch dauerte hier die Zeit friedlicher Tätigkeit länger als auf den früheren Stationen. Über drei Sabbate läßt ihn die Apostelgeschichte in der Synagoge zu den Juden reden. Gaben aus Philippi, die ihn für die ausgestandenen Mißhandlungen entschädigen sollten, setzten die Apostel in den Stand, auch dann noch eine geraume Zeit in Thessalonich zu verweilen. Die Unterweisungen fanden in dem Hause eines gewissen Jason statt, der ein wohlhabender Mann gewesen sein muß, da er imstande war, der Gemeinde ein Lokal für ihre Versammlungen zu bieten und nach dem Einschreiten der Obrigkeit Kaution dafür zu stellen, daß die Fremden die Stadt verlassen würden (Apg. 17, 9). Den Inhalt von Pauli Predigt erfahren wir aus dem ersten Thessalonicherbriefe. Er war wesentlich eschatologischer Natur. Hatte Paulus zuerst in der Synagoge der gesamten jüdischen Gemeinde aus dem Propheten Jesaja bewiesen, daß Jesus gerade wegen seines Leidens der verheißene Christ sei, so bewies er der gläubigen Gemeinschaft im Hause des Jason, unter welchen Verhältnissen Christus demnächst wieder-

¹⁾ Über das Verhältnis zur Quelle vgl. Clemen, Paulus I, 257 ff.

kommen werde laut den Verheißungen des Propheten Daniel. Freilich durfte auch hier der Apostel seine Arbeit nicht so beenden wie er wünschte. Das beweist der Vorsatz, mit dem er nach 1. Thess. 2, 18 sich trug, schon von Beröa aus wieder nach Thessalonich zurückzukehren, wo er sich in der großen Seestadt leicht verbergen konnte. Nach der Intimität, in der er mit der Gemeinde steht, wird man doch immer annehmen dürfen, daß er nicht Wochen, sondern Monate in Thessalonich gewirkt hat, was freilich nicht ausreichte, eine in so bewegter Zeit zusammengetretene Gemeinschaft auch zu einer festen Kirche zu organisieren. Was der Inhalt der Unterweisungen im Hause des Jason gewesen sei, hat die Apostelgeschichte nicht erzählt. Sie redet nur von den Synagogenvorträgen. Unsere Briefe geben darüber um so genauere Auskunft und selbst wenn sie beide unecht wären, würde ihr Verfasser dennoch über diese Verhältnisse reichlich so gut Bescheid wissen wie die Apostelgeschichte. Nach diesen Briefen ist es die Johannespredigt vom kommenden Gerichtstage gewesen, die Paulus in dem Hause des Jason wiederholte. Dieselbe fromme Erweckung, die einst die Massen Judäas nach dem Jordan zog, erregte jetzt die Vorstädte dieses großartigen Handelsplatzes Thessalonich. Der Schrecken des kommenden Weltgerichts wird durch Paulus unter diese Bevölkerung geworfen. Das entspricht auch ganz dem seitherigen Laufe des Worts. Die Erweckungen, die Paulus in Galatien gewirkt hatte und die sich erwiesen in Zungenreden und Wundern, waren als Angeld gefaßt worden, daß die messianische Wunderzeit demnächst anbreche. So auch hier. Die neue Heilsarmee war nun auch in eine Griechenstadt eingerückt. Nicht Landleute, Soldaten und Schriftgelehrte wie am Jordan, sondern Hafenarbeiter, Matrosen und Bettler bildeten ihre Zuhörerschaft. Den Philippern hatte Paulus gepredigt, ihr Staatswesen sei im Himmel und aus diesem himmlischen Jerusalem hätten sie des Messias zu warten. Ganz denselben Inhalt hatte nach dem ersten

Thessalonicherbrief die Belehrung im Hause des Jason. „Wie ein Dieb in der Nacht,“ sagt 1. Thess. 5, 1–11, „wie Verderben, das plötzlich hereinbricht, wird der Tag des Herrn kommen.“ Paulus vergleicht den Zustand der Zeit dem eines Weibes, das gebären wird. Sie weiß, daß ihre Zeit kommen muß, aber die Stunde selbst wird sie dennoch unvermutet überraschen. Der Eindruck seiner Predigt war tief und Paulus hatte stets ein Gefühl davon, wenn er Erfolg hatte, da ihm dann das Wort leicht vom Munde abgenommen wird. Daß er diese Freude empfand, ist ihm ein Beweis, daß hier Gott Großes vorhabe und der Zulauf zu seinen Versammlungen bestätigte diese Erwartung. Anderseits können wir uns den Zustand der kleinen Gemeinde nicht erregt genug vorstellen. Religiöse Exaltation ist der Grundcharakter der ganzen Bewegung. Am Himmel stehen die Zeichen des Endgerichts. Propheten und Zungenredner bezeugen mit Weissagungen und jauchzendem Jubelruf das nahe Kommen des Herrn. Wunder und Heilungen bestärkten die Gläubigen in ihrer Überzeugung, daß die fremden Glaubensboten im Auftrag des Messias handeln. Die ruhige Arbeit hat aufgehört, man wartet der Dinge, die da kommen sollen. Danach begreifen wir den weiteren Bericht der Apostelgeschichte, daß die Juden behaupteten, das Treiben in Jasons Hause widerspreche dem Edikte des Kaisers, das Streitigkeiten über den Chrestus mit Ausweisung bestrafe. Die Juden selbst hezten den Pöbel gegen das Haus des Jason und verklagten dann die Hausgenossen wegen Ruhestörung. Ihre Klage lautete: „Die Menschen, die den ganzen Erdkreis in Unruhe setzen, sind hierher gekommen, sie handeln aber gegen die Edikte des Kaisers.“ Die ernste, gespannte Lage im letzten Jahre des Claudius, die Tacitus mit so düstern Farben schildert, erklärt es, daß die Stadtobern diese Klage nicht leicht nahmen. Wie der Prätor in Rom geboten sie, die Prediger des Chrestus hätten ihren Bündel zu schnüren und Jason müsse Bürgschaft stellen für ihren

Abzug. So war Paulus bereits die zweite Stadt Macedoniens untersagt. „Wir sind wie ein Auswurf der Welt, wie ein Kehricht aller bis heute,“ schreibt der von Stadt zu Stadt geschobene Jude. Bei Nacht und Nebel wurde er mit seinen Begleitern aus Thessalonich gebracht und wanderte nun auf der via Egnatia und dann seitwärts abbiegend nach Beröa, wo er die Gelegenheit abwarten wollte, nach Thessalonich zurückzukehren. Auch in Beröa fand er einflußreiche Anhänger, aber bald machten die Gegner aus Thessalonich ihn ausfindig und nötigten den Flüchtling aufs neue den Ort zu wechseln. So gehezt, beschloß Paulus die macedonische Provinz überhaupt zu räumen. Die Apostelgeschichte läßt Silas und Timotheus in Beröa zurückbleiben, allein der erste Thessalonicherbrief zeigt, daß Timotheus den Apostel noch bis Athen begleitete, dann aber allerdings nach Macedonien zurückgeschickt wurde. Der Widerspruch beweist immerhin, daß nicht alle Daten unseres Briefs aus der Apostelgeschichte entnommen sind, wie man behauptet hat. Auch Paulus schwankte, ob es nicht seine Pflicht sei, das verlassene Schlachtfeld wieder aufzusuchen. „Wir haben zu euch kommen wollen einmal und zweimal, es verhinderte uns aber der Satan.“ Ohne Nachrichten zu bleiben, ertrug er nicht. So ließ er es sich gefallen, allein in Athen zu sein und schickte Timotheus nach Thessalonich zurück, um zu erkunden, wie es dort stehe. Was die Apostelgeschichte summarisch erzählt, erhält eine schmerzliche Erläuterung durch Pauli eigene Schilderung: „Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst, und sind nackt und werden geschlagen, und sind unet und arbeiten mühsam mit unseren eigenen Händen . . . wir sind der Auswurf der Welt geworden, wie ein Abschaum aller bis heute“ (1. Kor. 4, 11—13). Dennoch war Paulus guten Mutes. „Ich habe Lust an Schwachheiten, an Mißhandlungen und Verfolgungen, an Ängsten um Christi willen, denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark“ (2. Kor. 12, 10). Während des ein-

samen Aufenthalts in Athen läßt die Apostelgeschichte den Apostel öffentlich zum Volke der Athener reden, und zwar ist diese seine Predigt eine Verkündigung des wahren Gottes im Stil der Apologeten des zweiten Jahrhunderts. Zu Antiochien widmete die Apostelgeschichte die erste große paulinische Rede den Juden, zu Athen den Griechen, zu Ephesus den christlichen Proselyten. Um so sicherer handelt es sich um eigene Kompositionen des Historikers. Rhetorisch weitaus die wirksamste ist die Rede an die Athener, aber sie ermangelt aller paulinischen Gedanken. Auch war der Areopag ein Gerichtshof, kein Ort für Volksreden, und in Disputationen mit epikureischen und stoischen Philosophen auf der Straße können wir uns den Rabbi und Teppichmacher nicht vorstellen, der den Korinthern ausdrücklich schreibt, in der Kraft Gottes sei er bei ihnen gewesen, nicht mit Worten weltlicher Weisheit. Da in keinem der späteren paulinischen Briefe sich auch nur die leiseste Bezugnahme auf Athen findet — und eine so glänzende Station hätte Paulus sicher nicht zu erwähnen vergessen —, so ist es wohl der rhetorisch gebildete dritte Evangelist, der den Apostel durch den Hochsitz der Sophistik nicht mochte so völlig stumm hindurchziehen lassen wie der erste Thessalonicherbrief 3, 1 voraussetzt, und der die pantheistische Rede mit ihren klassischen Zitaten sich ausgedacht hat. Von Mißhandlungen und übermütiger Behandlung in Macedonien hatte Paulus damals zu erzählen, nicht von rednerischen Erfolgen in der Hauptstadt der Philosophie, bei denen die Athener ihr Eu! eu! ihm zuriefen oder sich höflich verabschiedeten. Auch Befehrungen von Athenern sind nicht zu verzeichnen, da nach 1. Kor. 16, 15 nicht ein Athener, sondern der Korinther Stephanas der Erstling Achajas war. Ohne Demosthenes seinen Kranz zu neiden, setzte der Apostel seine Reise nach Korinth fort, entweder zu Schiff vom Piräus auslaufend, oder durch Poseidons Fichtenhain über den Isthmus, bis er das hehre Korinth erreichte. Dort fand er jenes christliche

Ehepaar Priscilla und Aquila, die wegen des Edikts des Claudius Rom hatten räumen müssen. Daraus, daß Paulus die Prisca mehrfach vor ihrem Gatten Aquila nennt, hat man schließen wollen, daß sie mehr bedeutete als ihr in Teppichen handelnder Gatte, und selbst die Vermutung wurde vorgetragen, sie sei die Verfasserin des Hebräerbriefts. Eine solche Schriftstellernde Ekklēsiazuse würde doch wohl auch sonst als solche erwähnt werden, so gut wie die Weissagenden Töchter des Philippus. Aber nirgend wird angedeutet, daß Aquila mit einer gelehrten Gattin gestraft war. Prisca erscheint als sorgsame Mutter der Gemeinde, auf eine Lehrerin oder gar philosophisch gebildete Schriftstellerin deutet nirgend eine Spur. Beide waren einfache Leute, Zeltweber wie Paulus, aber in Rom, in Korinth und nachher in Ephesus waren sie ein Mittelpunkt der Gläubigen, treue Menschen, die nötigenfalls ihr eigen Leben daran wagten, um einem Paulus das seine zu erhalten. Als dann Silas und Timotheus aus Macedonien wieder bei ihm eintrafen, vermochte Paulus über die Lage in Thessalonich genauer sich zu unterrichten und auf diese Nachrichten hin verfaßte er unsern ersten Thessalonicherbrief, der einmal die Absicht hat, ihn selbst zu verteidigen gegen die Angriffe, die in Thessalonich gegen ihn erhoben worden sind, und dann die Gemeinde bestärken will in dem Glauben, den sie ergriffen hat, und wegen dessen man sie verfolgt.

Als Grund, warum die Thessalonicher mit Paulus in brieflichen Verkehr traten, erscheint die Tatsache, daß die Gemeinde durch einen unerwarteten Zwischenfall sich beunruhigt fühlte. Es waren Todesfälle eingetreten und das machte die Gemeinde Paulus gleichsam zum Vorwurf, denn diejenigen, die der Gemeinde beigetreten waren, waren in dem Glauben gekommen, noch in diesem Leben und in Bälde die Ankunft des vom Himmel wiederkehrenden Messias zu schauen. Als statt dessen der Tod bei ihnen einkehrte, standen sie ratlos. Auch das beweist,

daß die Predigt Pauli in der Ankündigung der kommenden Herrlichkeit gipfelte. Deshalb wirkte das unerwartete Ende einiger Gläubigen so ernüchternd. Den aus dem Leben Abgerufenen hatte die Verheißung nicht Wort gehalten. Mann und Frau, Brüder und Schwestern, Freunde und Freundinnen hatten gehofft, gemeinsam Palmen zu tragen und im Reiche des Messias in weißen Kleidern dem Lamme Lieder zu singen, und um diese Freude waren die Geschiedenen betrogen. Paulus geht auf diese Frage in seinem Antwortschreiben ein, aber er schickt passend eine Mahnung an die Gemeinde voraus, sie möchte sich falscher Geschäftigkeit enthalten und bei ihrer Hände Arbeit verbleiben. Wohl lobt er ihren Wandel im Glauben, ihre Arbeit in der Liebe und ihre Geduld in der Hoffnung, für ihre schwärmerische Aufregung aber, die sie zu rechtschaffenem Broterwerb unfähig macht, hat er nur ein bedenkliches Kopfschütteln. „Wir ermahnen euch,“ sagt er, „daß ihr noch völliger werdet und euch beeifert stille zu sein und das eure zu schaffen mit euern Händen, wie wir euch geboten haben, auf daß ihr anständig wandelt gegen die, die draußen sind, und niemandes bedürft.“ Nachdem er so schwärmerische Ausschreitungen zurückgewiesen, beantwortet er die Frage, ob die Gläubigen zu kurz kommen, die die Parusie Christi nicht mehr erleben? Der zufällige Umstand, meint er, ob wir bei der Parusie leben oder schon tot sind, entscheidet für unsern Anteil am Reiche nichts. Das Leben, das durch Christus in uns begonnen hat, wird nicht davon berührt, ob wir bei der Parusie auf Erden wandeln oder in der Erde schlafen, denn wir sind eins mit ihm. Darum wird bei seiner Erscheinung auch unser Leben wieder offenbar werden. Das Wie beschreibt Paulus 4, 13 ff. mit einem Worte des Herrn, das sich freilich in keinem unserer Evangelien finden will. Dasselbe besagt, „daß wir, die wir leben und übrig bleiben auf die Zukunft des Herrn, denen nicht zuvorzukommen werden, die entschlafen sind. Denn er selbst, der

Herr, wird mit Zuruf und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel und die Toten in Christo werden zuerst auferstehen. Danach wir, die wir leben und übrig bleiben, werden zugleich mit ihnen entrückt werden in den Wolken dem Herrn entgegen in die Luft und werden also bei dem Herrn sein allezeit. So tröstet nun einander mit diesen Worten.“ Das war die Beruhigung, die der Apostel den Thessalonichern kraft eines Herrenwortes zu bieten hatte. Der beste Kommentar zu dieser Stelle ist das Bild der Auferstehung, wie es später Michelangelo und seine Nachfolger malten, auf dem die auferstandenen Gerechten aus den Gräbern emporstehen, dem Herrn entgegen, der von oben kommt. Paulus fügt dann noch hinzu, daß Zeit und Stunde niemand wisse, daß darum aber der Christ so leben solle, um jede Stunde seinem Richter gegenüberzutreten zu können. Woher nun Paulus diese anschauliche Schilderung der Parusie schöpfte, ist streitig. In ihren Umrissen ist sie wohl nach dem Bilde des auf den Wolken kommenden Menschensohns gezeichnet, allein Paulus beruft sich auf ein bestimmtes Wort des Herrn (4, 15). Die Kirchenväter denken meist an Matth. 24, 31: „Er wird senden seine Engel mit hellem Posaunenschall; und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels zum andern.“ Aber die Auserwählten sind für Matthäus die Lebenden; so würde gerade die Auskunft über die jüngst Gestorbenen fehlen, an der den Thessalonichern gelegen ist. Anderen Stellen wie Matth. 16, 25 oder Joh. 11, 25 fehlt die Schilderung der Parusie überhaupt, auf die es doch ankäme. Wir können also nur sagen, wenn Paulus behauptet, er gebe seine Schilderung der Wiederkunft Christi mit einem Herrenwort, so hat er entweder mehrere Stellen der Evangelien dem Sinne nach zusammengezogen, oder er hat eine Verheißung gehabt, die uns verloren gegangen ist, denn er beruft sich auf sein Herrenwort mit einer

gewissen Feierlichkeit: „Wir wollen euch nicht verhalten, lieben Brüder, von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die andern, die keine Hoffnung haben.“ Mit der Vorstellung des Apostels von den letzten Dingen, wie wir sie aus dem ersten Korintherbriefe kennen, steht die Stelle im vollsten Einklang und so wäre nicht ganz ausgeschlossen, daß Paulus dieses Wort des Herrn durch Offenbarung erhalten hätte, daß mit andern Worten dieses farbenreiche Bild der Ankunft Christi der Inhalt einer seiner Visionen wäre¹⁾. Wenn man die brennenden Farben dieses Wiederkunftsbilds mit der schlichten Rede-weise Jesu vergleicht, so sieht man, daß Jesu Verkündigung der Wiederkunft doch eine überaus maßvolle und bescheidene war, gegen die exaltierten Bilder gehalten, in denen die jüdischen Frommen dieser Zeit sich die Wunder des jüngsten Tags ausmalten.

Die auftauchenden Zweifel und Zwistigkeiten über diese eschatologischen Fragen waren wohl der nächste Anstoß für Paulus, an die Getreuen in Thessalonich zu schreiben, aber auch in anderer Beziehung hatte die Gemeinde Trost nötig. Kaum war Paulus von den Politarchen ausgewiesen worden, so stürmten auf die Neubekehrten ihre Verwandten ein, die sie versicherten, sie seien das Opfer schlauer Betrüger geworden. Das Verkündigen neuer Götter war damals, als der halbe Orient nach den großen Städten des Westens strömte, ein Nahrungszweig frommer Landstreicher geworden, wie namentlich Lucians Satiren zeigen. So waren die Leute in Thessalonich nur darüber uneins, ob die Fremden als ehrliche Schwärmer gehandelt hätten, oder ob sie, wie manche wichtigtuende Goeten, aus Eitelkeit als Propheten aufträten und mit ihren neuen Gründungen ihrem Ehrgeiz frönten, oder ob sie Geld machen wollten mit ihren Mysterien, oder anderweitige unreine Zwecke bei den

¹⁾ Vgl. Wilhelm Lüken, bei Joh. Weiß, Neues Testament, 2, 16.

Frauen und Töchtern ihrer Gläubigen verfolgten? Diese Lage zwingt Paulus dazu, sich zu Eingang seines Briefes gegen die niedrigsten Beschuldigungen zu verwahren. Die Gläubigen werden wohl selbst an ihm gespürt haben, so meint er, daß seine Predigt nicht aus Schwärmerei stamme, die man mit den Fäscen des Victors abkühlt. Auch nicht als Geschäftsmann, der unter dem Vorwand der Religion nach dem Beutel greift, zieht er im Lande herum. Auch um ihre Verehrung war's ihm nicht zu tun, sondern um ihr Heil. „Zur Arbeit, zum Frieden, zu guten Werken haben wir euch ermahnt. Aus dem, was wir euch geheißen, schließt auf das, was wir gewollt.“ Zum zweiten hat Paulus die Gemeinde zu trösten in den Drangsalen, die die Synagoge ihr bereitet. Bekanntlich versteht sich der Jude auf den Haß und wenn die macedonischen Juden es sich nicht verdrießen ließen, Paulus bis nach Beröa nachzusetzen und ihn auch dort wegzusprenge, so werden sie gegen seine Anhänger in Thessalonich selbst sich mit gleicher Geschäftigkeit und Gehässigkeit geregt haben. In der That behauptet Paulus, die Gläubigen in Thessalonich hätten durch den von den Juden verhetzten Pöbel nicht geringere Verfolgungen erduldet als die Brüder in Judäa. Noch nach vier Jahren schreibt er im zweiten Korintherbriefe, daß er in Macedonien sofort durch sein Erscheinen neue Stürme erregt habe. „Auch als ich nach Macedonien kam, hatte mein Fleisch keine Ruhe, sondern ich war in allen Stücken bedrängt. Von außen Kämpfe, von innen Furcht.“ Gerade diese gedrückte Lage nun steigerte die Erregung der Gemeinde. Auf der einen Seite verkündigten die erhitzten Gemüter das täglich zu erwartende Endgericht zur Rache über die Feinde Christi so ungestüm, daß Paulus sie zur Ruhe und zur Arbeit verweisen muß. Auf der andern Seite wollten die Nüchternen und Kühlen von der prophetischen Begeisterung überhaupt nichts mehr hören, so daß Paulus schreibt: „Den Geist dämpfet nicht, Weissagungen verachtet nicht.“ Bei diesen leidenschaftlichen

Streitigkeiten war es den Vorstehern nicht leicht, sich Gehorsam zu verschaffen, so daß Paulus mahnen muß: „Wir bitten euch, Brüder, daß ihr auf die achtet, die sich um euch mühen und euch vorstehen und sie in Ehren haltet. Habt Frieden mit ihnen.“ Außer den Zänfischen machten aber auch die Niedergeschlagenen den Vorstehern viele Not. Niedergeschlagenheit ist ja meistens die Begleiterscheinung religiöser Überreizung und Überspannung, darum ruft Paulus: „Seid allzeit fröhlich, betet ohne Unterlaß, seid dankbar in allen Dingen, denn das ist Gottes Willen in Jesu Christo an euch.“

Nach der Erzählung der Apostelgeschichte und den Daten unseres Briefes kamen die Befehrten zum Teil aus der Schar vornehmer Proselyten der Synagoge, zum Teil waren sie aus der heidnischen Bevölkerung zugelaufen. Jenes werden die Wohlhabenden, dieses die Armen gewesen sein. Wie alle orientalischen Kulte, namentlich der ägyptische, so hatte auch hier die Synagoge Griechen an sich gezogen, denen die Psalmen Davids und die Reden der Propheten einen höheren Frieden gewährten, als die Hymnen an den meerprangenden Poseidon und die abgesungenen Lieder an den Ferntreffer Apollo. Zumal die Frauen empfanden diesen Zug zu den mystischen Kulturen des Orients. Wenn die Apostelgeschichte berichtet, es habe sich für Paulus erklärt eine Menge gemeiner Leute, dazu aber nicht wenige Frauen aus den obersten Ständen, so findet das in dem ersten Briefe (4, 11) seine Bestätigung und ist ebenso Voraussetzung im zweiten (3, 11), der beklagt, daß manche Gemeindeglieder nicht mehr arbeiteten, sondern sich von den Reichen wollten ernähren lassen. Ein solches Unterfangen setzt seiner Natur nach einen Doppelcharakter der Gemeinde voraus, wie ihn die Apostelgeschichte berichtet, Arme und Reiche. Eine derartige Mischung der Gemeinde war aber eine günstige. Mögen die vornehmen Frauen in ihrem Tatendrang sich berufen geglaubt haben, die Religion zu reformieren und alle

Erdennot aus der Welt zu schaffen, mögen die Armen mehr wegen der Almosen gekommen sein, als wegen der Predigt, immerhin war das eine Vereinigung, die ein fester Kitt zusammenhielt, weil sich hier ein Bedürfnis am andern befriedigte. Dem Apostel aber wird man das Zeugnis geben müssen, daß er mit Würde und Weisheit in seinem Schreiben diesen Verhältnissen Rechnung trug. Die praktischen Ermahnungen sind gehaltvoll und von apostolischem Ernste. „Wir ermahnen euch, Brüder, weist die Unordentlichen zurecht, tröstet die Kleinmütigen, nehmet euch der Schwachen an, seid langmütig gegen jedermann. Sehet zu, daß niemand dem andern Böses mit Bösem vergelte, sondern allezeit jaget dem Guten nach, gegeneinander und gegen jedermann. Seid allezeit fröhlich. Betet ohne Unterlaß. Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist Gottes Wille in Christo Jesu an euch. Den Geist dämpfet nicht. Weisagungen verachtet nicht, prüfet alles, das Gute haltet fest.“ Es ist ein ernster Mann, der diese Worte geschrieben hat, nicht ein Briefe dichtender christlicher Sophist. Was den Brief vor andern auszeichnet, und uns wie die Berührung einer warmen Freundeshand wohl tut, ist die väterliche Milde, mit der sich der Schreiber gleich einem Lehrer, der Kinder zu unterrichten hat, herabneigt zu seinen Lieblingen. Die Worte haben etwas von der Stimmung dessen, der ganz Jerusalem versammeln wollte unter seinen Fittichen, wie die Henne versammelt ihre Küchlein. Die Mehrzahl dieser Gläubigen muß wohl aus kleinen und kleinsten Leuten bestanden haben, die kindlich zu Paulus emporsehnten, und denen er mild lächelnd das Wort auslegt, wie sie es verstehen. Auch versichert er sie, daß er selbst, Silas und Timotheus täglich für sie beten, wie ein Vater für seine Familie, woraus hervorgeht, daß das Morgen- und Abendgebet der drei ein gemeinsames war. An Stelle des jüdischen Schemah ist das freie Morgengebet getreten. Sodann beichtet er, wie er sich ohne seine lieben Kinder

verwaist gefühlt habe und es nicht ertragen habe, länger ohne Kunde von seinen Lämmern zu sein. Es ist ein freundliches Bild, das bei solchen Ergüssen sich vor uns auftut und das zeigt, wie dieser starke Mann und oft leidenschaftliche Kämpfer doch auch ein guter Mann war, der mit bestückender Liebe die Seinen an sich zu fetten wußte. Auch das tritt uns in dem Briefe deutlich entgegen, wie Paulus den Gemeingeist der christlichen Genossenschaften pflegte. Er erzählte den Thessalonichern von den Brüdern draußen, und denen draußen von den Macedoniern, er organisierte einen ständigen Verkehr der Gemeinden untereinander durch wandernde Brüder und benutzte dann wieder das Bewußtsein, daß draußen auf alle geachtet wird, um den wetteifernden Ehrgeiz zu spornen, um die Lässigkeit zu beschämen und einen gesunden Korpsgeist zu entwickeln.

Trotz dieser Fülle lehrreicher Bezüge, die uns das Treiben der ältesten Gemeinden so anschaulich nahe bringen, ist die Echtheit des Briefes bestritten worden. Unbefangenerweise wird man nicht leugnen können, daß das Schreiben mit der Situation, aus der es hervorgegangen sein will, durchweg im Einklang steht. Es ist gerichtet an treue Mitkämpfer, als welche sich die Macedonier im Leben des Apostels allezeit erwiesen haben. Auch der Gesamtinhalt gibt kaum Anlaß, seine Echtheit zu bezweifeln, nur die Form des Schreibens und einzelne Äußerungen können die Frage nahe legen, ob wirklich Paulus in dem Briefe zu uns rede oder ein anderer frommer Christ. Paulus argumentiert in den vier großen Briefen stets aus dem Alten Testament, in diesem Briefe benutzt er es gar nicht. Auch die rabbinische Mühseligkeit der Beweise finden wir in dem in einem leichten Plaudertone gehaltenen Freundschaftsbriefe nirgend. Die Frage der Gesetzesgerechtigkeit und Glaubensgerechtigkeit, die sonst das große Thema aller paulinischen Briefe ist, fehlt diesem Schreiben völlig, während 1, 9 Paulus als Kämpfer gegen die Vielgötterei

austritt wie einer der späteren Apologeten¹⁾. Baur²⁾ fand es moralisch unmöglich, daß Paulus von der Verfolgung der Gläubigen durch die Gott und Menschen verhassten Juden so schroff spreche, ohne sich zu erinnern, daß er selbst der Urheber dieser Verfolgungen war. Er wird eben an die jüngsten Verfolgungen durch Herodes Agrippa denken, von denen die Thessalonicher wissen. „Das Evangelium zu reden den Heiden“, nennt Baur eine Phrase des Apostelgeschichtschreibers (act. 16, 6 und 32; 18, 9), die in keinem paulinischen Briefe sonst vorkomme und die dem Falsarius aus der Lektüre der Apostelgeschichte im Gedächtnis geblieben sei. Auch das ist Baur anstößig, daß der Brief von der eben erst gestifteten Gemeinde rühmt, sie sei bereits Vorbild für alle Gläubigen geworden in Macedonien und ganz Achaja. Dafür sei es nach einem halben Jahre des Bestehens noch zu früh und vollends ein Anachronismus sei es, wenn der Verfasser von den Juden sage, Gottes Zorn sei über sie gekommen zum Ende, ein Urteil, das bereits die Zerstörung Jerusalems voraussetze. Nicht alle diese Einwendungen gegen die Echtheit des Briefes sind von gleichem Gewichte. Zum Ende neigte damals für den Apostel sich alles, weil das Ende der Welt bevorstand, so auch das Schicksal der Juden. Wenn die stürmischen Vorgänge in den Synagogen Macedoniens, wie begreiflich, allenthalben großes Aufsehen erregten, so konnte Paulus (1, 7) auch von einer so jungen Gemeinde sagen, sie sei ein Vorbild für alle Gläubigen in Macedonien und Achaja geworden; in solchen stürmischen Tagen wird man eben rasch Vorbild oder abschreckendes Beispiel. Wenn Baur in 2, 15 den bekannten heidnischen Vorwurf gegen die Juden entdeckt, daß sie allen anderen Menschen feind-

¹⁾ Vgl. Schmiedel, Handkommentar. 2, 1, S. 6: „Das Auffallendste bleibt die Allgemeinheit von 1, 9 f., was doch eine Art Inbegriff der paulinischen Predigt sein will, aber Ähnlichkeit mit Apg. 3, 25; 10, 42 f. zeigt.“

²⁾ Baur, Paulus. S. 97.

lich gesinnt seien, so übersieht er die nähere Begründung dieses Vorwurfs; sie sind nach 2, 16 Feinde aller Menschen geworden, insofern sie die Evangelisten verhindern, den Menschen das Evangelium zu bringen; das konnte nach dem jüngsten Verhalten aller Synagogen in Macedonien und jetzt wieder in Achaia Paulus recht wohl behaupten, ohne seinen Volksgenossen den von Tacitus vorausgesetzten Haß gegen das Menschengeschlecht generell beizulegen. Ja gerade er konnte am ehesten so schreiben unter dem Eindruck der wütenden Kämpfe in Macedonien und während der Umtriebe der Juden, die ihn in Korinth verhindern wollen, sein Evangelium auszurichten. Ein späterer Judenchrist aber konnte in einer Zeit, in der die selbst zerstreute und vernichtete Judenschaft nicht mehr gefährlich war, nicht ohne Grund gegen sein eigen Fleisch und Blut wüten, in einem Briefe, den er ja doch nur poetisch ersann, und der ihm nicht wie Paulus durch harte Kämpfe abgenötigt gewesen wäre. Die Schwierigkeiten wachsen also, wenn wir den Brief für unecht erklären. Unecht machen ist keine Kunst, aber wie machen wir das Verdächtige wieder echt, indem wir die Situation ermitteln, in die es paßt? Eben das ist hier niemandem gelungen. Wie sollen wir uns den Ursprung und die Motive des angeblichen Falsifikats erklären? Was soll die Tröstung über den Tod von Gemeindegliedern in einer späteren Zeit, die schon auf ganze Generationen von Toten zurückschaute? Die ersten Todesfälle in einer neugegründeten Gemeinde, der die nahe Zukunft des Herrn versprochen war, legten die Frage sehr nah, ob denn nun die Gestorbenen keinen Teil haben werden an dem Reich, auf das auch sie hofften? Aber in einer späteren Epoche, nachdem niemand mehr übrig war von der ganzen ersten Generation, Trauernde zu trösten, die längst wissen mußten, ihre Lieben würden auferstehen, war unnötig. Auch die Hoffnungen, die der Brief dem Paulus persönlich beilegt, passen nur in seinen Mund. Der Apostel rechnet 4, 15 und 17 sich selbst unter die, die

bei der Parusie noch vorhanden und übrig geblieben sein werden. Ein Pauliner, der nach dem Jahre 64 schrieb, hätte doch gewußt, daß Paulus tot ist, wie konnte er also ganz unnötigerweise erdichten, der Apostel habe sein eigenes Verbleiben bis zur Wiederkunft Christi vorausgesetzt? Der Verfasser des Anhangs zum johanneischen Evangelium fand im Gegenteil für nötig die Meinung zu widerlegen, als ob Jesus jemals dem Johannes das Erleben der Parusie vorausgesagt hätte, hier aber soll ein Pauliner dem Apostel ein Wort in den Mund gelegt haben, das bereits durch die Entwicklung der Dinge widerlegt war und ihn als falschen Propheten bloßstellte. Das ist so undenkbar, daß wir vielmehr sagen müssen, der Brief kann nur zu Pauli Lebzeiten verfaßt sein. Der Brief atmet auch völlig die Atmosphäre der ersten Generation, die Christi Kommen täglich erwartete. Ihr entspricht die Stimmung des Schreibers und die Lage der Gemeinde. In eine spätere Epoche aber paßt der Brief nicht.

Trotz alledem ist eines zuzugestehen: Der Brief unterscheidet sich von den größeren Paulinen auffällig dadurch, daß er das Alte Testament gar nicht benutzt, während Paulus im Römerbrief und Galaterbrief überall an der Hand alttestamentlicher Stellen argumentiert. Das große Thema des Apostels: Rechtfertigung aus dem Glauben, nicht durch des Gesetzes Werk, wird in dem Briefe gar nicht berührt. Dafür stellt sich Paulus gleich zu Eingang als Prediger des Monotheismus vor, der die Heiden von den Götzen zu dem allein wahren Gott bekehren will. Insofern ist der Brief eigenartig. Rechnet man aber mit der Tatsache, daß der Apostel, zumal in der ersten Periode seiner Tätigkeit, bei noch geringer Kenntnis der griechischen Sprache, auf seine griechischen Gehilfen und Dolmetscher angewiesen war, so ist es wohl möglich, daß der Brief, der sich sonst in das Leben Pauli ohne alle Schwierigkeit einfügt, von ihm herrühre, nur daß Paulus die Form mehr als sonst der Feder der Gehilfen überließ. Der Brief

will auch gar nicht ein Privatbrief des Paulus sein. „Paulus und Silvanus und Timotheus an die Ekklesia der Thessalonicher“, lautet seine Überschrift. Wer von den drei Lehrern die Feder geführt habe, ist nicht gesagt. Noch im Galaterbrief 6, 11 ist Paulus im Schreiben des Griechischen so ungewandt, daß er sich über die seltsamen Buchstaben lustig macht, die er da gemalt habe. So konnte er recht wohl einem der beiden Genossen die Redaktion des Schreibens überlassen, denen die Sprache Homers geläufiger war als ihm. Was er ihnen aramäisch vorsagte, schrieben sie griechisch nach. Ist der Brief aus gemeinsamer Beratung hervorgegangen und durch einen der anderen stilisiert, so erklärt sich damit der Unterschied der Schreibweise und der Argumentation, die bei einer unbefangenen Vergleichung des Schreibens mit den vier großen Briefen nicht zu leugnen ist. Daß der Brief erst unter den letzten Paulinen zwischen dem angefochtenen Kolosserbrief und den sicher unechten Pastoralbriefen im Kanon sich findet, ist allerdings keine Empfehlung seiner Echtheit, sonst aber ist er nicht schlechter bezeugt als andere neutestamentliche Schriften. Die Briefe des Clemens an die Korinther, des Ignatius an Polycarp, des Polycarp an die Philipper benutzten ihn, und Irenäus, Clemens Alexandrinus und Origenes nennen ihn apostolisch, wie auch die älteste Sammlung, von der wir wissen, die des Marcion, den Brief bereits enthielt.

Dennoch bleibt auch so noch eine Schwierigkeit zurück. Unter die unwidersprochenen heiligen Schriften können wir den Brief nicht rechnen, da er im Neuen Testamente selbst als eine Fälschung bezeichnet wird. Der, der das tut, ist der Verfasser des zweiten Thessalonicherbriefes, der dem Verfasser des ersten das zutraut, was er selbst getan hat. Den Voraussetzungen des zweiten Briefs zufolge, müßte derselbe unmittelbar auf den ersten Brief gefolgt sein. „Paulus und Silvanus und Timotheus“ schreiben auch in dem zweiten Briefe gemeinsam an die Gemeinde in Thessalonich.

Da erhebt sich sofort die Frage, haben sich die drei Apostel neuerdings zusammengefunden oder haben sie sich noch gar nicht getrennt? Wo das Leben ein so bewegtes ist, ein stetes Kommen und Gehen, wie bei diesen Wanderlehrern, da heißt es: „Wann treffen wir, liebe Brüder, im selben Schifflein uns wieder?“ Daß nach Jahr und Tag die drei Freunde wieder einen gemeinsamen Brief nach Thessalonich verfaßt haben sollen, ist weit weniger wahrscheinlich, als daß sie noch immer im selben Schifflein beisammen sind. Auch in Thessalonich hat sich nichts geändert. Die apokalyptische Erregung dauert fort (2, 1—12); noch ist die Mahnung zur Arbeitsamkeit nötig (3, 7 f.) und auch die äußeren Verfolgungen haben nicht aufgehört (1, 4—7). Hugo Grotius, Ewald u. a. wollten sogar den zweiten Brief zum früheren machen, weil das Echtheitsmerkmal 3, 17 gleich beim Beginn der Korrespondenz mitgeteilt worden sein müsse. Allein 2, 1 weist auf 1. Thess. 4, 13 zurück, und die Haltung des ersten Thessalonicherbriefes spricht namentlich in 1, 4; 2, 1 dafür, daß kein anderer Brief ihm vorausgegangen ist, während 2. Thess. 1, 3 im Gegenteil einen vorangegangenen brieflichen Verkehr voraussetzt. Die Übereinstimmung in allen äußeren Verhältnissen erklärt sich entweder aus der annähernden Gleichzeitigkeit der Abfassung oder daher, daß der Verfasser des zweiten Briefes den ersten ausschreibt. Das letztere ist nun freilich das Wahrscheinliche. Das Motiv zu einer solchen literarischen Fiktion liegt ohne Zweifel in der Schilderung der Wiederkunft Jesu (1. Thess. 4, 13 ff.), die sich der Verfasser des zweiten Briefes nicht so nahe dachte, wie der des ersten. Auch befriedigte ihn das Bild der Wiederkunft Christi im ersten Briefe nicht, da demselben Züge fehlten, die er aus dem Buche Daniel und der Apokalypse kannte. Die Kernstelle, zu der der ganze übrige Brief sich verhält wie Einleitung und Schluß, ist Kapitel 2, Vers 1—12. Der Verfasser sagt dort: „Wir bitten euch, Brüder, wegen der Wiederkunft unseres Herrn Jesus

Christus und unserer Herzuführung zu ihm, daß ihr euch nicht so schnell erschüttern, noch außer Fassung bringen laßt, weder durch einen Geist, noch durch ein Herrenwort, noch durch einen angeblichen Brief von uns, als ob der Tag des Herrn vor der Tür stehe." Es wird dabei unterstellt, daß Begeisterte aufgetreten sind, die das alsbaldige Anbrechen des Gerichtstages verkündeten. Sie beriefen sich dafür auf drei Quellen, auf ihr „Pneuma“, auf ein „Herrenwort“ und auf einen angeblichen Brief des Apostels, der ihre Meinung bestätige. Paulus sieht sich darum genötigt, ein Merkmal anzugeben, an dem man echte und unechte Briefe unterscheiden könne. Zu diesem Behufe sagt der Verfasser am Schluß: „Der Gruß ist von meiner Hand des Paulus. Das ist ein Erkennungszeichen an jedem Briefe. So schreibe ich.“ Entlehnt ist dieses Echtheitszeichen aus 1. Kor. 16, 21, welche Stelle zu der hier vorausgesetzten Zeit allerdings noch gar nicht geschrieben war, vielleicht auch aus ähnlichen Wendungen Gal. 6, 11 und Kol. 4, 18. Allein jene eigenhändigen Unterschriften sollten keineswegs ein Merkzeichen zur Beglaubigung der Echtheit sein, sondern ein persönlicher Gruß und Händedruck. Die Deutung des Verfassers beruht also auf einem Mißverständnis, was die Echtheit des zweiten Briefes nicht wahrscheinlicher macht. Der Hinweis auf dieses Echtheitszeichen soll auch nur den ersten Brief verdächtigen, weil es diesem fehlt. Aber eine Belehrung, wie man echte und unechte Paulusbriefe unterscheide, war zu Pauli Lebzeiten unnötig. Sie verrät den späteren Sammler. Es könnte nun paradox erscheinen, zu behaupten, die Kirche habe zwei Briefe, die sich bekämpfen, doch beide nebeneinander in den Kanon gestellt, während doch der zweite Brief den ersten als Fälschung bezeichne. Allein in dieser späteren Zeit verstand man die alten Streitfragen und ihre Bezüge nicht mehr. Die Sammler haben auch sonst sich bekämpfende Briefe aufgenommen, wenn sie sich nur eine allgemeinere Wertschätzung errungen hatten. Der Verfasser des Jakobus-

briefes bekämpft unverhohlen den Hebräerbrief, ja er nennt den Verfasser des Hebräerbriefes einen leeren Menschen. Der zweite Petrusbrief bezeichnet die Briefe des Paulus als mißverständlich und reich an schwierigen Stellen, die sich die Pauliner verdrehen zu ihrem eigenen Verderben. Und wie haben jene Synoden, die den Kanon abschlossen, diese Dissonanz gelöst? Sie nahmen die beliebtesten Schriften jeder Richtung in den Kanon auf und stellten so alle zufrieden. Daß die Verfasser der beiden Briefe an die Thessalonicher verschiedene christliche Skribenten seien, ist schon darum wahrscheinlich, weil der zweite Brief Wendungen des ersten abschreibt, als ob ihm dieser Brief vorliege (3, 8 vgl. mit 1. Thess. 2, 9); Paulus hat aber sicher weder ein Konzept seines Briefes zurückbehalten, noch hätte er sich selbst kopiert, falls er ein solches besaß. Der erste Brief ist von echt paulinischer Wärme, der zweite rein dogmatisch und amtlich, ohne alle persönlichen Beziehungen, selbst Wünsche des Wiedersehens, die nach dem ersten Brief damals Paulus doch so sehr bewegten, vermißt man.

Entscheidend für die Echtheitsfrage ist vor allem die ganz widersprechende Vorstellung der beiden Briefe in betreff der Wiederkunft Jesu. Der Apostel läßt sonst überall den zuversichtlichen Ruf ertönen: „Der Herr ist nahe,“ „der Herr kommt,“ „Maran atha.“ Noch 1. Kor. 7, 29 erschöpft sich Paulus in Auseinandersetzungen, daß die Parusie so nahe sei, daß es sich nicht mehr verlohne, zu freien, noch für den Sklaven sich zu befreien, „denn die Zeit ist kurz zusammengedrückt, damit selbst die, die Weiber haben, seien wie solche, die keine haben, und die, die kaufen, als besäßen sie nicht, denn dieser Welt Gestalt vergeht.“ Während Paulus also im ersten Korintherbriefe das Weltende so nahe sah, während er noch in seinem letzten Briefe (4, 6) vom Jahre 64 den Philippnern zuruft: „Der Herr ist nahe,“ soll er nach unserem zweiten Briefe im Jahr 53 schon die Einsicht gehabt haben, es sei ein Irrtum, zu meinen, daß der Tag des Herrn vor der Tür

stehe. Und doch hat er gerade zuvor im ersten Thessalonicherbriefe das Gegenteil geschrieben. Diese Korrektur der Erwartung deutet auf eine Zeit, die wußte, daß Paulus die Wiederkunft Christi nicht erlebte, also soll er sie auch nicht angekündigt haben. Unter die unpaulinischen Vorstellungen gehört demnächst die Gestalt des Antichrists. Pauli monarchischer Weltanschauung lag der Glaube an einen Repräsentanten der teuflischen Mächte fern und wo er Römer 8 oder 1. Kor. 15 von den letzten Dingen handelt, fehlt jeder Hinweis auf einen solchen Gegner Jehovas. Der Antichrist, der 2. Thess. 2, 9 nach der Wirkung des Satans durch allerlei Kräfte, Zeichen und Wunder der Lüge die Menschen irreleitet, stammt aus der Apokalypse des Johannes, 13, 14, wo das Tier die Bewohner der Erde verführt, durch Zeichen, die ihm zu diesem Behufe verliehen sind, und weil dieses Tier (Apokalypse 17, 8) ins Verderben geht, heißt der Antichrist 2. Thess. 2, 3 der Sohn des Verderbens. Hat der Verfasser aber die im Jahre 68 geschriebene Apokalypse benutzt, so ist er auch nicht Paulus. Für eine frühere Abfassung hat Hitzig geltend gemacht, daß der Verfasser von 2. Thess. 2 von der Erinnerung an Caligulas Anschlag auf den Tempel im Jahre 39 beeinflusst sei, also jener Zeit noch nahe stehen werde. Der „Widersacher (2, 4), der sich überhebt über alles, was Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich selbst in den Tempel Gottes setzt und kund tut, er sei Gott“, erinnert allerdings an Caligulas Unterfangen. Aber die Danielsche Vorstellung, die durch Caligula wieder belebt wurde, kann auch nach dem Jahre 70 noch dem Verfasser die Hand geführt haben, als er die christliche Eschatologie in dieser Weise erweiterte. Wegen 2, 4 die Abfassung des Briefes vor die Zerstörung des Tempels hinaufzuschieben, weil der Tempel noch stehen müsse, wenn der Antichrist sich hineinsetzen soll, ist gleichfalls ein Trugschluß, da die Judenchristen die Wiederherstellung des Heiligtums erwarteten.

Als Verfasser des Briefs haben wir uns vielmehr einen Mann zu denken, der entrüstet ist, daß manche Brüder die Erwartung der Wiederkunft Jesu zum Anlaß nehmen, nichts zu arbeiten, sondern vom Bettel zu leben und müßige Dinge zu treiben. Um sie von diesem müßigen Harren und Hoffen auf den letzten Tag abzubringen, setzt der Verfasser ihnen auseinander, daß dieser Jüngste Tag, den sie herbeisehnen, nicht kommen wird, ohne daß ihm eine Zeit der Schrecken vorangeht. Sie haben also keine Ursache, sich diesen Tag so nahe zu wünschen. Im ersten Briefe (5, 1) kommt der Tag unerwartet wie der Dieb in der Nacht, im zweiten gehen leicht zu erkennende Vorzeichen voran, ja eine ganze Reihe von furchtbaren Vorzeichen gleich denen der Apokalypse. Beide Anschauungen schließen sich aus. Da der Verfasser des zweiten Briefs sich das Ende ganz anders vorstellt als der des ersten, so trägt er auch kein Bedenken, gegen den ersten Brief zu polemisieren, ja vor ihm als vor einer Fälschung zu warnen. Paulus hatte im ersten Briefe eine Beschreibung der Wiederkunft des Herrn und unserer Herzuführung zu dem vom Himmel Kommenden gegeben und sich dafür auf ein Wort des Herrn berufen. Wenn der Verfasser des zweiten Briefs warnt, die Leser sollten sich weder durch ein Wort, noch durch einen Brief, der von Paulus herrühren wolle (2, 2), erschrecken lassen, als ob der Tag des Herrn unmittelbar bevorstehe, so ist mit diesem Briefe, der der „angebliche Brief“ genannt wird, der erste Thessalonicherbrief, und mit dem trügerischen Logos das in der Tat unauffindbare Herrenwort gemeint, auf das Paulus 1. Thess. 4, 15 sich berufen hatte. Daß sofort nach Gründung der Gemeinde dem Apostel falsche Briefe sollen unterschoben worden sein, ist wenig wahrscheinlich. Das alles deutet auf eine spätere Zeit, in der man bereits die alten Urkunden sammelte und über ihre Echtheit stritt. In diese Zeit gehört der zweite Brief schon nach seiner Stellung am Ende der Samm-

lung des Marcion¹⁾. Die retardierende Tendenz des Briefs, der leugnet, daß die Wiederkunft Jesu unmittelbar bevorstehe, konnte der späteren Kirche nur genehm sein, da der Erfolg dem zweiten Briefe und nicht dem ersten recht gegeben hatte. Seine Warnungen waren auch später noch am Plage. Veranlaßt war ja der Verfasser zu seinem Proteste gegen den ersten Brief durch den Mißbrauch, den arbeitscheue Christen mit der Botschaft des nahen Endes trieben. Man könnte einwenden, daß in der Zeit nach dem jüdischen Kriege eine apokalyptische Aufregung, wie die hier vorausgesetzte, nicht mehr existierte, durch die ein Christ sich hätte veranlaßt finden können, einen Brief zu verfassen, der die schwärmerischen Erwartungen eindämmen will. Aber solche Erweckungen kamen bis in die Zeit der Montanisten, die sie grundsätzlich betrieben, immer wieder vor. So erzählt (c. 200 n. Chr.) Hippolyt in seinem Kommentar zu Daniel 4, 19²⁾ von einem Bischof in Pontus, der mehr auf seine Träume als auf das Schriftwort geachtet habe und just für das nächste Jahr das Ende der Welt ansetzte. „So kam es, daß die Christen seiner Nachbarschaft unter Weinen und Klagen den Herrn anflehten, da sie Tag und Nacht den herankommenden Gerichtstag vor Augen hatten. Und in solche Furcht und Verzagtheit brachte er die Brüder, daß sie ihre Ländereien und Äcker wüste ließen; und die meisten verkauften ihre Besitztümer.“ Schwärmerei und Lust sein Eigentum zu verjubeln, Arbeitscheu und Leichtgläubigkeit reichten sich so die Hand, diese Gemeinden zu ruinieren. Ähnlichen Zuständen steht der Verfasser des zweiten Thessa-

¹⁾ Vgl. Holzmann, Lehrbuch der Einleitung in das Neue Testament. S. 231. „Das viele Reden von Briefen, 2. Thess. 2, 15; 3, 17, paßt in eine Zeit, in welcher der Apostel nur noch in seiner Hinterlassenschaft existierte . . . Namentlich das Zeichen der Echtheit 3, 17 befremdet.“

²⁾ Vgl. Wilhelm Lüken bei Johannes Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments. II, 24 f.

Ionicherbriefs gegenüber und da sich die Schwärmer auf den ersten Brief Pauli an die Thessalonicher beriefen, sucht er diesen zu diskreditieren und durch einen neuen Paulusbrief die Schwärmer zurechtzuweisen. „Wir gebieten euch,“ läßt der Verfasser seinen Paulus schreiben, „daß ihr euch zurückziehet von jedem Bruder, der unordentlich wandelt und nicht nach der Unterweisung, die er von uns empfangen hat. Denn ihr wißt, wie ihr uns nachfolgen sollt. Denn wir sind auch nicht unordentlich gewesen unter euch, haben auch nicht umsonst das Brot genommen von jemanden, sondern mit Arbeit und Mühe, Tag und Nacht haben wir geschafft, daß wir niemanden unter euch beschwerlich würden. Nicht daß wir dazu nicht Macht hätten, sondern um uns selbst zum Vorbild zu geben uns nachzufolgen. Und da wir bei euch waren, geboten wir euch: wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen.“ Solche aufgeregte Zeiten, in denen der Glaube an das nahe Ende schwärmende Brüder veranlaßte, die Arbeit niederzulegen und sich von den Wohlhabenden ernähren zu lassen, lehrten, wie die Erzählung des Hippolyt beweist, noch öfter wieder, und so fand ein späterer Christ für angezeigt, solchem Treiben durch einen andern Thessalonicherbrief entgegen zu treten. Da die Schwärmer an dem ersten Briefe eine starke Stütze hatten, erklärt der Verfasser des zweiten Briefs jenen, samt seinem angeblichen Herrenwort, für eine Fälschung und warnt vor dem falschen Geiste, d. h. vor der wilden Prophetie, die die Brüder in Schrecken setzt. So nahe steht der Tag überhaupt noch nicht bevor, daß wir uns der nächsten Aufgaben entschlagen dürften, vielmehr werden ihm noch viele und schwere Heimsuchungen vorangehen. Um das zu erweisen, greift der Schreiber auf diejenige Lehre von den letzten Dingen zurück, die gemäß der Apokalypse und der Matthäuschatologie die in der Kirche angenommene ist. So erscheint ihm zunächst anstößig, daß bei Schilderung der letzten Not die Gestalt des Antichrists im ersten Thessalonicherbriefe fehlt. Auf

diesen Mangel macht er aufmerksam, indem er betont, daß dieses Vorspiel dem letzten Gerichte vorausgehen müsse, so daß wir noch nicht am Ende stehen, im Gegenteil hat noch nicht einmal das Vorspiel begonnen. Die Wiederkunft Christi, sagt also der Verfasser, kann nicht eintreten, bevor der Antichrist da war und sich im Tempel zu Jerusalem hat göttliche Ehren erweisen lassen. Unverkennbar liegt in diesen Worten eine Beziehung auf den römischen Cäsarentult, wie ihn Caligula auch den Jerusalemiten zugemutet hatte. Wie die Apokalypse 13, 15 von dem falschen Propheten berichtet: „Es wurde ihm verliehen, dem Bilde des Tieres Geist zu geben, auf daß das Bild des Tieres spräche und machte, daß alle, die das Bild des Tiers nicht anbeteten, getötet werden,“ so heißt es hier vom Antichrist (2, 9), daß dessen Zukunft stattfinde, „vermöge der Wirksamkeit des Satans mit allerlei mächtigen Taten und Zeichen und Wundern der Lüge und mit allerlei Trug und Ruchlosigkeit unter den Verlorenen“. So eingehend aber der Verfasser die Zeiten des Antichrists schildert, die den Zeiten des Christs vorangehen sollen, so ist seine Absicht doch nicht etwa, die Nähe dieser Zeit anzukündigen, sondern im Gegenteil will er beweisen, daß dieses Ende noch lange nicht kommen könne. Der Christ kann nicht kommen, weil der Antichrist noch nicht da war und der Antichrist kann auch nicht kommen, weil für diesen ein den Thessalonichern bereits bekanntes Hindernis vorliegt, das erst aus dem Wege geräumt werden muß. Was sich der Verfasser unter dem Hindernisse oder dem Hinderer dachte, die aus dem Wege geräumt werden müssen, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen¹⁾. Will man einen

¹⁾ Der Antichrist, der Hinderer oder das Hindernis und das Geheimnis der Bosheit sind viel umstrittene Daten. Zunächst ist zu fragen, ob der Verfasser sich den Antichrist als heidnischen Cäsar oder als jüdischen Pseudopropheten dachte? Da er das Bild des Antichrists sichtlich mit den Zügen des Antiochus Epiphanes und des Gajus Caligula zeichnet, so meinen die meisten

chronologisch so schwer zu fixierenden Brief mit bestimmten geschichtlichen Vorgängen in Beziehung setzen, so kann man bei dem Antichrist an den falschen Nero denken, der unter

Ausleger, er erwarte als Antichrist einen römischen Cäsar, der wirklich tun wird, was Caligula nur tun wollte, der sich in den Tempel Gottes setzt und sich als Gott verehren läßt; wie ja die römischen Kaiser göttliche Verehrung für sich in Anspruch nahmen. Aber auch die andere Ansicht, daß der Antichrist ein jüdischer Messias im Stile des Bar Kochba sei, ist stark vertreten. Tertullian, Cyrill von Jerusalem, Hieronymus, Augustin, Gregor der Große, Isidor von Sevilla haben den Brief so ausgelegt, als ob er auf einen jüdischen Messias weisage. Allein der Verfasser nennt den Antichrist den Heiden, den Gesetzlosen, und mit der Apostasie ist der Abfall von Gott gemeint, nicht politischer Abfall von den Römern. Hugo Grotius sieht in 2. Thess. 2 eine in Erfüllung gegangene Weissagung auf das Attentat des Caligula gegen den Tempel zu Jerusalem, allein dieses fiel bereits ins Jahr 39, Paulus könnte es also im Jahre 53 nicht mehr als etwas Zukünftiges prophezeien. Den Kaiser Titus, dessen Feldzeichen nach Erstürmung des Tempels im Borhof gehuldigt wurde, hielt Wetstein für den geweissagten Antichrist. Whitby bezieht den Hinderer auf Claudius, der den Antichrist Nero noch aufhält, eine Deutung, die Döllinger wiederholt, indem er κατέχων als den Inhaber übersetzt, nämlich den gegenwärtigen Inhaber des Throns, während Hitzig darin sogar ein Wortspiel (ὁ κατέχων = claudens, Claudius) finden will. Ist der Brief erst nach der Apokalypse und mit Benützung derselben entstanden, so ist schwer zu sagen, worin der Verfasser das Hindernis und den Hinderer sah, denen er den Aufschub der Gerichte zu verdanken glaubt. Deutet man den Hinderer auf Claudius, der noch den Thron inne hat und erst durch Nero aus dem Wege geräumt werden müsse, so würden wir die Entstehung des zweiten Briefs sofort nach der Abfassung des ersten ansetzen müssen, da dieser selbst im letzten Jahre des Claudius geschrieben wurde. Da der zweite Brief aber von Paulus nicht verfaßt sein kann, ist die Deutung auf Claudius ausgeschlossen, man wollte denn ein literarisches Scheingefecht zwischen zwei verummten Kämpfern annehmen, wie es in den Sophistenschulen wohl gelegentlich vorkam, in die Anfänge der christlichen Mission aber nicht paßt. Der erste Brief wird echt sein, der zweite aber ist verfaßt, um die Autorität des ersten zu bestreiten. Der λόγος, vor dem 2. Thess. 2, 2 gewarnt wird, ist dann der 1. Thess. 4, 15 f. mitgeteilte und die ἐπιστολή ὡς δι' ἡμῶν

Domitian dem römischen Reiche fast einen Partherkrieg beschert hätte, gegen den aber die römischen Legionen am Euphrat sich als zuverlässige Hinderer erwiesen. Da man noch lang den rückkehrenden Nero als Antichrist erwartete, stehen chronologische Schwierigkeiten der Deutung auf Nero, auch wenn der Brief noch jünger sein sollte als die Zeit Domitians, nicht entgegen, nur ist es dann noch schwieriger zu sagen, wer als der Hinderer gedacht ist.

Geschrieben ist der zweite Brief, um zu verhindern, daß der erste mit seiner Ankündigung des bevorstehenden Endgerichts Schaden anrichte. Insofern hat der Brief Ähnlichkeit mit der ersten johanneischen Epistel, die dem Evangelium angeschlossen wurde, um dessen Spiritualismus mit der überlieferten Eschatologie auszugleichen. Es sind rabbinische und urchristliche Vorstellungen, die der zweite Thessalonicherbrief vorträgt: das in der Stille wirkende Geheimnis der Bosheit, das von Gott gesetzte Hindernis seiner Entfaltung, die Ankunft des verheißenen Antichrists, dessen kaum aufgerichtetes Reich doch sofort weggeblasen wird durch den Hauch des erscheinenden Weltrichters. Aber diese Vorstellungen werden den Lesern nicht vorgetragen, um sie mit der Nähe des Gerichts zu schrecken, sondern sie werden aufgezählt, um zu zeigen, daß es mit dem Weltende noch gute Weile habe. Paulus predigte, diese Zeit sei nahe, der zweite Thessalonicherbrief warnt, sich durch solche Botschaft nicht täuschen und außer Fassung bringen zu lassen. Sein

ist der erste Thessalonicherbrief. Der Verfasser verwirft denselben, weil er zur Schwärmerei verleite, während er seinen Apostel vielmehr vor müßigen Träumen warnen und ein geordnetes, arbeitssames Leben einschärfen läßt (2. Thess. 3, 6—14), ohne doch selbst auf Mitteilung der eigenen eschatologischen Meinungen zu verzichten. Der Verfasser kannte Matth. 24, 4ff. und Apok. 17, 8 und 11, an die seine Eschatologie anknüpft, vermutlich auch schon Kol. 4, 18. Anderseits war schon vor Ende des zweiten Jahrhunderts der Brief vorhanden, wie das Zitat von 3, 15 in Polycarps Philipperbrief Kap. 13 und Marcions Kanon beweisen.

Verfasser kann also Paulus nicht sein. Auch atmet der Brief nicht die Luft der Zeit, die solche phantastische Vorstellungen erzeugte, sondern ein Dogmatiker registriert hier die Überlieferung, deren Inhalt er nicht leugnet, aber befristet und deren Erfüllung er noch weit hinauschiebt. Die Vorstellungen sind die urchristlichen, aber die Stimmung im ganzen ist die einer späteren abgekühlten Zeit.



VI

Die Korintherbriefe

Wie es kam, daß der Grund wich, auf den die heidnischen Tempel gebaut waren, so daß sie schließlich einstürzten, erfahren wir aus den beiden Korintherbriefen. Hier sehen wir die eifrigen Juden und Judenchristen an der Arbeit, wie sie die Grundlagen der alten Kultur immer tiefer unterwühlen und diese schließlich zu Fall bringen. Es ist eine krause Welt, in die wir blicken, eine Welt voll Wunderglauben und Aberglauben, voll Bettelhaftigkeit und Opferwilligkeit; die Gebildeten nannten das alles Überwitz, aber das ändert nichts an der Tatsache, daß das, was hier arbeitet, gärt, kocht und aufschäumt, die werdende Weltanschauung des kommenden Jahrtausends war. Einer rationalistischen Kritik erscheinen diese Weltuntergangspropheten als hirnverbrannte Fanatiker, aber diese Leute vermochten in ihrer schwärmerischen Verfassung Dinge zu leisten und Opfer zu bringen, zu denen ein kühler Verstandesmensch niemals fähig gewesen wäre. Wer keinen Grund großer Erfolge kennt als Logik, Vernunft, gesunden Menschenverstand und klare Weltbetrachtung, verbaut sich von vornherein das Verständnis für die Religionsgeschichte, ja für die Geschichte überhaupt. Ein solcher Philosoph mag nur gleich mit dem edeln Talbot sprechen: „Unsinn du siegst und ich muß untergehen“, denn Gemüt, Aberglaube, Phantasie und Leidenschaft sind stärkere Hebel des Weltgetriebes als Philosophie und Reflexion. Dieser

unklare Drang der christlichen Zungenredner erwies sich zukunftsvoller als alle Kunst und Wissenschaft der hellenischen Sophistik. Die in Judengriechisch geschriebene Apokalypse hat größere Wirkungen hinterlassen als alle klassischen Reden des Demosthenes. Diese Konventikel des Paulus brachten es fertig, daß an die Stelle der hellenischen Weltfreude die Furcht vor dem Weltgericht trat. Die Wunderlust, in der sie lebten, wirkte die Gewißheit einer jenseitigen Welt, Glauben an das Über sinnliche und an das stündliche Eingreifen Gottes in den Naturlauf, Angst und Schrecken des Gewissens, Gefühl der menschlichen Schwäche und Hilfsbedürftigkeit und gläubiges Vertrauen auf die rettende Hilfe der Kirche. Sehnsucht nach einem besseren Jenseits tritt an die Stelle des Gefühls der Einheit mit dem Weltganzen und der Befriedigung in sinnlichem Genuß. So haben die bescheidenen Handwerksstuben und Abendversammlungen der Christen die Geschichte in neue Bahnen geworfen, während die prunkenden Verhandlungen der politischen Körperschaften und philosophischen Akademien verrauchten wie ein Geschwätz.

Wie für das Verständnis der sozialen Bedeutung der neuen Tendenzen, so sind die Korintherbriefe auch für das Verständnis der Person des Paulus die Hauptquelle. In keinem andern Briefe schüttet der Apostel sein Herz so rückhaltlos aus, in keinem spricht er so viel von seinen Aufgaben, seinen Leiden und Anfechtungen, so daß man sagen darf, wer namentlich den zweiten Korintherbrief nicht kennt, der kennt Paulus nicht. In gewissem Sinne also kann man behaupten, die geschichtlich wichtigsten Dokumente des Neuen Testaments, nächst dem Evangelium, sind die Briefe Pauli an die Gemeinde zu Korinth.

Unsere Erinnerungen an das alte Korinth müssen wir beiseite lassen, wenn wir uns die Stadt vorstellen wollen, in der Paulus im Jahre 53 auf 54 eine christliche Gemeinde sammelte. Die Stadt, die Paulus im letzten Jahre des Kaisers Claudius betrat, war nicht jene alte, sagen-

reiche Wunderstadt, die Pindar und Homer besungen haben; nicht der Vorort des dorischen Stammes und des achäischen Bundes, von dem Thukydides handelt, nicht jene alte Handelsstadt, deren Schiffswerfte, Tempel und irthmischen Spiele ihresgleichen nicht hatten, das war das alte Korinth gewesen, dessen Pracht und Herrlichkeit im Jahr 146 durch Lucius Mummius von der Erde verschwand. Unser Korinth ist vielmehr eine moderne römische Kolonie. Genau hundert Jahre lang war die Stadt ein Schutthausen, ein elender Flecken. Nur die alte Burg und einige Tempel waren bei der barbarischen Zerstörung durch die Römer verschont worden. Da entschloß sich im Jahre 46 v. Chr. Julius Cäsar, als Diktator, die Stadt wieder neu erstehen zu lassen und sie mit Veteranen und Abkömmlingen von Freigelassenen zu bevölkern. Diese Colonia Julia ist es, in deren Werkstätten und Sklavenstuben der Teppichmacher aus Tarsus eine christliche Gemeinschaft sammelte. Korinth war, als Paulus dahin kam, eine moderne Stadt, die ungefähr seit hundert Jahren existierte; eine Stadt ohne Aristokratie, ohne Vornehmheit, ohne Tradition, aber bereits wieder sehr belebt, sogar sehr reich und sehr verdorben. Das rasche Aufblühen der neuen Kolonie erklärt sich durch die Lage an zwei Meeren. Bei der Schwierigkeit der Umschiffung des Peloponnes und der Leichtigkeit, Waren über den schmalen Isthmus zu rollen, mußte sich der Verkehr hier wieder rasch beleben, wozu die beiden guten Häfen Kenchreä und Lechäum das ihre beitrugen. Zu Kenchreä am Ägäischen Meer lagen die asiatischen Handelsschiffe. Wer, wie die Diakonissin Phöbe (Röm. 16), von Korinth nach Ephesus reist, geht über Kenchreä, wer, wie Aquila und Priscilla (act. 18, 2), von Rom kommt, ist im Hafen von Lechäum gelandet. Aus dieser Gunst der Lage erklärt es sich, daß hier nach hundert Jahren schon wieder eine große Stadt steht. Diese Colonia Julia war aber keine hellenische Stadt, sondern ein europäischer Handelsplatz mit mehr römischer als griechischer Physis-

gnomie. Als Hauptstadt der römischen Provinz Achaja, als Sitz des Prokonsuls, als Kolonie mit einer starken lateinischen Bevölkerung, als Standort einer römischen Besatzung stand das neue Korinth der hellenischen Bevölkerung fremd gegenüber. Die ersten Kolonisten waren ja römische Veteranen gewesen. Daher die vielen lateinischen Namen auch in der christlichen Gemeinde: Titius Justus, Gajus, Crispus, Quartus, Fortunatus, Tertius, Achaicus usw. Auch die in Hellas sonst ungewöhnlichen Gladiatorenkämpfe sind in Korinth üblich. Anspielungen auf solche Kämpfe hat man in dem Bilde vom Wettläufer (1. Kor. 9, 24 ff.) und in der Vergleichung des Aufstandes in Ephesus mit einem Tierkampfe (15, 32) finden wollen. Daß auch der kleinasiatische Handel sein Kontingent zur Bevölkerung stellte, ist selbstverständlich. Bei der Lektüre der Korintherbriefe umspielt uns das geschäftige Treiben der Kaufmannswelt, deren Feilschen selbst in die Erbauung der christlichen Gemeinde störend hereintönt. Die Gemeindeglieder haben Prozesse miteinander und der Apostel muß sich gefallen lassen, daß man genau mit ihm abrechnet. Es fehlt nach 2. Kor. 12, 16—18 auch nicht an klugen Geschäftsleuten, die meinen, der Jude habe sie übervorteilt. Eine solche Kaufmanns- und Matrosenstadt ohne fest angestammte Bürgerschaft, ohne Tradition, ohne Aristokratie, hauptsächlich bewohnt von einer flottierenden Bevölkerung, Seeleuten, Kaufleuten und Soldaten, die Masse von Sklaven und Hafenarbeitern nicht zu vergessen, stellen der Mission natürlich andere Aufgaben als die Bauernschaften Galatiens oder die Bürgerschaft Philippis. Von den religiösen Kulte war der der alten Lichtgottheiten Apollo und Artemis zurückgetreten, nur Aphrodite, nach Cäsars Meinung die Stammutter der Julier, hatte das Feld behauptet. Perstat invicta Venus. Nach Strabo boten sich nicht weniger als tausend Tempelmädchen im Dienste ihrer Göttin den Matrosen an, während im zweiten Jahrhundert nach Christus der Redner P. Aelius Aristides von Korinth

rühmt, daß man auf jeder Straße einem Philosophen begegne. Vergewenwärtigt man sich diese Verhältnisse, so werden viele Stellen der Korintherbriefe uns begreiflich.

Ein weiteres demoralisierendes Moment war die ungeheure Anhäufung von Sklaven, die die reichen und vielbeschäftigten Handelshäuser für Geschäft und Luxus nötig hatten. Zur Zeit des Athenäus zählte man 460 000 Sklaven in Korinth, was natürlich die sittliche Haltung der Bevölkerung nicht besserte. Infolge aller dieser demoralisierenden Einflüsse war das glänzende Neukorinth einer der verrufensten Plätze im römischen Reiche. Viederlich leben hieß sprichwörtlich „korinthern“ und der korinthische Trunkenbold war eine sehr gewöhnliche Figur der späteren Komödie. Der Korinther kommt meist betrunken auf der Bühne vor, betrinkt er sich doch, wie wir aus 1. Kor. 11, 17 ff. erfahren, sogar bei den christlichen Liebesmahlen. Wenn wir daher das sittliche Bewußtsein der Korinther in unseren Briefen in manchen Punkten unbegreiflich abgestumpft finden, so muß man sich vergewenwärtigen, aus welchen Bevölkerungsschichten diese Gemeinde gesammelt war, und so dürfen wir wohl behaupten, daß die Wirksamkeit des Apostels in Korinth nur in Parallele gestellt werden kann mit der eines Missionärs in den Armenvierteln einer heutigen Weltstadt. So erklärt es sich, wenn der Apostel 1. Kor. 5, 9 sagt: „Wollte ich euch aufgeben, nicht mit Unzüchtigen, Lasterern, Trunkenbolden, Geizigen und Räubern umzugehn, so müßte ich euch heißen die Welt räumen“, oder wenn er den Zustand der Gemeinde dem Israels in der Wüste vergleicht, das heute von den Töchtern Midians, morgen von den Fleischtöpfen Agyptens und dann wieder von den Götzen Kanaans verführt ward. Je verderbter aber die Bevölkerung war, um so höher werden wir die Arbeit des Apostels anschlagen.

Es ist die im hellsten Lichte der Geschichte liegende Zeit des Regierungswechsels, das letzte Jahr des Claudius und das erste des Nero, als soeben Gallio, der Bruder

des Seneca, Präses von Achaja geworden war, in die der korinthische Aufenthalt des Paulus fällt. L. Junius Gallio, mit dem hier Paulus zusammengeführt wurde, gehörte unter die würdigeren Gestalten der neronischen Zeit. Seneca und der Dichter Statius preisen in fast überschwenglicher Weise seiner Sitten Freundlichkeit und seine unterschiedslose Güte gegen alle. So ist nicht ausgeschlossen, daß Paulus im Vertrauen auf sein mildes Regiment sich nach Korinth geflüchtet hatte. Wie aus 1. Thess. 3, 1, verglichen mit Apg. 18, 1 ff., hervorgeht, war Paulus allein in Korinth angekommen, wo er die römischen Christen Aquila und Priscilla fand. Als dann Silas und Timotheus aus Macedonien bei Paulus wieder eintrafen, war eine kleine Gemeinde beisammen und die Missionsarbeit konnte beginnen. Aquila und sein Weib Priscilla hatten infolge des Edikts des Claudius Italien verlassen müssen, aber unverdrossen begannen diese betrieb-samen Judenchristen die Gemeindebildung, die man ihnen in Rom niedergelegt hatte, in Korinth aufs neue. So war die Werkstätte des Aquila, wo sie beisammen saßen und aus Egen von Ziegenhaaren Teppiche flochten, der erste Ansaß zu einer korinthischen Gemeinde. Aquila und Priscilla werden sowohl in der Apostelgeschichte, wie im Römer- und ersten Korintherbriefe und im zweiten Timotheusbrieft erwähnt und müssen danach zur Zeit Pauli eine Rolle in der damaligen Christenheit gespielt haben. Ihre Werkstätte war in Rom, Korinth und Ephesus ein Mittelpunkt für die Brüder. Sie sind diejenigen, die in Ephesus den Schriftgelehrten und beredten Alexandriner Apollos befehren und es ist dabei aufgefallen, daß Apg. 18, 18 und 26 und Römer 16, 3 und 2. Tim. 4, 19 Priscilla stets vor ihrem Manne genannt wird. Man nimmt danach an, daß die Bedeutung ihres christlichen Hauses auf der Hausfrau beruhte; jedenfalls schreibt ihr die Apostelgeschichte die gleiche Bedeutung für die Befehrung des Apollos zu wie ihrem Manne; auch Paulus nennt beide

Gatten seine Mitarbeiter in Christo Jesu. Ihre Charakterfestigkeit, ihren Mut und ihre Opferfreudigkeit hat Prisca bei den Stürmen in Ephesus ebenso bewährt wie ihr Gatte, indem auch sie ihren eigenen Hals daransetzte, um Paulus zu retten. Und nicht nur Paulus, sondern alle Gemeinden der Heiden haben Ursache, ihr zu danken für ihre heroische Aufopferung in der Stadt der großen Mutter von Ephesus. In Korinth ging der entscheidende Schritt zur Mission unter der Stadtbevölkerung von Paulus aus, der 1. Kor. 4, 14 sagt: „Wenn ihr auch 10 000 Lehrer gehabt hättet, so doch nur einen Vater, denn in Christo habe ich euch gezeugt.“ Und ebenso im zweiten Briefe, wo er 3, 3 schreibt: „Ihr seid ein Brief Christi, durch unsern Dienst gefertigt.“ Über die Entstehungsgeschichte der Gemeinde selbst gibt die Apostelgeschichte einige Andeutungen. Auch hier war der Verlauf der, daß Paulus zunächst der Synagoge¹⁾ die Botschaft vom erschienenen Messias bestellte und die Notwendigkeit seines Opfertods erläuterte nach Weise des Römerbriefs, der bei einem späteren Aufenthalte hier in Korinth verfaßt wurde. Das Resultat aber war, daß ihn die Juden nach einigen Sabbaten nicht mehr zu Worte kommen ließen. Anflang hatten dagegen seine Worte und das, was er von Jesu Reden und Taten mittheilte, bei den Proselyten gefunden, die schon längst in der Synagoge sich an den Worten der Propheten besser erbauten, als in dem Zeremoniendienste der Tempel, zu denen sie, wie Paulus meint, nur gewohnheitsmäßig gingen, wie sie eben geführt wurden. Ermüden- der Gewohnheitsdienst oder orgiastischer Taumel wechselten bei den Festen der Götzen ab, während die Lehrrede und die Schriftlesung in der Synagoge den Vorteil boten, daß man sich dabei auch etwas denken konnte. Solche Elemente

¹⁾ Die Türinschrift dieser Synagoge hat sich erhalten; Facsimile bei Deißmann, Licht vom Osten. S. 9. Das Original im Museum zu Korinth.

waren es, die die Partei des fremden Wanderlehrers ergriffen. Der Proselyt Titius Justus stellte dem cilicischen Weber zu seinen Erbauungsstunden sein Haus zur Verfügung, das nach Apg. 18, 7 nahe bei der Synagoge lag. Hier hielt Paulus nach Apg. 18, 11 anderthalb Jahr Versammlungen ab und viele Korinther ließen sich auf den Namen Jesu taufen. Die Gemeinde erscheint bald als die wichtigste Gründung des Paulus, aber über die Stärke der christlichen Gemeinschaften in dieser Zeit ist schwer ins Klare zu kommen. Hier wissen wir, daß die Gemeinschaft sich in einem Privathaus versammelte. Schon danach dürfen wir sie nicht nach Hunderten, sondern nach Duzenden zählen. Wir erfahren aus dem ersten Korintherbriefe, daß in dieser Gemeinde noch gemeinschaftliche Mahlzeiten möglich sind. Liebesmahle, an denen die ganze Gemeinde Anteil nimmt, lassen auf eine nicht allzu große Anzahl schließen. Die individuellen Angelegenheiten, auf die der Apostel in unseren Briefen eingeht, machen auch nicht wahrscheinlich, daß die Briefe an einen Kreis von mehreren Hunderten gerichtet waren; einer so großen Versammlung würde er solche intime Privatangelegenheiten nicht vorgetragen haben. Anderseits ist die Gemeinschaft aber groß genug, um in drei oder gar vier Parteien zu zerfallen, wir dürfen sie also auch nicht zu klein denken. Eine solche Partei wird doch immer ein bis zwei Duzend Leute zählen. Wenn wir eine Gemeinschaft von etwa hundert Köpfen annehmen, dürfte das vielleicht der Wahrheit am nächsten kommen. Natürlich kann sich, zumal zu Anfang, ein größerer Zulauf an diesen festen Kern angeschlossen haben, aber von einer Massenbewegung wie am Jordan oder am See Genesareth oder in Rom ist doch nirgends die Rede. Da die Gemeindegriinder Juden waren, liegt die Frage nah: hat die Gemeinschaft sich, wie das z. B. in Rom der Fall war, von Anfang aus dem Judenviertel rekrutiert? Möglich wäre das, denn auch in Korinth, Lechäum und Kenchreä waren Synagogen und der 1. Kor. 1, 14 von Paulus getaufte

Crispus war nach Apg. 18, 8 Mitglied des Synagogenrats. Dennoch müssen die Juden nur eine Minorität in der korinthischen Gemeinde gewesen sein, denn 1. Kor. 12, 2 redet der Apostel ganz allgemein die Gemeinde mit den Worten an: „Als ihr Heiden waret, wurdet ihr hingeführt zu den stummen Götzen.“ Die Gemeinde war also der großen Mehrzahl nach früher in die Tempel gegangen. Zudem sind es wesentlich heidnische Gewöhnungen, die der Apostel an den Korinthern zu bekämpfen hat. Die jüdische Sitte ist den Korinthern fremd. Dasselbe Resultat ergibt eine Durchsicht der ausdrücklich genannten Personen, deren Namen ganz überwiegend heidnisch und lateinisch sind. Der Apostel selbst erzählt uns 1. Kor. 14, 15, wer diejenigen waren, die sich zuerst auf den Namen Jesu taufen ließen. Es war das Stephanas, der Diener einer Dame Chloe, samt seinem Hause. Diese Familie war, wie der Apostel sich ausdrückt, die Erstlingsgarbe Achajas. Zwei andere Sklaven dieser Gesindestube, Fortunatus und Achaicus, traten gleichfalls der Gemeinde bei. Von dem Apostel selbst getauft war nach 1, 14 der Herbergsvater Gajus und der Synagogenvorsteher Crispus. Ihre lateinischen Namen machen wahrscheinlich, daß sie aus der alten lateinischen Veteranenkolonie herkommen. Gajus ist Hausbesitzer; „mein und der ganzen Gemeinde Wirt“ nennt ihn Röm. 16, 23. Crispus muß Proselyt der Gerechtigkeit gewesen sein, d. h. ein Beschchnittener, der das ganze Gesetz auf sich genommen hatte, sonst hätte er nicht Mitglied des Synagogenrats werden können, dessen Vorstand nach Apg. 18, 17 Sosthenes war. Dagegen ein Proselyt des Tores, ein gläubiger Römer im weiteren Sinn, war Titius Justus, der nach dem Synagogenrecht nur zum Halten der noachischen Gebote verpflichtet war. Er ist Besitzer eines Hauses nahe bei der Synagoge. Auch sein Name verrät ihn als Abkommen der alten lateinischen Kolonie und ein wohlhabender Bürger muß er gewesen sein, da er in der Lage ist, die ganze Gemeinde bei sich aufzunehmen. Eine der

bekanntesten Töpferfamilien der Kaiserzeit trägt den Namen der Titier, Korinth aber war ein berühmter Sitz solcher Ware. Der erste Handelsartikel der neuen Kolonie waren die Ton- und Erzwaren gewesen, die man unter dem Namen Nekrokorinthien verkaufte, weil sie in den Gräbern und unter dem Schutt der alten Stadt gefunden sein sollten. In der Nachahmung der alten Formen blühte das Töpfergewerbe auf. Auch das korinthische Erz, das aus dem Brande der Stadt durch L. Mummius herrührte, war ein gesuchter Artikel. Sollte der Titius des Paulus mit der genannten Töpferfamilie zusammenhängen, so besaß Titius auch die weiten Räume, um den Gemeindeversammlungen Unterkunft zu bieten. Das Wort von den Gefäßen zur Ehre und den Gefäßen zur Unehre wäre dann also in einem Töpferhause geschrieben, wo Paulus in den Höfen und Magazinen Töpfe allerart in Masse vor sich sah und an diesen Gefäßen zur Ehre und zur Unehre täglich vorübergehen mußte. Ferner werden erwähnt (Röm. 16, 23) Crastus, der Skonom der Stadt, also gleichfalls ein Bürger, der sogar ein öffentliches Amt bekleidete, ferner Quartus und Tertius, die nach den Namen wohl zur lateinischen Kolonie gehörten, möglicherweise freilich auch Sklaven sein könnten. Tertius ist bekanntlich der Schreiber des Römerbriefs, mithin ein gebildeter Mann und nach seinem eingeschmuggelten selbständigen Gruße nicht ohne Humor. Daß zu den Versammlungen sich eine große, vielleicht überwiegende Anzahl von Frauen einfanden, geht aus den verschiedenen Vorschriften für Jungfrauen, Ehefrauen, Geschiedene und Witwen hervor, wie wir sie im ersten Korintherbrief (7 und 11) lesen, sowie aus der Rolle, die sich die Weiber in den Betstunden herausnahmen. Prisca und die Diakonissin Phöbe sind aber die einzigen, deren Namen rühmend erwähnt werden. Es liegt nun in der Natur der Sache, daß diejenigen, die ausdrücklich genannt werden, die hervorragenden Elemente der Gemeinde waren, und danach läßt sich schließen, daß die Eroberungen des Christentums in

Korinth bis in den mittleren Bürgerstand reichten, der durch Crastus und Gajus und die beiden Proselyten Crispus und Titius vertreten ist. Die Mehrzahl der Gemeinde gehörte dagegen den unteren Ständen an. Etliche waren, wie uns der Apostel im ersten Briefe 7, 21 sagt, als Sklaven berufen; es waren auch nach 11, 30 viele Schwache und Kranke da, und, wie Paulus im 1. Kap. B. 26 bekennet, „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viele Einflußreiche oder Wohlgeborne, sondern was töricht ist in der Welt, was schwach und unedel, und das Verachtete hat Gott erwählt, daß es zunichte mache, was stark ist“ (1, 26—29). Der Durchschnitt also bestand aus Angehörigen der untersten Bevölkerungsschichten, woher sich denn auch manche Schwierigkeit erklärt, die der Apostel findet. Was die sittliche Verfassung dieser Korinther zur Zeit der Wirksamkeit Pauli betrifft, so gibt der Apostel selbst im sechsten Kapitel darüber eine wenig erfreuliche Auskunft, aber er setzt auch hinzu: „Doch habt ihr euch abgewaschen, ihr seid geheiligt und gerechtfertigt worden durch den Namen Jesu.“ Damit sehen wir uns denn mitten hineinversetzt in diese Matrosen- und Sklavenstadt der Colonia Julia Korinthus, wie wir sie in den gleichzeitigen Schriftstellern beschrieben finden. Das also war die Physiognomie der Gemeinde, die sich abwechselnd bei dem Bruder Gajus und Titius Justus, vielleicht auch noch bei anderen versammelte. An die Versammlungen an den blütenbedeckten Ufern des Sees Genesareth konnten die Zusammenkünfte in einem korinthischen Söller oder Magazin nicht erinnern. Aber auch hier waltete derselbe Geist. Man harrete des Herrn bis ein „Maran atha“ oder: „der Herr ist nahe“ der Gemeinde verkündete, daß ein Glied das Nahen des Geistes verspürte. Dann wurde der Eine oder Andere vom Geiste gerissen, bis die Schleusen aufgezogen waren und der Strom der prophetischen Begeisterung in kurzen oder längeren Ansprachen brausend hervorbrach. Es ist eine Revivalversammlung, in deren Mitte uns der erste Korintherbrief stellt. Daß die Versammlungen

in der hellenischen Handelsstadt denen der frommen Landleute am See Genesareth gleichen sollten, ist ohnehin nicht zu erwarten. Es kostete den Apostel nicht geringe Mühe seine Gemeinden dahin zu bringen, wo Jesus sein Volk längst vorfand. Mit den in der Frömmigkeit jüdischer Zucht erzogenen Schülern der zwölf Apostel hatte das Proletariat, das Paulus in Korinth um sich sammelte, keine Ähnlichkeit; die Heiligkeit, die den einzelnen abging, ersetzte aber in den Augen des Paulus der Segen der Gemeinschaft. Als Kirche Christi sind sie die Heiligen und wie Jesus sich um die einzelne Seele sorgte, so gilt Pauli Arbeit vor allem der Bildung einer christlichen Gemeinde. Aus dem Gottesreich, das in dem Herzen des Jüngers zu suchen ist, wird bei Paulus die Kirche, die die Gläubigen heiligt. Bei der Bedeutung, die er der Vereinigung im Namen Jesu zuschreibt, trägt Paulus kein Bedenken, den Namen der Heiligen, den Daniel und seine Nachahmer den patriotischen jüdischen Kämpfern beilegte, für seine Gemeinde in Anspruch zu nehmen. Dadurch, daß sie auf den Namen des Messias sich vereinigt haben, sind sie die Erwählten und Heiligen geworden.

Es ist begreiflich, daß die Judenschaft von dem Versuche des Paulus, die ihm anhängenden Proselyten selbständig als Gemeinde des Messias zu organisieren, und seine Versammlungen hart neben der Synagoge zu halten, wenig erbaut war; vielmehr brach sofort das übliche jüdische Wehgeschrei los, daß die Fremden in die Privilegien der Judenschaft eingriffen, den Frieden störten, ja, wie in Rom, die Existenz der jüdischen Gemeinde aufs Spiel setzten, und daß sie dann alle ruinierte Leute sein würden. Genau wie in den macedonischen Städten schleppten sie darum den Wanderlehrer aus Tarsus vor den Stuhl des Präses und der Vorsteher der Synagoge, Sosthenes, verlangte im Namen der jüdischen Gemeinde Unterdrückung des gemeinschädlichen Konventikels, wobei sie sich auf das Edikt des Claudius werden berufen haben. Aber auf den fröhlichen

Bruder des Seneca machte der aufgeregte Judenhause nur einen erheiternden Eindruck. Streitigkeiten innerhalb der Judenschaft waren etwas sehr Gewöhnliches und noch ehe Paulus das Wort zu seiner Verteidigung ergriffen hatte, sprach Prokonsul Gallio: „Wenn es sich hier um eine Gesetzesübertretung oder groben Unfug handelte, ihr Juden, so hätte ich ordnungsgemäß euch anzuhören, da es aber eine Streitfrage ist über Lehre und Namen und euer Gesetz, so möget ihr selbst zusehen, denn über derlei Dinge kann ich nicht Richter sein.“ So wies er sie von seinem Stuhl. Der hellenische Pöbel aber, des Spektakels froh, ließ es sich nicht nehmen, diesen Judenaufmarsch zu allerlei Roheiten zu benutzen. Sosthenes wurde ergriffen und in dem Prätorium selbst mißhandelt, Gallio aber ließ den Unfug ruhig gewähren. Streitigkeiten über den jüdischen Messias zu entscheiden, fühlte er sich nicht berufen. Den Apostel haben die stürmischen Szenen doch tief bewegt und er klagt den Thessalonichern, daß die Juden es nicht lassen könnten, „zu töten die Propheten und voll zu machen das Maß ihrer Sünden allezeit, so daß Gottes Zorn sie erfasst habe zum Ende“ (1. Thess. 2, 15 f.). Die innere und äußere Geschichte der Judenviertel spiegelt sich in diesem kleinen Bilde aus der korinthischen Judenschaft recht charakteristisch wieder. Die Entscheidung, die Gallio gab, und die Schläge, die Sosthenes erhielt, führten natürlich eine gründliche Auseinandersetzung zwischen Juden und Christen herbei. Die Synagoge fürchtete eine ernste Judenhege und verhielt sich fortan ruhig. In keinem der beiden Korintherbriefe sind Beziehungen auf die Synagoge genommen, die doch im Galaterbrief, ersten Thessalonicher- und Römerbriefe eine so bedeutende Rolle spielen. Bei der Ungunst des Prokonsuls und der Auffässigkeit der heidnischen Bürgerschaft fand der Synagogenrat es offenbar angezeigt, sich aller weiteren Störungen der christlichen Versammlungen zu enthalten. Diese Zusammenkünfte fanden am Abende statt, wenn die Werkstätten geschlossen waren. Jeder sollte das

Recht haben, das Gute zu geben, was er zu geben hatte. Aber allzu friedlich ging es auch hier nicht zu. Zunächst erhob sich ein Streit über das äußere Deforum. Der Semite pflegte heilige Räume mit bedecktem Haupte zu betreten und mit verhülltem Antlitz zu beten, für den Hellenen aber galt das Gegenteil als schicklich. Der Freie geht unbedeckt und nur im Zustand höchster Trauer verhüllt er sein Haupt. Hier, wo die Hellenen in der Mehrzahl waren, entschied sich Paulus für die hellenische Sitte; da Adam nach dem Bilde Gottes geschaffen sei, liege kein Grund vor, Gottes Ebenbild zu verhüllen. Anders stellte er sich zu den Emanzipationsgelüsten der korinthischen Weiber. Wenn in Christo weder Mann noch Weib war, sondern eine neue Kreatur, so wollten die Frauen in Korinth dasselbe Recht wie die Männer. Auch sie konnten prophezeien, auch sie konnten in Zungen reden, so gut wie die Männer, ja noch besser, und so bildete sich eine Partei der Frauenrechtlerinnen, die in den Versammlungen sich unverzagt in den Vordergrund drängten. Aber Paulus verwies sie nicht nur zur Ruhe, sondern er setzte ihren Ansprüchen, sich an den Diskussionen zu beteiligen, Reden zu halten und gleich den Freundinnen des Perikles mit unverhülltem Haupte bei den Liebesmahlen zu erscheinen, die strenge Auffassung des Orientalen entgegen, die vom Frauenstimmrecht nichts wußte und keine unverhüllten Frauen in der Öffentlichkeit duldete. „Ihr müßt wissen, daß jegliches Mannes Haupt Christus ist, Haupt des Weibes aber ist der Mann. Jeglicher Mann, der beim Beten oder Prophezeien etwas auf dem Haupte hat, schändet sein Haupt. Jegliches Weib aber, die da betet oder prophezeit mit unverhülltem Haupte, schändet ihr Haupt, denn sie ist eben so gut als geschoren . . . Der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen. Deshalb ist das Weib verpflichtet, ein Zeichen der Gewalt des Mannes auf dem Haupte zu haben, um der Engel willen.“ Daß die Engel den weiblichen Reizen nicht unzugänglich seien, wußte Paulus

aus Genesis 6, 2. „Urteilt bei euch selbst: ziemt es einem Weibe unverhüllt zu Gott zu beten? oder lehret euch nicht einfach die Natur selbst, daß wenn ein Mann langes Haar trägt, es ein Schimpf für ihn ist, wenn aber ein Weib langes Haar trägt, es eine Zierde für sie ist? Denn das Haar ist ihr anstatt eines Schleiers gegeben.“ Es war doch nicht leicht, nach diesen Anschauungen Asiens die hellenische Sitte umzugestalten und auch in anderen Punkten gerieten Griechenland und Palästina in der Gemeinde in leidenschaftlichen Streit. Denn als die Stillen im Lande dürfen wir uns auch hier die ersten Christen nicht vorstellen. Schon Pauli Weise zu agitieren, steht dieser Meinung entgegen. Er heilt Kranke, treibt Teufel aus, verhängt Straf Wunder, kurz er ist Prophet, nicht Rabbi. „Mein Wort und meine Predigt,“ berichtet der Apostel selbst, „bestand nicht in bestechenden philosophischen Reden, sondern in dem Erweis des Geistes und der Kraft, damit euer Glaube nicht als Wirkung einer menschlichen Weisheit erscheine, sondern als Wirkung der Kraft Gottes.“ Das Dilemma, in dem er sich befand, bestand nach 1. Kor. 1, 22 darin, daß die Juden von ihm Zeichen verlangten, während die Hellenen nach Weisheit fragten. Er aber war der Mann, beiden Forderungen gerecht zu werden. „Worin,“ darf Paulus fragen, „seid ihr gegen die andern Gemeinden verkürzt worden? Sind nicht die Apostelzeichen unter euch gewirkt worden in aller Standhaftigkeit, in Zeichen, Wundern und Kräfteweisungen?“ Die Überzeugung, daß die Zeit der Wunder angebrochen sei, ward allgemein. Es läßt einen Blick tun in die Tiefe der Aufregung, die die Gemüter der Judenchristen sowohl, wie die der heidnischen Gläubigen ergriffen hat, wenn wir die Berichte über die Pneumatischen 1. Kor. 12—14 lesen, wo die Exzesse des Zungenredens geschildert werden, und Paulus mahnt, daß Gott nicht ein Gott der Unordnung ist, daß Weiber nicht weissagen sollen und daß die Geister der Propheten den Propheten untertan sein müssen. Was

gemeint sei, wenn wir 1. Kor. 15, 29 hören, daß die Lebenden sich taufen lassen, *ὕπὲρ τῶν νεκρῶν*, ist eine alte Streitfrage. Man hat übersetzen wollen „über den Toten“ lassen die Korinther sich taufen, das heißt auf den stillen Judenfriedhöfen, wo die langen Reihen der geweißten Steine die Vergänglichkeit des Irdischen predigen, oder in den Schauern der heidnischen Katakomben, oder am Fuße der Columbarien, deren kleine Urnen daran erinnern, wie nur ein Häuflein Asche dereinst übrig sein wird von uns allen. Allein die Taufen des apostolischen Zeitalters waren Tauchbäder, wie auch die allegorische Ausdeutung des Taufaktes Röm. 6, 4 beweist, danach das Untertauchen den Tod des alten Menschen, das Auftauchen die Auferstehung zum neuen Leben bedeutet. Die Taufen wurden darum, wie am Jordan, am liebsten am Flusse vorgenommen. Da in Korinth die kümmerlich fließende Pirene dazu nicht ausreichte, wird man einen Teich dazu gewählt haben oder zur Diakonissin Phöbe am Hafen von Kenchreä gewandert sein. Ein Taufen vor den Höhlengräbern oder Columbarien wäre auch kein Taufen über den Toten. Der Friedhof war für Juden ein unreiner Ort, und außerdem fehlte es zur kirchlichen Untertauchung dort an jeder Vorsehrung. Die Meinung des *ὕπὲρ τῶν νεκρῶν* ist also die auch dem Wortsinne nach am nächsten liegende: Die Korinther lassen sich taufen zum besten der Toten. Daß sie selbst erst sterben mußten, um in das Reich der Himmel einzugehen, lag diesen Gläubigen so fern, daß sie vielmehr für entschlafene Freunde und tote Anverwandte die Taufe nahmen, damit auch diese bei der bevorstehenden Auferstehung der Toten Anteil erhalten möchten an dem verheißenen Reiche. Man hatte an die mystische Kraft dieses Aktes einen solchen Glauben, daß man meinte, seine heilsame Wirkung sogar dritten zuwenden zu können. Wie die Kirche des Mittelalters Totenmessen las, erteilte man hier Totentaufen. Übrigens hatten die Christen diesen Glauben nicht allein. Auch in den griechischen Mysterien konnte die Weihe ver-

tretungsweise für Verstorbene genommen werden¹⁾ und es ist wohl möglich, daß die Schüler Pauli von den dortigen Übungen her auf die Einführung stellvertretender Tausen gekommen waren, die auch Paulus sich gefallen läßt. Aber bis in welche Tiefen des Gemüts muß Paulus diese Bürger und Arbeiter aufgewühlt haben, wenn sie so fest den Tag der Herrlichkeit erwarteten, daß sie meinten, auch ihren geschiedenen Freunden den Anteil an demselben durch ihre Stellvertretung sichern zu müssen. Zungenreden, Weissagen, Wunderheilungen sind für eine solche Geisteslage das natürlichste Ding der Welt. So durchaus lebte man in dem Glauben, daß die Zeit der Wunder schon angebrochen sei, daß Paulus, wo er einem groben Sünder gegenübersteht, keinen Zweifel hegt, sein einfaches Wort werde genügen, ihn dem Satanas zu überliefern und damit dem Siechtum und Tod (1. Kor. 5, 3f.). Dieses Gericht im Geiste, durch die Gemeindeversammlung, ist auch das einzige, das der Apostel anerkennt. Er findet es der Christen unwürdig, daß sie in der Basilika, bei den Beamten des Prokonsuls, sich Recht holen, da sie doch bald selbst zu Gericht sitzen werden über den Satan und seine bösen Geister. So nah ist nach ihm dieser Tag, daß die Sklaven nicht rütteln sollen an ihren Sklavenketten, die Töchter nicht ausschauen nach Freiern. Er rät sogar ab, noch zu heiraten, denn die letzte Zeit wird eine Zeit der Not sein, die auf Verheiratete schwerer drücken wird, als auf Unverheiratete und ebenso soll der Sklave nicht mehr seine Freiheit suchen, sondern den niedern Stand, darin er berufen ist, vielmehr benutzen, um sich ein um so größeres Verdienst zu erwerben auf den nahen Gerichtstag, an dem es heißen wird: „O du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigens treu gewesen, ich will dich über viel setzen.“ Ein Wunder ist es da nicht, daß der jüngere Plinius, als er nachmals eine peinliche Untersuchung über die Christengemeinden Bithyniens verhängt hatte, an

¹⁾ Vgl. Rohde, Psynche 2; 128.

Trajan schreiben konnte, er habe nichts gefunden, als einen jedes Maß übersteigenden Aberglauben. Das freilich, was Plinius selbst von den Wundern und Erscheinungen erzählt, die sich auf seinen Gütern zutrugen, ist uns um nichts verständlicher. Wer darum die korinthischen Christen um ihres Wunderglaubens willen für eine minderwertige Gesellschaft ansehen wollte, der sehe zu, daß er nicht auf den Standpunkt des Gymnasiasten gerate, der Tacitus für einen dummen Kerl erklärte, weil er an einen Bacchus glaube. Jede Zeit verknüpft die Erscheinungen nach ihrer Weltanschauung. Unsere Großväter sahen bei ihren nächtlichen Gängen Irrwische auf den Wiesen hüpfen, heilten sich und andere mit Sympathie und Magnetismus und wendeten Kuren an, die ihnen halfen, während sie uns umbringen würden. Goethe hatte von seinem Großvater Textor das doppelte Gesicht geerbt und begegnete auf der Straße von Sessenheim nach Drußenheim sich selbst auf dem Wege und in dem Kleide, in dem er acht Jahre später wieder dieses Weges kommen sollte. Luther aber ging im Wittenberger Kloostergang stundenlang mit dem Teufel auf und nieder und war doch kein Phantast, sondern der klügste und vernünftigste Mann seiner Zeit. Diese Christen deuteten eben ihre Erlebnisse nach der Vorstellungswelt, in der sie lebten, wie wir sie der unsern einreihen, die bald genug auch ein überwundener Standpunkt sein wird. Schließlich wurde die Exaltation und Ekstase doch Paulus selbst zu arg. Er hat 1. Kor. 12 ein Bild von unübertrefflicher Lebendigkeit von diesen stürmischen Versammlungen gezeichnet, deren Übersäumen er mißbilligt. So wenig er die christlichen Versammlungen zur Arena für die Emanzipationsgelüste der hellenischen Frauen gemacht wissen wollte, so wenig will er den Spektakel einer Heilsarmee in seiner Gemeinde dulden. Er warnt die Korinther, nicht wieder in den unfreien Taumelgeist zu verfallen, der bei den Festen der Götzen, an den Cybele- und Dionysostagen, sie mitriß, da sie zu den stummen Götzen zogen, wie sie gezogen wurden.

Auch er hatte in Zungen geredet und wußte von Ekstase und Vision aus Erfahrung, aber ein orgiastischer Kultverein sollte ihm seine Gemeinde nicht werden. Wenn einer so von Sinnen gerät, daß er rufen kann: „Anathema Jesu,“ so stammt sein Geist gewiß nicht von Christus, sondern ganz anderswoher. Das ist nicht Inspiration, das ist bacchantische Wut. Überhaupt sollen sie nicht im Zungenreden ganz besonders die messianische Gnade suchen. Die Zungen kommen im Gegenteil zu allerlegt: „Gott hat etliche gesetzt zu Aposteln, etliche zu Propheten, etliche zu Lehrern, danach erst Wunderkräfte, Gnadengaben gesund zu machen, auszuhelfen, zu regieren und mancherlei Zungen. Eifert also um die höheren Gaben.“ Auch er redet mit Zungen, aber für sich. In der Gemeinde will er lieber fünf Worte mit Vernunft reden, um auch andere zu unterweisen, als zehntausend Worte mit Zungen. Auch Weisungen, daß nicht alle zugleich weissagen sollen, daß einer dem andern das Wort gönne, daß die Frauen schweigen in der Versammlung, sind nötig, ein Beweis, daß auch die Ausbreitung der frohen Botschaft durch Paulus nicht ein lehrhafter Unterricht war, sondern das Ansfachen eines Sturmes, der bald über den Wunsch des Apostels hinaus durch die Gemeinde brauste. Im wesentlichen war diese Form der Agitation für den Zweck, die Gläubigen auf das bevorstehende Ende der Welt vorzubereiten, doch die wirksamste. Was der Apostel von Korinth aus in dem ersten Thessalonikerbriefe den Brüdern in Thessalonich geschrieben hatte, das trug er gleichzeitig am Abende der Gemeinschaft in Korinth in der Predigt vor. Als die Griechen an dieser Lehre von der Auferstehung Anstoß nahmen (1. Kor. 15, 35), berief er sich auf die wohlverbürgte Tatsache der Auferstehung Jesu, der ihm selbst erschienen ist. „Wenn aber von Christus verkündigt wird, daß er von den Toten auferweckt worden, wie mögen etliche unter euch sagen, daß keine Auferstehung der Toten sei?“ „Wenn Tote nicht auferstehn, so laßet uns essen und trinken, denn morgen

sind wir tot.“ „Gott gibt uns einen Körper, so wie er gewollt hat... Es gibt himmlische Körper und irdische Körper, aber anders ist die Herrlichkeit der himmlischen und anders der irdischen. So wie wir das Bild des irdischen Adam getragen, werden wir auch das Bild des himmlischen tragen.“ Wie die Thessalonicher, so tröstet Paulus auch die Korinther: „Alle werden wir nicht sterben, aber alle werden wir verwandelt werden, plötzlich in einem Augenblicke bei der letzten Posaune.“ Diese Überzeugung, daß das große Gericht unmittelbar bevorstehe, wirkte natürlich in Korinth die gleiche psychische Erregung wie in Thessalonich und als Paulus nicht mehr anwesend war, um mit der überlegenen Macht seines Geistes die Ordnung zu erzwingen, nahmen die Versammlungen den Charakter einer Prophetenschule an, wie wir ihn heute in Versammlungen mancher spiritualistischen Sekten gepflegt sehen. In andern Punkten machte, gegen Jerusalem gehalten, doch auch der nüchternere Charakter der Griechen sich geltend. Die Gütergemeinschaft der jerusalemitischen Christengemeinde ist hier bereits zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Freunde, ähnlich den Liebesmahlen im griechischen Kranos, zusammengeschrumpft, und nicht einmal dabei wurde immer ehrlich geteilt, sondern jeder behielt, was er mitgebracht hatte. Diakone und Diakonissen waren schon in dieser Zeit tätig und auf ihren Schultern, als Gehilfen des Hausvaters, ruhte die Last der bei so großen Vereinigungen nicht unbedeutenden Geschäfte. So ist namentlich die Diakonissin Phöbe in Kenchreä die Patronin von vielen gewesen, auch des Paulus. Für diese, nach der gewohnten Weise der griechischen Geselligkeit geordneten Zusammentünfte, genügte noch die lockerste Organisation. Außer den Vorstehern, der Regel nach den Hauswirten und den Gehilfen und Gehilfsinnen, werden keine weitem Amtspersonen erwähnt. Vorsteher, später Presbyter oder Bischöfe genannt, Diakone und Diakonissen genügten. Als Resultat seiner Tätigkeit darf Paulus im Eingang zum ersten Korintherbrief rühmen, daß diese

hellenische Gemeinde in allen Stücken reich gemacht wurde in jeglicher Rede und Erkenntnis. Mit dem praktischen Christentum sah es noch dürftig aus, aber Gnosis und Beredsamkeit blühten. Dennoch freute es den Apostel, daß die, die zuvor mit den Haufen hingeführt worden waren zu den stummen Götzen, selbst stumm und willenlos, nunmehr eigenes, lautes Leben entwickelten. Es war ein Aufwachen aller Gaben, wie es die Zeit großer Begeisterung mit sich zu führen pflegt, und es mußte sich nun herausstellen, ob der gute Samen auch auf gute Erde gefallen war oder auf steinigem Boden oder unter die Dornen.

Den Apostel aber duldete es nicht lange bei der nunmehr unter Dach gebrachten Arbeit. Die ihm verliehene Gnade war, nach 1. Kor. 3, 10, als verständiger Baumeister den Grund zu legen, andere mochten weiter darauf bauen. Als gegen Ende des Jahres 55 Aquila und Priscilla nach Ephesus übersiedelten, begleitete sie Paulus, um nun auch den Juden im proconsularischen Asien „die gute Botschaft“ zu bringen. Die Apostelgeschichte läßt ihn in der Synagoge zu Ephesus auftreten, dann aber infolge eines Nasiräergelübdes nach Jerusalem weiterziehen, während Aquila und Priscilla in Ephesus blieben und eine Gemeinschaft in ihrem Hause versammelten, die der Herd der neuen Bewegung wurde. Ephesus, mit seinem altberühmten Artemisbilde, das vom Himmel gefallen sein sollte, war schon längst Mittelpunkt einer jüdischen Propaganda, weil der lärmende und wilde Kult des heidnischen Wallfahrtsorts die monotheistische Opposition stark herausforderte. Bei jedem Feste der Göttin mußten die Juden die lärmenden Umzüge der Korybanten, die Greuel der Selbstentmannung und das Verschlingen von lebendem Fleisch, das in den Judenstädten den Heiden durch die noachischen Gebote untersagt war, schauernd mit ansehen. Die noch vor Domitians Verbot des Eunuchendienstes von einem Juden geschriebenen pseudo-

heraklitischen Briefe beleuchten alle Abscheulichkeiten des berühmten Tempeldienstes und setzen ihm die Herrlichkeit und das Gesetz des Gottes der Juden entgegen. Nicht minder widmet ein sibyllinisches Orakel dem hochberühmten Hause der Artemis eine Weissagung (5, 293 ff.), nach welcher ein Erdbeben den verruchten Tempel ins Meer werfen soll, „wie ein Schiff, das der Wirbel ins Meer hinabzieht.“ Wenn es Apg. 19, 33 bei dem Aufstande der Epheser gegen Paulus heißt, als die Juden einen gewissen Alexander hervorschoben, damit er sie rechtfertige, habe sich die Wut des Volkes doppelt entflammt, sobald es erkannte, daß der Redner ein Jude sei, so charakterisiert das den Judenhaß, der die Massen in Ephesus beseelte. Die durch Pseudoheraklit, die jüdische Sibylle und sonst bezeugte jüdische Agitation gegen den berühmten Tempel hatte bei der Bevölkerung eine bitterböse Stimmung gegen die Juden erzeugt, so daß schon der Anblick eines Juden sie in Wut versetzen konnte. Ein Wallfahrtsort wie Ephesus mußte von der Umwälzung aller religiösen Vorstellungen sich besonders bedroht fühlen. Auf den Anschauungen, die die Juden verhöhnzten, beruhte seine Existenz. Wir finden uns hier aber zugleich in einer der Hauptwerkstätten der Religionsmengerei. Artemiskult, Judentum, Johannestaupe, Judenthristentum, Paulinismus, gnostische Schulen werden der Reihe nach in den Erzählungen über Ephesus erwähnt. Bald die eine, bald die andere Flamme schlägt hervor. Die in Ephesus geschriebene Apokalypse läßt uns einen Blick tun in die Blut dieser Esse, aber der Ursprung und Verlauf des Brandes bleibt uns verborgen. Die hier erstehenden Johannesagen des folgenden Jahrhunderts zeigen nur, daß auch dann der Prozeß noch nicht abgelaufen ist. In dem Briefe des Messias an die ephesinische Gemeinde birgt sich eines der wichtigsten Geheimnisse der Religionsgeschichte. „Eine große Thür hat sich mir aufgetan, aber der Gegner sind viele,“ so charakterisiert auch Paulus die Lage. Bei dem

regen Verkehre, in dem die ephesinische Judenschaft mit dem Tempel in Jerusalem stand, hatte die religiöse Bewegung, wie sie von der Johannestaufe ausgegangen war, bis hierher ihre Wirkung geübt. Es gibt Leute in Ephesus, die bei den Aposteln in Jerusalem rühmlich bekannt sind und die vor Paulus schon Christen waren. Durch Aquila und Priscilla wird der beredte Alexandriner Apollos der Gemeinde zugeführt, der an den Messias glaubte, aber von Jesus nichts wußte. Er war Johannesjünger, Täufer. Dieser Rhetor aus Alexandrien ist eine typische Gestalt. Stark in der Schrift glaubt er an den von den Propheten verheißenen Messias. In irgendwelchem Zusammenhang mit der Taufbewegung des Johannes weiß er auch, daß der Messias zum Gerichte in Bälde erscheinen werde. Hier in Ephesus empfängt er durch Priscilla und Aquila das Evangelium von Jesus von Nazareth. Der himmlische Mensch des Propheten Daniel nimmt nun auch für ihn bestimmte menschliche Züge an. Die spekulative Vorstellung gewinnt Fleisch und Blut. Das Leben Jesu, wie es Markus aufgezeichnet hatte, tritt an die Stelle der zerflossenen prophetischen Bilder und rabbinischen Spekulationen. Der Gottessohn, der vom Himmel herabkam, um für die Sünder zu sterben, ist ein Erlöser, den man lieben kann, wo der Jude vor dem Starken, den die Täufer ankündigten, nur zitterte. So mündete die Taufbewegung wohl noch bei vielen ein in den neuen Strom der christlichen Gemeinde. Mancherlei läßt sich über die Gemeindeverhältnisse in Ephesus aus dem kleinen Empfehlungsbriefe für Phöbe entnehmen, der an den Römerbrief (Kap. 16) angehängt ist, sich aber nach Ephesus richtete. Mittelpunkt der Freunde Pauli war die Werkstätte des ihm von Korinth her befreundeten Ehepaars, wobei Paulus wieder Priscas Namen dem ihres Vaters Aquila voranstellt, als ob sie eigentlich der verwaltende Teil gewesen wäre. In ihrem Hause versammelt sich eine gesonderte Hausgemeinde. Andronicus und Junias, Ver-

wandte des Paulus, sind gleichfalls mit ihm gefangen gefessen und waren vor ihm Christen und als solche den Aposteln bekannt. Auch ein anderer Verwandter Pauli wird erwähnt, Herodion. Amplias, Urbanus, Stachys, Apelles, die Leute des Aristobul, die Leute des Narcissus, Synkritis, Phlegon, Hermas, Patrobas, Hermes, Philologus und Julia, Nereus und seine Schwester und Olympas, zumeist wohl Sklaven, umfaßt der Lehrer in der Erinnerung alle mit gleicher Liebe. Namentlich aber im Hause des Rufus, des Auserwählten des Herrn, muß Paulus wohl gelitten gewesen sein, denn er nennt die Patrona seine und meine Mutter. Aber auch Tryphäna, Tryphosa und Persis, die Geliebte, erhalten das Zeugnis, daß sie viel im Herrn gearbeitet haben. Noch weniger als in Korinth weisen diese Adressen auf die vornehmen Stadtviertel; in den Handwerksstuben und Sklavenstuben spielt die Bewegung, die von den Täufern begonnen, nun durch die Christusgläubigen aufgenommen worden war. Daß in dieser Konventikelwelt nicht nur der Krieg gegen die Diana der Epheser und die Synagoge der Juden eifrig betrieben wurde, sondern daß heftige Streitigkeiten auch unter den Stundenleuten selbst nicht aufhörten, zeigen die lapidaren Worte der Apokalypse über Ephesus. Schon das ist auffällig, daß die Christen sich an verschiedenen Orten versammelten. Paulus schreibt auch, Römer 16, 17: „Ich ermahne euch, Brüder, daß ihr sehet auf die, welche die Spaltungen und die Argernisse anrichten, entgegen der Lehre, die ihr gelernt habt, und weicht von denselben. Denn solche dienen nicht unserem Herrn Christus, sondern ihrem Bauche, und durch süße Worte und schöne Reden verführen sie die Herzen der Arglosen. Aber der Gott des Friedens wird den Satan unter euere Füße treten in Bälde.“ Ein Bild des Friedens schwebt mithin weder ihm noch dem Apokalyptiker vor, wenn sie an Ephesus denken.

Verhältnismäßig lange, drei Monate hindurch, durfte Paulus seine Lehre in der Synagoge vortragen, dann

muß das Verhältnis doch unhaltbar geworden sein, denn er siedelte in ein Privatlokal, die Schule des Tyrannos über. Wie genaue Nachrichten die Quelle des Apostelgeschichtsschreibers enthielt, zeigt eine Lesart des Codex D, der zu Vers 9 den Zusatz hat, Paulus habe das Lokal von der fünften Stunde bis zur zehnten benützen dürfen. Bis zum Beginn der heißen Mittagszeit hätte also der Besitzer sich die Schule selbst vorbehalten, von elf bis vier Uhr, der Zeit der Arbeitsruhe, durfte Paulus sich des Raums bedienen. Daß die Versammlungen in einer leer stehenden Sophistenschule gehalten wurden, beweist nicht, daß sie einen anderen Verlauf nahmen, als die in Galatien oder Korinth. Vorlesung, Auslegung und Besprechung eines Schriftabschnitts wird auch ihr Inhalt gewesen sein. Was die Ephesier zu hören bekamen, glich nicht den in diesen Räumen üblichen Vorträgen der Rhetoren, sondern dem Inhalte der paulinischen Briefe. Aber auch Kranke suchten hier die Hilfe des heiligen Manns und als heilkräftiger Wundertäter wurde er so berühmt, daß man den Kranken seine Arbeitsschürzen auflegte, um ihre Leiden zu lindern. Die Juden sahen knirschend vor Zorn und Eifersucht auf dieses schwärmerische Treiben und daß auch die Mehrzahl der Judenthristen ihre Gefühle teilten, zeigt das Lob des Apokalypstikers für die Gemeinde zu Ephesus: „Ich weiß, daß du Schlechte nicht tragen kannst und hast geprüft, die da sagen, sie seien Apostel und sind es nicht und hast sie als Lügner erfunden.“ Aus der Apokalypse erfahren wir, daß wie unter den Galatern, so auch zu Ephesus Streit herrschte über die Verbindlichkeit des jüdischen Gesetzes, ja die Judaisiten des proconsularischen Asiens sind noch fanatischer als die der Provinz Galatia. Der zweite Timotheusbrief und die Korintherbriefe reden von bitteren Gegnern in Ephesus, die dem Feinde ihres Gesetzes sogar nach dem Leben stellen. „Der Gegner sind viele,“ seufzt Paulus selbst (1. Kor. 16, 9). Sowohl die vielen Sklavennamen in der Liste Röm. 16, wie die Vor-

gänge, die die Apostelgeschichte berichtet, zeigen, daß es sich um eine populäre Bewegung in der dienenden Klasse handelt, die Paulus in Ephesus angeregt hat. Lebte er doch auch hier als Arbeiter mit Arbeitern, so gut wie Aquila. Auf solche Kreise deutet auch ihr Bericht (Apg. 19, 12), daß Pauli Anhänger dessen Schweißtücher und Arbeitschürzen zu den Kranken trugen. Nach ihr errangen die Dämonenaustreibungen des christlichen Lehrers solchen Ruf, daß andere sie nachzuahmen versuchten. „Es unterfingen sich etliche von den herumziehenden jüdischen Beschwörern über die von bösen Geistern Besessenen den Namen des Herrn Jesu auszusprechen, indem sie sagten: Ich beschwöre dich im Namen Jesu, den Paulus verkündet . . . Aber der Beschworene fiel über sie her und überwältigte und mißhandelte sie, daß sie nackt und verwundet entflohen aus selbigem Hause.“ „Jesum kenn' ich wohl, und Paulum weiß ich wohl, aber wer seid ihr?“ war des Teufels höhnische Antwort (19, 15). Ob es sich dabei um Geschichten handelt, die eine Partei der andern anhängte, oder um wohlverbürgte Tatsachen, wird niemand entscheiden wollen. Zum Beweise, wie erfolgreich Paulus den heidnischen Aberglauben bekämpfte, berichtet die Apostelgeschichte, seine Anhänger hätten ihre Zauberbücher verbrannt, denen die Eigentümer einen Geldwert von 50 000 Drachmen (40 000 Mark) zuschrieben, was bei den ökonomischen Verhältnissen der Besitzer doch wohl mehr ein Affektionswert gewesen sein dürfte. Zu verstehen sind unter diesen ephesinischen Büchern Papyrusblättchen mit geheimnisvollen Namen und Zeichen, gut zum Geisterbannen, Schatzgraben und als Liebeszauber. Während sie sich von diesen teuern Amuletten trennten, schrieben die Brüder den Schweißtüchern und Umhängen des Paulus ähnliche Kräfte zu. Sicher war auch das Aberglaube, aber in diesen Schichten der Bevölkerung konnten nicht philosophische Belehrungen helfen, sondern homöopathische Mittel waren hier angebracht. Der Aberglaube war nur

durch einen andern Aberglauben zu vertreiben. Dem großen Werte der vernichteten magischen Schriften entspricht der Schaden, den nach der Erzählung der Apostelgeschichte Pauli Predigt dem Absatz anderer Götzenware getan haben soll. Der Dianatempel zu Ephesus gehörte unter die sieben Wunderwerke der Welt und kleine Nachbildungen desselben in Silber, Erz oder Ton waren weit verbreitet. Nach der Erzählung der Apostelgeschichte hätten sich nun die Vertreter dieser Industrie gegen die Predigt Pauli erhoben. Zur Unterstützung dieser Nachricht, daß ein gefährlicher Aufstand gegen Paulus von einem Silberschmied Demetrius angestiftet und von dessen Handwerksgeossen auch versucht worden sei, kann man sich auf 2. Tim. 4, 14 berufen, wo Paulus seinen Schüler vor einem andern Erzarbeiter Alexander warnt, der ihm viel Böses getan habe. Nach der Apostelgeschichte wiegelte Demetrius die Arbeiter seiner Industrie gegen Paulus auf, die dann mit ihrem Lärmen ganz Ephesus auf die Beine brachten. Den Lasterern der großen Mutter wurden auch Pauli Freunde Gajus und Aristarch beigezählt, die nach dem Theater geschleppt wurden, während einige von den Astarten, die dem Apostel freundlich gesinnt waren, Paulus warnten, sich zu zeigen, weshalb die christlichen Brüder nicht zuließen, daß er sich nach dem Theater begeben. Ein Jude Alexander, vielleicht der, vor dem Paulus den Timotheus warnt, wollte zu dem Volke reden, aber als die Menge gewahr wurde, daß er ein Jude sei, ließ sie ihn nicht zu Wort kommen, sondern brüllte unentwegt: „Groß ist die Diana der Epheser!“ Erst nach zwei Stunden gelang es dem Stadtschreiber, die Leute nach Hause zu schicken, indem er die Menge mit Ovids: *sunt leges, sunt fora*, auf die gesetzliche Klage verwies. Das Ganze sieht einigermaßen nach einer Hege gegen die Juden aus, die schon lange literarisch gegen die große Mutter agitiert hatten. Wenn aber Paulus schreibt, er habe nach Menschenweise zu Ephesus mit wilden Tieren gekämpft (1. Kor. 15, 32)

und sei ein Theater geworden für die Menschen und die Engel (4, 9), so entspricht dem die Erzählung der Apostelgeschichte nicht, die auch hier wieder Paulus als Schützling der Beamten darstellt. Auf der einen Seite hat die Apostelgeschichte den Ernst des Vorgangs bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt, anderseits fließen dem im zweiten Jahrhundert schreibenden Historiker Züge in die Feder, wie wir sie aus einem Berichte des Plinius kennen, der klagt, daß die Tempel leer stehen und das Opferfleisch keine Käufer mehr finde. Solche Bedeutung, den Verkauf von Gößenware zu schädigen, hatte die ärmliche Christengemeinde des Jahres 55 doch schwerlich. Es wird sich um Streitigkeiten zwischen christlichen und heidnischen Arbeitern handeln, wie sie auch später Anlaß zu Christenverfolgungen geworden sind. Anderseits ist klar, daß Paulus in viel größerer persönlicher Gefahr war, als man aus der Apostelgeschichte entnehmen kann. Wenn er selbst 1. Kor. 4, 9 von Ephesus aus schreibt: „Gott hat uns, die Apostel, als zum Tod Verurteilte hingestellt, weil wir ein Theater geworden sind der Welt, sowohl Engeln als Menschen,“ oder er habe mit wilden Tieren gekämpft zu Ephesus, so kann sich das nicht auf einen Vorgang beziehen, bei dem er zu Hause blieb, während im Theater die Menge ihre Diana hoch leben ließ. Auch hier hält der Apostelgeschichtschreiber an seiner Praxis fest, Konflikte der Christen mit der Obrigkeit möglichst zu verschweigen, weil er die Christenverfolgung als eine unerhörte Neuerung der Beamten seiner Zeit betrachtet wissen will. Da Paulus noch von Rom aus den Timotheus in Ephesus vor dem Erzarbeiter Alexander warnt, der ihm viel Böses getan habe, ist dieser vielleicht einer der Juden aus Ephesus, die ihm in Jerusalem das Volk aufheizen und dort erreichten, was ihnen in Ephesus mißglückt war, denn man wird bei einer solchen Klage im Jahre 63 eher an neuere Konflikte denken, als an solche, die viele Jahre zurückliegen.

Ebenso lückenhaft und absichtlich verschleiern sind die Berichte der Apostelgeschichte über das Verhältnis des Paulus zu der christlichen Gemeinschaft, die sich aus Anlaß der Taufbewegung schon vor seiner Zeit in Ephesus gebildet hatte. Das Verhältnis zu diesem judenchristlichen Stamme der Gemeinde war offenbar schlecht. Der Apostel selbst sagt, er sei in Gefahr gewesen unter falschen Brüdern. Der Haß der Judenchristen blieb mithin hinter dem der Juden und Heiden in nichts zurück. Auch sie stellten Paulus nach dem Leben. In den Augen des Apokalypstikers ist das ihr größtes Verdienst, daß sie anders lehrende Apostel, die aus eigenem Auftrag predigen, nicht trugen und die Werke der Nikolaiten haßten, die auch der Messias haßt. Wie auf stürmischem Meere, als ihm das Wasser bis an den Hals ging, so war Paulus, nach seiner eigenen Erzählung, unter ihnen in Lebensgefahr, aber erst in Jerusalem konnten diese „Juden aus Ephesus“ ihren Haß befriedigen. Von all dieser Schande schweigt des Apostelgeschichtsschreibers Schönsfärberei und unterschlägt uns so die wichtigste Kunde.

Näheres als von den Beziehungen des Paulus zu den ephesinischen „Brüdern“ erfahren wir über die Verhandlungen des Apostels mit seiner korinthischen Gemeinde durch die beiden Briefe, die Paulus von Ephesus aus schrieb, den ersten Korintherbrief und den Vierkapitelbrief (2. Kor. 10, 1—13, 10). Während seines ephesinischen Aufenthalts erhielt Paulus Nachrichten aus Korinth, daß auch dort die von ihm gewonnenen Anhänger sich wegen der Geltung des jüdischen Gesetzes gegenseitig befehdeten. Durch diese Korrespondenz sind wir besser als durch die Apostelgeschichte über Pauli Lage in Ephesus unterrichtet, denn der Apostel war in dieser ganzen Zeit teils brieflich, teils persönlich mit den Korinthern in Beziehung geblieben, da der Verkehr zwischen Ephesus und Korinth keinerlei Schwierigkeit bot. Nach der Apostelgeschichte wäre Paulus erst kurz vor seiner letzten Reise nach Jerusalem, im

Jahr 58, zum zweiten Male nach Korinth gekommen, allein, als Paulus den zweiten Korintherbrief schrieb, war er schon zweimal in Korinth gewesen (2. Kor. 12, 14; 13, 1), was um so weniger zu verwundern ist, als auch andere Christen, die Leute der Chloë, die Diakonissin Phöbe, Apollos, Aquila bald hier bald dort zu finden sind. Brüder aus Korinth suchen Paulus in Ephesus auf und er selbst verspricht den Korinthern bald wieder bei ihnen vorzusprechen; der briefliche Verkehr zwischen Ephesus und Korinth war also ein lebhafter. Daß dieser zweite Besuch nur ein flüchtiger war, folgt aus 1. Kor. 16, 7: „Ich will euch jetzt nicht im Vorbeigehn sehen.“ Und daß der Apostel bei diesem zweiten Aufenthalt vielen Verdruß erlebte, geht aus 2. Kor. 2, 1 hervor, wo es heißt: „Ich beschloß, nicht abermals in Betrübnis bei euch zu sein.“ Dasselbe besagt 2. Kor. 12, 20, wo Paulus fürchtet, es werde, wenn er komme, wieder sein Gott ihn demütigen und er werde über viele Leid tragen, die zuvor gesündigt und nicht Buße getan haben, für die Unreinheit, Geilheit und Hurerei, die sie getrieben haben. So, fürchtet Paulus, werde er es wieder finden. Er hat es also das letzte-mal so gefunden; das kann aber nicht beim ersten Aufenthalt der Fall gewesen sein, denn damals war Paulus anderthalb Jahre in Korinth und nicht auf der Durchreise; er konnte auch nicht gedemütigt werden durch den schlechten Zustand der Gemeinde, denn er stiftete diese Gemeinde eben erst, und ebensowenig können wir das Parteiwesen, die Ehrenbläsereien und Zwistigkeiten unmittelbar nach der Gründung der Gemeinde voraussetzen, sondern diese betrübliche Entwicklung der neuen Stiftung lernte Paulus kennen, als er zum zweitenmal auf der Durchreise da war, in Betrübnis, wie er selbst sagt, und wie wir nach seiner Beschreibung ihm gern glauben. Aber unermüdllich in seiner Liebe und seiner Geduld und seiner Hoffnung suchte er auch nach diesem traurigen Besuche brieflich auf die verwilderte Gemeinde einzuwirken.

Denn es ist nicht an dem, als ob Paulus nur unsere beiden Briefe an die Korinther gerichtet hätte, sondern es sind vielmehr die uns erhaltenen Briefe nur ein Teil einer größeren Korrespondenz. Schon in unserem ersten Briefe, 5, 9, erwähnt der Apostel einen früheren Brief, den er an die Korinther gerichtet hat: „Ich habe euch in dem Briefe geschrieben, daß ihr keinen Umgang haben sollt mit den Unzüchtigen.“ Es ist also mindestens ein Schreiben des Apostels unserem ersten Briefe vorausgegangen. Neben den Briefen liefen aber auch persönliche Botschaften. Nach 1. Kor. 4, 17 beschloß Paulus, den jungen Galater Timotheus nach Korinth zu schicken, um die dortigen Angelegenheiten auf einen bessern Weg zu bringen. Zu dieser Sendung aber hatte er sich entschlossen, als er neue Nachrichten aus Korinth erhielt, die sehr unerbaulicher Art waren.

Da unser erster Korintherbrief die Korinther ermahnt, den Timotheus freundlich zu behandeln, wenn er kommt (1. Kor. 16, 10), so setzt Paulus voraus, daß sein Brief früher ankommen werde als Timotheus, den er ankündigt. Seine Nachrichten, die ihn zum Schreiben bestimmen, hat Paulus auch nicht durch Timotheus, sondern er schreibt 1, 11: „Es wurde mir mitgeteilt durch die Leute der Chloe, daß Spaltungen unter euch sind.“ Da am Schluß etliche Sklaven erwähnt werden, die aus Korinth nach Ephesus gekommen sind, und die der Apostel der Gemeinde als gutes Element empfiehlt, so sind diese Leute der Chloe wahrscheinlich die Boten, die seinen Brief besorgen. Die Leute der Chloe wären dann also: Stephanas, Fortunatus, Achaicus, die schon ihr Name als Sklaven bezeichnet. Sein Brief ist nun aber ein Antwortschreiben auf einen Brief, den ihm wahrscheinlich die gleichen Leute der Chloe überbracht haben. Der erste Korintherbrief beantwortet nämlich bestimmte Anfragen der Korinther in den verschiedenen Abschnitten, die anfangen mit: „anlangend aber.“ „Anlangend aber, was ihr geschrieben habt, so ist dem

Menschen gut kein Weib zu berühren.“ So 8, 1: „Anlangend die Götzenopfer“ oder 12, 1: „Anlangend die Geistesgaben.“ Das alles sind Antworten auf gestellte Fragen. Wir haben es also mit einer fortlaufenden Korrespondenz zu tun, die freilich auch ihre Pausen gehabt haben wird, da die Beförderung von Briefen für beide Teile von zufälligen Gelegenheiten abhängig war. Unser Brief ist dann wahrscheinlich durch dieselben Leute befördert worden, die den Brief der Korinther brachten, d. h. durch die 1, 11 erwähnten Sklaven der Chloë.

Das Bild, das die korinthische Gemeinde bietet, ist ein so unerfreuliches, daß es nicht selten benutzt worden ist, zu zeigen, wie die Losung, mit der das Christentum sich einführte, „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“ von der Wirklichkeit Lügen gestraft werde. Bittere Streitigkeiten in Antiochien und Galatien, blutige Händel in Ephesus, lächerliche Eifersüchteleien in Korinth, das sei das verheißene Gottesreich, während Ordnung in den Synagogen und Andacht in den Tempeln herrschte. Außerer Friede ist eben leichter aufrecht zu halten in alten Religionsgemeinschaften, in denen die Sitte der Ahnen eine Autorität geworden ist, der niemand widerspricht, als in einer Gemeinschaft, die noch in der Bildung begriffen ist, wobei Meinungsverschiedenheiten über die Wege, die eingeschlagen werden sollen, unvermeidlich sind. Daß das alte starre Judentum sich verjüngte in dem Ableger, den es getrieben hatte, ist ebenso sicher, als daß der junge Trieb, infolge seiner überfließenden Kraft sich spaltete, und diese Spaltungen setzten sich fort bis sich auch hier wieder ein ehrwürdiges Bekenntnis der Väter, eine althergebrachte Sitte gebildet hatte, dann trat der Friede ein, aber auch die Ermattung. Das ist die Art, wie das historische Leben sich selbst erzeugt, fortpflanzt und alt wird. Daß die in jüdischer Sitte grau gewordenen Judenchristen oder heißblütigen jungen Schriftgelehrten sich ohne Widerspruch den Neuerungen des Paulus fügen würden, daß die bekehrten

Hellenen mit den gebornen Juden nur Umarmungen und Friedensküsse tauschen, daß die philosophisch gebildeten Söhne der Großstadt mit den kleinen Leuten der Sklavestuben sich stets verstehen würden, konnte niemand erwarten. Die eigentlichen Schwierigkeiten lagen aber auch hier in der Hartnäckigkeit, mit der die Anhänger des jüdischen Gesetzes den Neuerungen des Paulus widerstrebten. Der sittliche Tiefstand der Gemeinde allein ist es nicht, der den Apostel so widrig berührte, daß er zögerte, das Versprechen eines neuen Besuchs zu erfüllen, an solche Zustände war er ja gewöhnt, sondern wie in Galatien hatten sich auch in Korinth die christlichen Pharisäer eingefunden, die es für ihre nächste Aufgabe hielten, die gesetzesfreie Richtung des Paulus zu bekämpfen. Wie an die Galater konnte Paulus auch an die Korinther schreiben, ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Eine judaistische Partei, die Petrischen und Christischen, hatte sich auf Anregung von palästinensischen Wanderaposteln konstituiert. Um Paulus den Boden abzugraben, verfehlten die neuen Lehrer nicht geltend zu machen, daß sie Jesum dem Fleische nach gekannt hätten, Paulus nicht, daß sie von den Aposteln installiert seien, Paulus aber sei ein Apostel eigener Mache, daß sie die Lehre des Petrus und Christi brächten, Paulus aber predige seine eigenen Träume. Mit der ganzen Virtuosität des Spionierens und Richtens, die den Frommen eigen ist, hatten die fremden Missionäre bald eine ganze Last von Verleumdungen über ihren Gegner zusammengebracht. Er ist gar kein Apostel; er treibt das Geschäft als ein Hochstapler, um die Leute auszubeuten, er redet hier so, dort anders. Er hat hier die Gemeinde getäuscht, dort einen einzelnen zugrunde gerichtet. Kein Wunder, daß da die Gemeinde an ihrem Gründer irre wurde und diesem selbst die Luft verging, sich neuem Ärger mit den verheßten Leuten auszusetzen. Er wollte nicht wieder in Betrübnis in der Gemeinde sein, die er selbst gestiftet hatte. Daß solche Gestalten nunmehr in der religiösen Bewegung

auftauchen, erklärt sich daher, daß eine tiefgehende Erregung der Gemüter nicht nur die enthusiastischen Elemente entfesselt, sondern auch die Grundsuppe von Gemeinheit aufrührt, die nirgend fehlt. Für diese Wanderlehrer ist die Mission ein Handwerk geworden, das seinen Mann nährt. Immer wieder weist Paulus darauf hin, daß er von seiner Hände Arbeit lebe, die ihn Tag und Nacht in Anspruch nimmt, jene dagegen lassen sich mit Weib und Kind von den Gemeinden erhalten. Das Evangelium ist für sie ein Nahrungsweig. Sie höfeln mit der frohen Botschaft. Nicht Christus hat sie gesendet, sondern der Bauch ist ihr Gott. Wie Engel des Lichts, mit heiligen Mienen, führen sie sich ein, aber auch die Teufel treten am liebsten als Engel auf, bis ihre wahre Gestalt zum Vorschein kommt. Im ersten Korintherbriefe will Paulus die guten Absichten der fremden Heger noch nicht völlig bestreiten und stellt überhaupt den Kampf gegen sie zurück, um zunächst die schreiendsten sittlichen Mißstände abzustellen. Im zweiten Briefe nennt er sie bereits Lügenapostel, im Philipperbrief einfach Hunde. Auch wenn man annimmt, das leidenschaftliche Temperament des alten Saulus spiele bei diesen Urteilen auch seine Rolle, so bleibt doch so viel trauriger Tatbestand übrig, daß wir keine Ursache haben, uns das Gemeindeleben dieser Zeit als reines Ideal zu denken.

Des Apostels persönliches Eingreifen war zunächst nötig geworden, weil infolge der fremden Agitationen die redseligen und parteisüchtigen Hellenen sich in drei bis vier streitende Gruppen gespalten hatten. Auf diese „Schismata“ beziehen sich die ersten vier Kapitel des ersten Briefes. Zunächst sagt Paulus (1, 12) müsse er tadeln, daß Spaltungen unter den Korinthern seien, er wolle aber das sagen, daß die einen sagen, ich bin des Paulus, die andern, ich bin des Apollos, ich bin des Kephas, ich bin Christi, und sich, wie der Apostel es bezeichnend ausdrückt, einer wegen des einen sich gegen den andern aufblies, wie sie im Theater gewöhnt waren, sich für Sänger, Tänzer oder Fechter in

Parteien zu spalten. Welcher Gegensatz sich mit dem Namen des Petrus und Paulus bezieht, ist uns vom Galaterbrief her bekannt. Es ist einfach der Gegensatz der gesetzestreuen und gesetzefreien Richtung. Zwischen ihnen handelt es sich um die jüdische Reinheitsangst: was darf man essen, was anrühren, mit wem darf man umgehen, welche Räume darf man betreten? Die von Paulus beantworteten Fragen über den Genuß von Gözenopferfleisch, über den Besuch der Tempelmahlzeiten, das Betreten des heidnischen Prätoriums u. dgl. werden wohl von den Petrischen und Christischen aufgeworfen worden sein. Aber die Judenchristen haben hier doch beträchtlich Wasser unter ihren Wein geschüttet. Die Beschneidung und das Halten der jüdischen Feiertage muteten sie den Bürgern Korinths vorläufig nicht so direkt zu wie den Kleinbürgern und Bauern Galatiens. Dagegen taucht eine Frage auf, die zwar judaistisch ist, aber doch nicht von den Petrischen aufgeworfen worden sein kann, die Frage nämlich Kapitel 7, 1: „Ist es dem Menschen überhaupt gut, ein Weib zu berühren?“ Es gab also auch essäisch gerichtete Judaisten in Korinth, die nicht unter die Petrusleute gehörten, denn Petrus war selbst verheiratet. Auch hier also erscheinen Leute auf der Bühne, die den „etlichen von Jakobus“ in Antiochien und den Unruhistiftern in Galatien entsprechen, die sich hier „die Christi“ nennen, und wie in Antiochien strengere Forderungen stellen als Petrus. Gegen sie beruft sich Paulus auf die Brüder des Herrn und die zwölf Apostel. So sagt er 1. Kor. 9, 4: „Haben wir nicht Macht zu essen und zu trinken? Haben wir nicht Macht eine Schwester als Weib umherzuführen, wie die andern Apostel und des Herrn Brüder und Kephas?“ Also in dem Kreise der Apostel, im Kreise des Petrus insbesondere, herrschte dieses Vorurteil nicht, daß der Christ kein Weib berühren dürfe und daß Verzicht auf Fleisch und Wein den Menschen heiliger mache. Paulus, der die Rechtfertigung allein aus dem Glauben lehrte, kann gleichfalls seine Anhänger nicht

gelehrt haben, daß es verdienstlich sei, ehelos zu leben und zu fasten. Zu Apollos, der als Mann der Welt und der Weisheit dieser Welt geschildert wird und durch das Ehepaar Aquila und Priscilla nach Korinth empfohlen ist, passen solche Vorurteile am allerwenigsten. Es bleiben also nur die Christischen übrig, denen wir diese essäischen Grundsätze zuschreiben können. Wie aber kommen diese Asketen gerade zu dem Namen „Christische“, da Christus doch jede Art von Askese ablehnte? Ältere Ausleger nennen die Christischen diejenigen, die von allen andern Parteien nichts wissen wollten und sich darum einfach Jünger Christi nannten. Allein solche Leute könnte Paulus nicht tadeln, er müßte sie vielmehr loben. Ein solcher Christischer ist er selbst, der alles hinter sich geworfen hat und nichts wissen will als Christum den Gekreuzigten. Solche Christische sollen alle Korinther sein. Wenn er es tadelte, daß etliche sich „die Christi“ nennen, kann er das nicht meinen, daß sie von allen Parteihäuptern absehend nichts wissen wollen als Christum. Das verdiente Lob nicht Tadel. Die maßgebende Interpretation gibt Paulus 2. Kor. 10, 7: „Wenn jemand sich dünken läßt, er gehöre Christo an, so denke er hinwiederum, daß so wie er selbst Christo angehört, also auch wir.“ Ein Christischer ist also einer, der vertraut in spezifischem Verhältnis zu Christus zu stehen, anders als andere. Näher sagt 2. Kor. 5, 16: „Auch wenn jemand den Herrn nach dem Fleische gekannt hat, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr nach dem Fleisch.“ Also das Charakteristische der Christischen ist, daß sie von sich sagen können: „Wir haben den Messias dem Fleische nach gekannt.“ Sie nennen sich also geradezu Schüler Christi, wie die andern sich Schüler Pauli, Petri und des Apollos nennen, weil sie noch persönlich Jesu nachfolgten. Im Grunde verlangt das ja auch die parallele Aufzählung mit den Schülern des Apollos, Paulus und Petrus, daß sie Schüler Christi sind, der sie unterrichtet hat, wie Petrus die Petrischen. Bei der starken Auswanderung der Palä-

stinenser während der Hungerjahre des Claudius ist es auch keineswegs auffällig, daß wir Leute in Korinth treffen, die Zeugen des Wirkens Jesu im heiligen Lande gewesen waren. Es sind ungefähr zwanzig Jahre verflossen, seit Jesus gekreuzigt wurde; warum sollten nach zwanzig Jahren nicht noch viele Zeugen seines Lehrens, Lebens und Leidens vorhanden sein und waren deren etliche hier in Korinth, so nannten sie sich nicht petrisch, paulisch, noch apollisch, sondern christisch; das wird des Namens Ursprung gewesen sein. Sie sind es, die nach 1. Kor. 9, 1 ff. Pauli Apostolat bestreiten, weil er Jesum nicht gekannt habe, also überhaupt nicht mitreden könne. Damit stimmt, daß von den Leuten, die sich nach 2. Kor. 5, 17 des Äußern rühmen, sie kannten Jesum nach dem Fleische, gesagt wird, sie führten sich mit Empfehlungsbriefen ein (2. Kor. 3, 1). Sie werden als fremde Eindringlinge charakterisiert (2. Kor. 11, 22), sie kommen also von auswärts, von da, wo man gewichtige Empfehlungsschreiben ausstellt, von Jerusalem. Sie sind Glieder der Urgemeinde und so versteht es sich, wie sie sich damit brüsten konnten, den Messias dem Fleische nach gekannt zu haben. Damit verträgt sich auch wohl ihre aparte Askese, ihre essäische Reinigkeitsangst, die an die Schule Johannes des Täufers erinnert. Ein ähnliches asketisches Leben, wie sie es führen, hat die Tradition wenigstens für Jakobus den Gerechten bezeugt, obwohl die übrigen Brüder des Herrn, nach Pauli Zeugnis, verheiratet waren¹⁾. Während die Petrischen also Christen sind, die mit Petrus das Gesetz für verbindlich halten, sonst aber keine aparte Askese treiben, sind die Christischen eine strengere Gruppe. Dieselbe besteht aus einer Schar zugewanderter Palästinenser, Hebräer, Samen Abrahams (2. Kor. 11, 22), die da glauben, sie dürften auf Paulus

¹⁾ Vgl. Schmiedel, Handkommentar 2, 229. Jülicher, Einleitung 69: „Die Christischen erkennen als Norm nur an, was sie im Verkehr mit dem Messias seinerzeit empfangen.“

herabsehen, weil sie Christum im Fleische gekannt haben, er nicht, und die darum sein Apostolat bestreiten. Ihnen gilt also das Wort 1. Kor. 9, 1: „Bin ich nicht frei? Bin ich nicht Apostel, habe ich nicht Jesum Christum unsern Herrn gesehn? Seid ihr nicht mein Werk im Herrn? Bin ich andern nicht Apostel, so doch euch. Denn ihr seid das Siegel meiner Apostelschaft, das ist meine Antwort an die, die mich zur Verantwortung ziehn.“ Bei dem Wanderleben, das nach Waldenserweise die Glieder der Urgemeinde führten, ist es nicht auffallend, daß so gerichtete Wanderlehrer auch in Korinth sich einführten, wo sie die Gastfreundschaft der Brüder in Anspruch nahmen. Sie sind es, gegen die Paulus 2. Kor. 11, 22 die donnernde Invektive richtet: „Hebräer sind sie? auch ich. Israeliten sind sie? auch ich. Samen Abrahams sind sie? auch ich. Diener Christi sind sie? darüber ich.“ Die Christischen, die von den Petrischen unterschieden werden, sind also die spezifischen Gegner Pauli, sie sind die, die sein Apostolat antasten, und die dazu legitimiert erscheinen, da sie den Vorzug vor ihm voraus haben, Christum gekannt zu haben. Nimmt man nun hinzu, daß ihnen allein der Widerspruch gegen die Ehe aufgerechnet werden kann, so rundet das Bild sich ab. Wir haben es mit Frommen im Stile des Jakobus zu tun, die aus Palästina kommen und wie Johannes der Täufer nicht essen, nicht trinken, ein essäisch keusches Leben führen, sich aber für all diese Opfer durch Herrschsucht und Anmaßung schadlos halten und dabei die wahren Jünger Christi sein wollen. Von den gleichen Dienern Christi, gegen die er 2. Kor. 11 eifert, sagt Paulus, daß sie trotz ihrer hohen Enthalttsamkeit sich den Gemeinden recht lästig machen: „Ihr ertragt ja die Toren“, heißt es, „da ihr klug seid. Ihr ertragt es ja, wenn man euch zu Sklaven macht, wenn man euch aufzehrt, wenn man euch fängt, wenn man euch ins Angesicht schlägt. Zu meiner Schande gestehe ich, daß ich zu schwach gewesen bin.“ Der Nimbus, der sie umgab, weil sie den Messias nach dem

Fleische gekannt haben, hat es also diesen Christischen möglich gemacht, sich in der Gemeinde in jeder Weise zu Herrn aufzuwerfen, obwohl ihre moralische Bedeutung gering genug gewesen sein muß. Der Hauptvorzug, auf den sie pochen und nach dem sie sich die Schüler Christi nennen, wie andere sich Schüler Petri oder Pauli heißen, ist lediglich der, daß sie aus unmittelbarer Augenzeugenschaft zu erzählen wissen, wie Jesus auf dem Berge gepredigt, wie er in den Straßen von Kapernaum gewandelt, wie er auf Golgatha das Haupt geneigt. Etwas Beschämendes hat es freilich, unter dem unmittelbaren Anhange Jesu solchen traurigen Gestalten zu begegnen. Wir sind von Haus aus geneigt, jedem eine besondere Glorie ums Haupt zu denken, der zu der gebenedeiten Menge gehörte, an die das lebendige Wort Jesu sich richtete. Aber nicht alle, die es hörten, haben geglaubt, und nicht alle die glaubten, wurden dauernd besser. Auch diese Christischen gehören zu diesen Gesegneten, und ihnen selbst ist diese Zeit die gesegnete ihres Lebens, aber aus dem, was einst wahre Begeisterung gewesen, ist jetzt ein Geschäft geworden. Sie hofkern mit dem Evangelium, sagt der Apostel 2. Kor. 2, 17, sie hausieren mit dem Wort und leben davon, und wollen dabei auch noch das wahre Christentum vorstellen. In diesen Christischen haben wir die schlimmsten Gegner des Paulus zu sehen. Sie verstärken den Widerspruch der Petrischen gegen Paulus und geben ihm eine ungleich schärfere und vergiftete Spitze. Wie in Antiochien die von Korinth Gesendeten Petrus übertrumpfen, so überbieten in Korinth die Christischen die Petrischen.

Die vierte Gruppe in Korinth ist die der Apollischen. Von ihrem Schulhaupte wissen wir durch Apg. 18, 24 f., daß er aus einer Großstadt kommt, ein Weltmann ist und nicht ein Provinziale. Das zweite ist, daß Apollos ein Schriftgelehrter ist, griechisch ausgedrückt ein Sophist, ein beredter Mann, ein Rhetor. Während Paulus durch seine ekstatische Erregung wirkte, die mit der Gewalt unwider-

stehlicher Ansteckung auf die Hörer übersprang, die Menge aufregte und faszinierte, fesselte der Alexandriner durch seine philonische Methode der Schriftauslegung die Gebildeteren. Er war „stark in der Schrift“. Seine verschiedene Methode wurde denn für die Hellenen Anlaß zu einer neuen Sezession. Der gelehrte Alexandriner, der den tieferen Sinn der Schriftworte in schöner Rede enthüllte, gefiel vielen Korinthern besser als der unscheinbare Teppichflechter, dessen Rede sich bis zur Prophetie, Zungenrede und Ekstase steigern konnte. Eine gewisse hochmütige Absonderung stellte sich schon äußerlich darin dar, daß die Apollischen auf ihre Taufe durch Apollos besondern Wert legten. Apollos hatte, ehe Aquila und Priscilla ihn näher unterrichteten, nur die Taufe des Johannes gekannt und als Johannesjünger den Messias verkündigt, an den er, wie Paulus, schon glaubte, ehe er von dem Galiläer Jesus gehört hatte. Es ist möglich, daß er das Haupt jener Taufgemeinde von zwölf Baptisten war, die Paulus bekehrte, nachdem Apollos schon von Aquila und Priscilla gewonnen war. Das Taufen spielt noch in dem Abschnitte 1. Kor. 1—4, der gegen die Apollischen gerichtet ist, eine große Rolle. Auch in Korinth muß Apollos besondere Formen der Taufe beibehalten haben. Die Apollischen tun sich etwas darauf zugute, gerade von ihm getauft zu sein, so daß Paulus schreibt: „Ich danke Gott, daß ich keinen von euch getauft habe, außer Crispus und Gajus, daß keiner sage, ihr seiet auf meinen Namen getauft.“ Es sind das Worte, die in dem Abschnitte gegen die Apollischen stehen; es hat also mit der Taufe des Apollos seine besondere Bewandtnis. Paulus aber fährt fort: „Weiter weiß ich nicht, ob ich jemand sonst getauft habe. Denn Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen.“ Apollos dagegen meinte, er sei gesendet zu taufen. Er hat also auch hier wie in Ephesus in Kontinuität der Johannestaufe gearbeitet und die, die von ihm in einer

der milden attischen Nächte, als der Mond am Himmel stand, die Taufe erhalten haben, nannten sich die Apollischen und meinen, daß ihre Taufe mehr wert sei als die der andern. Wenn die Apostelgeschichte ferner sagt, Apollos sei ein schriftkundiger beredter Alexandriner gewesen, so liegt nahe, an die alexandrinische Religionsphilosophie zu denken, deren allegorische Schriftauslegung seit Philo in hoher Geltung stand. Das ist auch die Voraussetzung des Abschnitts gegen Apollos, in welchem Paulus dem Alexandriner indirekt vorwirft, daß er eine Weisheit dieser Welt vortrage und der Archonten dieser Welt, während doch geschrieben steht: „Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen und die Klugheit der Klugen. Wo ist ein Weiser, wo ein Schriftgelehrter, wo ein Meister im Disputieren? Hat nicht Gott die Weisheit der Welt zur Torheit gemacht?“ Entgegen dieser Schulweisheit des Apollos hatte Paulus beschlossen, nichts zu wissen unter den Korinthern als Jesum Christum den Gefreuzigten. Die Weisheit, die er zu geben hat, ist nicht weltlicher, sondern himmlischer Art und teilt mit, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben“. Diesen vornehm tuenden Apollischen gegenüber verbittet Paulus sich auch „das Gerichtet- und Beurteiltwerden“ und schließt dann den ganzen Abschnitt 1—4 mit der ausdrücklichen Erklärung: „Mit solchem habe ich auf mich und Apollos gedeutet um euretwillen, damit ihr an uns lernet, nicht höher von euch zu halten, denn geschrieben steht.“ Einer der Anlässe der korinthischen Spaltungen war demnach die törichte Eifersucht der Schüler des Paulus und des Apollos. Doch macht Paulus einen Unterschied zwischen den palästinensischen Eindringlingen und den Schülern des Alexandriners. Von jenen weiß er, daß sie gegen ihn hegen, von Apollos weiß er, daß er das Gute will, wenn auch in einer Form, die Paulus nicht in allem billigt. Er macht Apollos nicht verant-

wortlich für die Zänkereien, die seine Anhänger verschuldet haben, sondern redet ihm vielmehr zu, nach Korinth zurückzukehren, aber Apollos selbst wollte davon nichts wissen (16, 12). Die ausführlichen Bemerkungen gegen die Apollischen zeigen aber, daß der Gegensatz zwischen Paulischen und Apollischen sich nicht auf die formale Frage beschränkte, ob Apollos' gefeilter Vortrag oder Paulus' inspirierte Rede vorzuziehen sei, sondern daß auch über den eigentlichen Kern der christlichen Verkündigung, über die Nähe des Gerichtstags und die Auferstehung der Toten zwischen Paulischen und Apollischen eine große Verschiedenheit der Meinungen bestand. Es ist für die Echtheit des ersten Thessalonicherbriefs nicht unwichtig, daß in Korinth, wo dieser Brief gerade damals geschrieben wurde, nachweislich über dieselbe Frage gestritten wird, die die Thessalonicher bewegt. Während Paulus den ersten Thessalonicherbrief schreibt, hat er in seiner Nähe den gleichen Streit zu schlichten. Hatten die Thessalonicher ihre Toten beklagt, die den Tag der Herrlichkeit nicht erleben sollten, so spotteten die Korinther über die Verheißung ihrer Auferstehung. „Wie sollen Tote auferstehen, in welchem Leibe kommen sie doch?“ Dieser Einwand, daß der Mensch nicht wiederkehren könne, nachdem sein Leib verwest sei, ist sicher nicht von Hebräern erhoben worden, denn jüdische Sadduzäer, die die Auferstehung leugnen, können wir uns nicht als Glieder der christlichen Gemeinde denken. Hellenen sind es, die diesen philosophischen Einwand erheben und am ehesten wird man an die Schüler des Apollos denken, denn von dem Standpunkte der dualistischen alexandrinischen Religionsphilosophie war der Körper das Böse, dessen Wiederkehr sie nicht erhoffte. Mark Aurels Zeitgenosse Lucian macht sich in seiner wahren Geschichte über diese Lehre der Christianer lustig, indem er erzählt, sein Held sei im Lande der Seligen keinen Leibern, sondern nur Schatten begegnet, roten, blauen, grünen, die sich nur durch Farbe und Stimme unterschieden. Also

auf hellenischem Geistesboden ist dieser Spott erwachsen. So wenig wie diese Zweifler haben wir unter den Judenchristen jene Emanzipierten zu suchen, die sogar in die Tempel gehen und sich an den Opfermahlzeiten beteiligen. Waren es nicht radikale Pauliner, so können es nur die Apollischen gewesen sein. Zwischen vier Gruppen also wird man die Streitfragen verteilen dürfen, die in unserem Briefe berührt werden. Der Streit über das Taufen, über die griechische Schulweisheit, über die spiritualistische Auferstehungslehre ist wohl durch die Apollischen entzündet worden. Sie fragen: „Wie sollen Tote auferstehen, in welchem Leibe kommen sie doch?“ Die Frage nach dem Götzenopferfleisch, nach den jüdischen Speisegesetzen, nach dem Besuch der Tempel oder des Prätoriums haben die Petrischen angeregt. Dagegen werden wir den Christischen, als geborenen Palästinensern, die Exzesse des Zungenredens, die essäische Verachtung der Ehe und die gehässige Polemik gegen Paulus zur Last legen, da sie sich einbilden mehr zu sein als jemand, der Jesum Christum selbst nicht gesehen hat, und die sich selbst wegen dieses Vorzugs die Christischen nennen. Pauli wahre Schüler stehen über allen diesen Gegensätzen; sie wissen, daß es nur auf den Glauben ankommt, daß äußere Dinge uns nicht verunreinigen können und weder Essen noch Trinken uns Gott darstellt, und daß es auch keine unheilige Stätten für den gibt, dessen Herz rein bleibt. Auf diesen Standpunkt vermochten sich aber nur die Befördertsten zu erheben; die, die etwas Handfestes brauchten, waren bei den Petrischen und Christischen besser bedient. Gegenüber den Angriffen, die sich von ganz entgegengesetzten Seiten gegen ihn wendeten, kommt nun Paulus auf denselben Standpunkt zurück, den er am Schlusse des Galaterbriefs so mannhaft ausgesprochen hatte. Er sagt: „Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde . . . denn ich bin mir nichts bewußt . . . der aber, der mich richtet, ist der Herr.“ Auch in Korinth redet er nicht Menschen zu Gefallen. Er kann sich den

Gemeinden gegenüber sehr demütig zeigen, aber sobald es not tut, ist er doch stets ein Mann.

Das Gesamtbild der Gemeinde ist danach merkwürdig genug. Ernstestes religiöses Interesse und arbeitscheues Schmarcottum frommer Landsfahrer, denen die Mission ein Nahrungszweig geworden ist, aufgeklärtes sich Hinwegsetzen über überlieferte Vorurteile und Gespensterfurcht vor verderblichen Speisen und Schlupfwinkeln der Dämonen, philosophierende Rhetoren und aus dem Stegreife salbadernde Stumpredner, lautschreiende Inspirierte und Zungenredner und stille Gebete schlichter Leute aus der Werkstatt und der Sklaventube — das war die jüdisch-griechische Konventikelwelt, die bunte Gesellschaft, aus der hier die Kirche hervorstach und deren gärende Gegensätze alle die Blasen trieben, die uns so wunderbarlich anmuten. Wer diese Zustände sich lebhaft vergegenwärtigt, wird ein Gefühl der Verehrung empfinden vor der Art, wie Paulus im ersten Korintherbriefe diese schwierige Gemeinde behandelt. Der Brief, den er zu Ephesus kurz vor Ostern 58 schrieb, ist ein schönes Denkmal seines reinen Charakters und seiner überlegenen Menschenkenntnis. Unter Bezugnahme auf die Leute der Chloe bespricht er zunächst die Spaltungen in der Gemeinde, in denen er einen Hauptgrund der eingerissenen Schwierigkeiten sieht. „Ist denn Paulus für euch gekreuzigt?“ fragt er. „Seid ihr auf den Namen des Paulus getauft?“ Oder kann die Philosophie des Apollos euch selig machen? „Wir haben nicht den Geist der Welt empfangen, sondern den Geist aus Gott, auf daß wir wüßten, was uns von Gott geschenkt ist. Dieser Welt Weisheit ist Torheit bei Gott. Also rühme sich niemand eines Menschen. Alles ist euer, es sei Paulus oder Apollos oder Kephas. Ihr aber seid Christi.“ Die absprechenden Urteile der Apollischen über seine Lehrweise berühren ihn nicht. Der Herr, wenn er kommt, wird die Herzen offenbar machen. Was einer hat, hat er nicht von sich: „Ihr aber seid schon satt ge-

worden, ihr seid schon reich geworden, ihr herrschet ohne uns; und möchtet ihr doch herrschen, daß auch wir mit euch herrschen könnten!" Von großer Wirkung ist es dann, wie Paulus nach dieser Besprechung des frommen Hochmuts und der Aufgeblasenheit der trefflichen Korinther nun unvermittelt ein großes Ärgernis erwähnt, das sie in ihrer Mitte dulden, das Verhältnis eines christlichen Bruders mit seiner eigenen Stiefmutter. „Und ihr seid noch aufgebläht und habt nicht vielmehr Leid getragen, auf daß der dieses Werk vollbracht hat, aus eurer Mitte geschafft würde.“ Was Paulus nun seinerseits ausspricht, ist unfraglich ein Todesurteil, wie es nach der von der Apostelgeschichte aufgenommenen palästinensischen Sage Petrus an Ananias und Sapphira vollstreckt haben soll. Paulus hat beschlossen, bei ihrer Versammlung „im Geiste unter ihnen zu sein und den, der solches verübt hat, dem Teufel zu übergeben zum Verderben des Fleisches, auf daß die Seele gerettet werde auf den Tag des Herrn...“ Vor versammelter Gemeinde soll der Fluch im Namen des Herrn Jesu über den Sünder ausgesprochen werden und wie in der Taufe der Name Jesus Leben gibt, so wird bei der Verfluchung dieser selbe Name den Tod herbeiführen. Vor diesem Namen zittern die Dämonen, diesem Namen gehorham würgt der Satan den, der ihm übergeben wird. Und nicht Paulus allein glaubte an die geheimnisvolle Wirkung dieses Namens, sondern auch der Verurteilte, der von da ab so völlig zusammenfiel, daß die Brüder fürchteten, er werde von seiner Betrübnis verschlungen werden (2. Kor. 2, 7). Dem Umgange mit den sündigen Heiden kann der Apostel sie nicht entziehen, da müßte er sie heißen aus der Welt hinausgehen, aber ihre Kirche sollen sie rein halten. „Schaffet den Bösen weg aus eurer Mitte.“ Gibt Paulus so ein Beispiel mystischer Justiz, so verbietet er anderseits den Seinen, sich bei ihren Streitigkeiten an die bürgerlichen Behörden zu wenden. Wie in den Judengemeinden oder im griechischen Eranos

sollen die Brüder alle Streitfragen unter sich austragen. „Waget es jemand von euch, so er einen Handel hat gegen den andern, zu rechten vor den Ungerechten und nicht vor den Heiligen? Oder wisset ihr nicht, daß die Heiligen die Welt richten werden? Und wenn von euch die Welt gerichtet wird, seid ihr nicht gut zu den geringsten Gerichten? Wisset ihr nicht, daß wir die Engel richten werden, geschweige denn zeitliche Güter? Wenn nun bei euch über zeitliche Güter Gerichte statthaben, so setzet ihr die, die in der Gemeinde verachtet sind, eben die zu Richtern . . . Warum lasset ihr euch nicht lieber unrecht tun?“ Auch hier tritt wieder ein Stück jüdischer Apokalyptik zutage, das Paulus seinem Lehrer Gamaliel verdankt, denn ein Teil der messianischen Erwartung der jüdischen Schriftgelehrten war es, daß die Heiligen die gefallenen Engel und die Heiden richten werden (Genoch 9; Weisheit Salomonis 3, 7; Dan. 7, 22).

Von gleicher Strenge sind des Apostels Weisungen in Sachen des Geschlechtsverkehrs. Er weiß es ja, daß es keine Art von Schamlosigkeit gibt, die diese Leute nicht von Jugend auf geübt hätten, aber eben dazu wurden sie in der Taufe abgewaschen und geheiligt, damit sie in einem neuen Leben wandeln. Auch hier stellt Paulus seine Gründe gegen die Unsittlichkeit nicht auf moralische oder soziale Motive, sondern auf religiöse. Durch die Taufe ist der Christ ein Glied am Leibe Christi geworden. „Soll ich nun die Glieder Christi nehmen und sie zu Gliedern einer Dirne machen?“ Was Paulus unter dem „Sein in Christo“ versteht, tritt hier besonders deutlich hervor und insofern ist 1. Kor. 6, 15 f. ein lehrreicher Beitrag zu seiner Christusmystik. Die bei dieser Gelegenheit gegebene Empfehlung der Askese ist zugleich ein Beispiel, wie der Jude es verstand den Griechen ein Grieche zu sein. Den Korinthern, für die die Festspiele auf dem Isthmus die hohen Tage ihres Lebens bedeuten, schreibt er: „Wisset ihr nicht, die in der Rennbahn laufen,

laufen zwar alle, aber nur einer bekommt den Siegespreis (den Olivenkranz)? So sollt ihr laufen, daß ihr ihn wirklich erhaltet. Wer aber am Wettkampf sich beteiligt, der übt in allen Dingen Enthaltbarkeit, jene, um einen vergänglichen Kranz zu gewinnen, wir aber um einen unvergänglichen.“ Und es ist rührend, wie der fränkliche, schwache Schriftgelehrte versichert, auch er laufe wie jemand, der seines Zieles sicher ist, und kämpfe wie ein Faustkämpfer, der keine Lusthiebe tut, damit er, der als Herold zum Kampfe aufgerufen hat, nicht selbst müßig stehe. Das Bild erhitzt ihn sichtlich, so daß er selbst die schwachen Arme reißt. Ob er wohl einmal die Trainierung der Athleten, ihren Lauf, den Gebrauch ihrer Fäuste mit angesehen hat? Dem strengen Juden war das verboten, aber ein solcher war Paulus nicht.

Die Ordnung des Verkehrs zwischen Christen und Heiden ist denn eine weitere Aufgabe des christlichen Gesetzgebers. Die götzendienerischen Bräuche reichten weit hinein auch in das Privatleben und so konnte sich die Frage erheben, wie weit darf der Christ bei dem Umgang mit Heiden sich der heidnischen Sitte unterwerfen? Der heidnische Freund feierte seine Feste mit einem Opferschmause im Tempel, durfte der Christ, dem Freunde zu Ehren, sich daran beteiligen? Wenn der Nachbar dem Askulap einen Hahn opferte wegen Genesung seines Kindes, sollte der Christ herzlos erscheinen und sich ausschließen? Wenn ein Christ zur Hochzeit geladen wurde, sollte er sich weigern, die üblichen Blumen und das Böcklein hinauf zu geleiten auf den Akrokorinthos? Die Korinther scheinen sich in ihrem Briefe nach 8, 1 f. darauf berufen zu haben, sie wüßten ja, daß Götzen nichts sind, und daß sie bei diesem Stande ihrer Erkenntnis ohne Schaden einer Zeremonie beiwohnen könnten, die für sie nichts bedeute. Warum sollten sie also Freunde beleidigen durch ihre Ablehnung, warum sollten sie sich von dem Eranos zurückziehen, in dem sie gewohnt waren, ihre Bekannten zu treffen, weil bei

dem Mahle dem Gotte eine Libation dargebracht wurde? Oder weshalb sollten sie auf dem Markte kein Opferfleisch kaufen, das die Tempel dort auflegten und das das billigste war? Paulus erwidert, daß auch er wisse, daß die Götzen nichts sind. Es gibt keinen Zeus, keine Hera, keine Aphrodite. Aber den Dienst dieser Phantome haben die Dämonen gestiftet und wer an ihren Festen teilnimmt, gerät in ihre Macht. Die, die als Christen diese Bräuche dennoch begehen, tun es mit bösem Gewissen und die christlichen Brüder, die es sehen, werden durch diesen Anblick geärgert. Dementsprechend richtet der Apostel seine Antwort ein: „Anlangend den Genuß der Götzenopfer wissen wir, daß es keine Götzen gibt in der Welt und keinen Gott als den einen. Denn wenn es auch wirklich sogenannte Götter gibt, es sei im Himmel oder auf Erden, so haben wir doch einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir zu ihm, und einen Herrn Jesus Christus, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch ihn. Aber nicht in allen ist die Erkenntnis, sondern etliche essen es nach der bisherigen Gewohnheit bezüglich des Götzen als Götzenopfer und ihr Gewissen wird dadurch, weil es schwach ist, befleckt . . . Wenn daher eine Speise meinen Bruder ärgert, so werde ich ewiglich kein Fleisch mehr essen.“ Sein Beispiel sollen sie nachahmen. „Wiewohl ich frei bin von jedermann, habe ich mich doch jedermann zum Knechte gemacht, um ihrer viele zu gewinnen, und bin den Juden geworden als ein Jude, um die Juden zu gewinnen, denen, die unter dem Geseze sind, als unter dem Geseze, wiewohl ich selbst nicht unter dem Geseze bin, um die unter dem Geseze zu gewinnen. Den Schwachen bin ich schwach geworden, um die Schwachen zu gewinnen. Allen bin ich alles geworden, um ja etliche selig zu machen.“ Auch er will nicht sagen, daß ein Götzenopfer etwas sei oder daß ein Göze etwas sei, aber was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln, die diesen Dienst erfunden haben. „Ich will aber nicht, daß ihr in der Gemeinschaft der Teufel

seiet. Ihr könnt nicht des Herrn Kelch trinken und der Teufel Kelch. Ihr könnt nicht des Herrn Tisch genießen und des Teufels Tisch. Oder wollet ihr des Herrn Eifer reizen? Sind wir etwa stärker als er?" „Alles ist erlaubt, aber es frommt nicht alles . . . Ihr esset oder trinket, oder was ihr tut, tut alles zur Ehre Gottes." Für die Praxis gibt Paulus Vorschriften, die durch ihre gesunde Vernünftigkeit zeigen, wie er das Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden weiß und er sich darum trotz aller mystischen Schwärmerei zum praktischen Organisator eignete. Bei allem visionären Traumleben beherrscht ihn doch eine durchaus praktische Tendenz und der Umgang mit den himmlischen Dingen hat ihm den Blick für die irdischen nicht getrübt. „Des Herrn ist die Erde," sagt er, „und was sie erfüllt. Alles, was im Schlachthause verkauft wird, das esset ohne zu untersuchen. So jemand von den Ungläubigen euch ladet und ihr wollt hingehn, so esset alles was euch vorgelegt wird, ohne zu untersuchen. Wo aber jemand zu euch sagen würde: ‚Das ist Tempelopfer‘, so esset nicht um dessentwillen, der es angezeigt hat, um des Gewissens willen. Ich meine aber nicht dein eigenes Gewissen, sondern das des andern. Denn warum sollte meine Freiheit gerichtet werden von einem andern Gewissen? Wenn ich mit Dank genieße, was werde ich verlästert über dem, wofür ich danke?" So gelingt es dem Apostel einen Schiedspruch zu finden, der den Freien recht gibt und doch die Gefühle der Ängstlichen schont. Über dem Prinzip stand ihm der Frieden. Auch ist er weit entfernt die schwierige Lage seiner Korinther zu verkennen. In geistvollem Bilde vergleicht er ihre Lage der der Israeliten auf der Wanderung, die heute von den Töchtern Midians, morgen von den Fleischtöpfen Ägyptenlands und dann wieder von den Götzen Kanaans in Versuchung geführt wurden, als Vorbild für das Israel nach dem Geist, für das das Ende der Welt herbeigekommen ist. Auch dieses neue Israel locken die Fleischtöpfe Ägyptens zu den

Tempelmahlzeiten, von denen man aufsteht, um mit den Töchtern Midians zu tanzen. Das wandermüde Volk Moses erquickte der Messias mit einer Wasserquelle, denn er war der Felsen, der Israel in der Wüste nachfolgte, wie Paulus von seinen Rabbinen gelernt hat, und dennoch fielen diese Begnadeten unter dem Schwerte des Würgengels, als sie murrten und Gott nicht gehorchten. Auch Israel hatte zwei Sakramente, es war getauft im Roten Meer auf Moses und gespeist mit himmlischem Manna in der Wüste; dennoch hatte Gott an der Mehrzahl kein Wohlgefallen. So mögen die Korinther sorgen, daß es ihnen, dem Israel, für das das Ende der Tage herbeigekommen ist, nicht trotz Taufe und Eucharistie ähnlich ergehe.

Dem Streite über das Liebesmahl verdanken wir 11, 23 ff. den Bericht über das erste Abendmahl, der zeigt, daß Paulus über die Vorgänge des Lebens Jesu genaue Kunde hatte und außer den mündlichen Mitteilungen eines Ananias in Damaskus, eines Petrus in Jerusalem oder des Johannes Markus wahrscheinlich auch ein schriftliches Evangelium besaß, wie der genannte Reisebegleiter ein solches zuerst zusammenstellte. Nach Paulus bekräftigt und erneuert das Abendmahl sowohl den Bund der Genießenden mit Christus, als ihre Gemeinschaft untereinander. Gemäß den Vorstellungen des Alten Testaments ist bei einer solchen Bundeschließung zwischen Gott und den Menschen Blut erforderlich und dieses Blut ist das am Kreuze vergossene Blut Jesu¹⁾. Der Kelch mit dem Blute des Messias ist der Neue Bund in seinem Blute. Mit dem Brechen des Brots und dem Austeilen des Kelchs verkündigen die Gläubigen den Tod des Herrn und wollen damit fortfahren bis daß er kommt. Die Handlung des Brotbrechens selbst stellt den Tod des Messias dar,

¹⁾ Vergl. Johannes Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments, 2, 128.

so daß die christliche Gemeinde damit so gut eine sakramentale Handlung besitzt wie die Mysterien der Demeter, des Dionysos oder des Adonis. Es handelt sich nicht bloß um ein Gedenken an den Tod, sondern um eine mystische Wiederholung. Aus der Einsetzung des Mysteries durch Jesus selbst folgt aber, daß niemand es ungestraft mißbrauchen darf, ohne schuldig zu werden an dem Tode dieses Leibes, der auf geheimnisvolle Weise ihm in der Eucharistie gereicht wird. Wer dieses Brot und den Wein nimmt wie andere Speise, ißt und trinkt sich selbst das Gericht, weil er den Leib nicht unterscheidet. „Darum sind so viele Schwache und Kranke unter euch und nicht wenige schlafen. So wir uns aber selbst beurteilten, würden wir nicht verurteilt.“ Die eingerissene Rücksichtslosigkeit bei dem Liebesmahle, daß die Familien nicht aufeinander warten, daß jeder verzehrt, was er mitgebracht hat, daß die einen hungrig bleiben und die andern trunken werden, zeigt, daß diese Zusammenkünfte auf die Linie eines gewöhnlichen hellenischen Kranos herabzusinken drohten, Paulus aber rügt, daß sie so nicht um besser, sondern um schlechter zu werden zusammenkommen. Wenn er nach Korinth kommt, will er alle diese Dinge besser ordnen.

Einer solchen gründlichen Neuordnung bedurften aber vor allem die Gebetsversammlungen selbst. „Wir können uns,“ sagt Johannes Weiß¹⁾, „das von den Geistesbesitzern getragene gottesdienstliche Leben kaum fremdartig und wild genug denken. Es wird vielfach ein tolles, ekstatisches Treiben gewesen sein. Propheten standen auf und redeten von der geheimnisvollen Zukunft und sagten den Anwesenden ihre geheimen Gedanken (14, 25). Während der eine noch redete, sprang der andere vom Geiste ergriffen auf, dann sprachen zwei oder drei durcheinander. Nur mit sich selbst beschäftigt, lallten die ekstatischen Zungenredner ihre unverständlichen Töne. Kranke wurden in die Gemeinde

¹⁾ N. a. D. 2, 148.

gebracht und Wundertäter versuchten ihre Heilkraft an ihnen in inbrünstigem Gebet. Dämonen wurden aus den Besessenen ausgetrieben“ usw. Paulus wußte über den Verlauf solcher Paroxysmen zu gut Bescheid, um sie sehr tragisch zu nehmen. Er bedauert diese Exzesse, aber er wendet für sie das beste Heilmittel an: Spott und Ironie. Auch ihm ist die Ekstase des ersten Pfingstfestes eine Offenbarung Gottes. Es sollte sich erfüllen, was Jesaja 28, 11f. geschrieben steht: „Durch Leute anderer Zunge und durch Lippen anderer will ich zu diesem Volke reden. Also dienen die Zungen zum Zeichen nicht für die Gläubigen, sondern für die Ungläubigen.“ Für die Gläubigen ist die Predigt. „Kommen Ungläubige und hören, wie ihr allzumal in Zungen redet, werden sie nicht sagen, ihr seid wahnsinnig?“ Das Seufzen und die Ausrufe des ganz in sich versunkenen Gefühls kann der eigenen Erbauung dienen, aber nicht der Erbauung der Brüder. „Ich danke Gott, ich rede mit Zungen mehr als ihr alle, aber in der Gemeinde will ich lieber fünf Worte reden mit meiner Vernunft, auf daß ich auch andere erbaue, als zehntausend Worte mit Zungen.“ Wenn einer in der Ekstase so von Sinnen kommt, daß er Jesu flucht, so ist das der orgiastische Taumel der Kornbanten der großen Mutter, wie man ihn da unten auf der Straße in Ephesus bei den Kybelefesten beobachten kann, aber nicht der Heilige Geist, den Christus sendet. Überhaupt aber ist das Reden in Zungen unter allen Gaben des Geistes die geringste. „Es gibt verschiedene Gaben, doch nur einen Geist, es gibt verschiedene Dienstleistungen, doch nur einen Herrn, es gibt verschiedene Kraftwirkungen, doch nur einen Gott.“ Die Gaben also stammen vom Geist, die Kraft- und Dienstleistungen vom Herrn, die Wunderwirkungen von Gott, der alles wirkt in allem. Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes zur Förderung der Gemeinde gegeben, nicht aber, um zu lärmern und Radau zu machen. In der Aufzählung der Gaben des Geistes, 12, 8—11, kommt darum

das Zungenreden zulezt. Die „andern Zungen“, von denen Jesaja geredet hatte, scheint man in der Gemeinde für die Sprache der Engel angesehen zu haben, da Paulus 13, 1 Menschen- und Engelszungen unterscheidet. Was aber die höchste Gnadengabe sei, hat der Apostel in dem schwungvollen Hymnus auf die Liebe (13, 1—13) verkündet, der wohl die gefeiertste Stelle aller paulinischen Briefe ist. Erkenntnisse, Weissagungen, Inspirationen kommen und gehn, blitzen auf und versinken im Dunkel, nur die Liebe hört niemals auf. „Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen rede, habe aber der Liebe nicht, so bin ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen kann und alle Geheimnisse weiß und alle Erkenntnis und wenn ich allen Glauben habe, um Berge zu versetzen, habe aber keine Liebe, so bin ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe ausgespendet und wenn ich meinen Leib hingegeben habe zum Verbrennen, habe aber keine Liebe, so bin ich nichts. Die Liebe ist langmütig, freundlich, sie eifert nicht, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht, sie stellt sich nicht ungebärdig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht an, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber der Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. Seien es Weissagungen, sie werden vergehen, seien es Zungen, sie werden aufhören, seien es Erkenntnisse, sie werden ein Ende haben. Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk, wenn aber das Vollkommene gekommen ist, wird das Stückwerk aufhören . . . Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte, dann aber von Angesicht zu Angesicht. So aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei, die Liebe aber ist die größte unter ihnen.“ Über das wirre Chaos der ekstatischen Korinther erhebt sich hier in der Tat eine Engelszunge, die über Worte der Ewigkeit verfügt. Aber auch der Tieffinn der Philosophie dieser Zeit ist an Paulus nicht

spurlos vorübergegangen. Das platonische Bild, der Mensch sitze in diesem irdischen Dasein in einer Höhle und sehe nur die Schatten der Gestalten, die draußen vorübergehn, ist auch Paulus aufgegangen. Auch er meint: jetzt schauen wir in einem Spiegel die Wahrheit in undeutlichen und verschwommenen Umrissen, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Das Geheimnis ist verschleiert und die Inspirierten sollen es nicht durch die Weise des Vortrags noch vollends verdunkeln. „Wenn ich, meine Brüder, mit Zungenreden zu euch käme, und euch in meiner Rede nicht Offenbarung, Erkenntnis, Prophetie, Lehre brächte, was würde ich euch dann nützen?“ Übertriebene Vorliebe für seine Anhänger kann man Paulus nach dieser satirischen Schilderung ihres Verhaltens nicht vorwerfen. Im Gegenteil sind wir in Gefahr uns ein allzu ungünstiges Bild der Gemeinde zu machen, wenn wir uns nicht vergegenwärtigen, daß in einer pädagogischen Unterweisung immer mehr von den Mängeln der Zöglinge die Rede sein wird als von ihren Tugenden. Auch in Korinth werden die guten Seiten überwogen haben, sonst hätte diese Schöpfung keinen Bestand gehabt.

Das Bild der Gemeindeversammlung wie sie sein soll, gibt Paulus, wie billig, zum Schlusse. „Bei euern Zusammentreffen hat ein jeder einen Psalm, oder einen Lehrvortrag, oder eine Offenbarung, oder eine Zunge, oder eine Deutung. Es soll aber alles zur Erbauung dienen. Wenn man in Zungen redet, so sollen es nur je zwei oder höchstens drei sein und einer nach dem andern, und einer soll auslegen. Ist kein Ausleger da, so soll er schweigen, er mag für sich und zu Gott reden. Von Propheten aber sollen gleichfalls nur zwei oder drei sprechen, und die andern sollen prüfen. Wenn aber einem andern, der noch sitzt, eine Offenbarung kommt, so soll der erste schweigen. Denn ihr könnt alle nacheinander weissagen zur Lehre und Ermahnung. Die Prophetengeister gehorchen den Propheten, denn Gott ist kein Gott der Unordnung, sondern ein Gott des Friedens.“ Die

Weisungen über die Beteiligung der Frauen 14, 34 sind in den Handschriften viel hin- und hergeschoben worden und so nehmen diejenigen, die nicht der Ansicht sind, daß die Frauen in der Versammlung schweigen sollen, die Worte für die Randglosse eines Späteren, die an verschiedenen Orten eingeschaltet worden wäre. Aber ein Urtheil der Gemeinde enthielten sie auch dann und 1. Tim. 2, 11f. besagt dasselbe. Daraus, daß 11, 5. 13 von der Frau sagt, sie schände ihr Haupt, wenn sie unver Schleiert weis sage, folgt nicht, daß Paulus den Verschleierten das Reden halten gestatten wollte, was bei der Art des griechischen Schleiers ihr auch nicht viel geholfen hätte. Mit dieser Weisung wäre ihr schon physisch der Mund verbunden. Die Meinung der alten Kirche war jedenfalls: „Mulier taceat in ecclesia.“

Eine wichtige dogmatische Frage versparte Paulus zum Schlusse, die von der Auferstehung. Dem Widerspruch der Apollischen gegen die Auferstehung des Fleisches verdanken wir gegen Ende des Briefes die Aufzählung der Zeugnisse für die Erscheinungen Jesu, die wir besprochen haben. Aus der Auferstehung Jesu folgt für Paulus aber, daß auch wir auferstehen werden. Wie der erste Adam den Tod brachte, so bringt der zweite Adam Leben und Auferstehung denen, die an ihn glauben. „Es möchte jemand sagen, wie werden die Toten auferweckt, mit welchem Leibe kommen sie doch? Du Narr, was du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Und was du auch säest, so säest du nicht den Leib, der werden soll, sondern ein bloßes Korn, vielleicht von Weizen oder etwas anderem. Gott aber gibt ihm einen Leib, so wie er gewollt hat, und einem jeglichen Samen seinen eigenen Leib.“ Es sind die den Korinthern wohlbekannten Gedanken der Eleusinien, mit denen Paulus die Auferstehung begründet, wie jene den Glauben an die Unsterblichkeit. „Nicht alles Fleisch ist einerlei Fleisch, sondern ein anderes ist das des Menschen, ein anderes Fleisch das der Tiere, ein anderes

Fleisch das der Vögel, ein anderes das der Fische. Und es gibt himmlische Leiber und irdische Leiber, aber eine andere Herrlichkeit haben die himmlischen, eine andere die irdischen.“ So heißt er seine Korinther die Augen aufheben zum nächtlichen Himmel Joniens, zu dem schon so viele Tausende bewundernd emporgeschaut, an dem jeder Stern in seinem eigenen Glanze funktelt. Also werden die Gerechten leuchten in dem Reiche ihres Vaters. Wäre es anders, so wäre ja das ganze Evangelium ein leerer Traum. „Wenn Tote nicht auferweckt werden, so ist euer Glaube eitel, so seid ihr noch in euern Sünden, so sind auch die, welche in Christo entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendsten von allen Menschen.“ Den Prozeß der Umwandlung selbst aber schildert Paulus den Korinthern genau so, wie er ihn unlängst, als er noch in Korinth weilte, den Brüdern in Thessalonich geschildert hat. „Das aber sage ich, Brüder, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht werden ererben können, noch die Verweslichkeit die Unverweslichkeit ererben wird. Siehe ich sage euch ein Geheimnis. Wir alle werden nicht entschlafen, alle aber verwandelt werden, plötzlich, im Augenblick bei der letzten Posaune. Denn schallen wird die Posaune, und die Toten werden auferweckt werden unverweslich, und wir werden verwandelt werden. Denn dieses Verwesliche muß Unverweslichkeit anziehen und dieses Sterbliche muß Unsterblichkeit anziehen. Wenn aber dieses Verwesliche Unverweslichkeit angezogen hat, und dieses Sterbliche Unsterblichkeit, dann wird erfüllet werden das Wort, das geschrieben stehet: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gibt durch Jesus den Messias.“ Nach Besprechung einiger persönlicher Angelegenheiten folgt nun nur noch der Schluß, in dem aber noch die ganze Erregung des Schreibers nachzittert: „So jemand den Herrn nicht

lieb hat, der sei verflucht. Maran atha." Der Herr kommt!

Der Abfassungsort des Briefs steht durch den Text selbst fest. 1. Kor. 16, 8 sagt Paulus: „Zu Ephesus bleibe ich bis Pfingsten“ und Vers 19 sagt er: „Es grüßen euch die Gemeinden Asiens.“ Da nun Ephesus die Hauptstadt des proconsularischen Asiens ist, befindet sich der Apostel da, woher er grüßt und wo er bis Pfingsten bleiben will, im proconsularischen Asien und aller Wahrscheinlichkeit nach noch immer zu Ephesus. Der Termin, den er sich Vers 8 setzt, zeigt denn auch, wann Paulus den Brief geschrieben hat, nämlich vor Pfingsten. Vor Pfingsten kommt nun aber Ostern und daß Paulus bei Herannahen des Osterfestes den Brief verfaßte, zeigt Kap. 5, Vers 6—8. Entsprechend der Vorschrift des Gesetzes, daß auf das Passah aller Sauerteig hinausgeschafft werden muß aus dem jüdischen Hause, ruft Paulus der Gemeinde zu: „Schaffet hinaus den alten Sauerteig, damit ein neuer Teig werde, wie ihr ja ungesäuert seid. Denn auch unser Passahlamm ward geschlachtet: Christus. Darum lasset uns Festfeier halten nicht mit dem Sauerteige des Bösen, sondern mit dem Ungesäuerten der Lauterkeit und Wahrheit,“ das „Fest des Ungesäuerten“ ist aber Ostern. Dieses Ostern fällt gegen Ende seines ephesinischen Aufenthalts, denn er bestimmt bereits den Termin seiner Abreise. Sein Aufenthalt in Ephesus dauerte nach act. 19, 8 und 10 über zwei Jahre. Drei Monate nämlich lehrte Paulus in der Synagoge und dann noch volle zwei Jahre in der Schule des Tyrannos. Zu diesen 2 $\frac{1}{4}$ Jahren kommen dann noch Fristen, die Paulus auf Reisen zubrachte. Eine Wallfahrt nach Jerusalem in der Tracht des Nasträers ist wohl nur eine Fabel der Apostelgeschichte, die den Apostel möglichst oft nach Jerusalem schiebt. Dagegen ist aus 1. Kor. 16, 1 wahrscheinlich, daß Paulus in jener Zeit in Galatien war. Also für einen Besuch im innern Kleinasien muß Raum geschafft werden. Aus 1. Kor. 16, 7

ergibt sich ferner, daß Paulus von Ephesus aus nach Korinth kam „auf der Durchreise“, also vor dem Besuche in Korinth, den die Apostelgeschichte berichtet, bereits zweimal dorthin kam (2. Kor. 13, 1). Nach Römer 15, 19 nimmt man an, daß diese „Durchreise“ nach Norden ging und sich bis Illyrien erstreckte. So ist zu den 2^{1/4} Jahren, die die Apostelgeschichte erwähnt, noch für zwei große Reisen die dazu nötige Zeit zu berechnen, weshalb man von einem ephesinischen Triennium zu sprechen pflegt. Ist diese Rechnung begründet, so war das Osterfest, das Paulus noch in Ephesus zu begehen dachte, Ostern 58: Pauli Absicht war, nach 1. Kor. 16, 8, in Ephesus bis Pfingsten 58 zu bleiben, denn eine große Tür hatte sich ihm aufgetan und er blickt befriedigt auf seine Erfolge. Aber das Glück ist, nach der schwermütigen Beobachtung eines griechischen Weisen, nur die Schwelle des Unglücks. Gerade seine großen Erfolge werden es gewesen sein, die das Ungewitter über seinem Haupte zusammenzogen. Stürme, die selbst ihn ins Mark erschütterten, und in denen er bereits am Leben verzweifelt hatte (2. Kor. 1, 8), vertrieben ihn vor dem in Aussicht genommenen Termin aus Ephesus. Noch vorher aber trafen Nachrichten aus Korinth ein, nach denen sein ganzer Erfolg unter den wetterwendischen Hellenen in Frage gestellt schien. In den Anfechtungen und Widerwärtigkeiten, die von allen Seiten auf ihn einstürmten, beantwortete Paulus neue, höchst unehrerbietige Beschwerden der Korinther in einem Briefe, dessen erregten Ton er später selbst bedauerte. Dieser Brief liegt vor in den vier letzten Kapiteln des zweiten Korintherbriefs, die an die zweite kanonische Epistel angefügt sind, wie sie zuvor vermutlich an ein Schreiben von Aquila und Priscilla oder an ein gemeinsames Schreiben der Brüder, die in Aquilas Haus sich versammelten, sich angeschlossen haben dürften, da Paulus sich im Eingang 2. Kor. 10, 1 in Gegensatz stellt zu denen, die bis dahin geredet haben. Ein Teil der von Ephesus aus mit den

Korinthern gewechselten Korrespondenz ist dieser Vierkapitelbrief jedenfalls ¹⁾).

¹⁾ Daß Kapitel 10—13 des zweiten Briefes nicht ursprünglich zu Kapitel 1—9 können gehört haben, ist eine Beobachtung, die schon im achtzehnten Jahrhundert Semler gemacht hat. Gewiß ist zunächst, daß in den vier letzten Kapiteln unseres Briefes ein gänzlich veränderter Ton herrscht und auch die Verteidiger der Einheit des zweiten Korintherbriefes finden für nötig, dieses vollständige Umspringen der Stimmung aus der Annahme zu erklären, Paulus habe zwischen Kapitel 9 und 10 neue Nachrichten erhalten, oder er habe Kapitel 10 ff. an einem anderen Ort unter veränderten Verhältnissen geschrieben. Das Wesentliche wäre damit zugestanden, denn ein Zusatz unter neuen Verhältnissen, in neuer Stimmung, auf neue Nachrichten hin, ist eben ein neuer Brief. Kapitel 7, 7—16 bezeugt Paulus den Korinthern, sie hätten seinen Boten aufgenommen mit Furcht und Zittern. Dieser Bote habe sich überzeugt, daß die Korinther all das Lob verdienen, das Paulus ihnen spende und wie sie aufs inständigste nach ihm verlangten. Nachdem der Apostel so das Verhältnis als das freundlichste geschildert hätte, sollte er dann in demselben Brief einige Seiten weiter unten Kapitel 10, 1 denselben Leuten schreiben, sie unterständen sich von ihm zu sagen, ins Angesicht sei er demütig, in Abwesenheit aber um so dreister. Etliche beschuldigten ihn auch, er wandle nach dem Fleisch, er suche in seinen Briefen mit einer Gewalt zu schrecken, die er nicht habe; ja sie entblödeten sich nicht zu spotten, seine Briefe seien schwer und gewaltig, aber seine leibliche Gegenwart schwächlich und seine Rede verächtlich. Das wäre doch eine seltsame Sehnsucht und eine seltsame Liebe, die sich solche Ausdrücke der Verachtung erlaubt. Ebenso wenig kann Paulus in ein und demselben Briefe (8, 7) bezeugen, die Korinther seien in allen Stücken reich im Glauben und im Wort und in der Erkenntnis und in allem Fleiß und in ihrer Liebe zu ihm, um dann wenige Seiten weiter unten (12, 20) zu erklären, er getraue sich kaum nach Korinth zu kommen, weil er fürchte, wieder recht gedemütigt zu werden, weil er in der Gemeinde Streit, Grimm, Groll, Hader, Zorn, Aferreden, Ohrenbläserien, Aufgeblasenheit und Unordnungen zu finden erwarte. Ebenso wenig ist es denkbar, daß Paulus Kapitel 8 und 9 die Korinther belobte wegen ihrer großmütigen Willigkeit zu der Kollekte für Jerusalem beizusteuern, um dann sich sofort 12, 16 darüber zu beklagen, sie beschuldigten ihn des Betrugs und hätten ihm die ganze Kollektensache entleidet. Um den großen Wechsel des Tones in den vier letzten Kapiteln des zweiten Korintherbriefes zu erklären,

Daß die Fortsetzung der Korrespondenz mit den Korinthern keine erfreuliche sein konnte, lag in den Vorgängen, über die sie geführt wurde. Zunächst handelte

behauptet man, zwischen Kapitel 9 und 10 habe Paulus neue Nachrichten erhalten, die ihn aufs neue auf das bitterste erregten, allein warum ließ er dann den Brief mit allen den lobenden und begütigenden Worten überhaupt abgehn, wenn er einsah, daß die Dinge ganz anders lagen, als er sich gedacht hatte? War die Situation so, wie die Kapitel 10—13 sie darstellen, d. h. halten es die Korinther mit dem Unzüchtigen, beschuldigen sie Paulus des Betrugs, liegen sie sich in den Haaren, dann konnte sich Paulus die Lobspprüche 1—9 und den Ausdruck seines Bedauerns für seinen früheren scharfen Brief sparen, und er konnte nicht mehr den Korinthern bezeugen, was er 7, 11 tut, sie hätten sich in allen Stücken unschuldig dargestellt. War aber die Situation so, wie die Kapitel 1—9 sie zeichnen, d. h. waren die Streitigkeiten beigelegt, war der Blutschänder abgestraft, hatten die Korinther ihre früheren Schwierigkeiten durch doppelten Eifer in der Kollektensache wieder gut gemacht, dann wäre das heftige Postskriptum 10—13 rein unbegreiflich. Paulus hätte dann ganz unmotiviert all die Vorwürfe wiederholt, die er zu Anfang des Briefes bedauert und zurückgenommen und alle die Wunden wieder aufgerissen, über deren Heilung er eben seine Freude ausgesprochen. Es ist doch keine glückliche Apologetik, wenn man den Apostel, nur um die gegenwärtige Ordnung der Stücke im Kanon nicht anzutasten, handeln läßt wie einen Geisteskranken. Im Grunde liegt auch in der Annahme, Kapitel 10—13 seien unter anderen Eindrücken, in veränderter Situation, bei sich trübender Stimmung hinzugefügt worden, eigentlich nichts anderes als das Geständnis, daß Kapitel 10—13 ein besonderer Brief sind. Man läßt nur, um der gegenwärtigen Redaktion des Kanon willen, Paulus selbst es sein, der diesen anderen Brief als Postskriptum an den längeren anheftete. Ferner kommt in Betracht, daß der längere Brief mit Kapitel 9 fertig ist. Daß Kapitel 8 und 9 einen Briefschluß repräsentieren und daß beide Kapitel eben solche praktische Fragen behandeln, wie sie sonst bei Paulus immer am Ende eines Briefes zu stehen pflegen, geben auch die Vertreter des Postskriptums zu. Der letzte Vers des neunten Kapitels mit seinem „Dank aber sei Gott für seine unaussprechliche Gnade“, ist so sicher ein Briefschluß, wie der erste Vers von Kapitel 10 mit seinem „Ich selbst aber, Paulus“, ein neuer Anfang ist. Es läßt sich aber beweisen, daß 10—13 kein Postskriptum sind. Als Postskriptum würden sie einmal

es sich um die Abstrafung des Korinthers, von dem man Paulus gesagt hatte, daß er mit seiner Stiefmutter in unerlaubtem Verkehr stehe. Wenn Paulus schreibt, ein

den ganzen begütigenden Inhalt des Briefes 1—9 vernichten und wären nur zu verstehen als ein plötzlicher Anfall von Leidenschaft, die gegen ihre eigenen Zwecke wütet. Zum zweiten aber gehören die vier letzten Kapitel offenbar einem viel früheren Stadium des Streits an als die neun ersten. Sie sind nicht nach Kapitel 1—9 geschrieben, sondern vorher. Sie sind kein Postskriptum, sondern ein Anteskriptum. Unter den Angelegenheiten, die der zweite Korintherbrief behandelt, steht obenan die Frage wegen des Blutschänders, den Paulus dem Satan übergeben hatte zum Verderben des Fleisches, damit der Geist gerettet werde. In betreff dieser Sache sagt Paulus im Vierkapitelbrief (Kap. 13, 1 und 2): „Mit Hilfe von zwei oder drei Zeugen werde sich alles ins reine setzen lassen.“ Die Frage wird also auf einen Zeugenbeweis geschoben; die Untersuchung ist noch nicht beendet, aber Paulus ist überzeugt, daß der Mann schuldig sei und die Gemeinde strafwürdig, daß sie ihn gewähren lasse. Paulus wiederholt dann Vers 2, er werde nun keine Schonung mehr kennen, um so weniger, als die Korinther selbst eine Erprobung des in ihm redenden Christus verlangten. Hier also schwebt die Frage noch, und es wird Sache eines Zeugenverhörs sein, die Tatsache selbst festzustellen. Paulus aber ist entschlossen zu kommen und ein Ende zu machen. Ganz anders liegt die Sache im siebenten Kapitel (Vers 11). Da ist das Urteil bereits gesprochen. Die Majorität hat bereits eine Strafe verhängt und Paulus erklärt sich mit derselben zufrieden, ja er fordert zur Milde auf, damit der Sünder nicht von allzugroßer Trübsal verschlungen werde. Daß dieser Sünder, der begnadigt werden soll, der Blutschänder ist (so auch Holzmann zu der Stelle 2. Kor. 2, 5 in Bunsens Bibelwerk), und nicht jemand, der Paulus sonst beleidigt hat, folgt aus der Befürchtung, derselbe könnte von seiner Trauer verschlungen werden. Eine solche vernichtende Strafe wäre für bloße Beleidigung des Paulus nicht verhängt worden, während bei dem Vollzug der Ausstoßung und der Übergabe des Sünders an den Satan die Befürchtung solcher verhängnisvoller Folgen nahe liegt. Auch die Beleidigung der ganzen Gemeinde durch das Vorkommnis (2. Kor. 2, 5) trifft zu, nur wissen wir über die näheren Umstände zu wenig, um sagen zu können, ob Paulus dabei auch persönliche Unbilden erfuhr oder wer mit dem Beleidigten 7, 12 gemeint sei. Kapitel 7 ist also geschrieben, nachdem der ganze Streit ausgetragen ist, Kapitel 13, während er noch

solches Vergehen sei selbst bei Heiden unerhört, so hat er vielleicht die in Korinth allbekannte Erzählung von Hippolyt und Phädra im Auge, nach der Phädras Liebe beiden

schwebt und ein Zeugenverhör nötig erscheint. Within repräsentiert 10—13 ein früheres Stadium als 1—9. Ebenso verhält es sich mit der Kollekte. Im Vierkapitelbriefe, 11, 7—12 und 12, 14—18, sind die ärgerlichsten Streitigkeiten über diese Geldsammlung entbrannt. Die Korinther behaupten, Paulus habe sie mit List zu ihrer Geldversprechung gebracht, er habe sie übervorteilt. „Ich habe euch nicht gezwungen, aber da ich schlau bin, habe ich euch mit List gefangen. Hat euch etwa Titus übervorteilt? Sind wir nicht in einem Geiste gewandelt in denselben Fußstapfen?“ Kapitel 9 und 10 dagegen hat sich alles in Wohlgefallen aufgelöst. Paulus kommt zwar Kapitel 7, 2 noch einmal darauf zurück, daß er niemand unrecht getan habe und niemand übervorteilt habe, aber die Angelegenheit selbst ist in bestem Zug, ihrem Abschluß nah und Paulus wird sich demnächst daran machen, das Geld nach Jerusalem zu bringen. Er preist den Segen, den diese Sache den Gebern selbst bringe und dankt Gott für seine unaussprechliche Gnade. Schwebten noch immer solche häßliche Sündel wie in Kapitel 11, 7 und 12, 16, so wäre ein solches Dankgebet der reine Hohn, da die Sache bis jetzt nur Argernis gewirkt hat. Ein weiterer Beweis für diese Chronologie liegt in dem Stande der Parteikämpfe. In den Kapiteln 10—13 sieht Paulus mit großer Sorge auf die Umtriebe der Gegner. Er warnt vor falschen Aposteln, die nur verkappte Teufel sind (11, 15). Nimmt doch auch der Satan zuweilen die Gestalt von Engeln des Lichtes an. Darum zählt Paulus im Vierkapitelbriefe die ganze Geschichte seines Lebens und alle seine Martyrien her, um zu beweisen, daß er ein wahrer Diener Christi sei. In dem größeren Stück 1—9 hat er das nicht mehr nötig. Er dankt gleich von vornherin (1, 11) für die Teilnahme, die die Korinther seinen neuesten Leiden haben zuteil werden lassen; er erkennt 7, 7 an, daß Titus ihm die erfreulichsten Nachrichten gebracht habe, „indem er uns euer Verlangen kund tat, euere bittere Klage, euern Eifer um mich, also daß ich mich noch mehr freute“. Liegen die Dinge so, so sind die ängstlichen Verwahrungen Kapitel 10—13 nicht mehr am Platz, sondern offenbar gehören sie einem früheren Stadium an, während, als Paulus 1—9 schrieb, die Zerwürfnisse beigelegt sind. Zu beachten ist auch die Erwähnung seiner Flucht aus Ephesus (1, 8). Das Verzeichnis seiner Leiden im Vierkapitelbrief hätte Paulus nicht besser schließen können als mit dem Hinweis auf die noch eben erst bestandene

Beteiligten so schweres Unheil brachte. Wer die neue Phädra war, in deren Garn der bei den Korinthern wohlgelittene arme Sünder gefallen sein sollte, wird nicht

Gefahr, der er in Ephesus mit Not entrann. Im Vierkapitelbrief aber redet er nicht von derselben, weil er sie noch nicht erlebt hat. Im Neunkapitelbriefe dagegen beginnt er sofort mit diesem furchtbarsten seiner Erlebnisse (1, 8). Der Vierkapitelbrief fällt also vor diese Flucht aus Ephesus, der Neunkapitelbrief nach derselben. Wenn nun aber Kapitel 10–13 früher geschrieben sind als 1–9, so werden die Beschwerden der Korinther 2. Kor. 2, 3 ff. über den letzten Brief Pauli sich auf diesen Brief beziehen. Der Vierkapitelbrief mit seinen stürmischen Vorwürfen konnte die Gemeinde kränken, wie 2. Kor. 2, 4 f. zugesteht, und der Aufzählung seiner Leiden im Vierkapitelbriefe konnten die Feinde des Apostels den Vorwurf des Eigenlobs machen, da er sich in demselben wirklich seiner Erfolge rühmte und an alle seine Martyrien erinnerte. Diesen Brief konnte ein Gegner in frommer Bosheit allerdings eine Selbstempfehlung nennen. Die Reisen des Titus und Timotheus zu Orientierungspunkten für die Korrespondenz zu machen, ist unmöglich, da der zu Schiff ganz kurze Weg zwischen Korinth, Macedonien und Ephesus von diesen Wanderlehrern in dem Laufe eines Jahres mehrmals zurückgelegt worden sein kann, und nicht alle Nachrichten, die die Schüler bringen, auf Augenzeugenschaft zu beruhen brauchen.

Eine Schwierigkeit dieser Auffassung scheint zu sein, daß Kapitel 10–13 für sich keinen selbständigen Brief darstellen. Sie sind allerdings ein Postskriptum, nur aber nicht ein Postskriptum zu dem zweiten Korintherbriefe, sondern zu einem Briefe anderer Personen. Der Eingang „ich selbst aber, Paulus“ setzt den Schreiber in Gegensatz zu etwas, was soeben andere über ihn geschrieben haben. Vermutlich haben in der Kollektenfrage Titus und Timotheus, die Nächstbeteiligten, oder Aquila und Priscilla, die Mitbegründer der Gemeinde in Korinth und Wirte der Gemeinde in Ephesus eine Erklärung abgegeben und zu dieser setzt nun Paulus persönlich hinzu: „Ich selbst aber, Paulus.“ Mit dieser Erklärung der andern, meint Paulus, wird euer Argwohn zerstreut sein. Ich selbst aber, Paulus, will nun auch noch ein Wörtchen mit euch reden. Dieser Teil des Schreibens, der von Paulus herrührte, wurde von dem Sammler (Marcion?) den Korintherbriefen hinten angeschlossen, während das vorangegangene Schreiben, mag es nun ein Gemeindeschreiben oder ein Schreiben des Titus oder des Aquila sein, nicht unter die paulinischen Briefe

berichtet, doch kann sie der Gemeinde nicht angehört haben, da Paulus sein Urteil nicht auch auf sie erstreckt. Welchen Eindruck das mystische Todesurteil über den christlichen

gehörte und darum weggelassen ward. Wahrscheinlich ist dann aber, daß der Schluß des Bierkapitelbriefs 13, 11—13 ursprünglich Schluß des Neunkapitelbriefs war und daß erst die Redaktoren dieses Schlußwort an das Ende des von ihnen zusammengefügten Briefes brachten, um diesen in üblicher Weise zu schließen. Aufforderung zur Freude, zum gegenseitigen Trost, der Friedensgruß und Friedensfuß passen sehr gut zu dem Dankgebet 9, 15, nicht aber zu der gewaltigen Strafepestel 10—13. Diese schließt viel passender mit dem ernstesten Worte 13, 10: „Deshalb schreibe ich solches in Abwesenheit, auf daß ich nicht in Anwesenheit streng verfahren müsse nach der Macht, die mir der Herr gegeben hat zu erbauen, nicht zu zerstören.“ Vers 11—13 aber beschloß ursprünglich den längeren Brief, dessen Thema Trost, Freude und Friede sind.

Was den Abfassungsort des kleinen Briefs 10—13 betrifft, so wird man schon darum an Ephesus denken, weil der erste Brief von dort ausgegangen ist, und der Brief 10—13 nur die Fortsetzung der begonnenen Korrespondenz darstellt. Daß Paulus schon in Macedonien angekommen wäre, steht nirgends zu lesen, während der Neunkapitelbrief sich ausdrücklich als ersten von Macedonien aus geschriebenen Brief bezeichnet. Dann ist der vorangegangene Brief also noch aus Kleinasien. Wenn Paulus, der sich entschlossen hat, nach Rom zu reisen, 10, 16 von seiner Absicht spricht, über Korinth hinaus das Evangelium zu verkündigen, befindet er sich auch nicht in Macedonien, sondern noch in Kleinasien, denn von Macedonien aus gesehen, liegt Rom nicht über Korinth hinaus, wohl aber paßt der Ausdruck sehr gut von Ephesus aus. Den Abschied voll Schrecken aus Ephesus, den die Apostelgeschichte übergeht, berichtet Paulus erst im Neunkapitelbrief. — In 2. Kor. 1, 9 will er den Korinthern nicht verbergen die Bedrängnis, die ihm widerfahren ist in Asien, so daß er sogar am Leben verzweifelte und Aquila und Priscilla nach Röm. 16, 4 ihren eigenen Hals für ihn wagten. Im Bierkapitelbrief redet er bei der Aufzählung seiner Leiden davon nicht, weil das Ereignis noch nicht eingetreten war. Da diese Drangsal in Asien aber identisch ist mit seiner Vertreibung aus Ephesus, wo Aquila Herbergsvater der Gemeinde war, fällt 2. Kor. 10—13 vor diesen stürmischen Abschied von Ephesus und ist noch dort verfaßt. Dann erklärt es sich auch, daß Aquila und Priscilla selbst in Lebensgefahr für ihn kamen. Er lebte in Ephesus bei ihnen und die

Bruder in Korinth gemacht hatte, zeigt der nächstfolgende Brief Pauli (2. Kor. 10—13). Die Gemeinde war betroffen, beleidigt und entrüstet. Nach Nachrichten, die Paulus zugetragen wurden, wendete ihr Unwillen sich gegen diesen. Sie nannten den Apostel in Anwesenheit demütig, in Abwesenheit dreist. Sie bezweifeln die Gewalt, mit der er sich brüste, und glauben nicht, daß er den Mut habe wieder nach Korinth zu kommen. Sie erklären ihn für einen Toren und wollen von seiner Wunderkraft noch nichts bemerkt haben. Aber, wie skeptisch sie sich stellen, der, auf den es ankam, glaubte an diese Kraft und im dritten Briefe hören wir, daß nachträglich seine Patrone zugeben, die mysteriöse Strafe beginne bereits zu wirken und es sei zu fürchten, der Geängstete werde von seiner Trübsal aufgerieben werden (2. Kor. 2, 7). Ob es nötig war, dem Apostel alles auszurichten, was aus Anlaß dieser Sache über ihn selbst in Korinth geschwaht werde, läßt sich bezweifeln. Die griechischen Gemeinden ließen sich in dieser Hinsicht von den griechischen Philosophenschulen und den Judenthulen noch nicht sehr deutlich unterscheiden, denn Lästerschulen waren sie alle. Aber Paulus behandelte die Lästierer, wie sie es verdienten. Er wendete ihnen den Rücken. Als bald erhoben sich Stimmen, Paulus solle doch in Korinth erscheinen und das Strafwunder selbst vollbringen, das er der Gemeindeversammlung aufgetragen hatte. Damit war die Frage wieder auf die Tagesordnung gesetzt, ob denn Paulus überhaupt eine solche Gewalt besitze, ob er wirklich ein von Jesus eingesetzter Apostel sei? Davon hing aber nicht nur der Glaube an seine Wunderkraft ab, sondern auch die für die Korinther praktische Frage, ob er ein Recht habe ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Auch war die Gemeinde um so leichter gegen Paulus zu verheizen als der Apostel in seinem letzten Briefe

Gemeinde versammelte sich, wie wir aus Röm. 16, 4 wissen, in ihrem Hause. Bei einer Christenhege waren sie so gefährdet wie er.

wieder die Kollekte für Jerusalem in Erinnerung gebracht hatte, die den zum großen Teil armen Korinthern sehr unerwünscht war. Paulus hatte die Gemeindeglieder angewiesen, zu Anfang jeder Woche für diese Sammlung zurückzulegen, soviel jeder vermöge. Als nun aber Titus, der in Jerusalem mit Paulus sich für diese Kollekte hatte verpflichten lassen, in Korinth erschien, stieß er auf sehr widerwillige Geber. Die Korinther murrten, Paulus habe ihnen ihre Zusage abgelistet. Selbst von Mißtrauen waren sie nicht frei, Paulus oder Titus kollektierten für ihre eigene Tasche. Um so weniger wollten sie ihm so ganz ausgeliefert sein und nun fanden die Vorschläge der Petrischen und Christischen williges Gehör, man möge eines der Häupter von Jerusalem nach Korinth einladen, damit die von Paulus gestiftete Gemeinde in Reihe und Glied trete mit der übrigen Christenheit. Jetzt erst zeigten die zugewanderten Juden ihr wahres Gesicht und entwickelten die gleichen Künste der Verhegung und Überredung wie ihre Parteigenossen in Galatien. „Von Paulus-, Apollos- und Petrusleuten,“ sagt Jülicher, „hören wir nichts mehr, um so drohender hat sich, von draußen genährt (3, 1; 10, 12, 18; 11, 4), die Opposition der Unversöhnlichen, der Christusleute, gestaltet, gefährlicher selbst als die judaistische Bewegung in Galatien, weil man hier mit den eigentlichen Forderungen des Judentums nicht herausrückt, sondern nur den verhaßten Paulus als Brählhans, fleischlich wandelnd, ohne Beruf und Kraft zum Apostel, der aus Habgier den Evangelisten spiele, mit den schändlichsten Verleumdungen aus Korinth wegzudrängen trachtet“¹⁾. Während sie aber die Lauterkeit der Absichten Pauli verdächtigen, lassen die Fremden es sich selbst auf Kosten der Gemeinde wohl sein und erklären, Pauli Zurückhaltung in Sachen der Gastfreundschaft beweise gerade, daß er selbst das Bewußtsein habe, kein berechtigter Apostel Jesu zu sein. Mit

¹⁾ Jülicher, Einleitung. S. 76.

grimmigem Humor schreibt darum Paulus: „Ihr ertragt ja gern die Narren, obwohl ihr klug seid. Ihr ertragt es ja, so euch jemand in Knechtschaft bringt, so euch jemand aufzehrt, so euch jemand das Euere nimmt, so sich jemand aufwirft, so euch jemand ins Angesicht schlägt. Zu meiner Schande sage ich, ich bin zu schwach gewesen.“ So war durch die jüdische Hezerei an Stelle des christlichen Lebens häßlicher Konventikelzank getreten. Dem judaistischen Apostel, „der da kommen soll“, sah Paulus doch nicht ohne Besorgnis entgegen; aber die in herausforderndem Tone gehaltene Einladung, Paulus solle nur kommen und sein Strafwunder selbst tun, der Vorwurf, er habe längst seinen Besuch versprochen, sei aber weislich nicht erschienen und vor allem die Verdächtigung, er beute die Gemeinden mit seiner Kollekte gegen ihren Willen aus und mache seine Missionstätigkeit zu einem vorteilhaften Geschäfte, erforderten eine Antwort. Über diese ökonomische Frage scheint Paulus näher Beteiligten das Wort gelassen zu haben, denn der Eingang des Vierkapitelbriefs 10, 1: „Ich selbst aber, Paulus,“ stellt den Schreiber in Gegensatz zu andern, die bis dahin geschrieben haben. Ob diese Schreiber der vor allen andern beteiligte Titus, ob es die ephesinischen Ältesten, ob es die den Korinthern bekannten Brüder Aquila und Apollos waren, wissen wir nicht, Paulus bedarf ihrer Empfehlungen auch nicht, wie die Korinther bald erfahren sollen. „Ich selbst aber, Paulus, ermahne euch bei der Sanftmut und Guld Christi, der ich zwar ins Angesicht demütig bin unter euch, in Abwesenheit aber dreist gegen euch, ich bitte euch, zwinget mich nicht in Anwesenheit dreist zu sein mit der Zuversicht, mit der ich es zu wagen gedenke gegen etliche, die von uns denken, als ob wir nach dem Fleische wandeln . . . Ein solcher erwäge dieses, daß wie wir sind mit Worten in Briefen abwesend, so werden wir auch wohl sein mit der Tat anwesend. Denn wir wagen uns nicht beizuzählen oder zu vergleichen etlichen, die sich selbst empfehlen, vielmehr sind sie, weil sie sich an

sich selbst messen, unverständlich.“ Nicht einmal in den äußern Vorzügen, auf die sie pochen, braucht Paulus zurückzustehen. „Worauf jemand es wagt, darauf wage ich es kühn. Sie sind Hebräer, ich auch. Sie sind Israeliten, ich auch. Sie sind Abrahams Same, ich auch. Sie sind Diener Christi — ich rede im Wahnsinn — ich noch mehr.“ Auch der, der erwartet wird, hat sicher kein anderes Evangelium zu bringen. „Wenn, der da kommt, einen andern Jesus predigt, den wir nicht gepredigt haben, oder ihr einen andern Geist empfinget, den ihr nicht empfangen habt, oder ein anderes Evangelium, das ihr nicht angenommen habt, so ertrüget ihr's mit Recht. Denn ich halte dafür, in nichts zurückzustehn hinter den übergroßen Aposteln.“ Daß er der Gemeinde keine Last gemacht habe mit der Sorge für seine Bedürfnisse, sei nicht darum, weil er dazu kein Recht gehabt hätte, sondern weil er seine Ehre darein setzt, die Gemeinde nicht auszubeuten wie jene. „Denn solche Menschen sind falsche Apostel, trügliche Arbeiter, sie verstellen sich als Christi Apostel. Und das ist kein Wunder, denn er selbst, der Satan, verstellt sich als Engel des Lichts¹⁾. Darum ist es nichts Großes, wenn sich auch seine Diener verstellen als Diener der Gerechtigkeit; welcher Ende sein wird nach ihren Werken.“ Er selbst weiß, daß nicht der bewährt ist, der sich empfiehlt, sondern der, den der Herr empfiehlt, aber wenn die Gegner denn doch sich breit machen mit all ihren Verdiensten, so will auch er einmal von seinen Ansprüchen reden und so erhalten wir jenes erschütternde Bild von all dem Schweren, was Paulus in seinem Apostelleben erduldet hat und noch täglich erduldet (11, 23 bis 12, 11). Seine Schicksale in Damaskus, in den Schluchten des Taurus, in den Stürmen des Ägäischen Meers, seine Ge-

¹⁾ Gemeint ist mit dieser Anspielung 11, 14, daß nach rabbinischer Überlieferung der Satan sich in einen Engel des Lichts verkleidete, um Eva zu verführen. Vgl. Boussset a. a. O. S. 360.

fahren unter den fanatischen Juden und den Mordbuben unter den Judenchristen bringt er in Erinnerung. „Ohne was sich sonst zuträgt, das tägliche Achthaben und die Sorge für alle Gemeinden. Wer ist schwach und ich werde nicht schwach. Wer wird geärgert und ich brenne nicht.“ Sollen nun einmal die Apostel, nach dem Beispiel jener Eindringlinge, Herolde ihrer eigenen Taten sein, so kann auch er sich rühmen. Er verweist nicht nur auf seine Offenbarungen und Entzückungen, von denen er die eine in merkwürdiger Weise beschreibt, sondern er beruft sich auch auf die Wunder, die er unter den Korinthern vollbracht hat. „Es sind freilich eines Apostels Zeichen unter euch gewirkt worden, mit aller Geduld durch Zeichen und Wunder und Krafterweisungen. Denn worin seid ihr verführt worden gegen andere Gemeinden, außer daß ich selbst euch nicht lästig geworden bin? Verzeiht mir dieses Unrecht!“ Trotz all der Anfeindung und Beleidigung ist er bereit zum drittenmal nach Korinth zu kommen, aber nicht als Angeklagter, sondern als Richter und Rächer. „Denn ich fürchte, ich werde, wenn ich komme, euch nicht so finden, wie ich will und ihr mich nicht so finden, wie ihr wolltet, es werde sein Hader, Zorn, Austerreden, Ohrenbläserien, Aufgeblasenheit, Unordnungen. Es werde wiederum, wenn ich komme, mich mein Gott demütigen bei euch und ich über viele leidtragen müssen, die zuvor gesündigt und nicht Buße getan haben.“ Über den schwebenden Prozeß wird er die Zeugen vernehmen, dann aber keinen schonen, da sie ja die Erprobung des in ihm wohnenden Christus verlangen. „Ich hoffe aber, ihr werdet erkennen, daß wir probehaltig sind.“ Daß diese Lektion, so berechtigt sie war, die Korinther erbitterte, ist sicher nicht zu verwundern. Dem Briefe wollte Paulus selbst in Bälde nachfolgen, aber es kam dazu nicht. Er blieb zunächst in Ephesus und als ihn äußere Stürme vertrieben, eilte er nach Troas und nicht, wie er versprochen hatte nach Korinth. Auf einen Ausbruch der Volkswut, auf gemeinsames Ge-

fängnis mit andern Christen, auf Lebensgefahren der einen oder andern Art weisen der Geleitsbrief für die Diakonissin Phöbe und die Eingangsworte seines nächsten Briefes (2. Kor. 1, 8 ff.) hin, aber um den verschleiern den Bericht der Apostelgeschichte zu ergänzen, sind diese Andeutungen leider nicht ausreichend. „Wir wollen euch nicht verhalten,“ schreibt Paulus im Eingang unseres macedonischen Briefs, „hinsichtlich der Trübsal, die uns in Asia widerfahren ist¹⁾, da wir über die Maßen beschwert wurden über Vermögen, also daß wir auch am Leben verzweifelten. Vielmehr hatten wir in uns selbst das Urteil des Todes gesprochen, auf daß wir nicht auf uns selbst vertrauten, sondern auf Gott, der die Toten auferweckt, welcher uns von so argem Tode errettet hat und erretten wird, auf den wir unsere Hoffnung gesetzt haben, daß er auch hinfort retten wird durch Mithilfe eurer Fürbitte für uns.“ Wahrscheinlich bezieht sich auf diese Schreckenstage die Äußerung Römer 16, 4, die an die Freunde in Ephesus sich richtet. Er bezeugt, daß Aquila und Priscilla, bei denen er in Ephesus arbeitete, ihren Hals für sein Leben hingehalten hätten, wobei er auch die Epheser Andronikus und Junias, als seine „Mitgefangenen“, grüßen läßt. Über den weiteren Verlauf berichtet dann 2. Kor. 2, 12: „Als ich aber nach Troas kam zur Verkündigung des Evangeliums Christi, obschon mir eine Türe aufgetan war im Herrn, so hatte ich doch keine Ruhe in meinem Geiste, weil ich nicht Titus, meinen Bruder fand, sondern ich nahm von ihnen meinen Abschied und reisete weiter nach Macedonien.“ „Aber,“ so fährt er 7, 5 fort, „auch als wir nach Macedonien gekommen waren, hatte unser Fleisch keine Ruhe, sondern wir waren auf alle Art bedrängt; von außen Kampf, von innen Furcht. Aber der die Niedergeschlagenen tröstet, tröstete uns durch die Ankunft des Titus.“ Eine klare Vorstellung von dem Verlaufe er-

¹⁾ Auch hier ist die römische Provinz Asia proconsularis gemeint.

halten wir auch durch diese Worte nicht. Das einzelne mochten die Korinther sich mündlich von den Brüdern mitteilen lassen, die den macedonischen Brief (2. Kor. 1—9) nach Korinth überbrachten. Um so erschütternder ist das Gesamtbild, das Paulus von seiner Lage entwirft. Sie ist voll Gefahren, aber die Hauptsorge bleibt doch, „daß wir in keiner Sache keinen Anstoß geben, auf daß der Dienst nicht getadelt werde, sondern in allem uns erweisen wie Gottes Diener in großer Standhaftigkeit in Drangsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufständen, in Mühseligkeiten, in Nachtwachen, in Fasten, in Unbeflecktheit, in Einsicht, in Langmut, in Wohlwollen, in Heiligem Geist, in ungeheuchelter Liebe, im Worte der Wahrheit, in göttlicher Kraft, durch die Waffen der Gerechtigkeit zu Schutz und Trutz, durch Ehre und Schimpf, durch schlechten und guten Ruf; als Betrüger und dennoch wahrhaftig, als unbekannt und doch bekannt, als die Sterbenden und siehe wir leben, als gezüchtigt und doch nicht getötet, als bekümmert, aber allezeit fröhlich, als Arme, die doch viele reich machen, als die nichts haben und doch alles besitzen.“ Das war das Leben des Mannes, in dem innerer Reichtum und äußere Not sich wie in keinem andern ständig verflochten, der ein jüdischer Bettler war und doch einer der Großen im Reiche Gottes.

Eine gute Folge hatte die Leidenszeit, die über den Apostel hereingebrochen war; die Korinther, jetzt beraten von Titus, schämten sich der Undankbarkeit, die sie, betrogen durch die judenchristlichen Heher, sich einem solchen Kämpfer gegenüber hatten zuschulden kommen lassen. Das sei sein bester Trost, schreibt Paulus 7, 7, daß Titus ihm ihre wiedererwachte Liebe, ihre Betrübnis, ihr Verlangen nach ihm gemeldet habe. Auch seinerseits gibt er jetzt zu, daß er zu weit gegangen sei. Er hatte sich aus dem Berichte des Titus überzeugt, daß die frommen Sklaven, deren Erzählungen er so unbedingten Glauben schenkte, ihn falsch berichtet hatten. Wenn er schreibt: „Ihr habt euch in

allen Stücken als in der Sache unschuldig dargestellt," so heißt das nichts anderes, als daß er seine Vorwürfe, so weit sie die Gemeinde betreffen, zurücknehme. Ohne weitere Zeugen zu hören, hatte er den armen Sünder, was er auch verbrochen haben mochte, dem Satan übergeben und es war ein Glück, daß der Satan sich nicht beeilt hatte, seinen Auftrag zu vollziehen. Paulus aber tritt den Rückzug an. „Es ist genug, daß derselbe von der Mehrheit also gestraft wurde; so daß ihr dagegen verzeihet, und tröstet, auf daß derselbe nicht in allzugroßer Betrübniß untergehe . . . Welchem aber ihr etwas verzeihet, dem verzeihe ich auch . . . auf daß wir nicht übervorteilt würden vom Satan, denn seine Anschläge sind uns nicht unbekannt.“ Auch andere Mißverständnisse beseitigte er in dem macedonischen Briefe (2. Kor. 1—9), der durchweg einen milden Ton der Versöhnung anschlägt in jener Friedensstimmung, wie sie gewaltigen Aufregungen nachzufolgen pflegt. War es gegen ihn ausgebeutet worden, daß er von Ephesus nicht, wie er versprochen hatte, nach Korinth gekommen war, so erklärt er, daß er nur darum die Reise unterlassen habe, um beiden Teilen Schweres zu ersparen. Daß seine Zusagen Ja und Nein zugleich seien, dürfen die Korinther daraus nicht schließen. „Treu ist Gott, daß unser Wort an euch nicht Ja und Nein ist, wie Christus selbst das Ja ist und das Amen.“ „Gott aber sei Dank, der uns allezeit im Triumphe führt in Christus, und offenbart den Geruch seiner Erkenntnis durch uns und an allen Orten, dem einen ein Geruch zum Leben, dem andern ein Geruch zum Tode.“ Rühmen will sich der Triumphator aber seiner Tüchtigkeit nicht, denn „wer ist dazu tüchtig?“ Hat die Korinther sein jüngster Brief verletzt, so sollen sie doch dessen gute Absicht nicht verkennen. „Denn ich schrieb euch aus großer Trübsal und Bangigkeit des Herzens, unter vielen Tränen, nicht damit ihr betrübet würdet, sondern damit ihr die Liebe erkennet, die ich sonderlich zu euch habe.“ Dem jüdischen Gesetzesdienste, dessen Apostel nun bei den

Korinthern eingetroffen sind, aber sich anscheinend friedfertig verhalten, stellt er den Dienst der Gerechtigkeit und Herrlichkeit entgegen, den das Evangelium verkündet. Moses legte eine Decke über sein Angesicht, damit die Kinder Israels nicht gewahren sollten, wie der Abglanz der Herrlichkeit, den er vom Sinai mitbrachte, nur ein vergänglicher war. Ja noch heutigentags ruht in der Synagoge eine Hülle auf der Verlesung des Gesetzes, in sofern vor und nach der Verlesung die Thorarolle in leinene Tücher gehüllt wird. Aber wie der Vorhang des Allerheiligsten bei Jesu Tod zerriß, so ist jetzt die Hülle vor dem Gesetze gefallen. „Der Herr ist Geist und wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit und wer diesen Geist hat, wird nach Christi Bild umgewandelt von einer Herrlichkeit zur andern.“ „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig.“ Dieser Hinweis auf das verdeckte Antlitz des Moses ist die Antwort darauf, daß man Pauli eigenes Evangelium ein verdecktes und dunkles genannt hatte. Es ist denen hell, die Gott erleuchtet hat. „Wir alle schauen im Spiegel mit unverhülltem Angesicht des Herrn Herrlichkeit und werden in dasselbe Bild umgewandelt von einer Herrlichkeit zur andern als vom Herrn des Geistes. Deshalb, weil wir solchen Dienst haben, werden wir nicht laß und haben abgesagt heimlicher Schande und gehen nicht mit Arglist um, fälschen auch nicht Gottes Wort, sondern durch Offenbarung der Wahrheit empfehlen wir uns an aller Menschen Gewissen vor Gott. Ist aber unser Evangelium auch verdeckt, so ist es unter denen verdeckt, die verloren werden, weil der Gott dieser Welt der Ungläubigen Sinn geblendet hat, damit ihnen nicht strahle das leuchtende Evangelium von der Herrlichkeit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes. Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Christum Jesum, daß er der Herr sei, wir aber euere Knechte um Jesu willen. Denn der Gott, der da gesprochen hat, Licht soll aus der Finsternis hervorscheinen, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen ge-

geben, auf daß leuchte die Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes in dem Angesicht Christi. Wir haben aber solchen Schatz in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns. Wir haben Trübsal, aber wir verzagen nicht, wir sind bedrängt aber nicht erdrückt, wir sind unberaten aber nicht ratlos, wir werden gehezt aber nicht eingeholt, wir werden niedergeworfen, aber wir kommen nicht um.“ So mochten sie ihn in den Straßen von Ephesus gehezt haben, er aber ist stolz auf seine Wunden. „Wir tragen das Sterben Jesu an unserem Leibe, auf daß das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde . . . Weil wir aber denselben Geist des Glaubens haben, nach dem geschrieben steht, ‚ich glaube, darum rede ich‘, so glauben auch wir, darum reden auch wir.“ „Darum werden wir nicht laß, sondern ob auch unser äußerer Mensch verbraucht wird, so wird doch unser innerer von Tag zu Tag erneuert. Denn unsere Trübsal, die augenblicklich und leicht ist, schafft uns eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit. Denn das Sichtbare ist für den Augenblick, das Unsichtbare aber ist ewig. Denn wir wissen, daß, wenn unser irdisches Hüttenhaus zerbrochen ist, wir einen Bau von Gott haben, ein Haus, nicht von Händen gemacht, ein ewiges im Himmel. Darum seufzen wir ja auch und sehnen uns mit unserer Behausung, die im Himmel ist, überkleidet zu werden.“ In diesem Zusammenhang läßt er sich 2. Kor. 5, 6 ff. näher auf die Stadien des Seelenlebens nach dem Tode ein. Zunächst schlafen die Seelen in der Hut des Herrn; dann kommt das Gericht, nach welchem der Gläubige einen himmlischen Leib erhält. Erst nach dieser Zeit der Herrschaft des Messias kommt (laut 1. Kor. 15, 24 f.) das Ende, „wenn Christus das Reich dem Vater übergibt, wenn er alle Macht und jede andere Herrschaft und alle Gewalt vernichtet hat. Denn er muß herrschen bis er alle Feinde unter seine Füße gelegt hat.“ Als letzter Feind wird der Tod überwunden. „Wenn ihm aber alles untertan sein wird, alsdann wird auch der

Sohn selbst dem sich unterwerfen, der ihm alles untertan gemacht hat, auf daß Gott alles sei in allem.“ Es ist das eine Eschatologie, die Paulus weder aus der Lehre Jesu, noch aus dem Alten Testament schöpfen konnte, die aber in der gleichzeitigen apokalyptischen Literatur des Judentums ihre ziemlich vollständigen Parallelen hat¹⁾.

Das war die neue Weltanschauung, die der Apostel Christi den Heiden statt des Glaubens an ihre Olympier zu bieten hatte, und Paulus trug das sichere Bewußtsein in sich, daß, was er bringe, eine neue Erde schaffe und einen neuen Himmel. Indem er sich so die ganze Herrlichkeit seines Amtes vergegenwärtigt, liegen auch die kleinsten Zerwürfnisse weit hinter ihm, die ihm die letzten Monate verdorben haben. „Unser Mund hat sich zu euch aufgetan, ihr Korinther! Unser Herz ist weit geworden.“ Wie gern möchte er auch sie erlösen von ihrem engen Wesen: „Werdet auch ihr weit.“ „Fasset uns! Wir haben niemandem unrecht getan, wir haben niemanden zugrunde gerichtet, wir haben niemanden übervorteilt. Nicht um euch zu verdammen, sage ich es . . . ich bin überreich an Freude bei aller Trübsal.“ „Denn so ich euch auch durch den Brief betrübet habe, so reuet es mich nicht, denn ihr seid göttlich betrübet worden. Denn die göttliche Betrübniß wirkt Buße zu einer Seligkeit, die niemanden gereuet. Die Betrübniß der Welt aber wirkt den Tod.“ Auch in dem Verlauf des korinthischen Streits hat sich das erwiesen; auf ihre Betrübniß folgte „ihre Verantwortung, ihr Unwille, ihre Furcht, ihr Verlangen, ihr Eifer, ja ihre Rache“ und so ist auch für ihn diese Sache erledigt, so daß er selbst nun Milde will walten lassen. Vielleicht läßt sich manches einwenden gegen dieses heiße jüdische Blut, das so rasch überkochte und nun wieder demütig unter die mittlere Linie berechtigten Selbstgefühls herabsinkt, aber wir möchten diese Züge nicht missen, die uns den Menschen

¹⁾ Stellen bei Bouffet S. 262 ff.

Paulus so nah bringen. Zur Charakteristik seiner Person sind der Vierkapitelbrief und der macedonische Brief die Hauptdokumente.

Nur eine mißliche Sache lag noch im Wege. Es war das die lästige Kollekte für die verarmte Gemeinde in Jerusalem, durch die Paulus etliche, die im ersten Eifer zu viel gegeben hatten, zugrunde gerichtet haben sollte. Auf allzu große Bereitwilligkeit der Korinther scheint Paulus (2. Kor. 9, 1—15) auch jetzt nicht zu rechnen, denn er sagt ihnen, „wer sparsam sät, wird sparsam ernten“. Er stachelt ihr Ehrgefühl, indem er erzählt, wie er ihre Bereitwilligkeit in Macedonien gerühmt habe, nun möchten sie ihn vor den macedonischen Brüdern, die er sendet, nicht zuschanden machen. Er weist aber auch auf den höheren Zweck dieser Sammlung hin, „denn die Hilfsleistung dieses Dienstes hilft nicht bloß dem Mangel der Heiligen ab, sondern trägt auch reiche Frucht durch viele Danksayungen gegen Gott, indem die Armen zu Jerusalem durch Bewährung dieser Hilfsleistung Gott preisen werden wegen des Gehorsams eueres Bekenntnisses zum Evangelium Christi und wegen der an euch überschwenglich erwiesenen Gnade Gottes.“ Im Laufe des Winters 58 auf 59 folgte Paulus den vorausgesendeten Boten nach Korinth nach. Wir erfahren aus dem Römerbriefe, wie er im Hause des Bruders Gajus Wohnung nahm, und dieser Brief selbst bezeugt, wie er hier Muße und Ruhe des Gemüts fand, über die Wege Gottes mit seiner Menschheit in tiefsinniger Betrachtung nachzudenken und den Inhalt seines Evangeliums, das er in den Synagogen der Völkerwelt predigte, den Römern in einem gedrängten Auszug darzulegen. Das Verhältnis zur korinthischen Gemeinde erscheint hier wieder völlig hergestellt. In dem an den Römerbrief angehängten kleinen Empfehlungsschreiben für die Diakonissin Phöbe, die nach Ephesus reiste, bestellt Paulus zahlreiche Grüße der Korinther, die beweisen, daß er mit den Häuptern der Gemeinde Gajus, Erast, Jason, Sosipater usw. in bestem

Einvernehmen steht. Der Brief aber, den er in Korinth schrieb, der Römerbrief, eröffnete eine glänzende Perspektive für die Zukunft. Er soll dazu dienen, dem Apostel die Wege nach dem Westen zu bahnen. Der Brief ist ein Programm seiner künftigen Tätigkeit, das er den Römern einsendet, um bald selbst nachzufolgen und auf dieser Grundlage mit den Christen in Rom in Verhandlung zu treten. Dieser Absicht verdanken wir einen Rechenschaftsbericht über Pauli Predigt und daß dieser Bericht über den Inhalt seiner Vorträge der Wahrheit entsprach, zeigt der Galaterbrief, der in engerer Fassung die gleichen Gedanken vorträgt. Er hat den Römern nichts verschwiegen und ihretwegen nichts hinzugetan.



VII

Der Römerbrief

Luther, wie er den Galaterbrief seine Rätke im Neuen Testamente nannte, hat die Epistel an die Römer für das wichtigste Buch der Schrift erklärt, für das „allerlauterste Evangelium, wohl würdig und wert, daß sie ein Christenmensch von Wort zu Wort auswendig wisse“. Zumal seit die beiden größten Kirchenlehrer des Abendlands, Augustin und Luther selbst, diesen Brief zum Ausgangspunkt ihrer Spekulation genommen haben, ist er eine der Grundlagen unserer abendländischen Kultur geworden. Welche Revolution haben die Gedanken des Römerbriefs allein im sechzehnten Jahrhundert hervorgerufen! Ganz Europa haben sie umgewendet, als Luther mit ihnen die Welt überfiel und die Kirche an diesem Maßstab ausmaß! So auch in der alten Kirche. Daß die lateinische Kirche nicht wie die griechische sich in die verstiegene Spekulationen der Trinitätslehre verlor, daß sie nicht, wie die Byzantiner, einen Kultus der religiösen Höflichkeitsbezeugungen ausbildete, sondern stets die Frage erwog: wie wird der Mensch gerecht vor Gott? das kam daher, daß Augustin die Gedanken des Römerbriefs bei den Lateinern im Umlauf erhielt, wo sie je und je ihre reformierende Wirkung übten.

Der Römerbrief, diese tiefsinnigste Hieroglyphe des Menschengeschlechts, an der die größten Denker gerätselt haben, war von Haus aus eine Darlegung der Predigt

des Paulus für eine Gemeinde, in der der Apostel selbst noch nicht gewirkt hatte. Wir haben somit in demselben den wesentlichen Inhalt der Vorträge, wie sie Paulus sonst an jüdische Synagogen und christliche Gemeinschaften zu richten pflegte. Demgemäß hat der Römerbrief zunächst die Bedeutung, uns mit der wesentlichen Substanz des paulinischen Evangeliums bekannt zu machen und uns zugleich den prinzipiellen Zusammenhang zu zeigen, in dem die einzelnen dogmatischen Äußerungen der übrigen Briefe aufzufassen sind¹⁾. Einem Lehrer, der wie Paulus von Ort zu Ort zog, um den Synagogen die frohe Botschaft vom erschienenen Messias zu bringen, mußte allmählich der Stoff sich stereotypieren. Es mußte sich dem Redner ein bestimmter Gang des Lehrvortrags als der zweckmäßigste ausweisen, den er dann beibehielt. Es bildete sich sozusagen ein Schema der Predigt und dieses Schema hat Paulus ohne Zweifel da am vollständigsten wiedergegeben, wo er nicht persönlich, sondern nur mit der Feder, dem Bruder Tertius diktierend, predigen konnte, wie das den Römern gegenüber der Fall war. Wer also wissen will, was hat Paulus den Synagogen der jüdischen Diaspora gepredigt, dem sagen wir nicht: lies die Reden in der Apostelgeschichte, die ein Historiker des folgenden Jahrhunderts nach der Weise der antiken Geschichtsschreibung selbst komponiert hat, sondern wir sagen ihm: lies den Römerbrief; dort hast du Pauli Predigt aus erster Hand. Der Römerbrief bietet das Schema, in das die gelegentlichen theologischen Ausführungen der übrigen paulinischen Briefe einzugliedern sind. „Vom Standpunkt des Römerbriefes,“ sagte Baur, „überfieht man erst den reichen Inhalt des geistigen Lebens, das der Apostel aus sich

¹⁾ Eine Anpassung an die besonderen Bedürfnisse der römischen Gemeinde ist damit nicht ausgeschlossen, zumal in dem dritten praktischen Teile tritt sie sogar sehr deutlich hervor. So würde Paulus aber auch bei persönlicher Anwesenheit seine Predigt in Rom gewendet haben.

erzeugt hat." Man sieht, wie alles Einzelne sich ihm zu einem wohldurchdachten und tiefsinnigen System zurechtlegte: Der Römerbrief ist mithin die Einführung in die paulinische Theologie überhaupt. Das sola fide, das der Apostel hier einer judenchristlichen Gemeinde entgegenstellt, ist das Prinzip des Protestantismus, der mit Paulus uns zuruft: „Dein inneres Sein ist dein wahres Sein!“ Das: „durch den Glauben allein!“ ist das Prinzip der protestantischen Freiheit, das das Recht des Subjekts gegenüber toten Ordnungen proklamiert. Nicht auf deine Gesetzeserfüllung kannst du dich berufen, nur in deinem innersten Glauben liegt deine Rechtfertigung. Dir geschieht, wie du geglaubt hast. So viel als dieser tiefsinnige Grundsatz der Rechtfertigung durch den Glauben für die Entwicklung der Christenheit bedeutet, so viel bedeutet der Römerbrief.

Über auch für die Würdigung der Person des Paulus ist der Brief wichtig. Der Galaterbrief zeigte uns den Streiter, die Korintherbriefe den Menschen. Im Römerbriefe haben wir den Theologen in einer Abgeklärtheit, Überlegenheit und Ruhe, wie er in keinem andern Briefe uns entgegentritt, und das darum, weil aktuelle Fragen hier eine geringere Rolle spielen und fern von den Kämpfen der Gegenwart Milde und Weisheit leichter zu Wort kommen als mitten im Kampfgewühl. In ungestörter, stiller Betrachtung im gastfreien Hause seines korinthischen Freundes Gajus fand Paulus den zusammenhängenden Ausdruck für die intimsten Erfahrungen seiner Seele. Der innere Kampf des Gewissens, der Streit der Gedanken, die sich untereinander entschuldigen und verklagen, ist nie treuer beschrieben worden. Im Bewußtsein, der wichtigsten Gemeinde der Welt seine Lehre darzustellen, sammelt Paulus all seine Kraft und findet Worte, die durch alle Höhen und Tiefen unserer Seele greifen. In der besonderen Feierlichkeit und Gedankenfülle des Schreibens zeigt sich, welchen Wert Paulus darauf legt, gerade

diese Gemeinde zu gewinnen, und daß er wohl weiß, was die drei Buchstaben Rom auch für ihn bedeuten. Er weiß aber auch, welche weltüberwindende Macht sein Evangelium ist, das die Gegner verhöhnen und zur Ruhe verweisen möchten. Seine Freunde Aquila und Priscilla, ja alle Anhänger des Chrestus hat man aus Rom vertrieben. Er aber legt die Hand auf das Herz und spricht feierlich: „Ich schäme mich der frohen Botschaft nicht, denn sie ist eine Kraft Gottes zum Heile für jeden Gläubigen, für den Juden zuerst und für den Griechen.“ Eine höhere Feierlichkeit des Tons zeigt, daß Paulus der besonderen Bedeutung dieses Schreibens sich bewußt ist. Richtet es sich doch an die Gemeinde der Weltstadt. Er hat diese Gemeinde nie gesehen, aber er weiß, daß er ihr kein Fremder ist. „Als ein Unbekannter und doch bekannt,“ wie er unlängst an die Korinther schrieb, tritt er den Römern gegenüber.

Nach der Absicht des Verfassers sollte der Römerbrief ein Rechenschaftsbericht an die Gemeinde der Hauptstadt sein, welche Lehre er in den Gemeinden vortrage. Paulus wird also in diesem Falle nichts anderes geschrieben haben, als er im Falle seiner Anwesenheit gesprochen hätte. Er konnte auch, wo er in einer Synagoge auftrat, gar nicht besser beginnen als mit dem im großartigsten oratorischen Stile gehaltenen Eingang unseres Schreibens. Der Redner an die Römer weist zunächst hin auf den Zorn Gottes, der geoffenbart ist über das Heidentum. Hier in Korinth, wo in jeder Ecke Marmorbilder stehen und ihn mit leeren Augen ansehen, ist es ihm vor die Seele gerückt, was Götzendienst ist. Was sind ihm, dem Juden, Skopas und Praxiteles? Als echter Rabbi denkt er: „Was die Heiden opfern, opfern sie den Teufeln.“ Schön sind diese Bilder? „Was wunders, da auch die Teufel die Gestalt von Engeln des Lichts annehmen.“ Die korinthischen Sitten zeigen ja, wie Gott die straft, die den Schöpfer unter dem Bilde des Geschöpfes verehren. „Prahlend mit ihrer

Weisheit sind sie Toren geworden. Die Glorie des unvergänglichen Gottes haben sie vertauscht mit armseligen Bildern von vergänglichen Menschen, Vögeln, Vierfüßlern und Gewürm.“ Denn nicht nur hellenische Tempel mit ihren Idealgestalten, sondern auch ägyptische mit ihren hundsköpfigen und sperberköpfigen Ungetümen, die hundertbrüstige Erdgöttin Kleinasiens und syrische Baalsäulen, Symbole der Zeugungskraft, hat Paulus in der Hafenstadt vor Augen¹⁾. Und er sieht das alles mit den Augen des gottesfürchtigen Juden, für den der Gözendienst die Ursünde des menschlichen Geschlechts ist, weil er Gottes Ehre tränkt und dem Geschöpfe gibt, was dem Schöpfer zukommt. Daß die abstraktere, zerflossene Gottesvorstellung der Asiaten doch nicht nur auf einer geläuterteren, philosophischen Geistesart beruhe, sondern auf Mangel an Phantasie und plastischer Begabung, die die Hellenen in so reichem Maße besaßen, war eine Erwägung, die völlig außerhalb des Gesichtskreises des Juden lag. Für ihn war die Anbetung von Bildern lediglich Verachtung des einen Gottes. Aus der ganz besonderen Lage, daß Paulus in diesem Briefe einer wesentlich jüdischen Christengemeinde gegenübersteht, wird es sich erklären, daß der Apostel eingehender als sonst auf den Gegensatz von Monotheismus und Polytheismus eingeht und hier so machtvoll die Grundgedanken der jüdischen Missionstraktate zusammenfaßt, daß sein Brief nicht nur für den jüdischen Gesetzesdienst, sondern auch für den heidnischen Gözendienst das Ende bedeutete. Wenn er echt jüdisch die Anbetung von Bildnissen und Gleichnissen für eine Beleidigung des allein wahren Gottes erklärt, so weckt der Apostel die Stimmung, aus der später der Tempelsturm hervorgehen sollte. Auch nach dieser Richtung ist der Römerbrief eine weltgeschichtliche Urkunde. Daß die Gottesverehrung auch in der Form des Bilderkultus wahre Frömmigkeit sein könne, lag dem Standpunkte

¹⁾ Siehe Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes. 3, 110.

des jüdisch erzogenen Paulus fern. Hier ist die Grenze seines Verständnisses für das Heidentum. Zu Trajans Zeit konnte ein hochgebildeter Heide, Dio Chrysostomus, von dem Zeusbilde des Phidias in Olympia sagen: „Ist ein Mensch, dessen Seele von Kummer ganz niedergedrückt wird, da er viel Mißgeschick und Leiden in seinem Leben erduldet, so daß der süße Schlaf ihn verläßt, auch dieser, glauben wir, wird dieser Bildsäule gegenüber alles vergessen, was er im menschlichen Leben Schreckliches und Schweres zu erleiden hat . . . Denn in Wahrheit sieht dieser Zeus völlig wohlwollend auf uns herab, um uns sich kümmernd und so belebt, daß er beinahe mit zu reden scheint.“ Cassius Dio aber (150—230 nach Christus) meint: „Niemand, der Phidias' Zeus gesehen hat, kann sich leicht eine andere Vorstellung von dem Gotte machen.“ Daß die Griechen das Göttliche teilten, indem sie für die Schönheit, die Liebe, die Gerechtigkeit, die Stärke eigene Gestalten bildeten, ist philosophisch genommen ein Mangel, aber diese Ideale selbst gewannen so Leben und Kraft, während die tägliche Wiederholung des jüdischen: „Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einziger Gott,“ doch meist dem mechanischen: „Allah il Allah“ der Derwische gleich, bei dem der Betende überhaupt nichts dachte. Wohl kam die Zeit, in der der Bilderhaß der Semiten der Barbarei der Germanen die Hand reichte, und so die Allianz erwuchs, der die Herrlichkeit der Antike erlag, aber schließlich war der Erfolg doch nur, daß man die tiefsinnigen Darstellungen des Göttlichen durch die hellenische Kunst vertauschte mit anderem Bilderdienst. Statt Zeus und Hera betete dann das Volk die schwarze Mutter Gottes von Einsiedeln an oder entsetzliche Veronikabilder, die auch redeten, lachten, Orakel gaben wie das Bild des Tiers in der Apokalypse. Wir stehen darum dem paulinischen Urteile über den heidnischen Kultus mit einigem Vorbehalt gegenüber, begreiflich aber ist, daß unter dem Eindruck der sittlichen Verkommenheit der hellenischen Welt, ein Jude so wie Paulus urteilen

mußte. Wenn, den Juden so nahe, in Ägypten die einzelnen Bezirke über den Vorrang des Ibis vor der Kage, des Krokodils vor dem Pavian stritten, wenn blutige Kämpfe da wüthen, weil die Hundeverehrer den Hechtverehrer zum Troß einen Hecht und diese als Rache den jenen heiligen Hund verzehrten oder alle Arbeit im Lande ruhte, bis der neue Apisstier gefunden war, so konnte Paulus, der von Jerusalem aus diese Dinge genau beobachtet hatte, darin wohl den Zorn Gottes über die Heiden erkennen und in der heidnischen Lasterwelt die Hand dessen, der Sünde mit Sünde straft. Wegen ihres Abfalls von dem allein wahren Gott hat dieser sie dahin gegeben, daß sie den natürlichen Brauch mit dem wider natürlichen vertauschten. Wie einst Sappho seufzte nach den lesbischen Mädchen, so stellte noch immer in Hellas das Weib dem Weibe nach und große Philosophen teilen mit Knaben ihr Lager. „So hat sie Gott dahingegeben, zu tun, was sich nicht ziemt.“ In diesem Stücke hat das Judentum ein besseres Gewissen. Indem nun der Apostel seinen Brief mit einer Auseinandersetzung über Judentum und Heidentum beginnt, stellt er der judenchristlichen Synagoge gegenüber mit kluger Berechnung eine Schilderung der heidnischen Sitte voraus. Einer heidnischen Gemeinde gegenüber wäre das keine captatio benevolentiae gewesen, doch dem Nationalstolze der Judenchristen kam diese Wendung zwei Schritte entgegen. Aber während die jüdischen Zuhörer zustimmend mit den weisen Häuptern nickten und zufrieden den Bart Aarons streichen, lenkt Paulus bereits um und kehrt die Schneide desselben Schwertes gegen das Judentum. „Denn du tust dasselbe, Mensch, der du richtest. Worin du einen andern richtest, darin verurtheilst du dich selbst! Was verachtest du den Reichtum von Gottes Güte, Geduld und Langmütigkeit und merkst nicht, daß sie dich zur Buße leiten sollen? Strafe wird den Bösen werden am Tag des Zorns, den Juden zuerst und den Griechen, Ehre aber und Frieden

den Guten, den Juden zuerst und den Griechen, denn bei Gott gilt kein Ansehen der Person.“ „Alle, die ohne Gesetz gesündigt haben, werden ohne Gesetz dem Verderben verfallen, und alle, die mit dem Gesetze gesündigt haben, werden durch das Gesetz abgeurteilt werden.“ Den Juden läßt Paulus hier überall den Vortritt, denn an Juden-Christen ist der Brief gerichtet. Freilich auch die Heiden haben ein Gesetz, wie ihre Gedanken beweisen, die sich untereinander entschuldigen und verklagen, und wenn sie diesem natürlichen Gesetze in ihrem Herzen folgen, haben sie die wahre Beschneidung durch den Geist. Israel hat das Gesetz und die Verheißungen und die Bündnisse. Dennoch ermangelt es der Gerechtigkeit, die Gott von ihm verlangt. Es ist eine direkte Apostrophe an das bekehrungssüchtige Judentum der Diaspora, das nach der jüdischen Sibylle „den Sterblichen allen als Führer des Lebens gesetzt ist“, wenn Paulus beginnt: „Du, der du dir selbst zutraust ein Leiter zu sein der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind, ein Erzieher der Törichten, ein Lehrer der Einfältigen, der die ausgestaltete Erkenntnis und Wahrheit im Gesetz besitzt, du lehrest wohl andere und lehrest dich selbst nicht? Du rühmst dich des Gesetzes, und verunehrst Gott durch Übertretung des Gesetzes.“ Also trotz des Gesetzes vermochten alle diese frommen und gesetzestreuen Männer nicht gerecht zu werden, denn nur der vermag das geistige Gesetz zu halten, der durch Mitteilung eines neuen Geistes zu einem neuen Menschen umgeschaffen wird. Nach Pauli jüdischer Theologie kann Gott nur einen gerecht gewordenen Menschen begnadigen. Aber er weiß und hat es erfahren, daß durch sein Tun kein Fleisch vor Gott gerecht wird. All die strengen Urteile, die das Gesetz ausspricht, fällt es ja über Juden. „Wir wissen, was das Gesetz sagt, sagt es denen, die es besitzen.“ Gerade aus dem Gesetze ergibt sich ein Urteil über das Judentum, wie es schroffer und vernichtender nicht gefällt werden könnte. „Es ist keiner gerecht, kein

einzigster. Es ist keiner da, der verständig wäre, keiner, der nach Gott fragte. Alle sind abgewichen, allzumal untüchtig geworden. Es ist keiner da, der Gutes täte, auch nicht einer. Ein offenes Grab ist ihre Kehle, mit ihren Zungen haben sie Trug getrieben. Schlangengift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll von Fluch und Bitterkeit, ihre Füße sind eilig Blut zu vergießen. Zerstörung und Jammer ist auf ihren Wegen und den Weg des Friedens haben sie nie gekannt. Gottesfurcht gibt es nicht vor ihren Augen." So sah es aus im Judentum; das sind die Zustände hinter den Toren des Ghetto, denn nicht eine Beschreibung der heidnischen Zustände wollen diese Worte sein, sondern das Urtheil eines Juden über die Juden auf Grund der Urtheile des Gesetzes. Sind mithin nach dem Zeugnisse des Gesetzes selbst auch die Juden nicht gerecht geworden durch das Gesetz, so kann dasselbe auch gar nicht den Zweck gehabt haben, uns gerecht zu machen, sondern es wurde gegeben, um uns zu überführen, daß wir Sklaven der Sünde sind. „Es gibt keinen Unterschied, sie haben alle gesündigt und ermangeln des Ruhms, den sie bei Gott haben sollten.“ Trostlos scheint so das ganze Menschenleben. Bei den Juden Dunkel und bei den Heiden Finsternis. Aber in diese Nacht fällt ein Lichtstrahl von oben. In dem Evangelium, das die Freudenboten bringen, reicht Gottes Gnade den Juden die Hand und auch den Heiden. Verdient haben beide den Tod, aber der Apostel bietet ihnen das Leben. Jeder, der das Evangelium gläubig aufnimmt, das Paulus bringt, der hat die Gerechtigkeit durch den Glauben, die er in Werken vergeblich suchte. Am Tage liegt, daß sie allzumal Sünder sind und daß weder der Jude das geschriebene, noch der Grieche das natürliche Gesetz in seinem Herzen zu erfüllen vermochte. „Alle haben gesündigt und ermangeln der Herrlichkeit und werden umsonst gerechtfertigt aus Gottes Gnade durch die Erlösung, die in Jesus, dem Messias, geschehen ist, welchen Gott zum Sühnopfer zuvor bestimmt hat für

die, die an ihn glauben.“ Mit seinem Tode hat Christus eine Strafe über sich genommen, die er für sich nicht hätte zu erleiden brauchen. Der Messias hat getragen, was wir mit unsern Sünden verdient haben. Damit ist der Gerechtigkeit Gottes Genüge getan, die die Sünde mit dem Tode bedroht hatte. Anteil aber haben an dieser Rechtfertigung die, die glauben, das heißt ihr Herz der Gnade Gottes öffnen. Auch das aber ist eine gnädige Gabe und Wirkung Gottes, nicht Frucht eines menschlichen Entschlusses. Der Glaube ist nicht die Bedingung unserer Rechtfertigung, sondern die von Gott geschenkte Rechtfertigung selbst. Es ist alles Gnade. Nicht einmal beten können wir von uns aus, wie es sich gebührt. Selbst darin muß der Geist uns vertreten. Des Sünders Umschöpfung nach dem Bilde des himmlischen Adam ist also ausschließlich Gottes Arbeit an unseren Herzen. Mit dem Glauben, der dem Sünder in der Wiedergeburt geschenkt wird, zieht der Friede mit Gott, die Liebe Gottes, die Gewißheit der Versöhnung im Herzen ein. Sind wir durch Gottes Gnade gerechtfertigt, so haben wir Frieden mit Gott. Auch die Werke der Gerechtigkeit, die der Gerechtfertigte nun vollbringt, sind Werke Christi, der in ihm wohnt. So wird der Mensch gerechtfertigt durch den Glauben allein ohne alle Werke. „Was das Gesetz sagt, sagt es denen, die das Gesetz besitzen, damit jedem der Mund gestopfet werde und die ganze Welt schuldverfallen sei gegenüber Gott. Denn auf Grund von Gesetzeswerken wird nimmermehr ein Mensch vor ihm gerecht gesprochen werden, und die Erkenntnis, die durchs Gesetz kommt, ist die Erkenntnis der Sünde.“ In Christus dagegen ist ganz ohne das Gesetz die Gerechtigkeit Gottes offenbar geworden, die Gerechtigkeit durch den Glauben an Christus. Er ist in seinem Blut von Gott als Sühnopfer hingestellt worden dem Glauben zugute. Gott mußte die Strafe eintreten lassen, mit der er die Sünde bedroht hatte, so verlangte seine Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit; seine Gnade aber sandte den Sohn,

damit dieser die Strafe auf sich nehme. Die sühnende, sündentilgende Kraft, die dem Blute des Opfertiers nicht nur von den Juden zugeschrieben wurde, überträgt Paulus in eminentem Sinne auf das Blut des Messias. Ein Mensch mußte zum Opfer fallen für die Sünde der Menschheit, darum erschien der Gottessohn als Mensch. Blut mußte den Zorn Gottes versöhnen, unschuldiges Blut, darum mußte der Messias gekreuzigt werden. Dieses Opfer sollte Gott mit der Menschheit versöhnen. Es kommt aber nur denen zugute, die an den Messias glauben. Diese Wirkung hat der Glaube, weil er eine Verschmelzung des Gläubigen mit Christus ist. Glauben heißt, in Christus sein, den Geist Christi in sich tragen. Dieser Glaube geht hervor aus der Verzweiflung an aller eigenen Leistung und ist ein kindliches Vertrauen auf Gottes Gnade. In ihm schenkt uns Gott einen Teil seines eigenen Wesens, die Heiligkeit und darum die Gerechtigkeit, die wir nicht durch unsere Gesetzeserfüllung uns schaffen, sondern die uns eben im Glauben geschenkt wird. Das also ist der Unterschied der Religion des Gesetzes und der Religion der Gnade. Der Jude will gerecht gesprochen werden auf Grund seiner Leistungen, die er aus eigener Kraft vollbracht hat, während Paulus die Gerechtsprechung als reine Gabe Gottes anerkennt, auf die er nach seiner Sündhaftigkeit nicht den geringsten Anspruch hatte. Der Jude handelt sittlich, wenn er tut, was das Gesetz vorschreibt. Der Christ tut Gottes Willen, weil ihn der Geist, den er in der Taufe erhalten hat, zum Glaubensgehorsam leitet. Alles Tun, das mit Angst verbunden ist, weil dem Sünder das „du sollst, du sollst“ des Gesetzes im Ohre liegt, ist dem Evangelium fremd. Der wahrhaft Wiedergeborene folgt den Impulsen des Geistes, denn er lebt im Geiste, nicht im Gesetz. Diese Rechtfertigungslehre begründet Paulus ähnlich wie im Galaterbriefe zunächst aus der heiligen Geschichte oder dem Vorbilde Abrahams, sodann aus der christlichen Erfahrung oder dem Zeugnisse des

Geistes in unserem Herzen und endlich aus der göttlichen Antithese des ersten und zweiten Adam. Zunächst beweist Abrahams Beispiel, daß wir durch Glauben gerecht werden, nicht durch des Gesetzes Werke, denn das Gesetz des Moses war noch gar nicht erlassen, als Gott Abraham erwählte, und die Beschneidung erhielt Abraham erst nach seiner Berufung als Siegel seiner Erwählung, nicht als Bedingung derselben. War er so schon vor diesem Siegel erwählt, so ist der Abraham in der Vorhaut der Vater der gläubigen Heiden und der beschnittene Abraham der Vater der gläubigen Juden, aber nur der Glaube ist es, der Heiden und Juden zu Kindern Abrahams und Erben der Verheißung macht. Die Vorhaut ist nichts und die Beschneidung ist nichts, sondern allein der Glaube. Hätte Abraham um seiner Werke willen die Verheißung erhalten, so würde die Schrift nicht von Zurechnung reden, sondern von Lohnzahlung. So preist auch David die selig, denen Gott die Sünden nicht anrechnet. Also um Belohnung unserer Wertgerechtigkeit handelt es sich nicht, sondern um Gottes Wohlgefallen. Daß Abraham der Verheißung glaubte, trotz seines hohen Alters von nahezu hundert Jahren werde er ein Vater vieler Völker werden, war der Grund von Gottes Gnade. „Obgleich er wohl bedachte, wie sein Leib erstorben war (stand er doch fast im hundertsten Lebensjahre), und wie erstorben war der Mutterleib der Sara, gab er doch Gott die Ehre und war überzeugt, daß Gott stark genug sei zu erfüllen, was er verheißten habe. Darum wurde es ihm angerechnet zur Gerechtigkeit.“ Daß diese Argumentation sich an beschnittene Judenchristen richtet und nicht an römische Stadtbürger, ist klar. Heidenchristen hätten für diese Spekulationen über die Vorhaut Abrahams und den Mutterleib Saras nur Spott gehabt. Den von Rabbinen erzogenen Judenchristen aber waren solche Spekulationen nichts Neues. Bewiesen die Rabbinen doch, daß Esau kein Unrecht geschehen sei durch den Verlust seines Geburtsrechts, da im Mutterleibe der Rebekka der

zuerst erzeugte Jakob hinten lag und darum später das Licht der Welt erblickte, obwohl er der Ältere war. Für Juden also hatten solche Spekulationen nichts Anstößiges. „So halten wir dafür, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde ohne des Gesetzes Werke.“ Wäre die Verheißung an die Erfüllung des Gesetzes gebunden, so wäre sie zum Spott gegeben, denn niemand konnte es je erfüllen. „Abraham glaubte und das ward ihm zur Gerechtigkeit gerechnet.“ Wie Abraham glaubte an die Lebenskraft der bereits erstorbenen Glieder und dafür erwählt wurde, so wird uns die Gerechtigkeit zugerechnet, so wir glauben an den, der unsern Herrn Jesus von den Toten auferweckt hat (also auch den aufleben ließ, der erstorben schien), welcher um unserer Fehler willen ward dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Für Gottes Gerechtigkeit hätte Jesu Tod genügt, aber um unserem Glauben zu Hilfe zu kommen, fügte Gott das Wunder der Auferstehung hinzu.

Demnächst tritt neben den Schriftbeweis unser christliches Bewußtsein, das weiß, daß uns durch den Glauben die Gnade gekommen ist. „Sind wir gerechtfertigt aus dem Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus, durch welchen wir auch den Zugang empfangen haben zu dieser Gnade, darin wir stehen und rühmen uns wegen der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes. Nicht allein das, sondern wir rühmen uns auch der Trübsale.“ In schöner Steigerung schildert Paulus, wie der Weg des in Christo Wiedergeborenen von Station zu Station aufwärts führt. Auch die Trübsal ist Gegenstand unseres Rühmens, „weil wir wissen, daß die Trübsal Geduld wirket, die Geduld aber wirket Bewährung, die Bewährung wirket Hoffnung und die Hoffnung läßt nicht zuschanden werden“. So hat er zum zweiten aus der Seelenverfassung des Gläubigen bewiesen, daß der Glaube selig macht, denn durch den Geist, der uns gegeben wurde, ist die Liebe Gottes ausgegossen in unsere Herzen.

Zum dritten erweist Paulus den Satz, daß wir durch den Glauben an den himmlischen Menschen zur Seligkeit geführt werden aus der Analogie der Gnadenwirkung des zweiten Adam mit der Sündenwirkung, die von dem ersten Adam ausging. Der zweite Adam ist das Gegenbild des ersten Adam, also muß er ebenso das Heil bringen, wie der erste Adam das Unheil brachte. „Gleichwie durch den Ungehorsam des einen Menschen die vielen als Sünder hingestellt wurden, also werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen als Gerechte hingestellt werden. Das Gesetz aber ist neben gekommen, auf daß der Fehl mächtiger würde; wo aber die Sünde mächtig gewesen ist, da ist die Gnade überreich geworden, auf daß, gleichwie die Sünde geherrscht hat im Tode, also auch die Gnade herrsche durch die Gerechtigkeit zum ewigen Leben durch Jesus Christus unsern Herrn.“ Wenn wir uns nun auf die Gnade Christi verlassen, so ist dabei nicht die Meinung, auf ihr auszuruhen und in der Sünde zu beharren. Unser alter Mensch ist gekreuzigt, auf daß der Leib der Sünde vergehe, damit wir hinfort der Sünde nicht dienen. „Also achtet auch ihr euch tot für die Sünde, aber lebend für Gott in Christus. Es herrsche also die Sünde nicht in euerem sterblichen Leibe, seinen Lüsten Gehorsam zu leisten. Auch gebet nicht der Sünde euere Glieder hin zu Waffen der Ungerechtigkeit, sondern gebet euch selbst Gott hin als die aus Toten Lebendige geworden sind“¹⁾. „Was

¹⁾ Daß Paulus hier in Kontinuität der rabbinischen Theologie spekulierte, zeigen die Parallelen des Alten Testaments und der Apokryphen. Sirach 25, 24 schiebt die Schuld nicht Adam, sondern Eva zu. „Von einer Frau stammt der Anfang der Sünde her und um ihretwillen sterben wir alle.“ Die Weisheit Salomonis sagt 2, 24: „Durch den Reiz des Teufels (der Schlange) kam der Tod in die Welt.“ Im vierten Esrabuch 7, 11 ff. heißt es: „Ach Adam, was hast du getan? Als du sündigtest, kam dein Fall nicht auf dich, sondern auch auf deine Nachkommen, denn was hilft es uns, daß uns die Ewigkeit versprochen ist, wenn wir Werke des Todes getan haben.“ Wie Gott viele wertlose Steine schuf, die

Römer 8, 12 vorträgt," sagt Jülicher¹⁾, „ist eine großartige Geschichtsphilosophie. Zuerst eine Periode der Sünde, des Elends und der Not, die Menschheit durch ihre Schuld immer tiefer in Unseligkeit versinkend, dann ein Eingreifen der Gnade von oben. Durch eine Liebestat ohnegleichen, die aber auch das Werk eines Menschen ist, eröffnet sich ein Zugang zu Gerechtigkeit, Friede und Leben; und so fest wie die Sündenwelt durch die Gemeinschaft des Fleisches mit dem Urvater der Sünde, Adam, zusammenhängt, ebenso fest hängt die Schar der Christusgläubigen mit ihrem Führer und Stifter durch die Gemeinschaft des Geistes zusammen. Die Abwärtsbewegung hat der umgekehrten Platz gemacht, wo alles aufwärts führt, zurück zu den göttlichen Ursprüngen, zum Urzustand!“ Damit ist das Mysterium der neuen Religion klar und deutlich beschrieben. Es ist die Lehre vom neuen Menschen. Wie der erste Stammvater durch seinen Sündenfall seine Nachkommen dem Verderben überantwortet, so schafft der Messias in uns einen neuen Menschen, der zur Seligkeit bestimmt ist. Pauli Messias ist also nicht ein neuer David, der ein jüdisches Königtum bringt, sondern ein neuer Adam, nach dessen Bild wir umgeschaffen werden zu einer neuen Kreatur. Gottes Sohn muß in uns Gestalt gewinnen, dann sind wir Gottes Kinder. Damit ist von selbst der Gedanke ausgeschlossen, daß die Abschaffung des Gesetzes die sittliche Ungebundenheit bedeute, wie die Gegner Pauli Lehre nachsagen. Der Gnadenstand bedeutet erst recht eine innere Gebundenheit. Der Tod ist der Sünde Sold, Gottes Gnadengabe aber ist ewiges Leben in unserem Herrn Jesus Christus (6, 23). Ob du unter der Gnade stehst, kannst du nur daran erkennen, daß du in einem neuen Leben

weggeschüttet werden, und wenig Gold, so wird die breite Masse der Menschheit dem Verderben überlassen. Ebenda 9, 49. Weitere Stellen bei Bouffet, Religion des Judentums, S. 388 f.

¹⁾ Jülicher im Neuen Testament von Joh. Weiß, 2, 25 f.

wandelst. Daß das Gesetz die Menschen nicht in einen Gott wohlgefälligen Zustand brachte, liegt in dem Verlauf der Geschichte klar vor Augen, Paulus weiß aber auch aus Erfahrung, daß das Gesetz die Sünde nur reizte und vermehrte. Adam hätte die Frucht am Baume der Erkenntnis nicht so verlockend gefunden, wäre sie ihm nicht verboten worden. So ging es auch Paulus. Wenn die Sünde in ihm zur Ruhe gekommen war, sprach das Gesetz: „Laß dich nicht gelüsten“, und alsbald war die sündige Lust wieder da. Der Apostel begnügt sich aber nicht¹⁾, diese psychologische Wahrnehmung festzustellen, sondern er führt sie auf eine göttliche Veranstaltung zurück. Vom Standpunkt seines Monergismus muß er alles, was ist, aus Gottes Willen ableiten. Wenn das Gesetz unsere Lust reizt, so sollte es eben nach Gottes Willen nicht Sünde verhindern, sondern Sünde wirken. Es sollte sich keiner seiner Tugend rühmen können, Christus sollte nicht überflüssigerweise sterben, sondern das Heil sollte lediglich aus Gnaden kommen und durch Christi Tod; so ist das Gesetz nicht gegeben, um Leben zu schaffen, sondern um uns immer tiefer in Sünde zu verstricken, damit es sich auch verlohne, daß der Gottessohn starb. Um unser Sündenbewußtsein zu entwickeln und unsere Ohnmacht zu erweisen, mußte das Gesetz immer neue Sünden hervorrufen. Freilich liegt da die Frage nahe: Hat Gott das Gesetz gegeben, damit wir es übertreten? Ist das, was in uns Böses veranlaßt, nicht auch selbst böse? Für Schriftgelehrte, denen Israels Vorzug vor den Völkern gerade auf dem Gesetz beruhte, die das Gesetz, wie später die Christen die Kirche, als ewigen Gedanken Gottes, als Aon, unter die himmlischen Wesen versetzten, mußte diese Theorie vom Gesetze wie Lästerung klingen. Auch lenkt Paulus ein: „Das sei ferne,“ sagt er. „Das Gesetz an sich ist heilig, recht und gut,“ aber der Mensch ist unter die Sünde verkauft, deren treibende Kraft durch das Verbot geweckt

¹⁾ Vgl. Clemen, Paulus 2, 89.

und gereizt wird. Eine grüblerische Selbstbeobachtung spricht aus Pauli Geständnis, daß das Gesetz ihn nicht besser, sondern schlechter machte. Sobald das Gesetz sprach: „Laß dich nicht gelüsten“, war die Lust wieder da. Gott aber hat diesen Weg eingeschlagen, uns durch Sünde zur Gnade reif zu machen, damit der Mensch durch Erfahrung des Bösen den Wert des Guten erkennen lerne. Darum mehrte Gott durch seine Verbote die sündige Gier, damit die Erfahrung des Sündenelends das Heilsverlangen hervorrufe. So hat das Gesetz die Absichten Gottes gefördert und dem Heile gedient. Es war der Zuchtmeister auf Christus hin. Das Gesetz also ist gut, der der schlecht ist, bin ich. „Denn was ich tue, weiß ich nicht, denn nicht was ich will, tue ich, sondern was ich hasse, das tue ich. Wenn ich aber, was ich nicht will, das tue, so willige ich ein, daß das Gesetz gut ist. Jetzt aber tue nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt. Denn ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt. Denn das Wollen habe ich wohl, nicht aber das Vollbringen des Guten. Denn Gutes, das ich will, tue ich nicht, sondern Böses, das ich nicht will, das tue ich. So ich aber, was ich nicht will, das tue, so tue dasselbige nicht mehr ich, sondern die Sünde, die in mir wohnt. So finde ich nun das Gesetz, daß mir, der ich das Gute tun will, das Böse anhänge. Denn ich habe Lust an dem Gesetze Gottes nach dem inwendigen Menschen; ich sehe aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, das widerstreitet dem Gesetze meiner Vernunft, und mich gefangen nimmt in der Sünde Gesetz, welches in meinen Gliedern ist.“ Die Tragödie einer nach dem Guten vergeblich ringenden Menschenseele ist wohl nie ergreifender vorgeführt worden als in diesem Geständnisse eines Mannes, der darauf verzichtet hat, sich selbst zu täuschen. Er tut, was er selbst nicht billigt, so ist nicht er der Täter, sondern die in ihm wohnende Sünde. Sie zwingt ihn, und daß sein Geist gegen ihre tyrannische Herrschaft reagiert, macht

ihn nur doppelt elend. So kommt er zu dem Aufschrei sittlicher Verzweiflung, der durch die Jahrhunderte gellt: „Ich elender Mensch, wer wird mich erretten von dem Leibe dieses Todes?“ Zur Wirklichkeit bringt es nur das Böse, das Gute möchte der Mensch tun, aber in seinen Gliedern wohnt ein anderes Gesetz, das nimmt ihn gefangen in der Sünde Gesetz, daß er nicht tut, was er möchte. „Wie riesige Personen,“ sagt Jülicher, „agieren vor uns Fleisch, Sünde, Tod. Das Ganze hat einen Stich ins Mythologische.“ Die Sünde ist eine Riesengestalt, mit der unsere guten Vorsätze vergeblich ringen. Soll es nun ewig bei diesem Zwiespalte bleiben? Es müßte kein Gott im Himmel sein, wenn er so heißen Gebeten taub bliebe! Nein, es ist noch eine Hilfe: „Ich danke Gott durch Jesus Christus unsern Herrn.“ „Sieh, dazu mußte Christus leiden, damit du könntest selig sein.“ Er hat die Sünde auf sich genommen, die uns erdrückte. An denen, die in Christo Jesu sind, ist nichts Verdammliches mehr. „So der Geist dessen, der Jesum vom Tode auferweckt hat, in euch wohnt, so wird er auch euere sterblichen Leiber lebendig machen durch seinen in euch wohnenden Geist.“ Gemeint ist das nicht als Auferstehung des Fleisches im gemeinen Sinn, die bei der Vorstellung, die Paulus mit dem Fleische verknüpft, nur eine Erneuerung des alten Elends wäre, sondern aus der Taufe des Gläubigen geht hervor ein Leib, in dem der nunmehr in ihm wohnende Geist Christi die Kraft der Sünde niederhält. Wer auch jetzt noch nach Fleisches Art leben wollte, auf den wartete der Tod. „Wenn ihr dagegen durch den Geist die Werke des Leibes tötet, werdet ihr leben. Die der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder.“ „Ihr werdet leben,“ darf Paulus den Seinen zurufen, weil durch den Tod Christi am Kreuze auch ihr Fleisch mit dem seinen und in dem seinen getötet ist, denn was Christo geschah, geschah all seinen Gläubigen. Das bezeugt auch der Geist, den sie erhalten haben, der in Gott nicht mehr den strafenden Richter sieht, sondern

den liebenden Vater. „Denn ihr habt nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, um euch abermal zu fürchten, sondern ihr habt einen Geist der Kindschaft empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, Vater!“ Sind wir durch Vereinigung mit dem Geiste des Sohnes Gottes gleichfalls Gottes Kinder geworden, so sind wir auch Erben der Seligkeit und diese Aussicht tröstet Paulus für allen Druck des sterblichen Leibes und alle Plagen seines gehezten Lebens. „Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nichts bedeuten gegen die Herrlichkeit, die künftig an uns geoffenbart werden soll. Das sehnstüchtige Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn der Nichtigkeit ist die Kreatur unterworfen, nicht mit Willen, sondern um dessen willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung hin, da auch die Kreatur gemeinsam seufzet und in Wehen liegt bis heute; nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir des Geistes Erstlinge haben, auch wir seufzen bei uns selbst und warten auf die Kindschaft, nämlich auf unseres Leibes Erlösung.“ Eine Vorstellung voll Schwermut und Poesie! Durch seinen Fall hat der Mensch als König aller Kreaturen alle Kreatur hineingerissen in sein Elend. Auch sie wurde dem Tode, dem Gesetze der Endlichkeit unterworfen. „Paulus¹⁾ hört draußen in der Natur, auf hohen Bergen wie in stürmender See, beim Wandern durch Blüthenhaine wie in der trostlosen Einsamkeit der Wüste immer nur eine Stimme; nicht etwa wie wir Lebensfreude, Jubel, Kampflust, nein bloß: „Hüter, ist die Nacht bald hin?“ Er neigt sein Ohr teilnehmend zu der Kreatur hernieder und hört da erklingen, was in Wirklichkeit aus seiner Brust herauftönt, das Seufzen nach Erlösung.“ So hofft er, auch die unmündige Kreatur wird teilhaben an der Erlösung des Menschen, wie sie an den Folgen seines Falles teilhatte; sie wird wieder so sein, wie sie im

¹⁾ Jülicher, Neues Testament von Weiß, 2, 53.

Paradiese aus den Händen Gottes hervorgegangen war, als Gott sprach: „Es ist alles sehr gut.“ Aber auch Paulus selbst kennt Stunden des Seufzens, Stunden der geistigen Trockenheit, in der die Quelle in ihm kein Wasser geben will. Dann muß der Geist seiner Schwachheit aufhelfen. „Denn, was wir beten sollen, wie es sich gebührt, wissen wir nicht, aber der Geist selbst tritt dafür ein mit unaussprechlichem Seufzen.“ Weltschmerz und Lebensschmerz fließen so in Pauli Betrachtungen ineinander. Zu beidem hat er Grund genug, aber wie stark er den Druck der Endlichkeit empfindet, seine Seele ist still, sie ruht in Gott. Die jüdische Frömmigkeit war ewige Gesetzesangst — „nun haben wir Frieden in Gott“. „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen . . . Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal und Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Gefahr, oder Schwert? . . . In dem allem überwinden wir weit durch den, der uns geliebet hat, denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Macht, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Hohes noch Tiefes, noch irgendeine andere Kreatur uns wird scheiden können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ Diese Begnadigten sind aber die von Ewigkeit her zum Heile Vorherbestimmten, die Gott nach seiner freien Gnade erwählt hat. „Welche er zuvor erkannt hat, die hat er auch berufen, und welche er berufen hat, die hat er auch gerechtfertigt; welche er aber gerechtfertigt hat, die hat er auch verherrlicht.“ Durch diese Ausführungen ist der Römerbrief die Haupturkunde der Prädestinationslehre. Die große Masse der Menschen verbleibt dem Verderben, das der einzelne wegen seiner Sünde verdient. Nur eine Minderheit, die nach dem Bilde des zweiten Adam umgeschaffen ist, wird errettet, nicht weil sie weniger Sünder waren als die andern, sondern weil Gott aus freier Gnade ihnen die Wiedergeburt gewährte, die Gottes

eigene Tat, ein absolutes göttliches Wunder, eine neue Schöpfung ist. Denn auch der Glaube, durch den der Sünder in die Gemeinschaft mit Christus eintritt, ist nicht sein Werk, sondern das des Geistes Gottes, der ihnen durch seine Gnade geschenkt ward. „Gott hat vor Erschaffung der Welt einzelne bestimmt, Brüder Christi, Kinder Gottes zu werden¹⁾.“ So weiß Paulus, daß er von Mutterleib an ausgesondert war zum Apostel. Daß schon mit unserem Eintritte in die Welt die Würfel über uns geworfen waren, ist ein furchtbarer Glaube und ganz ohne Abzug konnten nur Fanatiker der Logik, wie Calvin und seine Schüler, ihn sich aneignen, aber wie Calvin, so findet auch Paulus diesen Gedanken nicht grausam, sondern tröstlich. Gerade, daß alles freies Geschenk Gottes ist, nichts des Sünders eigenes Werk, gibt Paulus die feste Heilsgewißheit. „Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? Er, der seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns alle in den Tod gegeben hat, wie sollte er uns nicht mit ihm alles schenken?“ Die Lehre von der Vorherbestimmung ist ihm nicht erdrückend, sondern sie richtet ihn auf und gibt ihm einen Halt, auf den er sich stützt. Wer bei Damaskus vom Himmel her persönlich durch Christus angerufen wurde, der kann nicht mehr fragen, ob er berufen sei? Im Gegenteil läßt seine Gewißheit der Erwählung ihn einen Triumphgesang anstimmen, voll Zuversicht und Siegesfreude. „Wer will klagen gegen Gottes Auserwählte? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist es, der gestorben, ja vielmehr auferweckt ist, welcher auch ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Verfolgung? Oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? Gleichwie geschrieben steht: Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag, wurden wir geachtet wie Schlacht-

¹⁾ Wernle, Die Anfänge unserer Religion. S. 201 f.

schafe. Aber in dem allem überwinden wir weit durch den, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel, noch Mächte, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendeine andere Kreatur, uns wird scheiden können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ Wenn nun aber diejenigen, auf die die Verheißung sich bezog, nicht die Juden sind, sondern die von Ewigkeit her Erwählten, die Nachfolger Abrahams im Glauben, so war es nur konsequent, wenn die späteren Pauliner, der vierte Evangelist, der Verfasser des Barnabasbriefes und Marcion leugneten, daß die Juden das erwählte Volk seien. Der Standpunkt des Paulus, schließlich werde die Verheißung sich in der Weise erfüllen, daß die Juden sich noch bekehren, wurde von der konsequenteren Meinung verdrängt, daß die Juden niemals eine Verheißung besessen hätten, sondern was den Erwählten galt, bezogen sie mit Unrecht auf sich. Dagegen sind die Glieder der Gemeinschaft für Paulus die berufenen Heiligen. Sie sind erwählt. „Welche er berufen hat, die hat er gerechtfertigt und verherrlicht.“ Somit ist jeder Christ erwählt zum ewigen Heil. „Jeder, der an ihn glaubt, wird nicht zuschanden werden.“ Daß alle andern verloren gehen, bekümmert Paulus nur, wenn sie Juden sind. Darin liegt nicht nur ein Stück antiker Härte, sondern auch immer noch ein Stück jüdischer Verachtung für die Völker. Sie sind eine massa perditionis, ein fonds perdu, den Gott hingibt, um an den Erwählten seine Zwecke zu erreichen. Durch diese Lehre von der Gnadenwahl ist der Römerbrief für das Dogma der Protestanten nicht weniger wichtig geworden als die Sammlung der Sprüche Jesu — und doch welch ein Unterschied zwischen den beiden Quellen der Kirchenlehre! Bei Jesus ein Garten, in dem Blume neben Blume, Blüte neben Blüte duftet, bei Paulus ein Lavafeld, das von gewaltigen Revolutionen berichtet und doch den fruchtbarsten Boden für eine neue Pflanzung

abgibt. Der Mann, der auf diesen Trümmern philosophiert, konnte Heilige steinigen, schuldlose Menschen in den Kerker schleppen, und als durch das Übermaß der Umschlag in seinem Gemüt eintrat, da riß der Himmel und der Menschensohn gab ihm aufs neue den Auftrag, die Welt an allen vier Enden in Brand zu stecken. Wie Jesu Antlitz das Bild des Friedens ist, so ist das des Paulus voll kaum verharrschter Narben, Zeugen schwerer Kämpfe. Dort hieß die Losung: „Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen,“ hier ein Aufschrei, die Erde breche und der Himmel stürze ein, ein Schmettern der Posaune, daß die Toten in ihren Gräbern erwachen. Beide Weisen wechseln fortan in dem langen Liede, das durch viele Jahrhunderte hindurch die Kirche der armen Menschheit sang, um die Guten zu trösten, die Sünder zu schrecken. Die sanfte Stimme ist die Bergrede, die Posaune der Römerbrief, der paulinische Text aber lautet: „Die Gerechtfertigten haben Friede mit Gott; Trübsal aber und Angst über die Seelen der Menschen, die Böses tun.“ Das war eine Gotteserfahrung, über die gepredigt werden kann, solange sündige Menschen über diese Erde wandeln.

Man hat stets empfunden, daß mit Kapitel neun der Römerbrief aus dem Tone abstrakter Lehrentwicklung in den Ton persönlichster Ergriffenheit übergeht, wenn Paulus versichert, daß er große Betrübniß und Schmerzen über das Schicksal seiner jüdischen Brüder empfinde. Das Haus, in dem die Christen in Korinth ihren Gottesdienst abhielten, stieß an die Synagoge (Apg. 18, 7). Unter Pauli Augen versammelten sich die rechtgläubigen Judenfamilien zu den Gebetsstunden in der Schule. Noch ist die Inschrift im Museum zu Korinth zu sehen, die über der Türe stand, durch die die Juden in ihr Bethaus schlüpften¹⁾. Angesichts dieser Wanderer zur Synagoge begreift sich die persönliche Erregung, mit der Paulus versichert, kein Opfer

¹⁾ Deißmann, Licht aus Osten. S. 9.

würde ihm zu groß sein, um sein Volk vor dem Schicksal der Verwerfung zu bewahren, und er weiß, daß die römischen Judenchristen, an die er schreibt, seinen Schmerz über das Schicksal Israels teilen. So ist an diesem Abschnitt das erste, was uns ein warmes Interesse abgewinnt, der persönliche Anteil, den Paulus an dem Schicksal seines Volkes nimmt. Er läßt uns in eine Falte seines Herzens sehen, in der sich sein stiller Gram über das Los Israels birgt. „Brüder, das Wohlgefallen meines Herzens und mein Gebet zu Gott ist für ihr Heil. Denn ich gebe ihnen das Zeugnis, daß sie für Gott eifern aber mit Unverstand. Denn da sie die Gerechtigkeit Gottes nicht erkannten, sondern ihre eigene aufzurichten trachteten, haben sie sich der Gerechtigkeit Gottes nicht unterworfen.“ Aber auch über die Verirrten hat Gott Gedanken des Friedens. „Gott hat sein Volk nicht verstoßen, welches er zuvor erkannt hat. Oder wisset ihr nicht, was die Schrift von Elia sagt? Wie er vor Gott tritt wider Israel, und spricht: ‚Herr, deine Propheten haben sie erwürgt und deine Altäre haben sie eingerissen, und ich bin allein übrig geblieben, und sie trachten danach, daß sie mir mein Leben nehmen.‘ Aber was sagte ihm die göttliche Weisung? Ich habe mir übrig bleiben lassen siebentausend Mann, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal. Also ist nun auch in der jetzigen Zeit ein Rest übrig geblieben nach Auswahl der Gnade.“ Also ein Rest wird gerettet werden, wie auch Jesaja geweissagt hat, aber nicht durch Gesetzeswerke, sondern nach Gottes Erwählung. Israel hat nur getan, was ihm durch den ewigen Ratschluß Gottes verhängt war. Noch ehe die Kinder der Rebekka etwas Gutes noch Böses getan hatten, stand Gottes Ratschluß fest: „Jakob habe ich geliebet, aber Esau habe ich gehaßt.“ Diejenigen, die nur dem Fleische nach von Abraham stammen, sind nicht die Abrahamiden, denen die Verheißung galt, sondern die sind es, die Gott aus freier Gnade zum Heile bestimmt hat. „Was sollen wir nun sagen? War Gott ungerecht? Das sei ferne . . .“

„Wird auch ein Werk zu seinem Meister sagen: Warum machest du mich also? Oder hat nicht der Töpfer Macht über den Ton aus demselben Teige zu machen ein Gefäß zur Ehre, das andere aber zur Unehre?“ So spricht Gott schon bei Hosea: „Nicht mein Volk will ich berufen zu meinem Volke“ und Jesaja verkündet: „Nur ein Rest wird gerettet werden.“ Wie diese Überzeugung, daß unsere Befehrung nicht Ergebnis unserer Wahl und Willkür sei, bei Paulus zusammenhängt mit seinem Erlebnis von Damaskus, ist nicht zu verkennen und ist auch nie verkannt worden. Mit der Führung der Völker ist es aber nicht anders. „Was sollen wir sagen? Daß Heiden, die Gerechtigkeit nicht erstrebten, Gerechtigkeit erlangt haben, aber eine solche Gerechtigkeit, die aus Glauben kommt. Israel aber, welches das Gesetz der Gerechtigkeit erstrebte, kam nicht zum Gesetze der Gerechtigkeit. Warum? Weil sie sie nicht erstrebten aus Glauben, sondern aus Werken.“ Auch ist es gar nicht an dem, daß die Verheißung Gottes zuschanden geworden wäre durch die Ausdehnung des messianischen Heils auf die Heiden. Diese Verheißung bezog sich von vornherein nur auf die, die Gott nach seinem ewigen Ratschlusse zum Heil erwählt hatte. Gottes Zusage bleibt nicht aus, sondern sie erfüllt sich; denn nicht die fleischliche Abstammung von Abraham sollte entscheiden, sondern Gottes Gnadenwahl. So ist Römer 9 die grundlegende Schriftstelle für die Lehre von der Prädestination.

Für das Verständnis des Römerbriefs ist dieser Abschnitt besonders wichtig, weil er zeigt, daß Paulus als Leser geborene Juden vor sich hatte. Trost über die zeitweise Verstockung Israels hatten die Judenchristen nötig, nicht die Heidenchristen. Auch die Frage: Kommt die Rechtfertigung aus dem Gesetz oder aus dem Glauben? ist sicher nicht an Heiden gerichtet, die das Gesetz nicht haben, sondern an Judenchristen, die sich noch immer von ihrer Anbetung des Gesetzes nicht losmachen können. Die Versicherung, daß es nicht Gleichgültigkeit gegen sein Volk

war, wenn er das Evangelium auch den Heiden anbot, gibt er gleichfalls geborenen Juden, die mit Kummer sehen, wie ringsum in den christlichen Gemeinden die heidnisch Geborenen die Judenchristen überflügeln. Paulus, der dazu selbst beigetragen hat und den man dafür verantwortlich macht, schwört darum, er gäbe gern sich selbst hin, um Israel zu retten. „Wahrheit sage ich in Christus, ich lüge nicht, indem mein Gewissen mir Mitzeuge ist im Heiligen Geiste, daß ich große Betrübnis und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe, denn ich würde wünschen, selbst verbannt zu sein von Christus für meine Brüder, meine Verwandten nach dem Fleisch!“ Einerseits bekämpft Paulus also die düsterhafte Meinung der Synagoge, als ob das Reich Gottes den geborenen Juden allein bestimmt sei, anderseits tröstet er die römischen Judenchristen, die Aufnahme der Heiden bedeute nicht dauernde Verstoßung Israels. Das Eingehen der Heiden in das Reich wird im Gegenteil die Juden antreiben, sich doppelt zu beeifern, und so werden schließlich beide gerettet werden. Letztes Ergebnis dieser Krisis kann nur die Verwirklichung der Ratschlüsse Gottes sein, der Gedanken des Friedens für alle hat. Paulus selbst nennt das ein Geheimnis, das Gläubigen und Ungläubigen unbekannt, ihm durch göttliche Offenbarung enthüllt ist. Über die Lage von heute hinweg weissagt er im Geiste, daß wenn die Vollzahl der Heiden sich bekehrt habe, dann auch Israel zurückkehren werde zu den Hütten seines Gottes. Ist Israel jetzt die Nichtgeliebte, so wird es dann wieder die Geliebte werden, wie Hosea verheißt. Und wenn er bedenkt, daß gerade die Zulassung der Heiden auch die Juden veranlassen wird, das Heil zu ergreifen, so bricht er in den Ruf der Bewunderung aus: „O welche Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie gar unergründlich sind seine Gedanken und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt oder wer ist sein Ratgeber geworden?“ So wird der harte Ratschluß Gottes, der eine zeitweilige

Verstockung über Israel verhängte, auf einen Heilsrat zurückgeführt, der die schließliche Beseeligung aller zum Ziele hat.

Daß diese Erörterung in erster Reihe geborene Juden im Auge habe, ist klar. Heidenchristen in Rom brauchten darüber, welches Los der Judenschaft in Jerusalem und der Diaspora harre, keinen Trost; jüdische Tränen hat er zu trocknen, jüdischen Unmut zu beschwichtigen. Aber auch die einzelnen Argumente richten sich an Jüdenchristen. „Ich rede ja zu Gesezeskundigen,“ sagt Paulus 7, 1, und er hat dabei das jüdische Recht im Auge, unter dem seine Leser stehn. „Die verheiratete Frau ist durch das Gesetz an den Mann für seine Lebenszeit gebunden. Demgemäß heißt sie bei Lebenszeit des Mannes Ehebrecherin, wenn sie einem andern Manne zu eigen wird.“ Das traf für Jüdinnen zu, nicht für Römerinnen, die zu Lebzeiten ihres ersten Mannes einen zweiten und dritten Mann nehmen durften, wenn sie nur geschieden waren. Auch wenn Paulus (7, 6) das Gesetz den alten Buchstaben nennt, hat er nicht das ungeschriebene Gesetz der Heiden im Sinn, sondern das geschriebene des Judentums. Spekulationen über die Vorhaut des Abraham und den Mutterleib der Sara würden bei den Mitbürgern des Seneca und Petronius nur Spott hervorgerufen haben, wie sich Paulus den Korinthern und Macedoniern gegenüber derselben auch völlig enthielt, dagegen für Insassen des römischen Ghetto, die an diese orientalische Bildersprache gewöhnt waren, hatten sie nichts Anstößiges. Die an das Alte Testament anknüpfende Voraussetzung des Briefes ist überall, daß es ein Volk der Erwählten gebe, nur daß dasselbe nicht ausschließlich unter den Beschnittenen zu suchen ist. Für heidnisch Geborene wären diese Reflexionen zum Teil überflüssig, zum Teil unverständlich. Man hat freilich aus der Bemerkung 6, 21, daß die Römer früher Dinge getrieben hätten, deren sie sich jetzt schämten, beweisen wollen, daß sie früher Heiden gewesen sein müßten. Aber 7, 5 heißt es: „Als wir im Fleische waren, da wirkten die sünd-

haften Leidenschaften, wie sie durch das Gesetz kommen, in unsern Gliedern"; Paulus redet also von Sündern, die einst unter dem Gesetze standen. Auch hatte er 2, 1 ausdrücklich gesagt, daß der richtende Jude dasselbe tue wie der Heide, den er verdammt, und wer die Beschreibungen kennt, die Juvenal und Martial von den römischen Juden machen, wird nicht zweifeln, daß das wörtlich wahr ist. Entscheiden muß auch hier der Zusammenhang im ganzen. Läßt man einzelne, offenbar später eingetragene Stellen, wie die Selbstbezeichnung Pauli als Heidenapostel 11, 13. 1, 5. 13 f. beiseite, so ließt sich der Brief wie ein Plaidoyer vor jüdischen Richtern. Schon die abschreckende Schilderung der Laster der Heiden im Eingang hatte nur die Absicht, an der Ungerechtigkeit der Heiden den Juden ihre eigene Sünde zum Bewußtsein zu bringen. Der Mensch, der die Heiden verurteilt (2, 1), ist unbestreitbar der jüdische Leser. Wenn Paulus 2, 10 betont, daß das Heil den Juden zuerst und dann erst den Griechen bestimmt sei, so ist das eine Verbeugung vor Judenchristen; ihnen läßt er den Vortritt, was er heidenchristlichen Lesern gegenüber sicher nicht täte, denn er ist ein frommer, aber auch ein sehr kluger Briefsteller. Legen wir uns bei jedem Abschnitt die Frage vor, hat Paulus hier Heidenchristen oder Judenchristen im Auge? so wird man nur da, wo er die Heiden ausdrücklich anredet (11, 13), an solche denken. Schon im Gruße verrät es sich, daß Paulus an Judenchristen schreiben will. Daher das geßiffentliche Einflechten von hebräischen Vorstellungen, wie wir es sonst nicht bei ihm finden. „Paulus, Knecht Jesu Christi, ausgesondert zum Evangelium Gottes, welches Gott zuvor verheißten hat durch seine Propheten in heiliger Schrift von seinem Sohne, geboren aus dem Samen Davids nach dem Fleisch" usw. In diesem Hervorheben der Vorherverkündigung der Propheten und der davidischen Abstammung Jesu liegt offenbar eine Anknüpfung an jüdische Lieblingsvorstellungen, wie sie einer heidenchristlichen Gemeinde gegenüber zwecklos wäre und auch

nirgend in einem an Heidenchristen adressierten Brief vorkommt. Weiterhin bewegt sich der ganze Brief in Schriftbeweisen, die eine heidenchristliche Gemeinde gar nicht hätte verstehen können. Er ist durch und durch rabbinisch. Auf Grund von alttestamentlichen Zitaten von Stein zu Stein tretend erreicht Paulus sein Ziel wie Rabbi Hillel oder Schammai. Einer heidenchristlichen Gemeinde konnte Paulus solche Schriftkenntnis nicht zutrauen und dieser Schriftbeweis hätte für sie wenig Überzeugendes gehabt. Nur Judenchristen gegenüber konnte Paulus (4, 1) schreiben: „Was sollen wir sagen, daß unser Vorrater Abraham gefunden habe nach dem Fleisch?“ Für die Römer Titius und Gajus ist Abraham nicht ihr Vater und Sara nicht ihre Mutter. Dazu hätte Heidenchristen gegenüber der größere Teil des Briefs keinen Zweck. Wem muß bewiesen werden, daß das Heil nicht aus dem Gesetz komme, sondern aus dem Glauben? Das war nicht gebornen Heiden zu beweisen, die das Gesetz nicht haben, sondern Juden, die gewohnt sind, ihr Gesetz als Bedingung des Heils zu betrachten. Wem hat Paulus die heilige Versicherung (Kap. 9 u. 10) abzugeben, daß er kein Feind der Juden sei, daß er ihre hohe Vorzüge wohl kenne, ihre Kindschaft, die Glorie der Theophanien, die Bündnisse, die Verheißungen, die Patriarchen? Doch gewiß nicht den Heidenchristen, denen es gleichgültig war, ob die Juden Privilegien voraus haben vor den andern Völkern oder nicht. Wohl aber hat er eine solche Apologie nötig gegenüber von Judenchristen, denen man gesagt hat, Paulus wolle Israel um seine Verheißungen bringen, indem er das messianische Heil auf die Heiden übertrage. Wem muß Paulus ferner mit Ausbietung aller Schriftbeweise dartun, daß nicht alle Söhne Israels an sich schon die Verheißung haben, sondern daß nur die nach dem Geiste Abraham Angehörigen mit der Verheißung gemeint seien? Auch das war nicht Heidenchristen zu beweisen, sondern geborenen Juden, die diesen Geburtsdünkel hatten. Wem muß Paulus ferner schwören,

daß er gern selbst verdammt sein möchte für sein Volk? Doch gewiß nicht den Heidenchristen, die darin nur eine Zurücksetzung hätten sehen können, wenn er für die Juden die Verdammnis auf sich nehmen will, sondern nur den Judenchristen, die ihm vorwerfen, er sei ein Abtrünniger und ein Feind seines eigenen Volkes. Nur Judenchristen konnte die Verwerfung Israels ein so ernster Anstoß sein, nur ihnen schnitten die Zweifel durchs Herz, was aus den Juden werden solle, wenn es mit der Aufnahme der Heiden so weiter gehe? Die Heiden brauchten diesen Trost und solche Schwüre nicht. Daß daneben auch eine Anzahl heidnischer Proselyten in der römischen Gemeinde vorhanden sind, versteht sich von selbst. Die waren bei jeder Synagoge und es bedarf um so weniger Scharfsinn, um sie zu entdecken, als Paulus sie 11, 13 ausdrücklich anredet. Sie werden einem wilden Zweige verglichen, der auf einen edeln Baum gepfropft ist und ihre Berufung in das Heil Israels wird ihnen als Grund zur Dankbarkeit vorgerückt. Die gute Absicht, den römischen Judenchristen mit dem „edlen Ölbaume“ etwas Verbindliches zu sagen, verführt Paulus zu dem falschen Bilde von einem wilden Zweige, der auf einen zahmen Stamm gepfropft wird. Israel ist der edle Ölbaum, der im Garten Jehovas gewachsen ist, die Heidenchristen sind ein wilder Zweig, der in diesen Garten versetzt wurde, in den er ursprünglich nicht gehörte. Ein erfahrener Gärtner war der cilicische Teppichmacher danach nicht, denn man pflanzt keine wilden Zweige auf wurzelrechte Stämme, aber ein verbindlicher Brieffschreiber und kluger Diplomat und Menschenfischer war er. Wenn nun die römischen Heidenchristen sich zu der judenchristlichen Gemeinde verhalten wie ein okulierter Zweig zum alten Stamme, so sind sie auch nur eine kleine Minderheit, denn der Stamm ist dicker als der Zweig.

Durch elf Kapitel hat Paulus zu den Lesern bereits geredet, erst 11, 13 bezeichnet er das nun Folgende als eine Bemerkung für die Heidenchristen, die er mithin bis

dahin nicht im Auge gehabt hatte und denen er sich jetzt beiläufig zuwendet. Die Heidenchristen sind es also nicht, denen in erster Reihe sein Schreiben gilt. Auch die scharfe Ermahnung an die Heidenchristen zur Bescheidenheit zeigt, daß selbst hier auf die Stimmung der Judenthristen Rücksicht zu nehmen war¹⁾. Daß Paulus sich dabei (11, 13) ausdrücklich als den Heidenapostel von Fach vorstellt, ist doch wohl eine der Interpolationen, die der Römerbrief über sich hat ergehen lassen müssen in einer Zeit, in der man Paulus als den ordentlichen, etatmäßigen Heidenapostel betrachtete. Es ist das aber eine völlig falsche Deutung von Gal. 2, 9, denn wir sehen Paulus in der Diaspora überall auch unter den Juden tätig. Nach dem vielen Schönen, was Paulus den Juden gesagt hat, wollte der Interpolator in Erinnerung bringen, daß trotz alledem Paulus der Heidenapostel sei. Die Schule Marcions hätte mit den Juden überhaupt nicht so viele Umstände gemacht.

Ist diese Tatsache, daß der Brief an Judenthristen gerichtet war, festgestellt, dann bietet der ganze Rest (Kap. 12—14) keinerlei Schwierigkeit, sondern paßt auf das beste in die

¹⁾ In betreff des Leserkreises hat sicher Holkmann, Einleitung, S. 236, das Richtige: „Der Brief setzt sich in fortdauerndem dialektischem Kampfe mit den Einwendungen und Instanzen geborener Juden auseinander . . . Nur gegenüber geborenen Juden, die die Lösung des Bandes mit dem Geseze als einen Akt der Untreue empfinden, hat es einen Sinn, wenn Paulus dieselbe mit der Analogie des jüdischen Ehegesetzes erläuterte und das Mitgestorbensein mit Christus zugleich als ein Abgestorbensein für das Gesez betrachtet.“ Heidenchristen waren vor diesem Sterben mit Christus nicht unter dem Geseze gewesen, konnten ihm also auch nicht absterben. Auch daß der frühere Zustand als eine Gefangenschaft unter dem alten Buchstaben, d. h. unter dem geschriebenen Geseze, bezeichnet wird, deutet auf Juden, nicht auf Heiden. „Ausschließlicher als irgendein anderer Brief bewegt sich der unsrige in den Denkformen des jüdischen Geistes. Von Anfang (1, 2. 3 Prophetenzeugnis und Davidsohnschaft) bis Schluß (16, 26 alttestamentliche Schriften) haben wir auf Schritt und Tritt zahllose alttestamentliche Bezeichnungen, Beweisgründe und Zitate.“

Lage der römischen Judenschaft. Judenchristen gilt die Mahnung: „Seid untertan aller Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, denn es gibt keine Obrigkeit außer von Gott. Jede Obrigkeit ist von Gott eingesetzt. Darum empört sich wider Gottes Ordnung, wer sich der Obrigkeit widersetzt, und solche Empörer müssen sich ihr Gericht zuziehen.“ Gegenüber Heidenchristen, Bürgern der Stadt Rom, war eine solche Ermahnung überflüssig. Römische Bürger, die im Gehorsam gegen ihre nationalen Behörden aufgewachsen waren, bedurften keiner Ermahnung durch einen cilicischen Juden zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit. Sie kannten die Fasca des Viktors aus Erfahrung. Dringend nötig aber war diese Mahnung gegenüber den assidue tumultuantes des römischen Ghetto, die sich damals rüsteten, gegen die römischen Dränger im heiligen Lande einen Aufstand ins Werk zu setzen. Die Gärung muß sogar schon recht bedrohlich geworden sein, wenn Paulus, der noch von Ephesus aus die Korinther getadelt hatte, daß sie von heidnischen Richtern Recht nehmen, nach Rom schreibt: „Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin“; nicht aus Zwang sollst du ihr gehorchen, sondern um des Gewissens willen. Denn Paulus schrieb nicht eine abstrakte Pflichtenlehre, in der er auch die Pflichten der Christen gegen die Obrigkeit absolvierte, sondern er schrieb für aktuelle Bedürfnisse. Kapitel 13, 7 begegnen wir sogar der bekannten Frage der Zeloten und Pharisäer nach dem Zinsgroßchen, wenn Paulus mahnt: „Gebet an jeden, was ihr ihm schuldig seid; wo Steuer, da die Steuer, wo Zoll, da den Zoll, wo Furcht, da die Furcht, wo Ehrenerweisung, da die Ehre.“ Die Ermahnung, Steuer zu zahlen, zeigt besonders klar, daß Paulus an Juden schreibt, denn geborene Römer hatten in Rom überhaupt keine Steuer zu zahlen. Die lateinische Stadtbevölkerung, die zu irgendeinem Tribus zählte, war steuerfrei. Ihnen gegenüber wäre diese Ermahnung gegenstandslos. Nur steuerpflichtigen Provinzialen gegenüber, die sich in der Stadt niedergelassen

hatten, hat die Mahnung einen Sinn, also auch hier hat Paulus Judenchristen im Auge. Diese freilich hatten eine solche Ermahnung sehr nötig. Nach der Lehre des Galiläers Judas wird nicht nur das heilige Land unrein, wenn es seine Früchte an die Heiden verzehntet, sondern auch der einzelne Israelit verliert seine Verheißungen, wenn er durch Entrichtung der Steuer beiträgt zur Erhaltung des Gözenstaates. Nicht: „Muß ich Steuer bezahlen?“ fragt der Phariseer im Evangelium, sondern: „Ist es erlaubt?“ Um judenchristliche Skrupel handelt es sich also auch hier. Allerdings hat die Ermahnung zum Gehorsam gegen die Obrigkeit eines Kaiser Nero, den die Christen bald als Antichrist kennen lernten, zuweilen befremdet. Sie paßt doch völlig in die Praxis des Apostels. Paulus gebietet den Gläubigen, ihre Streitigkeiten nicht vor die heidnischen Behörden zu bringen, aber er gebietet ihnen auch, diesen Behörden zu gehorchen in den Dingen, für die Gott sie geordnet hat. In beidem ist die gleiche Absicht zu erkennen, die Gemeinde Christi außerhalb der Welthandel zu stellen. Insofern hat man das Verbot, von dem Prätor Recht zu nehmen, den Anfang der geistlichen Gerichtsbarkeit genannt, wie das Verbot des Widerstands gegen die kaiserliche Gewalt die Emanzipation von den politischen Parteien des Judentums bedeutet. „Die Politik,“ sagt Renan, „ist nicht alles und der Ruhm des Christentums besteht gerade darin, außerhalb der Politik eine ganze Welt geschaffen zu haben.“ Vollends in den Kreis des jüdischen Sektenwesens versetzt uns das vierzehnte Kapitel, das die römischen Christen zur Schonung solcher Brüder ermahnt, die nach Weise der Essäer Fleisch und Wein verbieten und nach Weise der rechtgläubigen Juden einen Tag für heiliger halten als den andern, also Sabbate und Neumonde feiern — insgesamt Erscheinungen, die nur in einer judenchristlichen Gemeinde vorkommen konnten oder in einer judaistisch bearbeiteten, wie bei den Galatern; allein wäre dieses letztere der Fall, dann würde

der Apostel auch davon Notiz nehmen, daß diese Vorurteile erst importiert worden sind und das tut er nicht. Daß diese „Schwachen“ sich in der Minorität befinden, ist in einer großstädtischen Gemeinde nicht verwunderlich. Es ist aber ein schöner Beweis der Großmut des Apostels, daß er sich dieser „Schwachen“ — in Korinth hießen sie „die Christlichen“ — annimmt, denn diese Schwachen sind seine geschworenen Gegner. In der heidenchristlichen Gemeinde in Korinth drehte sich der Streit darum, ob man Gözenopferfleisch essen dürfe, in der judenchristlichen zu Rom dreht er sich um die Enthaltung von Fleisch überhaupt. Also selbst essäische Vorurteile sind im Kreise dieser judenchristlichen Gemeinde zu finden. Paulus aber mahnt in schöner Weitherzigkeit: „Wenn um einer Speise willen dein Bruder betrübt wird, so wandelst du nicht mehr in der Liebe. Bringe nicht durch dein Essen ihn ins Verderben. Christus ist für ihn in den Tod gegangen! Gebet euer höchstes Gut nicht der Lästerung preis. Das Reich Gottes bestehet nicht in Essen und Trinken, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist. Im Geiste Christo dienen, heißt Gott wohlgefällig und den Menschen wert sein. So wollen wir unsern Wandel unter dem Zeichen des Friedens führen und der gegenseitigen Erbauung.“ Da es sich bei diesem Streite um Enthaltungen handelt, die weit über die jüdischen Speiseverbote hinausgehen, so brauchen die Ärgernisse nicht gerade von den Heidenchristen ausgegangen zu sein. Auch die Mehrheit der Judenchristen wird auf Fleischgenuß nicht haben verzichten wollen. Paulus nennt auch die Fleischesser nicht Heiden und die Krautesser Juden, sondern beide sind in der judenchristlichen Gemeinde zu Hause und sich selbst rechnet Paulus unter die Starken, obwohl er ein Judenchrist ist. Auch dieser Streit muß laut geführt worden sein, da er in Korinth, wo Paulus schreibt, bekannt ist und was er darüber gehört hat, bestimmt den Apostel zu der scharfen Rüge: „Was hast du einen zu richten, der

dein Bruder ist? und du, wie darfst du einen verachten, der dein Bruder ist? Werden wir doch alle vor Gottes Richterstuhl zu treten haben." ... „Behalte du den Glauben, den du hast, für dich unter dem Auge Gottes ... Wir Starken haben die Pflicht die Schwachheit derer zu tragen, denen die Kraft fehlt." Die assidue tumultuantes waren also seit den Tagen des Claudius nicht friedfertiger geworden. Die Schwachen richten den Bruder, weil er ist, die Starken verachten den Schwachen, weil er nicht ist. Die Schwachen sitzen müßig am Feiertag und nehmen Argernis an der Arbeit der Starken. Die Starken arbeiten nun erst recht und nehmen Argernis am Müßiggang der Schwachen, so hat das Richten kein Ende. Den alten Synagogenant haben wir also auch in dieser judenchristlichen Gemeinde. Paulus aber sucht Frieden zu stiften, indem er die Streiter erinnert, daß niemand den Knecht eines andern Herrn zu schelten habe. Ihr gemeinsamer Herr ist Christus und so verdanken wir dem Streite zwischen gesetzesstrengen und freien Judenchristen den schönen Hinweis auf den Einen: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, sind wir des Herrn.“

Nach dem allem setzen also sowohl der dogmatische, wie der apologetische, wie der praktische Teil des Römerbriefs judenchristliche Leser voraus. Die mehrfache ausdrückliche Bezeichnung des Paulus als Heidenapostel, der an die Römer schreibt, weil sie Heidenchristen sind, kann gegen den Gesamtinhalt nicht auskommen; es sind Interpolationen, vielleicht als Gegengewicht gegen die vorzugsweise Berücksichtigung der Juden gemeint, vielleicht auch nur Verschönerungen eines vorwichtigen Abschreibers.

Hat der Brief an eine Gemeinde, die Paulus nicht gestiftet hat und nicht persönlich kennt, nicht die vielen individuellen Beziehungen, die die andern Briefe so reizvoll machen, so richtet der Apostel doch auch an die Römer Ermahnungen, in denen wir die wohlbekannte Stimme des

echten Paulus erkennen. „Die Liebe,“ sagt er (12, 9f.), „sei ungetrübt. Hasset das Übrige, hanget dem Guten an. In der brüderlichen Liebe seid untereinander herzlich. In der Ehrerbietung gehet einander voran. Seid nicht träge, wo es Fleiß gilt. Seid glühend im Geiste. Dienet dem Herrn. Seid fröhlich in Hoffnung; standhaft in Trübsal; haltet an im Gebet. Nehmet teil an den Bedürfnissen der Heiligen. Beseußt euch der Gastfreundschaft. Segnet, die euch verfolgen; segnet und fluchet nicht. Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Weinenden. Habet einerlei Sinn untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern unterzieht euch dem Niedrigen. Achtet euch nicht selbst für klug. Vergeltet niemandem Böses mit Bösem. Beseußt euch des Guten vor allen Menschen. Ist es möglich, so viel an euch ist, habt mit allen Menschen Frieden. Rächet euch nicht selbst, Geliebte, sondern gebet Raum dem Zorn, denn es steht geschrieben, mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr. Wenn deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit dem Guten.“ So glänzen die Perlen der Reden Jesu hier in neuer Fassung. Über dem allem aber liegt die Stimmung der letzten Zeit. Die Römer sollen sich erinnern, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist, und das darum, „weil ihr die Zeit kennt, daß die Stunde für uns nun da ist, aufzuwachen vom Schlafe. Denn das Heil ist uns jetzt näher, denn da wir gläubig wurden. Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe gekommen. So laßt uns ablegen die Werke der Finsternis.“ Eine ernste Mahnung an das nahe Ende ist auch hier Pauli letztes Wort. „Der Herr ist nahe.“

In den beiden Schlußkapiteln wird die Mitarbeit fremder Hände ziemlich allgemein zugegeben. Der Römerbrief Marcions hatte Kap. 15 und 16 überhaupt nicht; auch Origenes kannte Handschriften, die mit dem vier-

zehnten Kapitel schlossen. Daß auch in unseren Handschriften A und D die Doxologie schon am Ende von Kapitel 14 steht, läßt vermuten, daß die Kapitel 15 und 16 dem Briefe erst durch die Redaktoren des Kanons hinzugefügt wurden, was teilweise paulinische Herkunft nicht ausschließt. Aus diesem Nachtrag scheidet sich 16, 1—16 als Empfehlungsbrief für eine Diakonissin Phöbe aus Kenchreä ganz von selbst ab. Aus dem Verzeichnis der hier begrüßten Personen ist aber ersichtlich, daß dieser Brief nach Ephesus ging, nicht nach Rom. Grüßen sollen die Empfänger Aquila und Priscilla, die nach 1. Kor. 16, 19 Vorstände der Gemeinde in Ephesus sind, während sie nach act. 18, 2 aus Rom ausgewiesen waren und dort gar nicht sein durften. Auch als Paulus 2. Tim. 4, 19 von Rom aus nach Ephesus schreibt, befinden sich Aquila und Priscilla noch in Ephesus. Des weiteren soll ein Epainetos als Erstling Asiens begrüßt werden; einen Erstling Asiens aber haben wir gleichfalls eher in Ephesus als in Rom zu suchen. Ferner hat der Apostel in der Gemeinde, in die Phöbe kommt, eine ganze Reihe von Bekannten, eine Maria, die sich viel um ihn bemüht, einen Andronikus und Junias, die mit ihm gefangen gefessen und die bei den Aposteln bekannt sind, einen Mitarbeiter Urbanus und andere Freunde. Die Mutter des Rufus nennt er auch seine Mutter, auch eine Schwester des Nereus grüßt er als ihm befreundet. Unmöglich können wir einen solchen Kranz von intimen Bekannten des Apostels in Rom suchen, wo Paulus niemals gewesen ist, sondern wir finden uns zu der Annahme gedrängt, daß dieser Brief in eine Gemeinde ging, wo Paulus lange sich aufgehalten hatte, der Pflege bedurfte und gefangen gefessen war. Das alles trifft für Ephesus zu, wo Aquila und Priscilla und Epainetos ohnehin zu suchen sind, nicht aber für Rom. Aus dem Stück, das bei Marcion fehlte, Kap. 15 und 16, gehörte also 16, 1—16 ohnehin nicht zum Römerbrief, indem es sich als Brief nach Ephesus dar-

stellt. Außer dem Briefchen für Phöbe sind dann unzweifelhaft echt die Grüße der Korinther und des Schreibers Tertius (16, 21—24), die Paulus bestellt. Was dann aber noch von 15 und 16 übrig bleibt, ist von zweifelhaftem Paulinismus. Es sind gute Nachrichten und vielleicht ist zum Teil echtes Briefmaterial verwendet, aber die ganze Redaktion und Einfleidung scheint von dem Bearbeiter des Kolosser-Epheserbriefs herzurühren. Auf ihn deutet die Lieblingsvorstellung dieses Autors (16, 25), das Evangelium sei ein lang verborgenes, nun aber offenbar gewordenes Geheimnis Gottes. Wenig wahrscheinlich erscheint, daß Paulus 15, 23 geschrieben haben soll, er habe in diesen Gegenden von Korinth und Achaja keine Arbeit mehr, da er doch nur erst eine einzige Gemeinde gestiftet hat. Der Leser, der Paulus genauer kennt, hört hier eine fremde Stimme. Der Mann, der Kap. 15 zu reden anfängt, spricht keineswegs den ruhigen, unbefangenen Ton des Paulus, vielmehr entschuldigt er sich, daß er es wage, so dreist an die Römer zu schreiben: „Ich bin, meine Brüder, überzeugt, daß ihr schon von selbst mit guter Gesinnung erfüllt, mit aller Einsicht ausgerüstet, imstande seid, selbst euch zurecht zu weisen. Doch habe ich euch kühner geschrieben, Brüder, zum Teil, um euch überdies zu erinnern.“ Eine solche Entschuldigung des Apostels, daß er zur Feder gegriffen, ist nicht paulinisch. Vielmehr hören wir hier einen späteren Christen reden, der vor der ersten christlichen Gemeinde Roms eine solche Ehrfurcht hegt, daß er meint, die Ermahnungen des Apostels entschuldigen zu müssen. Wie er aber von den Ahnen seiner Gemeinde eine mythische Vorstellung hat, so läßt er auch den Apostel auf dem Rothurn auftreten. „Ich vermesse mich nicht etwas zu sagen, was nicht Christus durch mich gewirkt zur Bewirkung des Gehorsams der Heiden, durch Wort und Tat, durch Kraft der Zeichen und Wunder, durch Kraft des Heiligen Geistes, so daß ich von Jerusalem an und ringsum bis Illyrien das Evan-

gelium Christi ausgerichtet habe.“ Redete der Verfasser vorhin unapostolisch, so redet er hier hyperapostolisch. Das ist doch sonst nicht die Art des Paulus, ein solches Pfauenrad zu schlagen und seine Verdienste in dieser Art auszustellen und aufzuzählen. Auf 2. Kor. 12 darf man sich dafür nicht berufen, denn dort verteidigt Paulus in leidenschaftlichem Streite sein Apostolat. Hier hätte er zu solchem Rühmen keine Aufforderung. Die Worte sind eine Beschreibung, die ein Späterer von dem großen Heidenapostel gibt, nicht eine Selbstbeschreibung Pauli¹⁾. Gelegentlich blickt auch schon durch, daß der Verfasser weiß, daß es mit der Reise des Paulus nach Jerusalem ein übles Ende genommen hat, denn er läßt seinen Paulus schreiben: „Ich bitte euch nun, Brüder, daß ihr im Gebete zu Gott für mich ringet, daß ich errettet werde von den Ungläubigen in Judäa, und daß meine Hilfsleistung für Jerusalem den Heiligen wohlgefällig sei, auf daß ich mit Freuden zu euch komme mit Gottes Willen und ich mich mit euch erquicke.“ Der, der so schrieb, wußte bereits, daß die Kollekte nicht allen Heiligen wohlgefällig war und daß die Reise mit der Gefangenschaft Pauli abschloß. Darum läßt er den Apostel um die Fürbitte der Korinther bei dem gefährlichen Gange bitten, während Paulus 2. Kor. 9, 13 gar nicht zweifelt, die Jerusalemiten würden Gott preisen, wenn er mit seiner Kollekte erscheine²⁾.

¹⁾ „Ein Sammler von paulinischen Briefen möchte in dieser frommen Form sein Urteil über die Briefe abgeben; selbst dem Marcion wären diese Stellen ohne Bedenken zuzutrauen“ — (Jülicher, Einleitung 93). Aber gerade Marcions Römerbrief hatte diese Kapitel nicht.

²⁾ Das Verhältnis scheint also dieses zu sein: Mit Kapitel 14 schloß der paulinische Brief und es folgte die Liste der von Korinth ausgerichteten Grüße 16, 21—24 und die Doxologie Vers 27, die aber in ihrer jetzigen Gestalt überarbeitet ist, und zwar von dem Verfasser des Epheserbriefes, dessen Lieblingsvorstellung von der „Enthüllung eines Geheimnisses, das in ewigen Zeiten verschwiegen war“, sich hier einschleicht. Ein echtes Stück ist der Empfehlungs-

Abgefaßt wurde das Schreiben an die Römer in Korinth zu Anfang des Jahres 59, kurz vor Pauli Reise nach Jerusalem, die die Überbringung der Kollekte zum Zweck hatte. Die nähere Situation setzt Röm. 15, 19 ff. auseinander. Die Stelle gehört zu dem unechten Anhang, aber auch dieser kann auf Grund richtiger Erinnerungen verfaßt worden sein. Ihre Meinung ist aber, daß Paulus,

brief für Phöbe, der sich aber nach Ephesus, nicht nach Rom richtete. Dagegen die Mittelglieder, vermittelt deren der Phöbebrief eingeschweift ist zwischen Kapitel 14 und die Doxologie, sind größtenteils von der Redaktion hinzugefügt, um eine Verbindung herzustellen. Bei Einleitung des Kapitel 15 kann noch paulinischer Brieffstoff verwendet sein, der ganze Tenor aber ist unpaulinisch, der Ausdruck wird unsicher und unpräzis. Marcion wird also den echten Römerbrief gehabt haben. Dieser wurde aber erweitert, um die Reliquie der Phöbe nicht verloren gehen zu lassen, die doch zu unbedeutend war, um sie als eigenen Brief zu geben. Schon Apokalypse 2, 24 findet sich eine Anspielung auf Römer 11, 33, indem der Apokalyptiker den Bileamiten vorwirft, sie hätten die Tiefen des Satans erkannt, nicht aber die Tiefen der Weisheit Gottes, wie es Römer 11, 33 und die Tiefen der Gottheit, wie es 1. Kor. 2, 10 heißt. Auch Hebräer 11 ist ein Zeugnis für den Römerbrief, denn die Rechtfertigung aus dem Glauben ist Thema von Hebräer 11, dieses Thema stammt aber aus dem Römerbriefe. Ebenso nimmt Jakobus 2, 21 auf Römer 4, 1 Bezug, wenn der Verfasser in direktem Gegensatz gegen das sola fide des Römerbriefes ausruft: „Ist nicht Abraham unser Vater aus Werken gerechtfertigt worden, als er seinen Sohn Isaak auf den Altar brachte? Du siehest, daß der Glaube zu seinen Werken geholfen hat, und daß aus den Werken der Glaube vollkommen geworden ist, und also die Schrift erfüllet ist, welche spricht, Abraham glaubte Gott, und er ward Freund Gottes genannt.“ Offenbar handelt es sich hier um eine Polemik gegen den Römerbrief, dessen Spuren sich also bereits bei neutestamentlichen Schriftstellern nachweisen lassen. Unter den apostolischen Vätern zitiert der Polikarpbrief Römer 14, 12: „Jeder von uns wird Gott Rechenschaft geben“ mit dem Zusatz, „wie die Apostel gepredigt haben“. Direkte Zitate finden sich mehrfach bei Irenäus. Origenes hatte eine ganze Reihe von Handschriften des Römerbriefes zur Verfügung. Hätte der Brief also äußere Zeugnisse nötig, so wären diese so kräftig als irgend möglich.

als er zu Korinth den Römerbrief schrieb, sich anschickte, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nach dem Westen zu verlegen. Am östlichen Horizont lag für den Schreiber der Tempel von Jerusalem, am westlichen das römische Ghetto; er aber beschließt, erst nach Jerusalem zu reisen und seine Kollekte zu überreichen und dadurch Frieden herzustellen mit den Judenchristen, dann aber nach dem Westen sich zu wenden, fern von dem alten Kampfplatze und doch neuer Kämpfe gewärtig. Unter diesen Umständen begreift sich recht wohl, wie der Apostel dazu kam, ganz abgesehen von dem Bedürfnis der Römer, in seinem eigenen Interesse, der römischen Gemeinde eine Darlegung seines Evangeliums zu geben. Für eine Wirksamkeit in Italien und Spanien war es ihm durchaus wünschenswert, mit der Zentralgemeinde der abendländischen Gemeinschaften in freundlichem Verhältnis zu stehen. Wollte Paulus auf dem neuen Arbeitsfeld nicht denselben Schwierigkeiten begegnen, wie die Judenchristen sie ihm auf dem alten bereitet hatten, sollten ihm die römischen Christen nicht gerade so Verstörer seiner abendländischen Gemeinden werden, wie die Jerusalemiten seiner galatischen und korinthischen, so mußte er sich mit der römischen Gemeinde in ein gutes Einvernehmen setzen, mit der ein Verkehr gar nicht zu vermeiden war. „Der alte Streit,“ sagt Holzmann, „der den christlichen Orient aufgewühlt hatte, sollte, wo möglich, dem Abendlande ferngehalten werden.“ So ist der Brief ein Zweig, der Frieden anbot, wobei der Schreiber sich trösten mochte, daß sein Frieden sich wieder zu ihm wenden werde, falls die Römer ihn zurückwiesen. „Die Römer,“ sagt Jülicher, „haben bisher höchstens durch andere etwas über ihn erfahren, vielleicht ein schiefes Bild von ihm bekommen; jetzt sollen sie hören, was und wie er predigt, und nach ihrem Gewissen entscheiden, ob das, was er ihnen vorträgt, das Evangelium ist oder nicht und ob auch sie ihn als ihren Meister annehmen wollen.“ Ganz hat der Brief diesen Zweck auch nicht verfehlt, da eine

Reihe von römischen Gemeindegliedern dem Apostel entgegenzog, als er im Frühling 62 als Gefangener in Rom eingebracht wurde. Der Brief hatte also auch in Rom seine Gemeinde gefunden. Mit jedem Jahrhunderte aber wuchs die Bedeutung dieses merkwürdigen Aktenstücks. Geschichtlich betrachtet ist der Römerbrief die größte literarische That der damaligen religiösen Bewegung. Wir wollen die Moralbetrachtungen gleichzeitiger Stoiker nicht unterschätzen, daß aber die ernste Gottesfurcht des Apostels mit ihrer Bußfertigkeit und den Schrecken des Gewissens tiefere Wirkungen geübt, festere und heiligere Entschlüsse gezeitigt hat als die theoretische Ableitung unserer Pflichten aus einem rhetorischen Tugendbegriffe, wie ihn Cicero, Seneca und Epiktet aufstellten, hat der Erfolg gezeigt. Der Römerbrief war ein Pflug, der tiefer pflügte als sie alle.



VIII

Der Brief an die Christen zu Kolossa und an den Kolosser Philemon

Die Lage in Judäa war zu Ende der fünfziger Jahre derart, daß man den Entschluß Pauli, nach Jerusalem zu reisen, füglich dem Zuge Jesu nach Jerusalem vergleichen kann, denn auch er steckte den Kopf in einen Löwenrachen, als er sich in das Hauptquartier der Fanatiker wagte. Dem wilden Treiben der Zelotenpartei in Jerusalem gegenüber erscheint das Reich der Wiedertäufer in Münster wie ein zahmer Gottesstaat. Noch immer herrschte im heiligen Lande die Partei der Terroristen. Mit der natürlichen Wildheit der Juden und Idumäer verband sich der religiöse Fanatismus, der das messianische Reich als Tag der Rache an den Heiden herausziehen sah. Mordanschläge selbst im Tempel, Leichen auf den Straßen Jerusalems, Zeichen und Wunder waren etwas Alltägliches. So war Paulus nur einer von den vielen Mißhandelten, die die Herrschaft der Zeloten zu kosten hatten. Diese anarchischen Zustände hatten in Palästina mit dem Tode des Herodes Agrippa begonnen, denn die Bevölkerung war nicht gemeint, die Wiederherstellung des heidnischen Regiments geduldiger hinzunehmen als ihre makkabäischen Vorfahren. Die Führer in diesem Streite waren die Söhne und Enkel des Galiläers Judas, der sich bei der Schätzung des Quirinius gegen die Römer erhoben hatte. Bis zu welchem Grade die apokalyptische Aufregung im Volke angewachsen war, das zeigt die Tatsache, daß fast jedes Jahr eine neue

prophetische Bewegung brachte. Ist einmal ein ganzes Volk im Taumel, so fehlt es nicht an Schwärmern, die sich alles zutrauen und sich als Gottes Beauftragte und Werkzeuge fühlen. Die montanistische Bewegung mit ihren apokalyptischen Erwartungen, die Furcht der Bevölkerung vor dem Weltuntergang im Jahre 1000, die Kreuzpredigt, die Fahne der Jungfrau von Orleans, der Anabaptismus in England und Deutschland bieten ähnliche Bilder und nun erst der Orient, in dem jede tiefere Erregung religiöse Formen annimmt! Propheten traten auf, die alle Wunder Moses und Josuas im Kampfe gegen die Heiden in Aussicht stellten. Josephus nennt diese Männer Betrüger, aber die Zuversicht, mit der sie zum Jordan sprachen: „Fließe rückwärts!“ und den Mauern Jerusalems geboten: „Stürzet ein!“ hat etwas Ergreifendes und zeigt, bei welcher Siedehitze die messianische Begeisterung angekommen war. Gleich der erste Prokurator, Cuspius Fadus¹⁾ (44 nach Chr.), hatte mit einem solchen Propheten, der im Falle des Sieges zu einem Messias sich auswachsen konnte, abzurechnen. „Noch während Fadus Landpfleger von Judäa war,“ erzählt Josephus, „betörte ein Betrüger namens Theudas eine ungeheuere Menschenmenge, so daß sie bis an den Jordan ihm mit aller Habe nachfolgte. Er gab sich nämlich für einen Propheten aus und verhieß, er werde durch sein Wort den Fluß teilen und ihnen einen gemächlichen Durchgang bahnen. Durch solche Vorspiegelungen sammelte er sich viele Anhänger. Indessen brachte diesen ihr sinnloses Treiben wenig Gewinn, indem Fadus eine Abtheilung Reiter gegen sie sandte, die unversehens über sie herfiel, eine große Menge tötete und viele gefangen nahm. Theudas selbst nahmen sie ebenfalls gefangen, schnitten ihm den Kopf ab und schickten diesen nach Jerusalem.“ Die Christen aber behielten, wie die Apostelgeschichte zeigt, diesen Pseudochrist Theudas noch lang im

¹⁾ Vgl. Schürer, Geschichte des jüd. Volks, 1, 564 ff.

Gedächtnis. Jakobus und Simon, beide Söhne des Galiläers Judas, der bei der Schätzung des Quirinius eine ähnliche Rolle gespielt hatte, machten dem Nachfolger des Fadus, Tiberius Alexander, einem Neffen Philos, zu schaffen und der abtrünnige Jude ließ die tapfern Patrioten ans Kreuz schlagen. Schlimmer noch wurde die Lage unter Ventidius Cumanus (48—52). Ein Zusammenstoß folgte von da an dem andern, indem sich die Juden bald von der samarischen Besatzung verhöhnt meinten, bald über Entweihung des Tempels oder ihrer heiligen Rollen klagten. Der syrische Prokonsul Quadratus erschien in Person in Samarien und ringsum hingen jetzt die Auführer am Kreuze oder endeten unter dem Beile. Den Höhepunkt erreichte die Verwirrung unter Antonius Felix (52—60), welcher sich des Hohenpriesters Jonathan durch die Sicarier, Dolchmänner, entledigte, die fortan, wie auch Paulus erfuhr, im Festgedränge ihre Opfer suchten. „Ein solches Auftreten der Meuchelmörder,“ sagt Josephus, „machte die ganze Stadt zum Schauplaze der gottlosesten Verbrechen. Nun kamen die Betrüger und Gaukler und beredeten die Menge, ihnen in die Wüste zu folgen, wo sie unter Gottes Beistand offenbare Zeichen und Wunder wirken wollten. Viele glaubten ihnen und mußten ihren Unverstand bitter büßen, indem Felix sie zurückholen und hinrichten ließ. Um diese Zeit kam auch einer aus Aegypten, der sich für einen Propheten ausgab und das gemeine Volk aufforderte, mit ihm auf den Olberg zu steigen, der in einer Entfernung von fünf Stadien der Stadt gegenüberliegt; hier wolle er ihnen zeigen, wie auf sein Wort die Mauern von Jerusalem zusammenstürzten, durch die er ihnen dann den Eingang bahnen werde. Als Felix hiervon Nachricht bekam, ließ er die Soldaten unter die Waffen treten, machte mit einer zahlreichen Schar von Reitern und Fußtruppen einen Ausfall aus Jerusalem und griff den Aegypter mit seinen Anhängern an. Viele hundert von den letzteren fielen, zweihundert wurden gefangen, der Aegypter selbst

entkam aus der Schlacht und wurde unsichtbar.“ Noch lang wurde nach ihm gefahndet und an Pfingsten 59 wird auch der gefangene Paulus gefragt: „Du bist also nicht der Ägypter, der vor diesen Tagen einen Aufruhr gemacht und die viertausend Mörder in die Wüste hinausgeführt hat?“ Von der fanatischen Aufregung des von Propheten geleiteten Volks geben Josephus und die Apostelgeschichte uns Schilderungen, die sich ergänzen und bestätigen. Nicht sehr lang nachdem Paulus in Cäsarea die wunderbare Begegnung mit dem Propheten Agabus und den vier weissagenden Töchtern des Philippus (Apg. 21, 8) gehabt hatte, trat ein Bauer mit Namen Josua bei dem Laubhüttenfeste in Jerusalem auf und entsetzte die versammelte Menge durch den stets wiederholten prophetischen Ruf: „Stimme von Morgen, Stimme von Abend, Stimme von den vier Winden, Stimme über Jerusalem und den Tempel, Stimme über den Bräutigam und die Braut, Stimme über das ganze Volk. Wehe, wehe über Jerusalem!“ Das war die beklommene Stimmung, die über dem heiligen Lande lag. In jedem Wind ein Rufen von den kommenden Wehen des großen Gerichtstags. Dem Inhalte nach meinte dieser Josua doch nur, was Jesus auch rief: „Jerusalem, Jerusalem, dein Haus soll dir wüste gelassen werden!“ Die Erinnerungen des Josephus, der damals als Priester am Tempel in Jerusalem lebte, an diese Jahre sind die düstersten: „Als Festus nach Judäa kam, fand er das Land in stetem Schrecken vor den Meuchelmördern, die allenthalben die Flecken und Dörfer anzündeten und plünderten. Bereits waren die sogenannten Sicarier, d. h. eben diese Meuchelmörder, zu einer furchtbaren Menge herangewachsen. Sie führten ganz kurze Dolche, die sich der Größe nach nicht von den persischen Minaken unterschieden, aber krumm waren, wie die römischen sicae, von denen die mordsüchtigen Räuber ihren Beinamen erhielten. Bei den Festen mengten sie sich unter die Volksmenge, die von allen Seiten zum Gottesdienst in die

Stadt strömte, und machten ohne weiteres so viele nieder, als sie wollten. Oft brachen sie auch bewaffnet in die Wohnstätten ihrer Opfer, plünderten alles und steckten sie dann in Brand.“ Felix' Nachfolger Festus mußte einen regelrechten Krieg gegen diese Banditen führen, die sich doch zugleich als Propheten gaben und der Menge den Anbruch der messianischen Zeit versprachen, falls sie ihnen in die Wüste folgen wolle. „Sagen sie euch, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus.“ So ist die Atmosphäre voll elektrischer Spannung und auch in den Judenvierteln der großen Heidenstädte sprühten die Funken auf. Erst nachdem der große Judentrieb die Entladung herbeigeführt und die schlagenden Wetter Jerusalem in einen Ruinenhaufen verwandelt hatten, trat Ruhe ein. Was an der Bewegung irdisch und vergänglich war, nahm der große Brand hinweg. Das Feuer verzehrte, wie Paulus vorhergesagt, Holz, Heu und Stoppeln, die ewigen Gedanken aber schufen sich statt der Theokratie ein neues, bescheideneres Gewand.

Durch diese Wirrnisse begleiten unsere Quellen den Apostel Paulus nach Jerusalem. Aber die äußern politischen Nöte waren nicht seine schlimmsten Sorgen. Schwerer als die ersten Jahrzehnte des Missionslebens des Paulus ist der Ausgang gedrückt von den Streitigkeiten innerhalb der christlichen Gemeinschaft selbst. An Stelle der jüdischen und heidnischen Angreifer treten als Gegner immer mehr die Judenthristen. Wer diesen Streit um die Geltung des jüdischen Gesetzes in der Gemeinde des Messias unerbaulich findet, der mag bedenken, daß diese Streitfrage durch eine tausendjährige Vergangenheit vorgelegt war, nicht durch die Streitlust unverträglicher Subjekte. Alte Kulturen pflegen nicht hinzugehn wie das Abendrot, sondern müssen stückweise gebrochen werden. Dabei hat dieser Streit doch auch seine erbaulichen Momente. Paulus bekämpft seine Gegner, indem er für sie sammelt, und selbst in der Treue der Jerusalemiten gegen ihren väterlichen Brauch liegt ein moralisches Moment, das wir nicht verachten wollen.

Unter den Versuchen, den Frieden herzustellen, die Paulus machte, war der gewagteste, der aufs neue den tapfern Mann zeigt, die persönliche Überbringung der unter tausend Unannehmlichkeiten zusammengebrachten Kollekte. Dieselbe sollte ihm ein Mittel sein, die Gemüter in Jerusalem zu beschwichtigen, und seine Reise war trotz der entgegengesetzten Darstellung der Apostelgeschichte so wenig eine Festreise zum Zweck des Tempelbesuchs, daß Paulus im Gegenteil 1. Kor. 16, 4 ausdrücklich schreibt, er werde nur dann nach Jerusalem reisen, wenn der Ertrag der Kollekte auch diese Mühe verlohne. Wäre, wie die Apostelgeschichte die Sache darstellt, Paulus als frommer Pilger nach Jerusalem infolge eines Gelübdes gewandert, so hätte er seine Wallfahrt nicht abhängig gemacht von dem Ertrage der heidenchristlichen Sammlungen. Mit großem Eifer spornt er noch unmittelbar vorher im Winter 58 auf 59 die Korinther an, sich anzustrengen, und bekennet, daß er die armen Macedonier fast allzusehr in Anspruch genommen habe. Auch sagt er 2. Kor. 9, 12 geradezu, es handle sich dabei durchaus nicht bloß um die Beseitigung des Notstands in Jerusalem, sondern darum, die Jerusalemiten zu überzeugen, daß die Heidenchristen dasselbe Evangelium „in Unterordnung“ bekennen in aller Einfalt und daß sie, ohne Unterscheidung zwischen Judenchristen und Heidenchristen, ihre Brüderlichkeit zu erweisen stets bereit seien. Dafür, verspricht er sich, werden auch die Heidenchristen der Gegenstand des Dankgebets und der Fürbitte der Jerusalemiten werden, ja sie werden sich nach Brüdern sehnen, die so brüderlich an ihnen gehandelt haben, und eben das wird über den nächsten Zweck des Liebeswerks hinaus der Überschuß der Kollekte sein, eine wahrhaft dankenswerte, unaussprechliche Gnade. Das Geldgeschenk sollte also die Jerusalemiten bestimmen, die Gemeinschaften der Heidenchristen anzuerkennen, ohne sich an ihrer Freiheit vom Geseze zu stoßen, wie ja der jüdische Brauch auch den Heidenchristen kein Grund gewesen war den Jerusalemiten ihre Hilfe zu

entziehen. Daß die prinzipiellen Gegner ihm das so auslegten, als ob er für dieses Geld seine Anerkennung als Apostel habe erkaufen wollen, ist bei der bestehenden Spannung und dem Charakter der judaistischen Frömmigkeit nicht sehr zu verwundern. Während Paulus also im Osten mit den Jerusalemern sich abfinden will, läßt er nach dem Westen bereits einen Brief nach Rom vorausgehen. So sehen wir bei dem dritten Aufenthalt in Korinth den Apostel auf einem Höhepunkte seines Lebens angelangt. Nach Osten ausbrechend, um mit dem Osten abzuschließen, nach Westen winkend und grüßend, um dort bald ein neues Arbeitsgebiet in Angriff zu nehmen, tritt er die Reise an. Aber bereits in Kenchreä zielen die Dolche der fanatischen Juden nach dem Abtrünnigen, der in Achaia ihnen so großen Abbruch getan hat. Die Schläge, die ihr Synagogenvorsteher Sosthenes unter den Augen des Prokonsuls erhalten hatte, waren dem Paulus noch nicht vergessen. Lebend sollte er Korinth nicht verlassen. Aber der Nachrichtendienst der Brüder war gut organisiert. Der Anschlag des Ghetto wurde dem Bedrohten verraten. Da beugte er aus und ging zunächst nach Macedonien. Nach dem Osterfest zieht er weiter nach Troas, wo er eine treue Gemeinde weiß, der er abendliche Versammlungen hält, und bricht von dort auf, um das Pfingstfest 59 in Jerusalem zu feiern.

Es war eine ansehnliche christliche Karawane, bei der alle an der Kollekte beteiligten Hauptgemeinden vertreten waren, an deren Spitze Paulus nach Jerusalem zog. Sopater von Beröa, Aristarch und Secundus von Thessalonich, Tychitus und Trophimus von Ephesus, Gajus aus Korinth und Timotheus aus Galatien werden namentlich erwähnt; auch Lukas ist nach dem Itinerarium, das er verfaßte, gleichfalls einer der Begleiter. Die Überbringung des Geldes an sich hätte ein solches Gefolge nicht erfordert, aber Paulus wollte eine offizielle Verbrüderung seiner Gemeinden mit den Judenchristen herbeiführen und dazu

war eine möglichst vollständige Vertretung derselben in Jerusalem wünschenswert. Des Lukas Bericht über diese Reise (cap. 21) ist von solcher Anschaulichkeit, daß dieses Mal selbst der Verfasser der Apostelgeschichte es unterließ, nach seiner Gewohnheit denselben durch einen zweiten erbaulichen Aufguß zu verwässern. Wo die Erzählung in Palästina anlangt, schlägt uns sofort die heiße Luft des beginnenden Aufstandes entgegen. Schon in Tyrus treten dem Paulus christliche Propheten gegenüber, die ihn „durch den Geist“ vor der Reise nach Jerusalem warnen und in Cäsarea Stratonsturm, im Hause des Diaconen Philippus, weisagen sogar die Haustöchter. „Philippus hatte vier Töchter, Jungfrauen, welche weisagten. Als wir aber mehrere Tage dableiben, kam ein Prophet mit Namen Agabus aus Judäa herab. Und als er zu uns gekommen war, nahm er den Gürtel des Paulus und band sich die Füße und Hände und sprach: Das sagt der heilige Geist: ‚Den Mann, dem dieser Gürtel gehört, werden die Juden binden zu Jerusalem und in der Heiden Hände überantworten.‘ Als wir aber dieses hörten, baten wir und die aus jenem Orte waren, daß er nicht hinauf gen Jerusalem zöge. Und Paulus antwortete: Was machet ihr, daß ihr weinet, und brechet mir mein Herz? Denn ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben in Jerusalem um des Namens des Herrn Jesus willen. Da er sich aber nicht überreden ließ, schwiegen wir und sprachen: Des Herrn Wille geschehe. Aber nach diesen Tagen legten wir die Festbinde an und zogen hinauf nach Jerusalem. Es kamen aber mit uns auch etliche Jünger von Cäsarea und führten uns zu einem mit Namen Mnaso aus Cypern, der ein alter Jünger war, bei dem wir herbergen sollten.“ Es war also ein Hellenist, bei dem man für den Heidenapostel Quartier machte, und nicht in dem überfüllten Jerusalem, sondern auf dem Wege dahin, außerhalb der Stadt, wählte die Gesandtschaft ihr Quartier. Zu dem Friedensbilde,

das die Apostelgeschichte dem hochgebietenden Theophilus entwirft, paßte es wenig, der wahren Beweggründe der letzten Reise des Apostels zu gedenken. Selbst den aus dem zweiten Korintherbrief ihr sicher bekannten Grund, die Überbringung der Kollekte, hat sie bei Seite geschoben und eben durch dieses Schweigen unterstützt sie den Verdacht, daß das Resultat der Kollektenreise ein unerfreuliches war und daß es gleichfalls ein Stück des Lebens Pauli ist, was in die Sage von Simon dem Magier übergang, wo Petrus und Johannes das Geld des Simon zurückweisen, das dieser für die Gabe des Geistes als Gegenleistung anbietet. Da die judaistische Simonsage zu gutem Teil eine Satire auf Paulus war, ist es wohl nicht der Magier des Josephus, sondern Paulus mit seiner Kollekte, der von den Aposteln die Antwort erhält: „Daß du verdammst seist mit deinem Gelde, daß du meinst, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt. Du wirfst weder Teil noch Anfall haben an dieser Sache, denn dein Herz ist nicht gerade vor Gott.“ Der Apostelgeschichtsschreiber geht über die ganze Kollektensache mit beredtem Schweigen hinweg, daß seine Quelle aber über die Kollekte Nachrichten enthielt, zeigt 24, 17, wo Paulus sich darauf beruft, daß er nach Jerusalem gekommen sei, um sein Volk zu unterstützen. Auch die feindselige Stimmung der Urgemeinde sucht der Apostelgeschichtsschreiber vergeblich zu verschleiern, es blickt doch unwillkürlich der tiefe Gegensatz hindurch, der sich zwischen den Jerusalemitem und Paulus aufgetan hatte. Nicht von einer Bedrohung des Paulus durch das jüdische Volk läßt die Apostelgeschichte den Apostel Jakobus bei dem ersten Besuche des Paulus reden, sondern Jakobus weist hin auf die Scharen von Judenchristen, die alle Eiferer seien für das Gesetz. Es gibt jetzt in Jerusalem „Myriaden“ von Christen, aber sie sind auch danach. Jakobus warnt den Apostel, diese fanatischen Haufen hätten mit Unwillen vernommen, daß Paulus die Gemeinden der Diaspora Abfall lehre von Mose. Um nun

diese Nachrede zu widerlegen, solle Paulus ein Nasiräergelübde über sich nehmen, um den Judenchristen zu beweisen, daß er selbst wandle als Beobachter des Gesetzes; auch solle er für vier andere Judenchristen, die das gleiche Gelübde auf sich hätten, aber kein Geld, es zu verwirklichen, die Auslagen bestreiten. Paulus, erzählt die Apostelgeschichte, habe sich dazu verstanden und sofort ein Nasiräat improvisiert. Daß der Eiferer gegen die Werkheiligkeit von allem Werkdienst den äußerlichsten soll über sich genommen haben, wird niemand glauben, der aus dem Römerbrieße weiß, wie Paulus über solche Werke dachte. Christen, die durch ein Nasiräergelübde Gottes Gnade suchten, wären dem Apostel arme Verirrte gewesen, die er nicht durch sein Beispiel in ihrem Irrtum bestärken durfte. Man hat zur Rechtfertigung dieses Märchens sich berufen auf den versatilen Charakter des Paulus, der eben am Sige des Judentums den Juden wieder ein Jude geworden sei, wie er draußen den Griechen ein Grieche war. Uns scheint es ein schlechtes Geschäft, den Charakter des Apostels preiszugeben, um die Darstellung der Apostelgeschichte zu retten. Aber auch von der psychologischen Schwierigkeit abgesehen, strotzt die Erzählung von Unwahrscheinlichkeiten. Ein Nasiräergelübde von weniger als dreißig Tagen gibt es überhaupt nicht¹⁾. Hatte einer seine Weihezeit ohne Anstoß zu Ende geführt, so hatte er ein Lamm als Sündopfer, ein zweites Schaf als Brandopfer und bei dem Hauptakt ein drittes als Dankopfer darzubringen mit einem Korb ungesäuerten Brotes, einem Kuchen aus Feinmehl, mit Öl geknetet, und etliche Fladen mit Öl bestrichen. Nachdem ihm das Haar im Vorheiligtum geschnitten war, opferte er seine Locken auf dem Altar. Die Priester aber erhielten vom Nasiräeropfer auch solche Teile, die sonst den Opfernden zufielen. Erst nach diesen Darbringungen durfte der Ge-

¹⁾ Dillmann, Bibelleikon von Schenkel, 4, 291.

weihete wieder Wein trinken und sich den gewohnten Genüssen hingeben. Die Apostelgeschichte setzt die Dauer der Weihe auf nur sieben Tage an und läßt Paulus für vier andere Nasiräer, für jeden besonders, die vorgeschriebenen Opfer bestreiten. Fünf Nasiräergelübde auszulösen, war eine ganze Herde von Schafen nötig, aber dazu hatten sich die Armen Macedoniens nicht besteuert, damit er, gleich dem König Agrippa, fünfzehn Schafe im Tempel opfere. Dazu, wenn man Nasiräerlocken opfern will, muß man ihnen auch Zeit lassen, zu wachsen. Paulus aber läßt sich schon nach sieben Tagen scheeren. Dazu, welcher ein Paulus, der an der Spitze von fünfzehn blökenden Schafen in den Tempel einzieht und den Nasiräer spielt, um zu beweisen, was doch eine Lüge wäre, er wandle als ein getreuer Befolger des Gesetzes. Er, der täglich mit Unbeschnittenen zu Tische lag, der seine Jünger anwies: „Eßt, was man euch vorsetzt,“ der das Feiern der jüdischen Feste für einen Naturdienst erklärte, der für den Christen keinen Sinn habe, der das Gesetz für eine Anstalt zur Sündenbeförderung erklärt, der den Römern schreibt, das Gesetz diene zum Tode, der den Galatern schreibt: „So ihr euch beschneiden laßt, ist euch Christus nichts nütze, aus der Gnade seid ihr gefallen,“ der den Korinthern schreibt, Moses habe Israel getäuscht, als er ihm vor- spiegelte, die Glorie des Gesetzes werde ewig dauern — er konnte unmöglich behaupten, er lehre keinen Abfall vom Gesetze. Wenn Paulus selbst dem Priestertum so seinen Nacken beugte, mit welchem Rechte schrieb er dann den Galatern: „So stehet nun fest in der Freiheit, mit der uns Christus befreiet hat, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen.“ Mit anderen Worten, die Meinung, daß der Verfasser des Römer- und Galaterbriefes Nasiräer geworden sei, und zwar nach der Darstellung der Apostelgeschichte (18, 18) bereits zum zweiten Male, ist nicht glaublicher als etwa die Mär, Luther sei in seinem Alter auf Erbsen nach Einsiedeln gewallsahrtet

oder Calvin habe der Mutter Gottes einen goldenen Rock gelobt. Beides läge auf gleicher Linie. Aus der groben Unwahrscheinlichkeit dieses Berichts folgt nur, daß kein Reisebegleiter des Paulus ihn verfaßt haben kann und alle diese Nachrichten nicht aus dem Itinerarium des Lukas stammen, sondern von dem Verfasser der Apostelgeschichte, der, den Judaisiten zu Ehren, Paulum ins Judentum zurückbekehrt hat. Hätte ein Reisebegleiter des Paulus wirklich solche Märchen berichtet, so würde er nur das Vertrauen auf seine Glaubwürdigkeit tief erschüttern. „Wenn,“ sagt Jülicher¹⁾, „einer von den Intimsten des Paulus ohne das leiseste Bedenken uns erzählte (act. 21, 20 ff.), wie Paulus um des lieben Friedens willen in Jerusalem durch einen raffiniert ausgedachten Akt der Heuchelei die Juden überzeugen will, er wandle nach wie vor in strenger Beobachtung des Gesetzes, dann sind die Ansprüche auf Fortpflanzung der wirklichen Geschichte in der Urkirche auf den Nullpunkt gesunken.“ Dann wäre ein intimer Freund des Paulus „ein Fabulant“. Daß aber der Verfasser der Apostelgeschichte für nötig findet, der bösen Stimmung der Judenchristen überhaupt zu gedenken, daß er eingesteht, es seien weitgehende Beschwichtigungsversuche nötig gewesen, um Paulus gegen den Zorn der Judenchristen zu schützen, ist ein Beweis, er wußte aus seinen Quellen, daß die Jerusalemiten sich damals gehässig gegen Paulus betrugten, sonst hätte er dieses Zugs, der so wenig zu seinem Friedensbilde paßte, sicher keine Erwähnung getan. Es wird wohl an dem sein, daß die Judaisiten Paulus zuschrien: „Daß du verflucht seist mit deinem Gelde!“ — die Auswärtigen am eifrigsten, die von dem Gelde nichts bekommen sollten. Nach der genauen Bekanntschaft, die „die Juden aus Ephesus“ mit den Begleitern des Paulus verraten, haben manche Gelehrte angenommen, diese Gegner, die den

¹⁾ Jülicher, Neue Linien der Kritik der evangelischen Überlieferung. S. 60.

Apostel der Volkswut preisgaben, seien Judenchristen aus Ephesus gewesen, aber auch Juden aus Ephesus können Paulus und seine Freunde gekannt haben nach dessen langen Kämpfen mit der dortigen Synagoge. Über Gefahren unter falschen Brüdern klagte Paulus freilich schon damals, als er noch in Ephesus weilte (2. Kor. 11, 26). Auch im Kolosserbriefe sagt der Apostel, daß nur Markus und Jesus Justus ihm, als er in Cäsarea gefangen saß, ein Trost gewesen seien, während die andern aus der Beschneidung sich nichts um ihn kümmerten. Ein gutes Ende hat es also mit der Kollektensache schwerlich genommen.

Der Friedensschluß, wegen dessen Paulus gekommen war, kam nicht zustande. Was die Apostelgeschichte sonst von Pauli Erlebnissen in Palästina zu Pfingsten 59 berichtet, entspricht der Schilderung, die Josephus von den Zuständen vor dem Ausbruch des Aufstands gegen die Römer macht, da aber der Verfasser die Bücher des Josephus kannte, bleibt unsicher, was er der Wirquelle und was er Josephus entnimmt. Die Gegner aus Ephesus, die bei dem Feste anwesend sind, lügen der Menge vor, Paulus habe den Griechen Trophimus über den Zwinger, den kein Unbeschnittener überschreiten sollte, in den Vorhof der Israeliten mitgenommen. Paulus wurde darum von den wütenden Wallfahrern mißhandelt und nur das Einschreiten der römischen Besatzung der Burg Antonia rettete ihm das Leben. Mit Erlaubnis des Tribunen Claudius Lysias redete der Apostel zum Volke, aber ohne Erfolg. Bei der Darstellung dieser Vorgänge schiebt der Verfasser das Itinerarium wieder beiseite, was er immer tut, wenn er Reden und Kompositionen eigener Maché unterbringen will; so soll Paulus der Verurteilung im Sinedrium dadurch entgangen sein, daß er als Grund der Klage gegen ihn seinen Glauben an die Auferstehung der Toten bezeichnete und dadurch Sadducäer und Pharisäer hintereinander hegte. Aber diese Geschichte ist nur eine Nach-

bildung dessen, was Josephus (vita 29) von sich erzählt, er habe in Tarichäa Städter und Landvolf gegeneinander ausgespielt und so sich selbst salviert. Dem in allen Wassern gewaschenen Josephus steht ein solcher Trick auch sehr viel besser zu Gesicht als dem Apostel Christi. Das Benehmen des Hohenpriesters Ananias, der Paulus auf den Mund schlagen läßt, und die Verschwörung der Dolchmänner, den Gefangenen auf dem Wege von der Burg zum Synedrium zu erstechen, sind mit den Farben des Josephus geschildert, doch ist es wohl möglich, daß auch Paulus ähnliches erlebte. Außer Zweifel steht jedenfalls, daß der römische Befehlshaber Paulus den aufgewiegelten Jerusalemiten entzog, indem er ihn nach Cäsarea brachte.

In Cäsarea Stratonsturm wurde der Gefangene in dem Palaste des Herodes untergebracht. Die Kriegsgeschichte des Josephus, der ungefähr um die gleiche Zeit einigen gefangenen Priestern in Cäsarea Gesellschaft leistete, hat dieses alte Bollwerk mit den Bildern der Herodeszeit erfüllt. „Viel Schatten gleiten durch den öden Raum“ und man hört die Seufzer der von Herodes gemordeten schönen Mariamne. Die von dem Stiefbruder verleumdeten Söhne des Tyrannen, der seine eigenen Kinder ebenso schlachtete, wie in der Sage die bethlehemitischen Kindlein, vollendeten hier ihr Geschick. Durch diese Gemächer irrte in schlaflosen Nächten der alte Tyrann, nach der noch immer geliebten Mariamne rufend, die er in wahnwitziger Eifersucht gemordet hatte. Um diese Mauern hatten sich die Judenhäuser gelagert, die den Prokonsul mit Bitten bestürmten, als Caligula den Tempel mit einer Kaiserstatue entweihen wollte oder als der Prokurator durch seine Adler die heilige Stadt wirklich entweihete. Und noch immer spielten in dem Hafenplatz, um den Heiden und Juden stritten, sich ähnliche Szenen ab. Hier lebte Paulus in milder Haft, die ihm den Verkehr mit seinen Schülern und mannigfaltige Freiheiten gestattete. Die Reden, die der Apostelgeschichtsschreiber den Apostel vor dem Prokurator Felix und vor

dem Könige Agrippa halten läßt, sind Selbstbiographien des Gefangenen, die zeigen, wie in der paulinischen Schule das Leben ihres Apostels erzählt wurde. An eine schriftliche Quelle ist nicht zu denken, da der Referent in jeder dieser Biographien die Erzählung wieder etwas anders gestaltet. Daß Paulus in Cäsarea zwei Jahre festgehalten wurde, erklärt die Apostelgeschichte damit, daß der geldgierige Felix erwartet habe, die Freunde sollten Paulus loskaufen.

In dieser Lage verblieb der Apostel, bis Felix selbst abberufen wurde¹⁾.

In diese zweijährige Gefangenschaft des Paulus fallen zwei paulinische Briefe, der ursprüngliche Kolosserbrief und der bedeutend weniger überarbeitete Philemonbrief. Eine ungefähre Vorstellung von der Lage des „Gefangenen Jesu Christi“ gewinnen wir immerhin auch aus diesem dürftigen Material. Von den zahlreichen Begleitern bei der Überbringung der großen Kollekte (Apg. 20, 4 f.) befinden sich nach der Katastrophe, laut Kolosser 4, 7 ff., bei dem gefangenen Paulus noch immer Tychikus, Aristarch und Lukas. Man schließt daraus mit Recht, daß der Kolosserbrief im palästinensischen Cäsarea geschrieben ist und diese drei Genossen die Trümmer der mit der Überbringung der Kollekte betrauten Gesandtschaft darstellen. Außer ihnen hat der in Jerusalem ansässige Johannes Markus, der frühere Reisegefährte des Apostels, sich bei Paulus eingefunden, dazu Jesus Justus, Epaphroditus aus Kolossä und Demas. Daß die Stimmung des Epheser-Kolosser- und namentlich des Philemonbriefes in die freie Haft zu Cäsarea paßt, wo wohlgesinnte christliche Freunde den Apostel umgaben, dagegen die gedrückte, ergebene Stim-

¹⁾ Zur Chronologie vgl. Schürer, Geschichte des jüdischen Volks, 1, 578 f. Spätestens im Jahre 61 wurde Felix seines Amtes entsetzt, was mit der Ankunft des Paulus in Rom im Frühjahr 62 stimmen würde.

mung des zweiten Timotheus- und des Philipperbriefes in die römische Gefangenschaft, wo judaistische Gehässigkeit dem Schreiber seine Lage lieblos verbitterte, ist nicht bloß zwischen den Zeilen zu lesen. Die Grüße am Ende des Schreibens an die Kolosser beweisen, daß der Epheser-Kolosserbrief mit dem Philemonbriefe, der die gleichen Personen bei Paulus voraussetzt, gleichzeitig verfaßt wurde¹⁾.

¹⁾ In allen drei Briefen erscheint Paulus als Gefangener. Kolosser 4, 10 sagt Paulus: „Es grüßt euch Aristarch, mein Mitgefangener.“ Auch Philemon 1 und 9 bezeichnet Paulus sich als solchen und nennt Onesimus seinen lieben Sohn, den er gezeugt in Banden, und desgleichen ist er Epheser 3, 1; 4, 1; 6, 20 ein Gefangener Jesu Christi. Dazu haben die drei Briefe die gleichen Besteller. Der Epheserbrief wird, nach dem Schluß, überbracht durch Tychitus, der Kolosserbrief durch Tychitus und Onesimus, und der Philemonbrief ist ein Empfehlungsbrief für eben diesen Onesimus. Dazu ist Onesimus nach Kolosser 4, 9 aus Kolossä. So bleibt nur die Annahme, entweder die Grüße sind voneinander abgeschrieben, oder alle drei Briefe gehören zusammen, da hier wie dort dieselben Personen als Besteller fungieren. Sind die Briefe aus einer Gefangenschaft geschrieben, so ist als Ort der Abfassung nach überwiegenden Gründen Cäsarea anzusehen. Paulus hofft nächstens loszukommen und will dann nach Kolossä, ja er nimmt bereits die Gastfreundschaft des Philemon für sich in Anspruch, indem er (Philemon 22) bittet: „Zugleich auch bereite mir Herberge, denn ich hoffe, daß ich durch euer Gebet euch werde geschenkt werden.“ Von Rom aus bestellt man keine Herberge in dem fernen Phrygien, dagegen von Cäsarea, wo die Schiffe direkt hinüberfahren nach der pamphyliischen Küste hat ein solcher Auftrag einen Sinn. Zum zweiten konnte in Rom Paulus, nach dem Philipper- und zweiten Timotheusbriefe, keineswegs erwarten, den Kolossern bald wieder geschenkt zu werden. Im Philipperbrief erwartet er, daß sein Blut demnächst werde ausgegossen werden als Spende über dem Opfer des Glaubens der Gemeinde, und in dem kurzen Timotheusbriefe (2. Tim. 4, 17 f.), der in Rom geschrieben ist, erklärt Paulus, er sei mit Not dem Rachen des Löwen entronnen. Das sind keine Verhältnisse, aus denen heraus sich der fröhliche und hoffnungsvolle Philemonbrief erklärte. Auch wollte Paulus von Rom nach Spanien, nicht zurück nach Kleinasien. Von Cäsarea aus lagen dagegen die kleinasiatischen Gemeinden auf seinem Wege. Endlich erklärt sich die Anwesenheit zahlreicher

Der in Cäsarea geschriebene Brief des Paulus liegt uns im neutestamentlichen Kolosserbrief in starker Überarbeitung vor und eine zweite weitläufigere Ausgabe, von demselben Redaktor herrührend, hat unter dem Namen eines Briefes an die Epheser Aufnahme im Kanon gefunden. Es sind erbauliche, zumeist christologische Zusätze, mit denen der Überarbeiter den ursprünglichen Kolosserbrief in beiden Ausgaben erweitert hat. Die Christologie des Überarbeiters ist aber keineswegs die des Apostels Paulus. Auch für Paulus war der Messias ein himmlisches Wesen, das von Anbeginn bei Gott in der oberen Welt ist, aber für ihn trägt Christus die Züge des Danielschen Menschensohnes, den er vom Himmel erwartet. Der Christus des Epheser-Kolosserbriefes, wie ihn der Überarbeiter zeichnet, ist der Logos der alexandrinischen Religionsphilosophie. Spekulationen wie Kolosser 1, 15—20, in denen Christus als Welt schöpfer, Mittelpunkt und Ziel alles irdischen und geistigen Seins, als Wiederhersteller nicht nur der Menschenwelt, sondern auch der Engelwelt erscheint, sind gnostisch, nicht paulinisch. Während für Paulus Christus der zweite Adam, der Erneuerer der Menschheit ist, ist er hier ein kosmisches Prinzip, in dem die Welt und alle Dinge ge-

Freunde, zumal der Mitglieder der Kollektengesandtschaft, in Cäsarea leichter als in Rom, wo Paulus klagt, daß alle aus Asien sich von ihm gewendet hätten, während im Kolosserbriefe Tychikus, Onesimus, Aristarch, Markus, Justus Jesus, Lukas, Demas und andere sich bei ihm befinden. Auch fällt der Epheser-Kolosserbrief offenbar in eine frühere Zeit als das zu Rom verfaßte Billet an Timotheus (2. Tim. 4, 9 ff.). Am Schlusse des Epheserbriefes sagt Paulus, er schicke den Tychikus nach Ephesus, 2. Timotheus 4, 12 ist Tychikus in Ephesus. Was im Epheserbriefe erst noch geschehen soll, ist im 2. Timotheusbriefe schon geschehen. Kolosser 4, 14 ist Demetrius bei Paulus und grüßt die Kolosser, 2. Timotheus 4, 10 heißt es: „Demas hat mich verlassen aus Liebe zu dieser Welt.“ Im Kolosserbrief ist er da, jetzt ist er weg. Der Epheser-Kolosserbrief ist also früher geschrieben als der zweite Timotheusbrief. Da nun 2. Tim. 4 sicher von Rom geschrieben ist, gehört der Epheser-Kolosserbrief in eine frühere Gefangenschaft, d. h. nach Cäsarea.

schaffen wurden. Paulus gründet seine Christologie auf den himmlischen Menschen der Rabbinen. Der Überarbeiter des paulinischen Briefes geht aus von der Aionenlehre Philos. Von diesem Christus wird ausgesagt, was von dem zweiten Adam des Apostels nicht gesagt werden kann, sondern nur vom Logos: „In ihm ist alles erschaffen worden, das im Himmel und das auf Erden, das Sichtbare und das Unsichtbare, seien es Throne oder Herrschaften oder Mächte oder Gewalten, das alles ist durch ihn und zu ihm geschaffen. Und er ist vor allem und alles besteht in ihm. Und er ist das Haupt des Leibes, der Gemeinde, der der Anfang ist, der Erstgeborene von den Toten, auf daß er in allen Dingen der erste sei. Denn es gefiel Gott wohl, daß in ihm das ganze Pleroma wohne und er alles durch ihn mit sich versöhne, indem er durch das Blut seines Kreuzes Frieden mache durch ihn, es sei auf Erden oder im Himmel.“ Das ist das schöpferische Wort Philos, in dem die ganze Welt ruht, und nicht der himmlische Adam, nach dessen Bild wir umgeschaffen werden zu neuen Menschen. Der Überarbeiter erstreckt die Wirkung des Todes Christi nicht lediglich auf die Menschen, sondern auch auf die überirdischen Mächte. Die Wirkung des Erlösungstodes besteht bei Paulus darin, daß unser Fleisch mit seinen Lüsten im Kreuzestod Christi mit gekreuzigt wurde. Da aber die überirdischen Mächte und Herrscher keinen Fleischesleib haben, bezieht die Kreuzigung des zweiten Adam sich bei Paulus auch nicht auf sie. Wenn 1, 24 f. Paulus sagen läßt, er mache durch seine Leiden das voll, was dem stellvertretenden Leiden Christi an genügender Wirkung noch abgehe, so ist auch das ein Paulus sehr fern liegender Gedanke. Der Opfertod des Messias ist für Paulus das eigentliche Mysterium des Heilsratschlusses; daß er die Wirkung desselben noch seinerseits zu ergänzen habe, ist ein Gedanke, der sich weder mit der Heilslehre des Apostels, noch mit seiner Bescheidenheit verträgt. Eine solche Betrachtung konnte ein Späterer

anstellen, der sich bewußt war, sein Heil der Vermittlung des Apostels zu verdanken, Paulus war sie völlig fremd. Wenn der Epheserbrief vollends von „heiligen“ Aposteln (3, 5) redet, so genügt das zum Beweis, daß hier noch eine andere Hand als die des Paulus die Feder führte, denn Petrus, dem er ins Angesicht widerstand, und die Brüder des Herrn, deren Missionsreisen er kritisiert, waren für Paulus keine „heiligen“ Apostel. Heilige sind die Apostel erst in der Anschauung einer späteren Zeit. Schwierig ist es unter diesen Umständen nicht, durch einfache dogmatische Kritik die späteren Zusätze zu dem echten Paulusbriefe auszuscheiden. Nur dadurch wird die Herstellung der echten Grundlage eine verwickelte Aufgabe, daß dieselbe bald im Epheser-, bald im Kolosserbriefe klarer zutage tritt¹⁾. Auf die Theologie des Überarbeiters werden wir in dem Kapitel von der christlichen Gnosis einzugehen haben, hier haben wir es nur mit der echten Grundlage des Kolosserbriefes zu tun, wie sie nach Beseitigung aller gnostisch klingenden Sätze und der sogenannten Haustafel übrig bleibt. Als echte Grundlage der neutestamentlichen Briefe an die Kolosser und Epheser setzen wir also einen kurzen Brief des Paulus nach der phrygischen Stadt Kolossä im prokonsularischen Asien voraus. Vermöge der gemeinsamen Pastoration durch den Kolosser Epaphroditus, war die dortige Gemeinde mit der in Laodicea und Hierapolis eng verbunden, die alle dreie im selben Tale des Lykus, im Stromgebiete des Mäander, lagen, Kolossä am oberen Laufe auf beiden Seiten des Flusses, Laodicea und Hierapolis talabwärts. Dort residierte im folgenden Jahrhundert der vielgenannte Bischof Papias von Hierapolis, während Laodiceas Gemeinde in der Apokalypse (3, 14) nicht eben freundlich erwähnt wird. Wenn auch Paulus

¹⁾ Mit großer Sorgfalt unterzieht sich dieser Aufgabe: Holzmann, Kritik des Epheser- und Kolosserbriefes, 1872, dessen Ausführungen wir im ganzen folgen.

persönlich die kolossische Gemeinde nicht kannte, so war er doch mit dem Gründer Epaphras befreundet, und das jetzt die Gemeinde leitende Ehepaar, Philemon und Appia, hatte Paulus selbst bekehrt. Daß er (Koloss 4, 16) anordnet, seine Briefe an die Kolosser sollten nach Laodicea und die nach Laodicea sollten an die Kolosser weiter gegeben werden, gibt ein Bild von dem eifrigen Verkehr, den er zwischen seinen Gemeinden selbst zu organisieren pflegte.

Ähnliche Verwickelungen, wie Paulus sie in Galatien erlebt hatte, waren Anlaß für die Gemeinde in Kolossä geworden, ihren Apostel Epaphras nach Jerusalem zu schicken und Paulus bezeugt, daß er tapfer für ihre Freiheit vom Gesetze gestritten habe (4, 13). Da Epaphroditus auf dieser Reise bei dem Gefangenen in Cäsarea vorsprach, hatte Paulus Gelegenheit, mit den Kolossern in Beziehung zu treten. Dabei lag es ihm nahe, der neugegründeten Gemeinde gegenüber seine Stellung zum Gesetze klar zu legen, zumal er und sie in diesem Kampfe Bundesgenossen waren. So entstand der ursprüngliche Kolosserbrief, der zugleich als Zirkularschreiben an die Gemeinde in Laodicea weitergegeben werden sollte. Der Brief wollte ein Beweis der Teilnahme für die neugewonnenen Brüder sein, die Paulus persönlich nicht kennt, die aber den gleichen Kampf gegen die pharisäische Partei zu führen haben, den auch er führt. Daß er dem Gründer der Gemeinde einen solchen Gruß an diese mitgab, mußte die Christen in Kolossä freuen und Epaphras selbst wird den berühmten Gefangenen um ein solches Zeichen der Teilnahme gebeten haben. Zum Thema seines Briefes nahm Paulus die Lehre von unserer Wiedergeburt im Tode Christi, durch die wir aus dem Bereiche des fleischlichen Gesetzes in das des Geistes versetzt wurden. Die so Wiedergeborenen tragen eine Beschneidung, die nicht mit Händen gemacht ist, an ihren Herzen. Darum soll sie niemand bedrängen mit Satzungen wegen Speise und Trank, noch wegen

Feiertagen, Sabbaten und Neumonden. Den Sagen dieser Welt sind sie abgestorben und ihr Leben ist verborgen in Gott. Dafür sollen sie als Glieder Christi anziehen Erbarmen, Güte, Demut, Sanftmut und Langmut. Der gelassene Ton dieses Schreibens versetzt uns in die ruhigen Zeiten zu Cäsarea, nicht in die römische Gefangenschaft, wo Paulus den schrecklichsten Tod vor Augen hat. Wie nahe ihm auch im Schloßhose von Cäsarea die Fragen der jüdischen Lebensordnung gerückt waren, die ihm in die Feder fließen, zeigt uns die Selbstbiographie des Josephus (vita 3), der ungefähr um dieselbe Zeit gefangenen Priestern in Cäsarea Gesellschaft leistete, die nur von Feigen und Nüssen sich nährten, um nicht die unreine Gefängnistkost der Heiden berühren zu müssen. So lag es dem Apostel sehr nahe (Kol. 2, 21 f.) über die zu schelten, die die Menschen mit ihren ewigen Mahnungen belästigten: „Fasse nicht an, koste nicht, berühre nicht!“ Diese Dinge sind von Gott selbst zum Gebrauch und Verbrauch bestimmt. Die Enthaltung davon sieht aus wie Demut und ist doch nur Wichtigtuerei. Ausgelöscht hat Gott diese Gebote, indem er die Handschrift des alten Gesetzes an das Kreuz nagelte. Hätte Paulus, wie die Apostelgeschichte fabelt, wirklich noch eben ein Nasiräergelübde in Jerusalem absolviert, so würde ihm eine solche Polemik gegen das Gesetz seltsam zu Gesicht stehen. Sein Spott über das „rühre nicht an, koste nicht“, zeigt klar seinen damaligen Standpunkt. Daß das Gewissen sich jetzt auf heiligere Ordnungen beziehe als auf die rituellen des Judentums, konnte niemand stärker empfinden als der, der einst ein Fanatiker dieser Sagen gewesen war und er sah in diesem Tausch den großen Fortschritt, den die Menschheit in Christus gemacht hat. Statt zu sorgen, daß der Fleischtopf nicht den Milchtopf berühre, Sorge lieber, daß sich die Menschen nicht feindselig anfassen. Statt am Sabbat kein Geldstück in die Hand zu nehmen und niemals eines, auf dem heidnische Embleme stehen,

hüte der Jude sich lieber, Geld durch Lug und Trug zu erwerben und zu schlimmen Zwecken auszugeben, das allein wird ihn verunreinigen. Wie in der Polemik gegen die ängstliche Geseßlichkeit, so kommt auch in den christologischen Auseinandersetzungen, die von den Zwischenreden des gnostifizierenden Überarbeiters am häufigsten unterbrochen werden, doch unzweifelhaft der echte Paulus auch zu Wort. So in der Mahnung Kol. 3, 2: „Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist. Ihr seid ja gestorben, und euer Leben ist mit Christus in Gott verborgen. Wenn Christus, der euer Leben ist, offenbar werden wird, dann werdet auch ihr mit ihm offenbar werden in Herrlichkeit.“ Für eine echte Grundlage des Kolosserbriefs spricht auch die vollkommene Klarheit in betreff der Personalverhältnisse, während sonst die pseudonymen Briefe in den leeren Raum komponiert sind. In den Verhandlungen mit diesen Personen hört man recht deutlich den wohlbekannten Ton des Apostels, wenn er schreibt: „Ich lasse euch wissen, welch einen Kampf ich um euch habe und um die zu Laodicea und um alle, die mein leibliches Antlitz nicht gesehen haben . . . Denn obwohl ich dem Fleische nach abwesend bin, so bin ich doch im Geiste bei euch, indem ich mich freue und eure Ordnung und die Festigkeit eueres Glaubens an Christus sehe.“ Klingen schon diese Worte nicht wie die Komposition eines nur angeblichen Paulus, so noch weniger die Schlußworte, in denen nicht nur die Persönlichkeiten, die den Apostel in Cäsarea umgaben, treu charakterisiert sind, sondern auch eine Reihe von einwandfreien Nachrichten gegeben werden, die zu erfinden niemand ein Interesse hatte. Der ganze Kreis der Treuen tritt uns hier entgegen: „Wie es um mich steht, wird euch alles Tychikus fundtun, der geliebte Bruder und getreue Diener, und Mitknecht in dem Herrn, welchen ich eben dazu zu euch gesendet habe, daß er erfahre, wie es euch ergeht, und daß er euere Herzen tröste, samt Onesimus, dem getreuen

und geliebten Bruder, der euer Landsmann ist; alles, was mich betrifft, werden sie euch kundtun. Es grüßet euch Aristarchus, mein Mitgefangener, und Markus, der Better des Barnabas, über welchen ihr Aufträge erhalten habt; wenn er zu euch kommt, nehmet ihn auf, und Jesus, der Justus genannt wird. Aus der Beschneidung sind diese allein Mitarbeiter am Reiche Gottes, die mir ein Trost geworden sind. Es grüßt euch Epaphras, der Knecht Jesu Christi, der euer Landsmann ist, und allezeit für euch in den Gebeten ringet, auf daß ihr vollkommen und überzeugt in jeglichem Willen Gottes bestehet. Denn ich gebe ihm das Zeugnis, daß er viel Mühsal um euch und um die zu Laodicea und zu Hierapolis hat. Es grüßt euch Lukas, der geliebte Arzt, und Demas. Grüßet die Brüder zu Laodicea, und den Nymphas, und die Gemeinde in seinem Hause. Und wenn der Brief bei euch gelesen ist, so machet, daß er auch in der Gemeinde zu Laodicea gelesen werde, und daß auch ihr den von Laodicea leset. Und saget dem Archippus: Achte auf das Amt, das du in dem Herrn empfangen hast, daß du dasselbe ausrichtest." Wer hätte ein Interesse gehabt, eine solche Menge von Personalien zusammenzusuchen? Um einer christologischen Abhandlung den Charakter eines Briefes zu geben, hätten zwei, drei Notizen dieser Art genügt wie im Hebräerbrief. Hier wird den Freunden über alle noch anwesenden Personen des seitherigen Kreises berichtet, für die sie sich interessieren mußten, und gegen keine einzige Notiz ist ein begründeter Einwand aufzubringen. Das Wesentliche dieses ursprünglichen Kolosserbriefes war also die Mahnung an die neu gesammelte Gemeinde, sich dem jüdischen Geseze nicht zu unterwerfen und sich in Sachen von Speise, Trant und Beschneidung nicht richten zu lassen, dagegen um so mehr im Glauben und in der Liebe zu bestehen. Von seiner Lage gibt Paulus den Kolossern kurze Nachricht und empfiehlt ihnen Tychikus und den Sklaven Onesimus, die den Brief nach Phrygien bringen

sollten. Damit gewinnen wir einen Brief, der nicht gerade dogmatisch reichhaltig, aber kernhaft und vor allem gut paulinisch ist. Daß er vor der Aufnahme in den Kanon überarbeitet wurde, und zwar zuerst kurz als Kolosserbrief und dann umständlicher als Epheserbrief, hat wohl darin seinen Grund, daß er zum Gebrauch im Gottesdienste zu unbedeutend war und wohl auch darin, daß der Überarbeiter gern die Gelegenheit ergriff, seine Engellehre, Logoslehre und Erlösungslehre, wie sie sich zu seiner Zeit unter dem Einfluß der gnostischen Bewegung ausgebildet hatte, vorzutragen. Dazu fügte er oder eine dritte Hand noch einen christlichen Dekalog als Gesetz des christlichen Hausstandes, weil dafür ein praktisches Bedürfnis vorlag. Auffallende Berührungen mit den unechten Sätzen in Römer 15 und 16 lassen vermuten, daß beiderlei Restaurationen von dem Überarbeiter des Römerbriefes herrühren. Im Zeitalter der Gnosis erschien Pauli Lehre vom himmlischen Menschen nicht mehr ausreichend. Die gnostische Spekulation wies Christo, dem Sohne, eine noch höhere Stellung an und so sah sich der Bearbeiter veranlaßt, kürzer im Kolosserbriefe, ausführlicher im Epheserbriefe diese Lücken des paulinischen Schreibens zu ergänzen. Scheidet man diese Spekulationen, so weit sie gnostifizieren, aus, so reiht sich der Rest der Situation des Paulus im Jahre 60 ungesucht ein. In betreff seiner eigenen Lage verwies Paulus die Leser in dem ursprünglichen Briefe auf Tychikus, der sie aus eigener Anschauung kennt und den Paulus mit dem entlaufenen Sklaven Onesimus nach Kolossä sendet.

Durch diese Beziehung auf Onesimus ist unser Brief Pauli an Philemon eng verknüpft mit dem Kolosserbriefe. Wäre Kolosser 4 unecht, dann wäre auch der Philemonbrief unecht, denn seine Personalverhältnisse sind ganz die des Kolosserbriefes und beide interpretieren sich gegenseitig. Bei Paulus befinden sich im Philemonbrief dieselben Personen wie im Kolosserbrief. Es grüßen:

Epaphras der Mitgefangene, Markus, Aristarch, Demas und Lukas, nur der Justus Jesus des Kolosserbriefes fehlt. Die Grüße des Kolosserbriefes und des Philemonbriefes setzen also gleiche Abfassungsverhältnisse voraus, und dieses Ineinandergreifen der Personalnotizen ist offenbar eine Instanz für die Echtheit des Philemonbriefes. Das älteste Zeugnis für den Philemonbrief ist allerdings erst die Aufnahme desselben in das aus zehn Briefen bestehende Apostolikon des Marcion an der neunten Stelle, und zwar nach Tertullian in der gleichen Form und Gestalt, wie er später im kirchlich rezipierten Kanon stand. Trotz dieser späten Bezeugung gilt der Brief heute für eine echte Reliquie des Apostels, denn der Inhalt ist durchaus unverfänglich. Paulus sendet den entlaufenen Sklaven Onesimus seinem Herrn Philemon zurück, er bittet Philemon, dem Sklaven seine Schuld zu verzeihen und kündigt dabei seinen demnächstigen Besuch in Kolossä an. Einen tieferen symbolischen Sinn hat in dieser einfachen Erzählung erst Baur entdeckt. Er findet hier die Idee der klementinischen Recognitionen, daß das Christentum das in der Welt sich Entfremdete sich in Christo näher bringe und sich wahrhaft erkennen lehre. „Vielleicht,“ schreibt Paulus an Philemon, „ist der ungläubige Sklave nur darum auf kurze Zeit von dir getrennt worden, damit du den Bekehrten auf ewig zurücknimmest.“ So schilderte der Verfasser das Christentum als eine bleibende Vereinigung derer, die zuvor durch verschiedene Schicksale voneinander getrennt, sich nicht verstanden, aber durch höhere Fügung im gleichen Glauben zusammengeführt werden. Insofern findet Baur hier den Gedanken der klementinischen Recognitionen, nur kürzer ausgedrückt und weniger romanhaft ausgesponnen. Allein derjenige Gedanke, den Baur in den Vordergrund stellt: daß die höhere Vereinigung der Menschen in Christo hier poetisch dargestellt werde, tritt im Grunde in dem Briefe sehr zurück. Tausende haben diesen Brief gelesen, ohne auf den Gedanken zu kommen, seine Tendenz sei, die Be-

kehrung zum Evangelium als ein sich Wiederfinden in einer neuen geistigen Heimat darzustellen. Die zu erwartenden Rekognitionen des Philemon und Onesimus sind ganz anderer Art. Der entlaufene Sklave fürchtet offenbar, er könne bei diesen Rekognitionen mit der Peitsche Bekanntschaft machen oder der Walkmühle überantwortet werden. Nur darauf wird hingearbeitet, daß Philemon den Onesimus nicht streng bestrafe, verkaufe oder in das Pistrinum schicke. Von einem seligen Wiederfinden in der gemeinsamen Heimat des Christentums ist wenig die Rede und hätten wir in dem Brief eine Dichtung zu sehen, so müßte ihre Idee anders bestimmt werden.

Vielleicht wollte der Verfasser an einem Einzelfalle die Frage erläutern, ob Christen verpflichtet seien, ihre christlichen Sklaven frei zu lassen, eine Frage, die damals eine sehr brennende war. Schon im Jahr 58 regten sich in Korinth diese Tendenzen. Wie die korinthischen Frauen sich emanzipierten, so fingen auch die Sklaven an, an ihren Ketten zu rütteln. Man fragte, ob nicht ein christlicher Herr seine christlichen Knechte freigeben müsse, ob die Brüder nicht verpflichtet seien, wenigstens die christlichen Sklaven loszukaufen, die auf dem Sklavenmarkte feilstanden. Paulus antwortete 1. Kor. 7, 21: „Bist du als Knecht berufen, so laß dich es nicht kümmern, sondern, wenn du auch frei werden kannst, benütze es vielmehr als Knecht berufen zu sein, um desto höhere Ehre bei Christus davon zu tragen. Denn wer als Knecht berufen ist im Herrn, der ist ein Freigelassener Christi; gleicherweise, wer als Freier berufen ist, ist ein Knecht Christi. Worin ein jeglicher berufen ist, darin soll er bleiben.“ Daß auch im nachapostolischen Zeitalter diese Frage, ob das Sklavenhalten sich mit der christlichen Brüderlichkeit vertrage, vielfach erörtert wurde, zeigt gerade der Epheser-Kolossenerbrief, mit dem der Philemonbrief ohnehin irgendwie zusammenhängt. Der Epheserbrief setzt in dieser Beziehung 6, 5 f. voraus, daß die Sklaverei durch das Christentum

nicht aufgehoben, aber modifiziert sei. Die Knechte sollen ihren Herren gehorsam sein mit Furcht und Zittern, in Einfalt ihres Herzens und ihren Dienst als Christo geleistet betrachten. Andererseits sollen die Herren vom Drohen lassen, weil sie wissen, daß sie beide einen Herrn im Himmel haben, der die Person nicht ansieht. Wie sehr den Überarbeiter des Kolosserbriefes diese Frage interessierte, beweist der Umstand, daß er in seiner Haustafel das Verhältnis der Sklaven und Herren (Eph. 6, 5 ff., Kol. 3, 22 ff.) verhältnismäßig ausführlich bespricht und namentlich den Hinweis auf den himmlischen Lohn hinzufügt, den die Sklaven erhalten werden, auch wenn die irdischen Herren sie nicht nach Gebühr behandeln. Der platonische Gedanke einer höheren Welt wird auch hier zu einer religiösen Bertröstung verwendet. Wenn nun der Anstoß, daß das Christentum die Sklaverei in der Praxis aufrecht erhalte, während es doch theoretisch eine allgemeine Brüderlichkeit lehre, in der Gemeinde vielfach besprochen wurde, könnte immerhin der Brief dazu bestimmt gewesen sein, im Namen des Apostels diese Frage an einem praktischen Falle zu entscheiden. Hier ist ein christlicher Sklave, der sich frei gemacht hat. Paulus erkennt aber diese Freiheit nicht an, sondern er sagt: Onesimus hat gegen den Willen seines rechtmäßigen Herrn gehandelt und muß darum in sein Dienstverhältnis zurückkehren. Also lehrt einmal das Exempel, kein christlicher Sklave hat das Recht, seinem Herrn zu entlaufen, und kein christlicher Herr ist um seines Christentums willen verpflichtet, seine Sklaven frei zu geben. Paulus schärft aber auch dem Herrn ein, er dürfe nicht grausam mit Onesimus verfahren. Onesimus hat alles sich zuschulden kommen lassen, was ein Sklave verüben kann. Er hat sich an dem Eigentum seines Herrn vergriffen, er hat demselben Schaden zugefügt und ist schließlich gar noch entlaufen. Dennoch sagt Paulus dem Philemon, er solle ihn, da er sich gebessert habe und reuevoll nahe, aufnehmen als einen Bruder, im Gedanken daran, daß auch

er ein Sklave sei, daß er mit Leib und Leben verpflichtet sei Christo. Drittens aber kommt hier auch zum Austrag die Frage, ob der Übertritt des Sklaven zum Christentum den christlichen Herrn zu etwas verpflichte? Onesimus ist vom Heidentum zur Religion seines Herrn übergetreten. Was folgt daraus? Nicht daß Philemon ihn frei lassen muß, sondern nur, daß er ihn als Bruder in Christo anzuerkennen hat, während Onesimus dem Fleische nach sein Leibeigner bleibt. Weiterhin, daß er ihn so behandeln soll wie einen, der in Christo die gleiche ewige Hoffnung mit ihm hat und daß wenn der Apostel, das heißt die Sache des Evangeliums, dieses Sklaven bedarf, der Herr gut tut, denselben zur Verfügung zu stellen. Falls das Schreiben als Tendenzschrift aufgefaßt werden müßte, dann wäre seine Tendenz in diesen eminent praktischen Fragen zu suchen und nicht in der sentimentalen Idee der Recognitionen. So gefaßt wäre seine Erfindung verständlich, da es auf eine brennende Frage eine apostolische Antwort gibt. Die Frage hieß: Darf ein Sklave, wenn er durch das Blut Christi befreit worden ist, auch seinen irdischen Herrn abschütteln, ihm entlaufen? Die Antwort lautet: Im Gegentheil, wenn er davongelaufen ist und bekehrt sich, so muß er um Christi willen wieder zu seinem Herrn zurückkehren und sich unterwerfen, um dem Geseze Genüge zu tun. Unterstellt man, daß der Verfasser des Epheserbriefs unsern Philemonbrief gefertigt habe, so hätten wir hier lediglich die in der Haustafel ausgesprochenen Grundsätze über das Verhältnis von Herr und Knecht an einem einzelnen Falle erläutert. Diese Auffassung wäre möglich, aber sie ist zur Erklärung des Briefes nicht absolut nötig. Zunächst ist doch die Geschichte, die hier erzählt wird, von einem Roman sehr weit entfernt, obgleich Baur ihr das vorwarf. Daß Paulus unter den Gefangenen der Herodesburg einen eingefangenen Sklaven findet, dessen Herrn er kennt, ist zwar merkwürdig aber nicht unmöglich. Vielleicht wendete der in Not geratene Onesimus sich an Paulus,

dessen Anwesenheit er erfuhr, indem er auf das Erbarmen rechnete, das die Glaubensgenossen seines Herrn sich untereinander erweisen. Die Befehrung war dann bereits ein Mittel wieder in Frieden heimkehren zu können. Das Argument also, daß die Geschichte zu romanhaft sei, um glaublich zu erscheinen, schlägt nicht durch. Aber auch die Tendenz, die Sklavenfrage an einem Beispiel zur Entscheidung zu bringen, drängt sich nicht so in den Vordergrund, daß man sagen könnte, der Brief ist nur als Exempel verfaßt worden. Die ersten sieben Verse, also ein Drittel des Briefes, beziehen sich gar nicht auf die Sklavenfrage, sondern auf persönliche Verhältnisse der Adressaten. Dieser Teil fiel mithin aus der Tendenz heraus. Die Gründe, die für eine milde Behandlung des schuldigen Sklaven angeführt werden, sind dazu keine prinzipiellen. Der Apostel beruft sich weniger auf allgemeine Christenpflichten als auf sein persönliches Verhältnis zu Philemon, auf sein Alter, auf die Rücksicht, die man seinen Ketten schulde, auf die Tatsache, daß er den Onesimus im Gefängnisse bekehrt habe und ihn liebe als sein in Ketten gezeugtes Kind. Ein Schriftsteller, der eine generelle Frage zur Entscheidung bringen wollte, hätte schwerlich die Entscheidung auf Motive gestellt, die nur in diesem besonderen Fall zutreffen, in allen andern nicht. Er hätte, wie der Epheserbrief, aus dem Begriff der Brüderlichkeit und der gemeinsamen Pflichten im Dienste Christi argumentiert, nicht aus lauter individuellen Gründen. Die Grüße am Schluß 22—25 fielen dann wieder aus dem Zusammenhang und fügten Fremdartiges an. Der vorliegende Tatbestand geht also in dieser Rechnung nicht auf. Es bleibt ein unlöslicher Rückstand. Dazu kommt die merkwürdige Übereinstimmung mit den Grüßen des Kolosserbriefes. Der Tychikus, der Kol. 4, 7 nach Kolossä gesendet wird, nimmt nach Vers 9 den Onesimus dorthin mit. Der Gemeindevorsteher Archippus, der Kol. 4, 17 als Vorstand erwähnt wird, wird

Philemon 2 begrüßt und die Personen, die Kol. 4 sich bei Paulus befinden, grüßen Vers 23 den Philemon. Die Grüße stimmen so ungesucht und erklären einander so zufällig, daß die Echtheit wahrscheinlicher ist, als raffinierte Berechnung. Was aber vor allem in Betracht kommt, ist die Tatsache, daß der Brief die Sklavenfrage gar nicht löste. Was wäre denn also die Meinung des Verfassers, sollen die Sklaven frei gegeben werden oder nicht? Unser Brief wünscht das erstere offenbar, er sagt es aber nicht; er schickt auf der einen Seite den Onesimus in die Sklaverei zurück, auf der andern befürwortet er die Befreiung. Aber er sagt doch auch wieder nicht, Philemon solle Onesimus freilassen, sondern er sagt, auch wenn ich nichts vorschreibe, wirst du freiwillig mehr tun als ich befehle. Allein ist es wahrscheinlich, daß jemand, der eigens zu dem Zweck einen Brief erfindet, um an einem einzelnen Fall eine sehr schwierige Frage zum Austrag zu bringen, es bei einer so vieldeutigen Weisung hätte bewenden lassen? Für die Sklavenfrage selbst war man im Grund nach unserem Brief ebensoweit wie vorher. Die Sklaven würden gesagt haben, der Apostel gebietet den Herren: Gebt die Sklaven frei; die Herren würden nach dem gleichen Briefe gesagt haben: Man kann niemanden zwingen, seine Sklaven frei zu lassen, im Gegentheil, man muß die ausliefern, die schon entflohen sind, wie denn in dem amerikanischen Abolitionistenstreit beides aus dem Brief ist bewiesen worden. Wäre wirklich der Brief zur Schlichtung dieser Frage erfunden, dann würde der Verfasser auch eine klare und unzweideutige Entscheidung gegeben haben; da das nicht der Fall ist, wird die ganze Hypothese hinfällig.

Für uns ist der Philemonbrief ein liebenswürdiges Denkmal der Güte, mit der der Apostel Streitigkeiten seiner Kinder väterlich zu schlichten wußte, und insofern ergänzt der Brief das Bild, das die Korintherbriefe von Paulus geben, in denen er in ganz anderer Tonart zu ungeratenen

Söhnen redete. Stilistisch fällt am Philemonbriefe die größere Leichtigkeit des griechischen Ausdrucks auf, die sich aber daher erklären mag, daß der Apostel seit Abfassung des Galaterbriefs sieben Jahre ausschließlich unter Griechen lebte. Wortspiele, wie des B. 11 und 20 mit Christ und Unchrist, dem unnützen Bruder Nützlich sind ganz paulinisch, wie sie ganz jüdisch sind; wir erinnern an Galater 4, 25; 5, 12 oder Phil. 3, 2. 3, wo Paulus mit Hagar und Sarah, Beschneidung und Verschneidung ähnliche Wortspiele, nach Gewohnheit seines Volkes, macht. Jedenfalls hat die lebhafteste, vorwärts drängende Art des Schreibens weit mehr Ähnlichkeit mit den Galater- und Korintherbriefen als mit der weiterschweifigen, wortreichen, oratorisch breiten Schreibweise des Epheserbriefs, obwohl zu Eingang sich einige Berührungspunkte mit diesem ergeben. Gerade diese Verse aber müssen als Interpolationen des gleichen Überarbeiters gelten, der den echten Kolosserbrief doppelt bearbeitet hat und dessen Hand wir auch im Römerbriefe entdeckten. Wenn Vers 5 Paulus sagen läßt: „Ich höre deine Liebe und den Glauben, den du hast,“ so ist das auffällig, denn für den echten Paulus ist der Glaube nicht eine Summe von Glaubensansichten, die der Gläubige hat, sondern eine Kraft von oben, die ihn hat. In die Pistis, die Philemon hat gegen alle Menschen, spielt der Begriff der Treue herein, die man gegen Menschen erprobt, das aber ist nicht die paulinische Pistis. Unter den Wirkungen der Gnade fehlt bei dem Überarbeiter des Kolosser- und Verfasser des Epheserbriefs nie die Gnosis. So soll auch der Glaube des Philemon sich B. 6 wirksam erweisen in Erkenntnis. Daß Paulus in dem kurzen Briefe sich viermal als Gefangenen bezeichnet, erinnert auch an die Art, wie der Überarbeiter in den beiden größeren Briefen Paulus mit seinen Ketten klirren läßt. Da nun der Philemonbrief an einen Kolosser gerichtet ist, kann er auch mit dem Kolosserbriefe gefunden und durch den Überarbeiter des Kolosserbriefs verbreitet worden sein. Auch an diesem

Funde hat dann der Herausgeber sich nach seiner Gewohnheit einige Verschönerungen gestattet, um ihn für gottesdienstliche Zwecke erbaulich zu gestalten. Im ganzen aber ist der Brief intakt, da zur Erledigung der in Rede stehenden Angelegenheit nichts fehlt, und, die bezeichneten Worte abgerechnet, auch keine Silbe zu viel ist, so daß man den Eindruck einer wesentlich unverfälschten Epistel erhält. Unser Redaktor hat ja auch den Epheser- und Kolosserbrief nicht erfunden, sondern den echten Paulusbrief nur überarbeitet. Also schon die Analogie spricht für ein ähnliches Verhältnis.

Nach dem ganzen Tone des echten Kolosserbriefs und des Briefs an Philemon hat die Haft in Cäsarea die Stimmung des Apostels keineswegs niedergedrückt. Daß Kolosser 4, 10 Aristarch der Mitgefangene Pauli genannt wird und der Kolosser Epaphras einfach Knecht Christi, in Philemon 23 dagegen umgekehrt Epaphras der Mitgefangene heißt und Aristarch unter den freien Gesellschaftern aufgezählt wird, hat man dahin gedeutet, daß abwechselnd der Macedonier und abwechselnd der Kolosser die Haft des Lehrers und Freundes teilten. Auch das gibt ein Bild dieses Bundes, und nicht minder Pauli Versicherung, daß Epaphras täglich für seine Landsleute in Gebeten ringe, sie möchten in Christo zunehmen, damit sie dereinst bestehen vor dem Herrn. Die Gefangenen beteten also gemeinschaftlich und wie innig! Zu den sehr erklärlichen Eigentümlichkeiten der Briefe aus Cäsarea gehört es, daß sie einen sehr kurzen Horizont haben. Selten schauen sie über die Gefängnismauern hinaus. Rückkehrende und ausziehende Brüder treten auf, Klagen über Vereinsamung und Treulosigkeit werden laut, Sehnsucht nach Nachrichten und schmerzliche Empfindung des Gebundenseins und der Ketten kommen zum Ausdruck. Daneben spottet der Gefangene über jüdische Zudringlichkeit, die selbst bei Gefängnistrost Unkoscheres nicht essen lassen will. Erbauung durch das Gebet eines Mitgefangenen und Freude

an der Befehrung eines Taugenichtses, der schwerlich wegen seines Glaubens ins Gefängnis gekommen ist, Beratung mit Lukas, dem Arzt, und Seelsorge selbst in Ketten, das sind die persönlichen Beziehungen der Briefe, in denen wir überall Gefängnisluft atmen, aber auch die Seelengröße des Gefangenen bewundern. Still genug ging es also in Pauli Gefängnis zu, aber draußen tobten wilde Stürme um die alte Herodesburg.

Während Paulus in Cäsarea gefangen saß, begannen, vielleicht durch seine Konflikte mit dem Synedrium veranlaßt, in Jerusalem die Christenverfolgungen von neuem, denen schließlich der Vorsteher Jakobus zum Opfer fiel. Da der Procurator den Paulus ihren Händen entzogen hatte, hielt sich der Haß der Juden durch Steinigung des Jakobus schadlos und als der Aufstand ausbrach, zersprengte er die Gemeinde der Heiligen vollends. Aber auch in Cäsarea selbst wüteten Aufruhr und Straßenkämpfe. Der Streit zwischen den Juden, die behaupteten, die von Herodes gegründete Stadt sei eine Judenstadt, weshalb sie dieselbe auf jüdischen Fuß einrichten wollten, und der syro-phönizischen Bevölkerung, für die Cäsarea eine Heidenstadt war, brach mit neuer Wut aus. Die Mauern der Herodesburg hielten zwar jede Gefahr von Pauli Kaserne fern, aber die Garnison war an diesen Händeln um so mehr beteiligt. Der Procurator schritt gegen die Juden ein und gab die Häuser der Aufrührer der Plünderung seiner Soldaten preis. Die Juden verließen deshalb die Stadt, wurden aber von dem Statthalter genötigt zurückzukehren. Schließlich schickte Felix die Häupter der streitenden Parteien nach Rom zur Verantwortung vor dem Kaiser. Damit hatte er aber sein eigenes Schicksal besiegelt, denn die Folge war, daß er selbst abgerufen wurde. An Stelle des ehemaligen Freigelassenen, der sogar von dem gefangenen Teppichweber hatte Geld erpressen wollen, trat ein vornehmer Mann, Porcius Festus, der eines besseren Rufes genoß. Auch bei ihm wiederholte das Synedrium

seine Klage gegen den gefangenen Sektierer. Porcius Festus hielt auch einen Gerichtstag in der Sache ab, nur nicht in Jerusalem, wie der Hohepriester verlangte, sondern in Cäsarea. Er war auch geneigt, durch Auslieferung des Paulus der obersten jüdischen Behörde eine Konzession zu machen. Da appellierte Paulus an den Kaiser.

Nach den Angaben des zweiten Timotheusbriefs entließ der Apostel kurz vor seiner eigenen Überführung nach Rom die meisten seiner Arbeitsgenossen, indem er Timotheus nach Ephesus, Crescens nach Galatien, Titus nach Dalmatien ziehen ließ, während Tychikus den Onesimus nach Kolossä begleitete. So ist Paulus selbst in Ketten Haupt einer weit ausgreifenden Organisation. Von den bei dem Gefangenen verbliebenen Begleitern verließ Demas den Lehrer auf eine Weise, die diesen tief kränkte, und so blieben nur Aristarch und Lukas übrig. Den Lukas nennt Paulus Kol. 4, 14 den Arzt, den Geliebten, mit einem Tone der Dankbarkeit, als ob er ihm viele Wohltaten des Leibes und der Seele schuldig geworden sei. Nicht als Mitgefangener, sondern als freiwilliger Begleiter und danach wohl auch auf eigene Kosten begleitete Lukas den Paulus nach Rom. Vielleicht hat Lukas hier, in Cäsarea, bei der langen Muße, die die Gefangenschaft ihnen gewährte, mit der Aufzeichnung ihrer gemeinsamen Erlebnisse in Antiochien, in Troas, in Philippi, Jerusalem und Cäsarea begonnen, die dann der Apostelgeschichtsschreiber in so beklagenswerter Weise zusammengestrichen hat. Lukas verdanken wir auch die prachtvolle Beschreibung der letzten Seefahrt nach Kreta, Malta und Rom, die nicht nur eine lehrreiche Kette von Reisebildern bietet, sondern uns auch die Bedeutung der Person des Apostels außerordentlich klar vor Augen stellt. An Gefahren und Schrecken ist das Leben des Paulus reich genug, aber unsere Berichte über dieselben sind, dank den Abkürzungen des Apostelgeschichtsschreibers, so summarisch, daß wir selten ein Bild von Pauli eigenem Verhalten gewinnen. Hier erzählt uns der

Reisebegleiter, welch sturmerprobter Held dieser unscheinbare und kranke Weber aus Tarsus war und welche Autorität er auch über fremde und rohe Menschen auszuüben vermochte. Lukas wenigstens ist überzeugt, daß es lediglich Paulus zu verdanken war, daß er selbst und alle Gefangenen mit dem Leben aus diesen Gefahren entkamen. Ein unvergeßliches Bild war den Begleitern dieser kranke Jude, der in den heulenden Stürmen, die sich ablösten, bei der Auflösung der Disziplin der Besatzung, den Befehlshaber des Schiffes stützte und schließlich als der wahre Schiffshauptmann vor uns steht, der die entscheidenden Befehle austeilt. Kein Wunder, daß da in Malta das an sich harmlose Abenteuer mit der Giftschlange am Feuer der Schiffbrüchigen den Genossen als ein Wunder des Himmels für ihren Führer erschien. Bei der heilenden Tätigkeit des Paulus in Malta scheint der Arzt Lukas mitbeteiligt gewesen zu sein, da er von den Geheilten erzählt: „Sie taten uns große Ehre an und beluden uns mit Geschenken.“ Auf einem Weizenschiffe, das möglichst früh seine Ladung anbringen wollte, traf der Kondukt im Frühjahr 62 über Messina im Golf von Neapel ein. Von da ging die Reise auf der Via Appia nach Rom weiter, wo Paulus bei der Kaserne der Prätorianer in freier Haft blieb, die Aristarch und Lukas mit ihm teilten.

Die Reise des Paulus nach Rom, auf der Paulus überall, wo er früher gewesen und wo er niemals gewesen, von Brüdern begrüßt wird, ist orientierend für die Lage des damaligen Christentums. Sie bestätigt, was Paulus soeben (Kol. 1, 6) von Cäsarea aus geschrieben hat, daß das Evangelium zu den Kolossern gekommen sei, wie es jetzt in der ganzen Welt ist. An allen Küsten des Mittelmeers hat das Evangelium Wurzel geschlagen. Sind solche neue Tendenzen einmal ins Zeitbewußtsein übergegangen, so treten sie auch ohne Apostolat überall auf und der Same wächst, wie der Säemann selbst nicht weiß, bei Tag und Nacht. Wie in Jerusalem Myriaden von

Christgläubigen zum Feste zusammenströmten, so findet Paulus in Neapolis, Forum Appii und Trestabernä Brüder, die ihn begrüßen. In Rom selbst nennt Tacitus im Jahre 64 die Christen eine multitudo ingens. „Vexilla regis prodeunt,“ Christi Feldzeichen rücken vor. Man kann sie beschimpfen, aber nicht aufhalten. Das Gesunde, sagt Hüzig, griff mit der Gewalt einer Seuche um sich. Der panische Schrecken vor dem Weltuntergang ist für den Augenblick beruhigt, dafür wächst die Bewegung in den untersten Schichten, die im Christentum die religiöse Begründung ihrer Gleichheitsforderungen finden. Die neue Religion ist neben dem Glauben an die Weltumwandlung zugleich Sozialismus für die Gegenwart. Andererseits stellten sich auch in den obern Schichten Verbündete ein. Die alten Götter standen vielerorten verlassen. Der Spott der Dichter und der Philosophen hatte sie getötet. Forthin suchten in dem Schoße der neuen Religionsgemeinschaft die monotheistischen Gedanken des Platonismus, die humanen Ideale der Stoa, die sozialistischen der Weltverbesserer und die asketischen der Einsiedlernaturen ein neues Heim. Weltflucht und Reformeifer reichten sich in ihr die Hände. Hier fanden beide einen Boden für Verwirklichung ihrer Träume. Überall am Mittelmeer tauchten diese neuen Konventikel auf, die die allgemeine Überzeugung, daß der Zusammenbruch der Herrschaft Neros vor der Tür stehe, auf die Formel brachten: „Der Tag des Gerichts ist nahe, der Herr kommt!“ Die öffentlichen Zustände waren unter Claudius und Nero nachgerade in ein solch unerträgliches Maß der Verlotterung, der Bedrückung, der Lasterhaftigkeit geraten, daß sich die ehrbaren, wie die bedrückten Leute in religiöse und private Gemeinschaften retteten, da das Reich nur noch die pompa diaboli zu sein schien. Wenn der Staat der Juristen und der Staat der Soldaten das Gegenteil von dem verwirklichen, was sie versprochen haben, organisiert sich die Gesellschaft in religiösen Konventikeln oder Gesellschaften für ethische Kultur. Glaube und Aber-

glaube sollen dann die Bestie im Menschen niederhalten und die Ordnung garantieren, denn die Gesellschaft sucht vor allem Erhaltung ihrer Existenz. Auf diesen sozialen Momenten beruhen die Fortschritte des Christentums. Not lehrt beten. Einer Menge von genialen Führern bedarf es dazu nicht und sie ist auch nicht geschichtlich bezeugt.

Die Bedeutung der Bewegung erkennt sich am besten an der Leidenschaftlichkeit des Widerstands, den sie hervorruft. In Rom hatte der Streit über den Christ schweres Unheil auf die Judenschaft herabgezogen. Natürlich vergalt sie das den Christen mit doppeltem Hasse. Von ihr belehrt, traute auch der heidnische Pöbel den Christen jede Schandtats zu. Poppäa, die Freundin des Nero, war in den Händen der Juden. Es ist nicht unmöglich, daß auch auf diesem Wege Nero zur Christenverfolgung angeleitet wurde. Die Fackeln des Nero und die Blitze des Apokalyptikers erhellen einen schauerlichen Abgrund von Haß, der sich zwischen Juden, Heiden und Christen aufgetan. Es ist die schwüle Atmosphäre vor einem großen Ungewitter, in die Paulus jetzt eintrat, und seine Briefe aus Rom zeigen, wie sie auf ihn drückte. Er sah den Sturm kommen und wurde sein erstes Opfer.



IX

Die Briefe aus der römischen Gefangenschaft



Die Kaserne der Prätorianer, bei der Paulus in custodia libera untergebracht wurde, war zu suchen in dem nordöstlichen Teile der Stadt bei dem viminalischen Hügel, am agger Tarquini. Von der judenchristlichen Stammgemeinde im Trastevere lag also die Wohnung des Paulus weit ab, was den geringen Verkehr zwischen beiden teilweise erklären mag. Der Gefangene erhielt eine Wache, die ihn auf allen seinen Gängen begleitete, war aber im Empfang seiner christlichen Freunde ungehindert (Apg. 28, 16). Da die Soldaten in seiner Bewachung sich ablösten, mußte schließlich das ganze Lager der Prätorianer von dem merkwürdigen Gefangenen hören und da die neue Lehre bereits im Palatium Boden gefunden hatte, erhielt Paulus auch Besuch der Heiligen aus des Kaisers Hause (Phil. 4, 22). Die Christen im Palatium haben wir wohl in den Sklavenstuben zu suchen, in denen sich eine in den Bewurf gekritzelte Karikatur erhalten hat, auf der ein Sklave seinen Gott verehrt, einen Gekreuzigten mit dem Kopfe eines Esels. Zu den Höflingen des Nero haben wir diese Heiligen nicht zu rechnen, denn Poppäa hielt zu den Juden, nicht zu den Christen, und die Flavie, deren Frauen zum Christentum neigten, hatten damals im Palatium noch nichts zu suchen. Der Apostelgeschichtschreiber besaß in den Aufzeichnungen des Lukas die unschätzbarste Quelle der geschichtlichen Wahrheit, aber es hat ihm ge-

fallen, statt derselben gewissenhaft zu folgen, vielmehr eine eigene Komposition einzuschalten, um den Hauptgedanken seines Buches bis zu Ende durchzuführen. Überall in der Apostelgeschichte muß der Apostel das Evangelium den Juden zuerst anbieten. In der Synagoge konnte der Geschichtsschreiber den Gefangenen nicht auftreten lassen, so läßt er hier die Häupter der Judenthümlichkeit zu Paulus kommen und dieser verkündet ihnen Jesum in der Kaserne, wie den seitherigen Judenthümlern in der Synagoge. Damit wird Paulus der erste Verkündiger des Evangeliums, das die Juden bis dahin nur vom Hörensagen kannten, für die Stadt Rom. Das freilich ist völlig unglaublich, daß nach all den Stürmen, die die Predigt vom erschienenen Christus seit den Tagen des Claudius in Rom erregt hatte, und bei dem Christenhass des Pöbels, der zwei Jahre später in Rom zum Vorschein kam, die Vorsteher der römischen Judenthümlichkeit sollen gesagt haben, von den Christen sei ihnen nichts weiter bekannt, als daß dieser Sekte überall widersprochen werde (Apg. 28, 12). Die multitudo ingens, von der Tacitus redet, kann sich der Aufmerksamkeit des jüdischen Synagogenrates unmöglich entzogen haben. Auf Unkenntnis kann dieser falsche Bericht nicht beruhen, da der Verfasser desselben in Rom selbst schreibt, also von der Geschichte der römischen Gemeinde doch einige Kenntnis haben mußte. Aber wie in allen Gemeinden läßt er auch in Rom das Evangelium zuerst den Juden angeboten werden, freilich nur, damit das Wort des Jesaja an ihnen sich erfülle: „Dieses Volkes Herz ist verstockt, verklebt sind ihnen Augen und Ohren.“ So mußte schließlich auch hier Paulus sich an die Heiden wenden und der Juden Schuld wurde der Gewinn der Heiden. Daß der von ihm eingeschaltete Bericht bereits Christen in Rom erwähnte, vergißt der Verfasser dabei völlig, ein Beweis, wie sorglos er arbeitete. Bei dieser Flüchtigkeit und Unzuverlässigkeit seiner Quellenbenutzung werden wir uns auch hier an die unmittelbaren Dokumente halten müssen, die ein viel anderes

Bild von der Lage des Apostels ergeben, als es die Apostelgeschichte voraussetzt.

In die Kirchenordnung, die auf den Namen des Apostels Paulus getauft ist, und die unter dem Namen der Pastoralbriefe geht, ist ein kleiner Brief des Apostels eingeschaltet, der zu selbständiger Aufnahme in den Kanon zu kurz war, aber in den sogenannten zweiten Timotheusbrief hineingearbeitet wurde. Hier war die Reliquie sicher untergebracht und rechtfertigte zugleich die Rückführung dieser Kirchenordnung auf den Namen des Paulus. An der Echtheit dieser Teile (2. Tim. 1, 15—18. 4, 9—22) ist nicht zu zweifeln, wenn auch fraglich erscheint, ob beide Fragmente zu demselben Briefe gehörten. Auch andere Bruchstücke schauen hier und dort durch, nur daß wir sie nicht zu einem Ganzen verbinden können. Inhaltlich geben diese Fragmente ein sehr trübes Bild von den letzten Schicksalen des Apostels in Rom. Von Verhandlungen mit den Juden und ihrem Synagogenrat findet sich hier keine Spur, so wenig als im Philipperbriefe. Es ist auch kaum glaublich, daß die reichen und hochmögenden Obern der römischen Judenschaft dem Rufe eines gefangenen Sektierers so ohne weiteres Folge geleistet hätten. Nach seinem eigenen Berichte hatte Paulus sich nicht mit den Juden, sondern mit den Judenchristen in Rom auseinander zu setzen. Mit ihnen verhandelte er eingehend, aber nur, um auf der letzten Station seiner Lebensreise dieselbe Erfahrung mit diesen Leuten zu machen wie auf allen früheren. Der Gefangene hatte gewünscht, in Begleitung seiner Freunde vor Gericht erscheinen zu können, ein Dienst, den sonst der Patron dem Klienten nie versagte, aber keiner der römischen Christen hatte gewagt, sich ihm anzuschließen. „Sie suchen alle das Ihre, nicht das, was Christi ist,“ klagt Paulus den Philippern. Die Christen, die in Rom waren, vernachlässigten den Gefangenen, weil sie sich seiner Bande schämten. Demas aus Thessalonich war überhaupt abgefallen und war in die Welt zurückgekehrt. „Lukas ist

allein bei mir," schreibt Paulus. „Nimm den Markus und bringe ihn mit dir, denn er ist mir nützlich zur Dienstleistung . . . Bei meinem ersten Verhöre stand mir niemand bei, sondern alle verließen mich (werde es ihnen nicht angerechnet). Der Herr aber stand mir bei und stärkte mich, auf daß durch mich die Predigt vollbracht werde, und alle Heiden sie hören; und ich ward errettet vor dem Rachen des Löwen und der Herr wird mich erlösen von aller bösen Tat und mich retten in sein himmlisches Reich, welchem die Ehre in Ewigkeit, Amen!“ Unter den Christen der Provinz Asia, wohin diese Zeilen gerichtet sind, hat sich gleichzeitig eine große Spaltung vollzogen, vielleicht die, um derentwillen der Apokalyptiker frohlockt, die Epheser hätten die geprüft, die sich Apostel nennen, und sie als Lügner erfunden. Paulus schreibt darüber 2. Tim. 1, 15: „Das weißt du, daß sich alle, die in Asien sind, von mir gewendet haben, unter welchen ist Phygelus und Hermogenes. Der Herr aber gebe Barmherzigkeit dem Hause des Onesiphorus, denn er hat mich oft erquickt und hat sich meiner Kette nicht geschämt, sondern, da er zu Rom war, suchte er mich eifrig und fand mich. Der Herr gebe ihm, daß er Barmherzigkeit finde bei dem Herrn an jenem Tage. Und wie viel er zu Ephesus gedient, weißt du besser.“ Wie der Abfall sich vollzog, erfahren wir nicht, aber nach 4, 14 sind die alten Feinde in Ephesus und Rom noch immer auf dem Plan. „Alexander der Schmied hat mir viel Böses getan, der Herr wird ihm geben nach seinen Werken. Vor diesem hüte auch du dich, denn er hat unsern Worten sehr widerstanden.“ Diese Briefreste charakterisieren die Lage des Apostels in scharfen Strichen und tragen den echten Stempel der paulinischen Ausdrucksweise. Dazu steht der Inhalt in vollem Einklang mit den Nachrichten, die der andere Brief aus Rom im Kanon uns darbietet. Dieser andere Brief ist der Philipperbrief. Wenn Paulus in demselben (1, 12 f.) von sich sagt, seine Ketten seien im ganzen

Lager der Leibwache als Ketten um Christi willen bekannt, und wenn er 4, 22 Grüße ausrichtet von den Gläubigen in des Kaisers Hause, so ist klar, daß der Philipperbrief aus der römischen Gefangenschaft stammt. Beide Briefe, der an Timotheus und der an die Philipper, zeigen denselben Wechsel von dunkelsten Erwartungen und zeitweisem Aufatmen in neuer Hoffnung. Wie im zweiten Timotheusbriefe (4, 6—8) Paulus das Ende vor sich sieht und dann wieder (4, 17f.) meldet, daß die nächste Gefahr vorüber sei, so wechseln im Philipperbriefe Momente tiefster Verstimmung mit andern milder Resignation. Im übrigen ist der Philipperbrief der wärmste und innigste aller paulinischen Briefe und unter den persönlichen Reliquien, wie man ihn genannt hat, „die Perle“.

Mit den Christen in Philippi, der ersten Gemeinschaft, die Paulus in Europa gegründet hatte, verbanden ihn alte und heilige Bande. Die Philipper hatten ihn nach seinem Martyrium in Philippi stets als den Freudenbringer betrachtet, dem sie das Evangelium verdankten. Sie hatten die Rutenstreiche nie vergessen, die der fremde Lehrer für sie hatte erdulden müssen, und hatten ihn von Station zu Station unterstützt, obwohl ihre eigenen Verhältnisse größtenteils dürftige waren. Bekannt sind uns aus diesem Kreise „Lydia“, die die Glaubensboten an dem Betplage der Juden am Flusse Gangas kennen gelernt hatten. Da die Lydierin auch Euodia oder Syntyche mit ihrem Personennamen geheißen haben könnte, so wären es möglicherweise nur zwei Begründerinnen der Gemeinde, die Paulus in dem Briefe erwähnt. Als ihre männlichen Mitarbeiter stehen ihnen Clemens, Syzygus und Epaphras zur Seite. Von Rom aus an diese Trautesten zu schreiben hatte Paulus eine zwiefache Veranlassung. Zunächst hat Paulus zu danken für eine Geldunterstützung, die in seiner Verlassenheit zu Rom eine große Wohltat für ihn war, da einiges Geld sein Verhältnis zu den bewachenden Soldaten erheblich bessern konnte. Dazu mußte er den Philippnern

Nachrichten über das Ergehen ihres Boten Epaphras schicken, der ihm das Geld überbracht hatte, aber in Rom schwer erkrankt war. Da Paulus im Frühjahr nach Rom gekommen war, fällt des Epaphras Ankunft in die heißen Monate, die in Rom auch heute noch die ungesunden sind. Pauli Teilnahme an dem persönlichen Schicksale des Boten ist ein menschlich schöner Zug. Diese Sorge um seine Freunde erklärt die Gegenliebe, die er auch bei ihnen fand. In die treue Brust des Lehrers schüttete der Kranke seine Klagen aus. Paulus hat an dem Krankenlager seines Epaphras gegessen, der am Fieber schwer daniederlag, und war Zeuge gewesen, wie der Kranke sich nach den Seinen sehnte und doppelt litt, als er vernahm, die Seinen wüßten von seiner Krankheit. „Sintemal er nach euch allen Verlangen hat und bekümmert ist, weil ihr gehört hattet, daß er krank war, denn er war wirklich todkrank, aber Gott hat sich seiner erbarmt, aber nicht allein seiner, sondern auch meiner, auf daß ich nicht Traurigkeit über Traurigkeit habe. Ich habe ihn aber desto eiliger gesandt, auf daß ihr ihn sehet und euch wieder freuet, und auch ich der Traurigkeit weniger habe. So nehmet ihn nun auf in dem Herrn mit aller Freude und haltet solche in Ehren. Denn um des Werkes Christi willen ist er dem Tode so nahe gekommen, da er sein Leben auf das Spiel setzte, daß er für euer Fehlen den Dienst mir ersetzte.“ Einen ähnlich wohlthuenden Eindruck empfängt man von der vornehmen Art des Nehmens und Dankens, mit der Paulus die Geldsendung quittiert, wegen deren Epaphras ihm nach Rom gefolgt war. Es ist wohl eine Antwort auf ihre Entschuldigungen, wenn er seine Freude ausspricht, daß das Aufblühen ihres Wohlstands ihnen solche Geschenke neuerdings erlaube und er erinnert sich dankbar früherer Unterstützungen bei seiner ersten Mission in Macedonien. „Nicht als ob ich das des Mangels halber sagte, denn ich habe gelernt, in welcher Lage ich auch bin, genügsam zu sein. Ich kann dürftig sein, ich kann auch Überfluß haben: ich

bin in allem und in allen Fällen eingeweiht, sowohl satt zu sein als zu hungern, sowohl Überfluß zu haben als Mangel zu leiden. Alles vermag ich in dem, der mich stark macht.“ Würdiger kann man nicht wohl Wohltaten annehmen und für sie danken. Gerade bei solchen persönlichen Stellen haben wir am wenigsten den Eindruck, einem erdichteten Briefe gegenüber zu stehen. Zudem bewegt sich der Brief durchaus innerhalb des Interessenzirkels, innerhalb dessen Pauli Leben verlief. Die Judaisiten haben die Gefangenschaft des Apostels in Rom wohl benutzt, um ihm nun auch seine erste Stiftung in Europa zu verheizen und zu durchwühlen. Die Ehrenmänner singen auch hier das alte Lied von den Verheißungen des erwählten Volks und vom Samen Abrahams. Paulus aber nennt sie einfach „Hunde“. Auch in der römischen Gemeinde selbst herrschte, wie der Römerbrief uns lehrt, der Judentum vor und namentlich das öde Gerede von den Privilegien der Juden erregte Pauli Grimm so, daß er schreibt: „Wenn irgendein anderer glaubt auf Fleisch vertrauen zu können, so kann ich’s viel mehr, der ich beschnitten bin am achten Tage, vom Geschlechte Israels, vom Samen Benjamins, ein Hebräer von Hebräern, in Hinsicht auf das Gesetz ein Pharisäer, in Hinsicht auf den Eifer ein Verfolger der Gemeinde, in Hinsicht auf die Gerechtigkeit im Gesetze tadellos erwiesen. Aber, was mir Gewinn war, ich achtete es für Unrat, damit ich Christus gewönne.“ Dieser geflüsterte Hinweis auf die Judenquasten auch an seiner Toga gilt den Judenchristen, die sich mit solchen jüdischen Ehren brüsten. In Rom scheinen es nach dem Brief an Timotheus wieder Judenchristen aus Ephesus gewesen zu sein, die als Hezer gegen den Gefangenen auftraten und sich bemühten, Drangsal hinzuzufügen seinen Banden. Namentlich der uns schon bekannte Schmied Alexander macht dem Apostel wieder zu schaffen. Aber auch über andere Ephesier, die den Gefangenen anbellten wie Hunde und auf ihre Werke pochen als schlechte Werkleute, deren höchste Ehre in ihrer Be-

schneidung besteht (3, 19), hat der Gefangene zu klagen. Ihnen gegenüber betont Paulus, daß er alle ihre eingebildeten Vorzüge auch habe, aber einer andern Krone nachtrachte, die ihm vorschwebt. „Nicht als ob ich es schon ergriffen hätte, oder vollendet sei, aber ich jage danach, ob ich es ergreifen möchte, nur eines, vergessend, was dahinten ist, und vorgestreckt nach dem, was vorne, strebe ich nach dem Ziele hin zu dem Siegespreise der himmlischen Berufung Gottes in Christo Jesu.“ Auch seelsorgerliche Ermahnungen fehlen nicht, und auf welch väterlichen Ton sind sie gestimmt! „Die Euodia ermahne ich und die Syntyche ermahne ich, daß sie eines Sinnes seien im Herrn. Ja, auch dich bitte ich, mein treuer Syzygus, stehe ihnen bei, die mit uns am Evangelium gekämpft haben, nebst Clemens und den übrigen Gehilfen, die im Buche des Lebens sind.“ Es sind die Frauen, mit denen er die Gemeinde begründet hat und die nun im Unfrieden miteinander leben, die er in dieser milden Weise ermahnt. Lydia aus Thyatira, die Purpurhändlerin, bei der er zuerst einkehrte in Philippi, wird nicht erwähnt. Möglicherweise ist sie nach Thyatira heimgekehrt, möglicherweise ist sie mit Euodia oder Syntyche identisch, denn „die Lydierin“ kann so oder anders geheißen haben. Es ist viel Stimmung in diesem Briefe. Der Schreiber ist kampfesmäde und Todessehnsucht will ihn zuweilen beschleichen. Aber der Friede Gottes, „der höher ist als alle Vernunft“, hat ihn nicht verlassen und wird ihn auch zum Martyrium begleiten. „Denn Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn.“

Das Überspringen von solchen milden Stimmungen in höchst streitbare Ausfälle drängt nun aber die Frage auf, ob der Brief, dessen paulinischer Ursprung nicht zu bezweifeln steht, vielleicht Äußerungen aus verschiedenen Zeiten der römischen Gefangenschaft enthalte? Ähnlich wie der zweite Korintherbrief legt der Philipperbrief die Vermutung nahe, daß die Redaktoren des Kanon, um nicht zu viele kleine Paulinen zu erhalten, aus zwei

Briefen einen gemacht haben. Die beiden ersten Kapitel setzen nämlich andere Verhältnisse und eine völlig andere Stimmung des Schreibers voraus als Kapitel 3 und 4. In den zwei ersten Kapiteln des Briefes spricht sich der Apostel auf das mildeste über seine Lage aus. Wohl gibt es auch Brüder, die Christum aus Streitsucht predigen und die Drangsal hinzufügen seinen Banden, aber Paulus weiß, daß auch das zur Ausbreitung des Evangeliums dient. So will er auch darüber sich freuen, wenn durch ihr Eifern nur überhaupt Christi Name bekannt wird. Er selbst hat ja Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein und wenn er am Leben hängt, so ist es nur um ihretwillen, die seiner noch bedürfen. Das sind die herrschenden Mollafforde, die Leitmotive des ersten Theils, elegische Abschiedsworte, Worte des Friedens. Dagegen beginnt der zweite Teil ungestüm und stürmisch: „Sehet die Hunde, sehet die schlechten Arbeiter, sehet die Zerschneidung. Wenn einer meint auf Fleisch vertrauen zu können, ich kann es viel mehr, der ich beschnitten bin am achten Tage“ usw. Da fühlen wir uns unmittelbar in eine andere Stimmung geworfen, die gar nicht zu dem milden Tone des Vorangegangenen stimmt. Noch eben wollte Paulus sich sogar des Widerspruchs der Gegner freuen, jetzt sind sie Hunde und schlechte Arbeiter. Dazu hebt 3, 1 in einer Weise an, als ob Paulus eben erst das Schreibrohr zur Hand nähme und es eintauchte: „Eben dasselbe euch zu schreiben verbrieft mich nicht, euch aber macht es um so gewisser.“ So wird niemand mitten in einem Briefe schreiben. Es ist auch nicht wahr, daß er in dem Vorangegangenen eben dasselbe geschrieben hätte. Von den Hunden und den schlechten Arbeitern und der Zerschneidung war bis jetzt nicht die Rede, sondern nur von streitsüchtigen Brüdern, über deren Predigt Paulus sich dennoch freut. Nehmen wir dagegen an, Kapitel 3 beginne ein neuer Brief, so lautete der Eingang folgendermaßen: „Paulus, Apostel Jesu Christi usw. an die Heiligen zu Philippi. Eben dasselbige euch zu

Schreiben ist mir nicht beschwerlich, euch aber macht es um so gewisser.“ So konnte recht wohl ein Brief beginnen. Andererseits ist es sehr auffällig, daß 3, 1 das *τὸ λοιπὸν* steht, „übrigens freuet euch,“ mit dem Paulus sonst den Schluß seiner Briefe einleitet. Gal. 6, 17 heißt es zum Schlusse: „Übrigens mache mir niemand Mühe.“ Ebenso wird der Schluß 2. Kor. 13, 11 eingeleitet mit einem: „übrigens freuet euch,“ gerade wie hier. Als Paulus dieses „übrigens“ schrieb, wollte er schließen, während das Folgende der Eingang eines neuen Briefes ist. Dafür spricht auch, daß der Abschnitt, der vorangeht, solche persönliche Angelegenheiten erledigt, wie Paulus sie gegen Ende seiner Briefe zu besprechen pflegt. Der ganze Passus 2, 19—30 klingt wie eine Verabschiedung. „Ich hoffe aber im Herrn, den Timotheus bald zu euch zu senden. Ich hielt es für nötig den Epaphras zu schicken usw. Übrigens seid fröhlich, Brüder, im Herrn.“ Nach Pauli Gewohnheiten ist das ein Briefschluß, während die Fortsetzung (Kapitel 3, 1^{1/2}) wie ein neuer Anfang anhebt. Wenn Paulus sagt, ebendasselbe den Philippern zu schreiben, werde er nicht müde, so geht daraus auch hervor, daß er schon längst mit ihnen in Briefwechsel stand, also schon mehrere Briefe hin und her gegangen sind. An sich wäre es nun das Nächstliegende zu meinen, die anderen Briefe seien verloren gegangen; allein hier tritt der besondere Fall ein, daß man zur Zeit der Abfassung des Polykarpbriefes noch mehrere Philipperbriefe hatte, denn Pseudopolykarp sagt in seinem Briefe (3, 2), Paulus habe an die Philipper Briefe geschrieben, in denen sie sich erbauen könnten auf den rechten Glauben. Auch ein syrisches Verzeichnis der kanonischen Schriften zählt zwei Philipperbriefe auf. So läßt sich füglich annehmen, daß unser kanonischer Brief aus zweien zusammengesetzt ist, die der Verfasser des Briefes des Polykarp an die Philipper und die syrische Kirche noch als getrennte Schreiben kannten.

Sollte diese Annahme begründet sein, so würde es sich fragen, welcher von den beiden Briefen der frühere, welcher der spätere sei? Die Antwort ist: Derjenige, der im Kanon hinten angefügt wurde (Kapitel 3 und 4), ist früher geschrieben als Kapitel 1 und 2. Kapitel 4, 10 dankt Paulus für die ihm durch Epaphroditus überbrachte Gabe, diesen Dank mußte er aber sofort erstatten. Dagegen 2, 28 macht Epaphras nach langer Krankheit Anstalten den Heimweg anzutreten. Kapitel 3 und 4 fallen also in den Anfang, 1 und 2 in das Ende seines Besuches. Auch die ersten Eindrücke, welche Paulus von den römischen Judenchristen empfing, sind Kapitel 3 und 4 niedergelegt. Die große Enttäuschung, die die römischen Christen Paulus bereiteten, kennen wir schon aus 2. Tim. 4 und in dem Tone dieser Enttäuschung redet Philipper 3 und 4 von den Judaisten. Ringsum „Sunde, schlechte Arbeiter, Zerschneidung“! Das ist der erste Eindruck, den er in Rom empfängt. Phil. 3 und 4 gehören also mit 2. Tim. 4 zusammen, mit dem sie in Schilderung der Situation übereinstimmen, nur daß der Privatbrief an Timotheus die Gegner mit Namen nennt, während der Brief an die philippische Gemeinde sich mit allgemeinen Andeutungen, wenig schmeichelhafter Art, begnügt. In die allererste Zeit der römischen Gefangenschaft, in die der Brief an Timotheus zu setzen sein wird, gehört Phil. 3 und 4 allerdings nicht. Bis die Philipper Pauli Ankunft in Rom erfuhren, bis ihre Kollekte beisammen war und Epaphroditus in der Hauptstadt eintreffen konnte, mußten immerhin Wochen verstreichen. Den Brief an Timotheus schrieb Paulus bald nach dem ersten Verhör (2. Tim. 4, 16). Im zweiten Philipperbriefe (Kapitel 1 und 2) ist Timotheus bereits bei Paulus und dieser rühmt mit warmen Worten, daß der junge Galater ihn pflege, wie ein Sohn seinen Vater (2, 22). „Ich habe keinen so Gleichgesinnten.“ Da Epaphras sich hier bereits zur Abreise anschickt, sieht Kapitel 1 und 2 schon auf einen längeren Aufenthalt in Rom zurück. Auch

auf einen längeren Umgang mit den römischen Christen, denn dieser spätere Brief führt die Sprache eines Mannes, der sich in die Lage gefunden hat und sie nimmt, wie sie leider nun einmal ist, während Kapitel 3 und 4 die Sprache frischer Entrüstung reden. In Kapitel 1 und 2, also in dem späteren Briefe, kann Paulus erzählen, wie seine Gefangenschaft das Evangelium selbst unter den Soldaten der Prätorianerkaserne bekannt gemacht habe. Viele Brüder sind dadurch gestärkt worden, andere widersprechen seiner Weise der Predigt, aber auch ihre Opposition dient dazu, die Aufmerksamkeit auf das Evangelium hinzulenken und so will Paulus auch damit zufrieden sein. „Was mir geschehen ist, hat zur Förderung des Evangeliums ausgeschlagen, also daß meine Bande in Christo im ganzen Lager der Leibwache und bei allen andern offenbar geworden sind und die meisten Brüder durch meine Bande Zuversicht gewonnen haben und kühner wurden.“ Das alles klingt wie ein Rückblick auf einen längeren Aufenthalt und berichtet von Erfahrungen, die Paulus erst mit der Zeit machen konnte. Auch er selbst ist ruhiger geworden und versucht es, der Lage die beste Seite abzugewinnen. Weil dieses Kapitel eine klare Exposition von den Verhältnissen gibt und zur Orientierung dient, hat es die Redaktion vorausgestellt. Tatsächlich aber sind Kapitel 3 und 4 früher geschrieben, das geht schon aus dem Abschnitt über Epaphroditus (4, 10—18) deutlich hervor, denn für die übersandte Geldgabe mußte Paulus sofort danken, nicht erst in einem späteren Schreiben. Aus zwei Briefen ist also durch die Redaktion ein einziger geworden.

Den Einwendungen, die gegen die Echtheit des Briefes vorgetragen worden sind, fehlt dagegen eine durchschlagende Beweiskraft. Man findet das vorgeschrittene Stadium der Verfassungsentwicklung auffällig, indem der Brief gerichtet ist an die Bischöfe und Diakone von Philippi. Es ist auch richtig, daß in keinem unzweifelhaft echten paulinischen Briefe sich die Aufseher und Helfer schon unter dem späteren

Amtnamen erwähnt finden. Aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß wenn Gemeinschaften dieser Art zehn Jahre bestanden, auch Vorsteher und Gehilfen vorhanden sein mußten. Dazu darf man wohl sagen, wenn es nach Röm. 16, 1 Diakonissen gab zur Zeit des Paulus, warum sollte es nicht auch Diakone gegeben haben? Überdies ist sicher, daß 1. Kor. 16, 15 Brüder in Korinth erwähnt werden, die sich der Diakonie zum Besten der Heiligen gewidmet haben, nicht zu reden vom Kolosserbriefe, wo zum Schluß dem Archippus gesagt werden soll: „Achte auf die Diakonie, die du erhalten hast!“ Gibt es also die Ämter, so verschlägt es wenig, daß in keinem anderen Briefe die Beamten unter dem Titel derselben vorkommen. Denn daß Paulus seinen Brief an die Philipper gegen seine Gewohnheit gerade an die Bischöfe und Diakone adressiert, kann recht wohl darin seinen Grund haben, daß er jene Geldsendung unter Vermittlung der Vorsteher erhalten hat, und wenn diese im Vollgefühl ihrer Würde ihm geschrieben hatten: „Die Bischöfe und Diakone an Paulus den Apostel,“ so erforderte schon die Höflichkeit, das nicht zu ignorieren. Baur wollte in 2, 6 die Spuren einer gnostischen Christologie entdecken, denn hier sei Christus nicht mehr der Messias, sondern ein himmlischer Mon, der auf Erden sich vorübergehend seiner göttlichen Attribute entäußerte. Die Stelle bewege sich mithin im Kreise gnostischer Ideen und Ausdrücke, wie sie erst später auftraten. Die Vorstellung, daß Christus durch einen Raub das Gottgleichsein hätte an sich reißen können, entspreche dem Attentate der Sophia in der Gnosis des Valentinus, die, von Sehnsucht nach dem Urgrunde ergriffen, sich losreißt und auf Gott stürzt, um seiner Seligkeit teilhaftig zu werden. Auch die Spekulation selbst, was Christus in seiner vormenschlichen Zeit im Pleroma hätte tun können, aber nicht getan habe und wie er dafür belohnt worden sei, atme ganz den gnostischen Dunstkreis. Wäre die Stelle so zu verstehen, so ständen wir allerdings

auf gnostischem Boden. Aber die Vergleichung mit dem Versuche der Sophia des Valentin, die das Gottgleichsein als einen Raub an sich reißen wollte, liegt sehr fern. Der Ausdruck erklärt sich viel einfacher aus der Lehre des Apostels vom ersten und zweiten Adam. Zum ersten Adam sprach die Schlange Gen. 3, 5: „Eritis sicut deus scientes bonum et malum“ und so glaubte der erste Adam das „Sein wie Gott“ als verbotene Frucht pflücken, als Raub an sich reißen zu sollen. Der zweite Adam hielt es nicht für Sache des Raubens Gott gleich zu sein, sondern verharrte in seiner Stufe, ja er gab sie hin, als es Gott verlangte, und nahm Knechtsgestalt an. Es handelt sich mithin um dieselbe Parallele, die Römer 5, 18 zwischen dem Vergehen Adams und dem Gehorsam Christi zieht, also um eine gut paulinische Vorstellung, die sich aus der Christologie des Apostels einfacher erklärt, als aus der valentinianischen Gnosis. In ganz ähnlicher Weise erinnert 2. Kor. 8, 9 an Christus, „der um unseretwillen arm wurde, da er doch reich war“; paulinisch sind diese Gedanken also allewege. Auch 2, 13: „Denn Gott ist es, der in euch wirkt, das Wollen und das Vollbringen,“ ist ein so recht aus dem Zentrum der paulinischen Gnadenlehre geschöpftes Wort. Daß Paulus im Jahre 64 ein fließenderes Griechisch schrieb als im Jahre 56 kann nicht auffallen. Eine leise Weiterbildung der religiösen Vorstellungen wird man in einem so viel späteren Briefe gleichfalls erklärlich finden. Wenn Paulus 1, 23 sagt: „Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christus zu sein,“ so setzt er ein unmittelbares Hinübergehen aus diesem Leben in die ewige Herrlichkeit voraus, während er im ersten Thessalonicherbriefe die Gläubigen erst nach der Auferstehung mit Christus vereinigt werden läßt. Aber es ist leicht zu verstehen, daß diese Hoffnung sofortiger Vereinigung mit Christus einem dem Tode so Nahen aufging, nachdem die Wiederkunft Jesu sich immer weiter hinausgeschob. Auch 2. Kor. 5, 4 f. sagt Paulus, sein Wohlgefallen würde sein, aus dem Leibe

zu scheiden und daheim zu sein bei dem Herrn. Allmählich drängte sich eben bei ihm, wie bei dem Apokalyptiker, die Vorstellung ein, daß die Seelen bis zur Auferstehung des Leibes in der Hut des Herrn sein werden. Der Glaube an die Auferstehung ist damit nicht aufgegeben: „Ihnen ward ein weißes Kleid gegeben, daß sie noch eine kleine Zeit ruhen sollten.“ Im echten Tone des Apostels hören wir in dem Briefe Paulus mahnen: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern, denn Gott ist es, der beides wirket, das Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.“ Blickt er um sich in dem Rom des Nero, in dieser Großstadt der Sünde, dann erscheinen ihm seine aufrecht stehenden Macedonier mitten unter diesem verkehrten und verdrehten Geschlechte, wie Kerzen, die die Flamme der Wahrheit auf sich haben. Gedent er ihrer, so weiß er, daß er nicht vergeblich gelaufen ist und nicht vergeblich gearbeitet hat. Aber den Frieden, das bittet er inbrünstig, mögen sie wieder herstellen in ihrer Gemeinde. „Wenn irgendeine Ermahnung in Christus ist, wenn irgendein Trost der Liebe, wenn irgendeine Gemeinschaft des Geistes, wenn irgendeine Liebe und Barmherzigkeit, so erfüllet mir die Freude, daß ihr eines Sinnes seid.“ Durch all diese Verzicht, Hoffnungen und Enttäuschungen klingt die ergreifende Eliasklage an unser Ohr: „Herr, nimm hin meine Seele, ich bin nicht besser als meine Väter!“ Auch er betet: „Wie lange noch?“

Bei dem allem ist Paulus sich doch bewußt, daß er den macedonischen Freunden ein Wort der Ermutigung schuldig ist, nicht entmutigende Klagen über seine und ihre Not und so schreibt er, die Kette am Fuß, bewacht von einem Prätorianer: „Freuet euch in dem Herrn allezeit und nochmals sage ich euch, freuet euch! Der Herr ist nahe. Sorget nimmer. Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre euere Herzen in Christo Jesu!“ Wohl möchte auch er lieber überkleidet, als entkleidet werden und vielleicht so schmerzlich entkleidet! „Aber

wenn ich auch über dem Opfer und Priesterdienste eueres Glaubens geopfert werde, so freue ich mich mit euch allen."

Diese Freude sollte ihm in Bälde zuteil werden. In dem Rom Neros lagen die Dinge jetzt so, daß bei dem sich mehrenden Bedürfnisse des Zirkus der Gefangene keine Aussicht mehr hatte, nochmals gerettet zu werden „vor dem Rachen des Löwen". Doppelt gehässig erscheint diesem kampfesmäden, dem Martyrium entgegengehenden Greise gegenüber das Verhalten der jüdischen Christen. Haben sie ihn sich selbst überlassen, ihm zum Richter das Geleite versagt, so benützen sie um so geschäftiger seine gebundene und hilflose Lage, um sein Evangelium zu bekämpfen; sie predigen Christum aus Zanksucht und nicht lauter, um Drangsal hinzuzufügen seinen Banden. Aber der Gefangene redet davon nur noch mit dem milden Lächeln des Weisen. Trotz aller empörenden Angriffe hat er noch Frieden genug in seiner Seele, um diesen Eiferern zu vergeben. Auf die patriotische Erregung der römischen Zeloten hat er nur die nach oben weisende Antwort: „Unser Staatswesen ist im Himmel" (3, 20). Der jüdische Staat, den sie bauen wollen, hat für ihn kein Interesse, so wenig wie für den Eschatologen, der sprach: „Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler." Wenn der Brief auf die so prägnante politische Situation nicht näher eingeht, sondern sich auf rein persönliche Beziehungen beschränkt, so ist uns auch das ein Beweis seiner Echtheit. Ein Erdichter würde sich einige Weissagung auf die Neronische Christenverfolgung, den jüdischen Krieg und die Zerstörung Jerusalems sicher nicht versagt haben. Wie der Philipperbrief der späteste aller paulinischen Briefe ist, des Apostels Schwanengesang, so ist er auch der mildeste. Der alte Kämpfer ist in den Forderungen an seine Gegner so weit herabgegangen, daß er sich sogar des Zanks und Geschreis der Judaisten freuen will, da auch sie auf ihre Art die Aufmerksamkeit auf die neue Lehre lenken. Einige Ironie des Mannes, der mit dem Leben abgeschlossen hat, hört

man freilich aus diesem Troste heraus. Resignation ist die Weisheit des Alters. Mögen sie gegen seine Predigt lärmern, um so bekannter wird sie dadurch in Rom. So hat der Apostel das Ende des Streits, der ihm sein Leben verbitterte, nicht erlebt. Die erste Generation starb, aber der Streit starb nicht. Die Ausgleichung solcher Gegensätze braucht Zeit. In der zweiten Generation wächst vielmehr der Haß gegen Paulus, wie zahlreiche Lästerschriften gegen sein Andenken beweisen. Schließlich aber behielt Paulus recht und nicht die Verehrer der Beschneidung. Es ging ihm, wie es allen Größten und Besten gegangen ist. Die Unkraut säen, haben leichte Arbeit und dazu die Freude, es wachsen zu sehen. Wer Eichen und Zedern pflanzt, muß sich getrösten, daß sie über seinem Grabe Schatten geben; er selbst sieht nichts als die schwachen Anfänge. Die Judaisten aber hatten mit dem Verdruß, den sie dem Apostel machten, ihren Lohn dahin. Nirgend haben sie es zu bleibenden Gemeindebildungen gebracht; sie haben nichts hinterlassen als Schmähschriften auf Paulus, die Hieronymus noch kannte; ihre Konventikel aber sind schon im dritten Jahrhundert von keiner Bedeutung mehr für das Leben der Kirche. Die Kreise, die sich dem Evangelium zuwendeten, waren der Hauptmasse nach nie jüdisch gewesen, so konnten sie auch auf die Dauer ihre Freiheit nicht einem Geseze opfern, das aus einem ihnen fremden nationalen Leben hervorgewachsen war und sie nichts anging. Wenn man Paulus den Apostel der Heiden nennt, so ist das dennoch unrichtig, falls man die Vorstellung damit verbindet, daß die Mehrzahl der heidenchristlichen Gemeinden von ihm gestiftet sei. Die Unzahl solcher Gemeinschaften in Gegenden, in denen Paulus niemals wirkte, beweist das Gegenteil. Die Separation der Proselyten von der Synagoge vollzog sich auch da, wo Paulus völlig unbeteiligt war. Vielmehr spielte die Unduldsamkeit der Juden, die die Anhänger des Gekreuzigten aus der Schule stießen, dabei die ent-

scheidende Rolle. Vor allem aber lag in der Lehre Jesu selbst der Grund der Abzweigung der Proselyten von der Synagoge, in der sie bisher ihre Erbauung gesucht hatten und nun nicht mehr fanden. Diese Proselyten zählten nach Hunderttausenden. Daß sie sich jetzt selbständig organisierten, ist sicher durch Pauli Tätigkeit stark gefördert worden, doch noch mehr durch den Fanatismus der Juden, der die Anhänger Jesu zu selbständiger Gemeindebildung zwang. Dieser Prozeß war ein so allgemeiner, daß man ihn nicht auf einen einzelnen Lehrer zurückführen kann. Der Haß der Juden hat die Gründung der Kirche erzwungen. Wir würden ohne Pauli Leben diesen Verlauf nicht verstehen, das beweist aber nicht, daß der ganze Prozeß auf dem einen Manne beruhte.

In das Ende des am Schlusse der Apostelgeschichte erwähnten Termins fällt die neronische Christenverfolgung, deren Tacitus Annalen 15, 44, Seneca Epistel 14 und Juvenal Satire 1, 155 f. gedenken. Daß bei dieser Gelegenheit zum erstenmal Juden und Christen deutlich unterschieden werden, ist eine bemerkenswerte Tatsache. Bei der Judenausweisung unter Claudius, zehn Jahre zuvor, werden die Anhänger des Chrestus einfach als eine Partei der Judenthümlichkeit erwähnt, jetzt beschuldigt die Obrigkeit die Christen der Brandstiftung, während die Juden für die angeblichen Verbrechen der Christiani nirgend haftbar gemacht werden. Daß für die Fortschritte der neuen Sekte, die sich daraus folgern lassen, gerade die zweijährige Anwesenheit des Paulus in Rom von besonderer Bedeutung gewesen wäre, wird sich nicht beweisen lassen. Diese Fortschritte selbst aber sind unverkennbar. Tacitus erwähnt die Christen bei dieser Gelegenheit zum erstenmal. „Der Urheber dieses Namens Christus war unter des Tiberius Regierung vom Procurator Pontius Pilatus hingerichtet worden. Die unselige Schwärmerei, für den Augenblick unterdrückt, brach neuerdings aus, nicht nur in Judäa, dem Mutterlande des Unheils, sondern auch in Rom, wo

von überallher alles Scheußliche und Schmählliche zusammenströmt und Anhang gewinnt.“ Wenn Nero die Christen als Anstifter des Stadtbrandes denunzieren konnte, so mußte in der Weltstadt die christliche Gemeinde schon bekannt sein, denn auf Unbekannte konnte Nero den öffentlichen Zorn nicht ableiten; der Pöbel mußte geneigt sein dieser Sekte das Schlimmste zuzutrauen, er mußte eine Neigung haben die Christen zu hegen; er mußte insbesondere ihre eschatologischen Weissagungen bevorstehender Strafgerichte so deuten, als ob die Christen geneigt seien, diese Strafgerichte selbst herbeizuführen. Tacitus gibt zu, es sei ungewiß, ob der Brand der Stadt durch Zufall oder durch des Fürsten Bosheit entstanden sei, aber das Volk nahm das letztere an, da Nero schon vorher von einem großen Umbau Roms geredet haben sollte. Als das Unglück die Menge völlig zerschmettert hatte, wurden alsbald die religiösen Stimmungen mächtig. Die kabbalistischen Forscher ergründeten, daß von Romulus bis zum ersten Stadtbrand durch die Gallier und von diesem wieder bis zum neronischen Brande gleich viele Jahre, Monate und Tage verfloßen seien. Das Unglück mußte also kommen nach dem Geseze der heiligen Zahlen. Das bewies auch das merkwürdige Zusammentreffen, daß das Unglück eintrat in derselben Nacht vom 18. zum 19. Juli, in der Brennus, der Gallier, Rom niedergebrannt hatte. Kabbalistische Rechnungen waren danach kein jüdisches Monopol. Die römische Obrigkeit aber wendete sich an die sibyllinischen Bücher, nach deren Anweisung Gebete zu Vulkan, Ceres und Proserpina zur Begütigung des Zorns der Götter angeordnet wurden. Auf dem Kapitol zuerst, alsdann am nächsten Meeresufer, wo man Wasser zu Lustrationen schöpfte, wurden Prozessionen edler Frauen gehalten, die mit dem geweihten Maß den Tempel der Juno und das Bild der Göttin besprengten. Auch begingen verhehlichte Frauen Opferrmahle und nächtliche Feiern. „Doch keinerlei Tun, nicht des Fürsten Spendungen, noch die

Sühnung der Götter vermochten den schmähligen Glauben zu tilgen, die Feuersbrunst sei befohlen worden. Um also dieses Gerücht zu ersticken, schob Nero Schuldige unter und belegte die, welche wegen ihrer Abscheulichkeiten verhaßt, vom Volke Christiani genannt wurden, mit den ausgesuchtesten Strafen.“ Daß die Handlanger des Kaisers gerade darauf verfielen, den Christen die Brandstiftung zur Last zu legen, müßte allerdings unbegreiflich erscheinen, wären die römischen Judenchristen eine solche stille Waldensergemeinde gewesen, wie sie die pietistische Geschichtsschreibung uns schildert. Aber weder christliche noch römische Quellen lassen diese Meinung zu. Daß die römischen Judenchristen der Ermahnung bedurften, der Obrigkeit untertan zu sein, dem Quästor nicht die Steuer und dem Prätor nicht die Ehre zu verweigern, wissen wir bereits aus dem Römerbriefe. Als eine stark von patriotischen Hoffnungen belebte, pharisäisch und essäisch gerichtete, politisch aufgeregte Gemeinde erscheinen sie gleichfalls in des Apostels Schreiben. In Rom und anderwärts hatte die Verkündigung des erschienenen Messias sich auch keineswegs so still und friedlich vollzogen, wie die Verheißung: „Selig sind die Sanftmütigen,“ „selig sind die Friedensfertigen,“ wohl erwarten ließe. Vielmehr hatte Lärm und Streit das Ghetto in Aufruhr gesetzt und eine Judenschaft von über 20 000 Köpfen war aus Rom ausgewiesen worden, die nun in ihrem Unglück die Christen beschuldigte, daß sie an all dem Elend schuldig seien. So wird es gekommen sein, daß man in Rom den Christianern nicht viel Gutes zutraute. Einen fluchwürdigen Aberglauben nennt Tacitus die neue Religion. Fragen wir nun näher nach, was die Verbrechen waren, die der Pöbel den Christen zur Last legte, so ist klar, daß die Christen Erben der Verleumdungen geworden sind, die die Alexandriner ursprünglich über die Juden ausgestreut hatten. Der ägyptische Sophist Apion, der unter Caligula in der Hauptstadt selbst die Sache der Alexandriner gegen den Juden Philo verteidigt hatte, er-

zählte in seinem Buche gegen die Juden, diese verzehrten bei ihren Mysterien einen Hellenen, den sie zu diesem Zwecke vorher in einem heiligen Haine mästeten. Welche Verbrechen mußte man da einer Sekte zutrauen, die sogar die Juden aus ihrer Mitte ausstießen. Daß auch sie bei ihren Mysterien Menschenfleisch genossen, ist zur Zeit des Plinius eine Anklage, über die der Prokonsul eine peinliche Untersuchung unter Anwendung der Folter anstellte. Der bildlose Kultus der Juden war den Hellenen und Agyptern schon lange verdächtig gewesen und Apion hatte die Welt in seinem Buche belehrt, die Juden hätten auch ein Götterbild, aber sie schämten sich es zu zeigen, denn sie verehrten einen Gott, der den Kopf eines Esels trage, und darum ließen sie niemanden in ihr Allerheiligstes. In Rom nannte man diesen Gott Anchialus, wie wir von Martial wissen, eine Korruptel, die wahrscheinlich daraus entstand, daß die Römer häufig die Juden den Dekalog vorlesen hörten: anokhi El, woraus die Lateiner auf einen Gott Anchialus schlossen. Dieser Gott mit dem Eselskopf wurde nun auch den Christen angedichtet und auf dem bekannten Spottkruzifixe des Palatin sieht man einen Gefreuzigten mit dem Kopfe des Esels, den ein Sklave anbetet. Die Gefinnung des heidnischen Gesindes gegen die christlichen Mitsklaven spricht sich darin drastisch aus. Die von Apion aufgebrachte Schauer Geschichte vom Blutritus der Juden wurde gleichfalls auf die christliche Abendmahlsfeier übertragen. Wenn Plinius in seinem Berichte an Trajan ausdrücklich bemerkt, die Speise der christlichen Symposien habe sich bei der Untersuchung als eine unschuldige herausgestellt, so hatte er vorausgesetzt, daß die Christen eine verbrecherische Speise genossen. Das Märchen von den Menschenopfern der Juden wurde auch mit einem gewissen Schein auf die christliche Abendmahlsfeier übertragen, in der man von einem Leibe und einem Blute hörte, die gegessen und getrunken wurden, und in deren Genuß die Feier der Agape gipfelte. So erhielt sich mit einer gewissen

Hartnäckigkeit das Gerücht, daß die Christen bei ihren Versammlungen Thnestesmahlszeiten hielten, zu denen sie heidnische Kinder schlachteten. Schauer überrieselte den heidnischen Horcher, wenn er bei der Eucharistie die Worte vernahm: „Esset alle davon, dies ist mein Leib“, „trinket alle daraus, dies ist mein Blut.“ Auch der Ausdruck Agape, Liebesmahl, gab zu allerlei schmutzigen Erzählungen Anlaß, wie sie eine gehässige Phantasie sich erfinden mochte. Die Juden, über die Apion ursprünglich diese Märchen ausgebreitet hatte, blieben unbehelligt. Sie schützte Poppäas Gunst vor dem Wüten des Präfecten Tigellinus. Unmöglich ist es aber nicht, daß die Judenschaft, um den Verdacht von sich abzulenken, durch ihre Freundin Poppäa Nero auf diese Fährte geleitet hat. Wenn der Apokalyptiker vier Jahre später die Synagoge der Juden des Satans Schule nennt, wenn bei dem Martyrium des Polytarp berichtet wird, die Juden seien am eifrigsten gewesen, Holz zum Scheiterhaufen des Christen aus den Badestuben herbeizuschleppen, wenn die Passionsgeschichte ganz besonders die Behässigkeiten der Juden hervorhebt und Apostelgeschichte und Johannesevangelium die Juden als die geschworenen Feinde der Jünger schildern, so ist nicht unwahrscheinlich, daß die Quelle des bösen Leumunds der Christen im Ghetto zu suchen ist. So gut die Juden in Macedonien und Achaja Christenhezen veranstaltet hatten, konnten sie auch hier die Losung zu dergleichen an die Hand gegeben haben. Jedenfalls waren die Römer bereits gewöhnt, eine vom Judentum selbst ausgestoßene Sekte als den Abschaum der Menschheit zu betrachten und sie mit Tacitus unter die atrocita und pudenda zu rechnen. Den Christen aber gerade die Brandstiftung der Hauptstadt zur Last zu legen, gab es einen speziellen Anlaß, nämlich ihre Erwartung furchtbarer Strafgerichte über die Heidenwelt, hinter der die römische Obrigkeit allerlei Revolutionsgedanken witterte. So hat auch Tacitus sich die Eschatologien der Juden und Christen gedeutet. Die Sage, meint er, daß vom Orient

kommende Männer einen Umsturz aller Verhältnisse bewirken würden, sei eine der Ursachen des jüdischen Krieges geworden und den geschworenen Haß der Christen gegen das Menschengeschlecht nimmt er als erwiesen an. Das also werden die flagitia sein, die das Volk ganz allgemein der Gemeinschaft zuschrieb, an die der Römerbrief gerichtet ist. Als der Unwille der Stadt gegen Nero immer größer wurde, kamen seine Ratgeber auf den teuflischen Gedanken, den verhaßten Christen das Unglück zuzuschreiben, als dessen Urheber das Volk den Kaiser betrachtete. Jüdischer Fanatismus und jüdische Pöflichkeit hatten „der Synagoge des Satan“ diese Ablenkungsmaßregel eingegeben. Das übrige besorgte Tigellinus. Matorische Anhänger der Gemeinschaft wurden so lange auf der Folter befragt, bis sie die Namen anderer Mitglieder angaben. Nachdem eine hinlängliche Anzahl beisammen war, ließ Nero die einen kreuzigen, die andern in geteerte Leinwand eingeschnürt anzünden oder in Tierfelle genäht im Zirkus den Hunden vorwerfen. Bei den Vorstellungen im Zirkus waren die Martyrien der Christen lange Zeit die Glanznummer. Neros eigene Gärten auf dem Vatikan, wo jetzt die Peterskirche steht, wurden für dieses Schauspiel dem Volk geöffnet, und während man die Leichen der Erwürgten an Haken nach den Gemonien schleifte, fuhr der Kaiser auf seinem Wagen durch die Menge, zum erstenmal wieder sich sicher fühlend unter seinen Römern. Am Abend leuchteten Fackelfeuer auf. Es waren lebende Christen, die mit Teer bestrichen und mit dem Hals an einen Rienpfahl angebunden als Fackeln dienten. Daß den Christen, die die Fackeln des Nero mit Augen gesehen und diese Greuel erlebt hatten, Nero als der Antichrist erschien und diese Tage als die geweisagten Vorboten der letzten Not, ist wahrlich nicht zu verwundern. Selbst Tacitus, der sonst die härtesten Strafen und blutige Untaten mit unheimlicher antiker Kälte zu berichten pflegt, sagt in diesem Falle doch, das Mitleid habe sich gereg, da man fühlte, diese Leute würden

nicht dem Staatswohl, sondern der Tyrannenwut des einen geopfert. In seiner kurzen prägnanten Weise erzählt er ferner, mit den dem Tode Geweihten habe Nero noch Pöffen aufgeführt. Welcher Art diese ludibria waren, können wir vielleicht noch nach einer Stelle des ersten Clemensbriefes aufhellen. Wie das im Amphitheater üblich war, ließ Nero mythologische Szenen in ekelhafter Wirklichkeit darstellen und Sueton (Nero 12) berichtet ein groteskes Beispiel solcher mythologischer Schaustellungen. Wie dort die Geschichte der Pasiphae im Zirkus wiederholt ward, so scheint man damals gebundene Christinnen als Danae und Dirce dem Volk vorgeführt zu haben, wenigstens sagt Clemens: „Zu Petrus und Paulus ist versammelt ein großer Haufe von Auserwählten, welche haben um Eifers willen viele Marter und Qual erlitten, und sind unter uns das schönste Vorbild geworden. Um Eifers willen sind verfolgt die Weiber Danae und Dirce, und sind nach schrecklichen und unheiligen Martern zum festen Laufe des Glaubens hinangekommen, und haben, wiewohl geschändet am Leibe, doch einen ehrlichen Lohn empfangen.“ Die Geschichte der Dirce, die an die Hörner des Stieres gebunden wird, und der Danae, die der Goldregen überschüttet, oder auch nach anderer Lesart die Danaiden, die das Faß ohne Boden füllen, mußten also arme Christinnen aufführen, denen vielleicht ihr Name zu dieser Rolle verhalf. Aber auch so haben sie, nach Überzeugung der Brüder, die Krone der Ehren davon getragen. Mit solchen Mitteln glückte es dem Kaiser, für den Augenblick das Volk zu zerstreuen. Allein im ganzen hatte der Eifer doch sein Ziel überschossen. Nur mit Ekel erinnert sich Juvenal an diese Schlächtereien, indem er den Leser warnt, Tigellin zu beleidigen,

... sonst wirst du dort leuchten am Rienpfahl,
 Wo mit durchbohrter Brust Aufdampfende stehen und brennen,
 Und breitfurchige Spur dahinzieh'n im blutigen Sande.

Selbst Seneca fand diesmal den Mut, in seinem vierzehnten Brief einige starke Anspielungen auf die schwarze

Tat seines mißratenen Zöglings zu wagen. „Stahl und Flammen,“ sagte er, „hat die Tyrannei zur Verfügung, Ketten und eine Schar von Bestien, um sie auf Menschenleiber zu hegen. Da treten Kerker, Kreuzfolter, eiserne Haken dir vor die Seele, und jener Pfahl, der, durch des Menschen Mitte getrieben, zum Munde heraustritt, und Glieder zerfezt durch auseinander rennende Wagen, und jenes Hemde, durchwoben und bestrichen mit Nahrung von Flammen und was sonst noch grausame Wut ersonnen hat. Es ist sonach nicht zu verwundern, wenn die Furcht vor einer Sache so groß ist, deren Mannigfaltigkeit groß und deren Zurüstungen gräßlich sind.“ Es sind das die Worte eines Augenzeugen, die eine Vorstellung von der unerhörten Scheußlichkeit der Hinrichtungen und Verfolgungen geben, welche sich auch für alle Jahrhunderte als ein Ereignis von phantastischer Grausenhaftigkeit dem Gedächtnis einprägten und es fertig brachten, daß ein Nero, zumal in der bengalischen Beleuchtung der christlichen Apokalypsen und Sibyllen, als gespenstischer Dämon in der Erinnerung der Menschheit fortlebt, der im Grunde doch nur ein zuchtloser Bube und Halbnaarr war.

Wer die Opfer der ersten römischen Verfolgung waren, wissen wir nicht; wir müssen nur vermuten, daß jene patriotischen Herzen, die Paulus Römer 13 zur Ruhe verweist, die essäischen Krauteßer des 14. Kapitels so gut, wie die Starken, die der Schwachen nicht schonen wollten, die Brüder, die Paulus freudig bis Forum Appii entgegen kamen und die, die in ihrem Gesezesseifer Drangsal hinzufügten seinen Banden, daß sie allzumal der Verfolgung zum Opfer fielen und daß auch Paulus entweder im Brande der Stadt oder in den Greueln der vatikanischen Gärten sein Ende gefunden hat. Eusebius berichtet im Widerspruch mit der von ihm selbst angenommenen Tradition, daß Paulus ein Opfer der neronischen Verfolgung geworden sei, der Apostel sei aus seiner ersten Gefangenschaft entlassen worden, er habe weitere Missionsreisen ge-

macht und sei dann zum zweitenmal in Gefangenschaft geraten und in dieser zweiten Haft von Nero hingerichtet worden. Allein der Schluß der Apostelgeschichte sagt, Paulus sei zwei volle Jahre in Rom Gefangener gewesen. Da er im Frühjahr 62 ankam, so führt dieses Datum bis hart vor die neronische Verfolgung, und zu weiteren Missionsreisen ist dann keinerlei Raum. Des Eusebius Begründung einer Befreiung des Apostels und einer zweiten Gefangenschaft aus 2. Tim. 4, 16 ist auch sehr schwach. Der Bischof meint nämlich, das Wort des Apostels: „Bei meiner ersten Verteidigung stand mir niemand bei,“ beweise, daß Paulus später noch ein zweites Verhör habe bestehen müssen, zwischen beiden sei er also frei geworden und habe die projektierte Reise nach Spanien ausgeführt. Eine solche Reise hatte, nach Römer 15, 24, Paulus vor, und der Bischof von Cäsarea konnte nicht annehmen, daß Paulus, der den Heiligen Geist hatte, sich darin solle geirrt haben. Aber aus dem Vorstz folgt nicht die Durchführung. Die letzten Lebensspuren des Apostels verlieren sich in dem Schutte der eingeäscherten Stadt. Die Prätorianerkaserne lag in einem Viertel, das dem Brande zum Opfer fiel. Wurde Paulus durch seinen Prätorianer gerettet, so gehört er um so sicherer, wie die christliche Tradition annimmt, unter die Opfer der folgenden Christenverfolgung. Hätte Paulus diese Katastrophe überlebt, so hätte er auch der Nachwelt ein Andenken seiner späteren Jahre hinterlassen. Paulus war nicht der Mann danach, um vergessen in einem Winkel ein dunkles Greisenalter zu leben. Ist er nicht schon im Brande der Stadt umgekommen, so ist er um so wahrscheinlicher unter den Opfern der Gärten des Nero auf dem Vatikan zu suchen. Als Tigellinus, der Präfectus Prætorio, die Gefängnisse leerte, um den Birkus mit Märtyrern zu füllen, wurde ein Sektenhaupt, wie Paulus, der sich bereits in den Händen der Prätorianer befand, gewiß nicht vergessen. Sein Evangelium war ja im ganzen Lager der Leibwache bekannt geworden.

Apokryphe Quellen bewilligen dem römischen Bürger die ehrenvollere Hinrichtung durch das Schwert außerhalb der Stadtmauer an der Straße nach Ostia. Dort sucht über hundert Jahre später der römische Presbyter Gajus seine Richtstätte. Heute stehen dort riesige Eukalyptusbäume, und wo das unter Henkershand fallende Haupt des Apostels viermal den Boden berührte und jedesmal „Jesus“ rief, sind vier Quellen aus dem Boden entsprungen, die noch immer fließen. Tigellinus, dessen unmittelbarer Gefangener Paulus war, wird von Juvenal als der bezeichnet, der die grauenvollen Martyrien der Christen veranstaltete. Er wird die bereits gefangenen Christianer also wohl auch zuerst abgeliefert haben, und so ist es weitaus das Wahrscheinlichste, daß Paulus eines der ersten Opfer der Verfolgung ward. Auch hier hat Paulus aber nachmals seine Märtyrerkrone mit Petrus teilen müssen, den die Späteren gleichfalls unter die Opfer dieser Verfolgung zählen. Die Gemeinde, an die der viel Gewanderte seinen bedeutendsten Brief gerichtet hat, hat ihn im Tode festgehalten. Ob die brennende Stadt seiner Leiche ein würdiger Scheiterhaufen war, ob sie nach überstandnem Martyrium in den Gärten des Nero den Tiber hinab ins Meer schwamm und den Fischen zur Beute wurde, ob der Enthauptete vor der Stadtmauer unter dem Beile des Viktors starb, ob er die Qualen der tunica molesta erduldet, wissen wir nicht, aber er gehörte nun Rom, in das er sich mit Petrus teilte. Tigellinus, sein Mörder, der Haupturheber all dieser Scheußlichkeiten, kaufte sich von Galba Amnestie und lebte auch nach Neros Sturz in seiner römischen Villa als reicher Privatmann, bis ihn nach Galbas Tod endlich doch noch die Strafe erreichte.




Dritter Abschnitt

Christliche Schriften aus der Zeit des jüdischen
Krieges

I

Das eschatologische Flugblatt

ie enthusiastische Periode des Christentums endet mit der großen Katastrophe von Jerusalems Untergang und der Zerstörung des jüdischen Staatswesens. Die Überschätzung seiner Kraft, die das Judentum in den Kampf mit dem mächtigen römischen Reiche trieb, war einem Volke zu verzeihen, das seit der Heimkehr aus dem Exil einen unausgesetzten Aufstieg erlebt hatte. In den Jahrhunderten persischer und griechischer Oberhoheit wuchs das Judentum aus einer Stadtgemeinde von geringer politischer Bedeutung zu einem angesehenen Volkstum empor. Das heilige Land hatten die Juden zurückgewonnen und Herodes Agrippa hatte wieder das ganze Königreich Davids unter seinem Scepter vereinigt. Noch bedeutsamer war es, daß auch das Judentum in der Diaspora sich organisierte und seine Lehrer mit der Beschäftigung von Seidenwürmern das ganze römische Reich mit den unscheinbaren, aber festen Fäden ihres Synagogenverbands überspannen. Durch den Bund der Herodäer mit der julischen und claudischen Dynastie gehörte das Judentum nunmehr zu den mächtigsten Faktoren der Zeitgeschichte, und der unerhörte Verfall Roms unter Nero konnte die jüdischen Patrioten glauben machen, nun sei die Zeit für Befreiung Israels gekommen. Die Fortschritte der religiösen Propaganda der Juden blieben hinter dem materiellen Aufschwung nicht zurück, ja sie übertrafen ihn. Durch ihr rastloses Missionieren hatten

die Juden überall im Reiche auch zahlreiche Hellenen ihren Synagogen befreundet und die römischen Schriftsteller bezeugen, wie diese Proselyten den Brauch ihrer Väter verließen, um die jüdischen Feste zu begehen, die jüdischen Fasten zu halten und das heilige Buch des Moses anzubeten. Die christgläubigen Konventikel, die sich aus diesem Anhang der Synagoge ausgesondert hatten, blieben an Missionseifer hinter den orthodoxen Juden nicht zurück, ja sie machten die Mission zur eigentlichen Aufgabe ihrer Verbindung. So wetteiferten beide, die heidnische Kultur zu unterwühlen, die durch die Religionsmischung im römischen Reiche und die sich ausbreitende griechische Philosophie ohnehin im Niedergang begriffen war. Der Verfall des Reiches unter Nero erfüllte nach Tacitus gerade die Besten mit der düsteren Vorahnung, daß es mit Roms Herrlichkeit zu Ende gehe. Nimmt man hinzu, daß das Lied von der kommenden Weltherrschaft Israels jedem jüdischen Kinde schon an der Wiege gesungen wurde, so läßt es sich verstehen, daß die jüdischen Patrioten zu dem Glauben kamen, nunmehr sei die Zeit da, die Ketten der Heiden zu brechen. Was die Rabbinen mit ihren Lehren nicht erreicht hatten, erreichten die heidnischen Landvögte eines korrupten Regiments durch ihre Mißhandlungen. Kurz nach der Schreckenszeit in Rom trat der lange erwartete Dammbruch in Judäa ein. Die Aussichten der Patrioten schienen so günstig wie nie zuvor. Dennoch hatte das Judentum seine materielle Macht überschätzt. Als es zum Schwerte griff, unterlag es, und das Reich Gottes, an das die Zeloten glaubten, blieb ein gaukelnder Zukunftstraum. Die tief schmerzliche Stimmung, die das gläubige Israel nach diesem Ausgang ergriff, hat im vierten Esrabuch einen ergreifenden Ausdruck gefunden. Zum Teil hatte auch das Judenthum an dieser Enttäuschung teil. Aber während das politische Leben Israels von da an ein stetes düsteres Brüten über die Befreiung vom Joche der Unbeschnittenen wurde und eine tückische Ver-

schwörung in den Judenbezirken die andere ablöste, trat bei der aus der Synagoge ausgeschiedenen christlichen Gemeinde eine Zeit der Beruhigung und Abklärung ein. Diese Ernüchterung wäre aber auch bei ihr nicht möglich geworden, ohne daß die erste geschichtliche Form des Christentums, die jüdisch-eschatologische, sich auslebte. Jene Erwartungen der apostolischen Zeit mußten erst zu einer Katastrophe führen, und diese Katastrophe war die neronische Christenverfolgung und der jüdische Krieg. Als Nero, der Antichrist, sich gegen die Gemeinde erhob und eine wahrhaft phantastisch grausame Verfolgung gegen sie hegte, als der furchtbare Krieg Palästina überzog, die Gemeinden niedertrat und zersprengte, als die Heere der Heiden vor der heiligen Stadt lagerten, als selbst der Tempel in Flammen aufging und der Greuel der Verwüstung offenbar wurde an heiliger Stätte, da schienen alle Verheißungen in Erfüllung zu gehen. Die hereingebrochenen Schrecken mußte die Gemeinde als die Wehen der letzten Zeit betrachten. Als nun aber der Tempel einstürzte und der Rauch von dem Schutte Jerusalems sich verzog und die Zeichen des Menschensohnes dennoch nicht am Himmel erschienen und die große Posaune des Jesaja nirgend gehört ward, als alles still blieb wie zuvor, da ergaben sich die Christen in die wunderbaren Wege Gottes. Nun mußte man wieder in der Gegenwart festen Fuß fassen und für diesen Non sich einrichten, und nun kam, nachdem die Posaune der Propheten verstummt war, die milde Weise der Bergpredigt wieder zur Geltung. Insofern also ist die Zerstörung Jerusalems das Schlußbild der apostolischen Epoche. Der jüdische Krieg zerschneidet die Nabelschnur, durch die die neue Kirche mit ihrer jüdischen Mutter zusammenhing.

Der tüchtige Prokurator Festus, der Paulus nach Rom geschickt hatte, starb bald darauf im Jahre 62¹⁾ nach ein-

¹⁾ Bgl. Schürer 1, 579.

jähriger Verwaltung und sofort rissen die alten anarchischen Zustände wieder ein. Festus war plötzlich mit Tod abgegangen und der neue Procurator Albinus war nicht sofort zur Stelle. Dieses Interregnum benützten die Sadducäer, und zwar wiederum ein Hoherpriester der Familie Hannas, um die namhaftesten Christen vor Gericht zu ziehen. Seit Herodes Agrippas Tod hatte man die zum gesetzlichen Leben zurückgekehrte Gemeinde des Nazareners nicht weiter behelligt. Aber die Sadducäer, die mit Hilfe der römischen Verwaltung sich wieder der Tempelämter bemächtigt hatten, waren als „Strafrichter“ berichtigt und unter ihnen hatte die Familie der Hannas söhne einen besonders schlimmen Ruf. Der Talmudtraktat Päsachim hat einen Klageruf eines Jerusalemiten aus dieser Zeit über die sadducäischen Priestergeschlechter erhalten, welcher lautet: „Wehe mir ob des Geschlechtes des Boethos, wehe mir ob ihres Spießes! Wehe mir um das Geschlecht des Kantharos, wehe mir ob ihrer Feder! Wehe mir um das Geschlecht des Hannas, wehe mir um ihres Schlangengezisses! Wehe mir um das Geschlecht des Ismael ben Phabi, wehe mir ob ihrer Faust! Sie sind Hohepriester, ihre Söhne Schatzmeister, ihre Eidame Tempelaufseher und ihre Knechte schlagen das Volk mit Stöcken.“ Diese Gruppe hatte nach dem Tode des Herodes Agrippa die Gewalt an sich gerissen und bei der Vakanz der römischen Procuratur folgte dem Schlangengeziss der Hannas söhne alsbald der tödliche Biß. Josephus, der damals als Priester in Jerusalem die Sache der Phariseer gegen den sadducäischen Tempeladel vertrat, berichtet von Hannas, dem Todfeinde seiner Partei: „Er versammelte den Hohen Rat zum Gericht und stellte vor denselben den Bruder Jesu, des sogenannten Christus, mit Namen Jakobus, nebst noch einigen anderen, die er als Übertreter des Gesetzes anklagte und zur Steinigung verurteilen ließ.“ Also nicht nur Jakobus, sondern noch andere Christen sind damals gesteinigt worden. Worin die Übertretung des

Gesetzes bestand, wird nicht gesagt, daß sie aber nicht in äußerer ungesetzlicher Haltung gesucht worden ist, das zeigt Josephus selbst, indem er fortfährt: „Indessen wurden darüber auch die eifrigsten und dem Gesetz ergebensten Bürger höchst unwillig, sie schickten daher heimlich Abgeordnete an den König Agrippa und baten ihn, Hannas schriftlich aufzugeben, daß er sich ähnlichen Beginns für die Zukunft enthalte, sowie er auch jetzt durchaus im Unrecht gewesen sei.“ Nicht zufrieden damit gingen diese vornehmen Phariseer dem neuen Procurator Albinus bis Alexandrien entgegen und setzten die Abberufung des Hannas durch. Es mag dabei der Haß der Phariseer gegen das gewalttätigste Geschlecht des sadducäischen Priesteradels die Hauptrolle gespielt haben, sicher ist doch auch, daß die Phariseer mit Jakobus von seiten seiner Gesetzesstrenge zufrieden waren. Die Strafe, die die Sadducäer an Jakobus und seinen Genossen vollzogen, die Steinigung, ist im Leviticus auch nicht auf Gesetzesverletzung, sondern auf Lästerung Jehovas gesetzt. Man hatte also Jakobus' Bekenntnis zur Messianität des Gekreuzigten als Blasphemie aufgefaßt. Auf diesen Punkt soll sich auch nach dem Zeugnis Hegesipps bei Eusebius 2, 23 der Prozeß des Jakobus bezogen haben. Freilich weicht dieses von Josephus in wesentlichen Punkten ab. Nach Hegesippus hätte Jakobus, zur Verleugnung Jesu durch die Phariseer aufgefordert, von der Zinne des Tempels ein weithin schallendes Zeugnis für Jesus abgelegt und wäre von den Phariseern deshalb vom Tempel herabgeworfen, gesteinigt und schließlich von einem Walker erschlagen worden. Hegesipp schreibt also die Schuld am Tode des Jakobus den Phariseern zu; aber die Phariseer sind unschuldig am Blute des Jakobus, wie Josephus zeigt. Die Kumulation der Todesarten, die sagenhaften Züge im einzelnen und endlich das um sechzig Jahre jüngere Datum dieses Zeugnisses verbieten, die Sache uns anders vorzustellen als Josephus berichtet

hat¹⁾. Danach steht bloß fest, daß Jakobus und andere hervorragende Glieder der Urgemeinde im Jahr 63 gesteinigt worden sind. Diese Verfolgung durch die Sadducäer muß doch auch für das Judentum Bedeutung gehabt haben, wenn ihretwegen die Pharisäer eine Gesandtschaft an König Agrippa II. und eine zweite an den Prokurator Albinus nach Alexandrien schickten, wenn wegen derselben der Hohepriester abgesetzt wird und Josephus noch unter Domitian diesem Ereignisse einen sichtlich erregten Bericht widmete. Nach den Umständen, die damals in Jerusalem herrschten, ist der Vorgang selbst durchaus nicht verwunderlich. Die Terroristen verfuhrten mit Jakobus nur so, wie sie mit Paulus verfahren hätten, wäre er in ihre Hand gefallen. Die anderen christlichen Führer, die nach dem Zeugnisse des Josephus mit Jakobus Opfer des Schreckensregiments wurden, sind wohl auch Apostel gewesen, denn auf die offiziellen Vorsteher wird man zuerst gegriffen haben. Nun besitzen wir ein Zitat aus dem Buche des Papias über die Worte des Herrn, wonach dieser um 150 blühende Bischof von Hierapolis berichtete, Johannes Zebedäi sei von den Juden getötet worden. Da Papias von einem ephesinischen Aufenthalt des Johannes nichts weiß, kann seine Meinung nur sein, die Juden in Jerusalem hätten den dort sesshaften Apostel getötet und da könnte Johannes Zebedäi unter die Opfer dieser Verfolgung durch die Sadducäer gehören. Dafür spricht, daß Jesus Matth. 20, 23 beiden Söhnen Zebedäi das Martyrium in Aussicht stellt; zu Jakobus

¹⁾ Die an sich ganz einwandfreie Stelle Jos. Ant. XX, 9, 1 ist für einen Christen Anlaß geworden, über Jesus selbst eine plumpe Fälschung in den Text des Josephus einzuschalten. Er hat damit nur erreicht, daß auch die Aussagen des Josephus über Johannes den Täufer und Jakobus vielfach als christliche Interpolationen angesehen werden. Inneren Schwierigkeiten unterliegen sie nicht, im Gegenteil würde ein Christ schwerlich erzählt haben, Jakobus habe die Gesezestreuesten, die Pharisäer, auf seiner Seite gehabt.

und Johannes spricht er: „Meinen Kelch sollt ihr zwar trinken und mit der Taufe, da ich mit getauft werde, sollt ihr getauft werden, aber das Sitzen zur Rechten und Linken steht denen zu, denen es bereitet ist.“ Wenn Jesus zu Johannes sagt, mit meiner Taufe sollst du getauft werden, so kann dem Redaktor des Matthäusevangeliums die Sage, daß Johannes den Tod nicht schmecken solle, sondern bleiben bis der Herr kommt, nicht bekannt gewesen sein. Er hätte sonst diese Leidensweisagung auf Jakobus beschränkt, während er im Gegenteil voraussetzt, daß auch Johannes mit der Bluttaufe getauft wurde, was der Bericht des Papias bestätigt. Die christliche Tradition steht mithin mit der jüdischen bei Josephus im Einklang. Auch daß der Apokalyptiker im Jahre 68 nur noch zwei Zeugen zählt in der Stadt, da ihr Herr gekreuzigt wurde, stimmt zu diesem Verlaufe. Ganz ohne Wirkung auf die Christen blieb dieses Wüten der Terroristen gegen die verängstigte Gemeinde nicht. Das Schreckensregiment und die Ablenkung der Gemüter auf die heraufziehende Kriegsnot ließ viele Christen für das Evangelium lau werden. „Weil die Gottlosigkeit überhand nimmt, wird die Liebe der Menge erkalten.“ Die Gemeinde schwand zusammen und von Myriaden von Christen ist nicht mehr die Rede. Dagegen nahmen mit der Erregung und den Schrecken auch die Zeichen und Wunder zu. Bei dem Passahfeste des Jahres 66 soll der Brandopferaltar im Tempel eine halbe Stunde lang in überirdischem Lichte gestrahlt haben. Am Pfingstfeste desselben Jahres, als die Priester in der Nacht den Tempel betraten, hörten sie ein Geräusch, das sich schließlich zu einem donnerartigen Losen verstärkte, und mehrmals sich wiederholende Stimmen riefen: „Lasset uns von hinnen ziehen!“ Die gleiche Aufforderung soll nach Eusebius durch göttliche Offenbarung den Christen in Jerusalem geworden sein. Zwischen der Steinigung des Jakobus und der Flucht der Christen aus Jerusalem liegt nur eine kurze Spanne Zeit. Was sich in derselben

zutrug, lesen wir in den Weissagungen von den letzten Dingen, die die in unsere Synoptiker aufgenommene eschatologische Rede Jesu in den Mund legt und welche Denksteine sind der Angststunden, Drangsale und Heimsuchungen, die die Gemeinde in Jerusalem damals erlebte. Vom 16. Mai 66 datiert Josephus den ersten Anfang des Aufstandes.

Als im Herbst der Versuch des Cestius, sich der Stadt Jerusalem zu bemächtigen, scheiterte und die Römer auf dem Rückzuge eine völlige Niederlage erlitten, waren die Terroristen die Herren der Lage. In Stadt und Land erhoben sich Propheten und Messiasse. „Viele kommen unter dem Namen des Messias und sagen: ‚Ich bin der Christ‘“ (Mark. 13, 6). Auch finden sie Anhänger: „Sie werden viele verführen.“ Hatten die letzten Jahrzehnte zuweilen das Auftreten eines Propheten gebracht, so hat Jerusalem jetzt Propheten auf allen Gassen. Wie manche Essäer ihre stillen Däsen am Toten Meer verließen, um in den Reihen der Zeloten mitzufechten, so waren auch Christen unter den Gläubigen, die mit Weib und Kind über den Jordan, oder in die Wüste oder auf den Ölberg sich locken ließen, um die Zeichen des Menschensohnes zu sehen, und wurden statt dessen von den Reitern des Procurators zertreten. Darum läßt der Eschatologe Jesum mißbilligend sprechen: „Siehe, ich hab's euch zuvor gesagt.“ Mit dem Ausbruch des Krieges mehrten sich die Zeichen des Endgerichtes. „Krieg und Kriegsgeschrei“ hatten schon unmittelbar nach Jesu Tod die Gemeinde erschreckt, obwohl es noch nicht das Ende bedeutete. Erdbeben und Hungersnöte kehrten wieder. Auch auf die Zeichen am Himmel war man seit dem letzten Jahre des Claudius und dem ersten des Nero gewohnt zu achten. Je größer die Not wurde, um so toller die Schwarmgeistererei. „Wenn sie euch sagen werden: ‚Siehe, hier ist der Messias, siehe, da ist er,‘ so glaubet ihnen nicht. Denn es werden falsche Messiasse und falsche Propheten aufstehen, und Zeichen und

Wunder tun, auf daß sie womöglich die Auserwählten verführen.“ Allwärts hieß es jetzt: „Der Herr ist nahe, Maran atha, die Zeichen des Messias stehen am Himmel.“ Mit der Steinigung des Jakobus und der anderen Führer der Christen hatte sich der wilde Haß gegen die Christen nicht ausgetobt. Die Zeloten wollten keinen Christus ohne Schwert und Bogen. Dafür erlebte man alle Greuel eines Religionskrieges. „Es wird ein Bruder den andern zum Tode überantworten und der Vater den Sohn; und die Kinder werden sich empören wider die Eltern, und sie zum Tode bringen.“ Als dann vollends die Zeloten die Kriegsmaschinen, die sie den Römern abgenommen hatten, im Tempel aufstellten und der Greuel der Verwüstung stand, wo er nicht stehen durfte, da wurde den Christen der Aufenthalt in der aufrührerischen Stadt unerträglich. Auch sie riefen jetzt: „Lasset uns von hinnen ziehen.“ Man beschloß die Auswanderung. Eusebius erzählt in seiner Kirchengeschichte (III; 5, 3), den Gläubigen in Jerusalem sei die Offenbarung zu gekommen, die Gemeinde solle die entweichte Stadt verlassen und nach Pella im jenseitigen Jordanlande auswandern. Infolge einer Offenbarung waren sie einst nach Jerusalem gekommen, nur eine neue Offenbarung konnte sie von dem Gehorsam gegen die frühere entbinden. Erhielten die Jerusalemiten diese Offenbarung in Form einer schriftlichen Prophetie, so liegt es nahe, in der „kleinen Apokalypse“ Mark. 13, 1—37, Matth. 24, 1—44 und 10, 17—23 und Luk. 21, 5—36 Reste derselben zu erkennen. Alle drei Synoptiker bieten sie dar, aber jedesmal umgestaltet nach den Erfahrungen, die die Gemeinde inzwischen gemacht hat, da man Weissagungen, die sich nicht erfüllt hatten, wegließ oder sie nach neuen Erlebnissen umformte. Daß hier eine jüdische Schrift vorliege, die erst später christlich überarbeitet worden wäre, ist eine überflüssige Annahme, da die Judenchristen Jerusalems in Sachen der Enderwartung selbst gläubige Juden waren. Durch jene Prophetie soll also, nach

Eusebius, der Gemeinde geboten worden sein, Jerusalem zu verlassen und nach Pella im jenseitigen Jordanlande zu fliehen. Daß die große eschatologische Rede in das Evangelium des Markus fertig eingeschaltet wurde, diesem aber ursprünglich nicht angehörte, springt 13, 14 ins Auge, wo sie von der direkten Anrede an die Jünger: „Wenn ihr sehet,“ übergeht in die dritte Person: „Dann sollen die Leute in Judäa fliehen.“ Während Jesus sich an seine Jünger wendet, hat der Eschatologe die Leute in Judäa im Auge, was zeigt, daß unser Text ein älteres Stück überarbeitete, das zu einem weiteren Kreise sprach. Dasselbe beweist Markus 13, 1 f., wo der Eingang eine Rede über den Untergang des Tempels erwarten läßt, während Jesus statt dessen eine Rede über die Vorzeichen seiner Wiederkunft hält, die eben aus dem eschatologischen Flugblatt hier eingeschaltet ist. Wenn mithin der „Dratelspruch“ in unseren Markus erst nachträglich Aufnahme fand, und in allen drei Synoptikern in einer stark überarbeiteten Form vorliegt, so beweist die Rede doch, wie eingehend die Phantasie der Gemeinde sich mit allen Modalitäten der Wiederkunft Christi beschäftigt hat. „Gleichwie es zu der Zeit Noahs war, also wird sein die Wiederkunft des Menschensohnes. Denn gleichwie sie waren in jenen Tagen vor der Flut, sie aßen und tranken, sie freieten und ließen sich freien bis an den Tag, da Noah in die Arche ging, und sie merkten es nicht, bis die Flut kam und nahm sie alle dahin, also wird sein die Wiederkunft des Menschensohnes. Dann werden zwei auf dem Felde sein, einer wird angenommen, der andere wird allein gelassen werden. Zwei Weiber werden mahlen auf der Handmühle; eine wird angenommen, die andere wird allein gelassen werden. Darum wachet, denn ihr wisset nicht, welchen Tag euer Herr kommen wird.“ Nicht nur gut christlich, sondern fast mit den Worten des ersten Thessalonicherbriefes (5, 1 f.) schließt die Stelle: „Wenn ein Hausherr wüßte, zu welcher Zeit der Dieb käme, so wachete er und ließe nicht in sein

Haus einbrechen. Darum seid auch ihr bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu der Stunde, daß ihr's nicht meinet." Um so weniger liegt ein Grund vor, diese christliche Prophetie für eine jüdische Apokalypse zu halten. Das „Drakel“, wie wir es besitzen, hatte den Brüdern geraten, sich „in die Berge“ zu flüchten. Mit den Bergen war damals wohl das Gebirge diesseits des Jordan gemeint, das zunächst zu erreichen war. Woher Eusebius im vierten Jahrhundert die Kunde von der Auswanderung der Jerusalemiten nach Pella hatte, wissen wir nicht, aber der Bischof von Cäsarea muß doch wohl eine Tradition, vielleicht eine Lokalsage vorgefunden haben, daß während des großen Krieges Pella das Asyl der Christen gewesen sei, sonst wäre er nicht gerade auf diesen Namen verfallen. Sicher ist, daß im Jahr 68 ein Kreis von zwölf Aposteln nicht mehr in Jerusalem versammelt war, denn Apokalypse 11, 3 redet nur noch von zwei Zeugen Jesu, die in der Stadt zurückgeblieben seien, wo ihr Herr gekreuzigt worden ist, nicht von zwölfen. Wer diese zwei Zeugen waren, würden wir vergeblich zu ermitteln suchen. Daß es Apostel waren, ist nicht unwahrscheinlich, da die Blicke der ganzen Christenheit auf sie gerichtet sind und sie wie weiland Serubabel und Josua als die beiden Elbäume und Leuchter bezeichnet und schließlich sogar Elia und Mose verglichen werden. Von denen, die für Säulen galten in der Urgemeinde, war im Jahr 68 niemand mehr am Leben und da die Sadducäer gleichzeitig mit Jakobus auch andere Häupter der Gemeinde hingerichtet haben, läßt sich in dieser Beziehung gar nichts sagen, weder Sicheres noch Unsicheres. Alle Stimmen aber, die aus dem Kriegsgeschrei der Juden und Römer, dem Lärm der Belagerung und dem Jammer der Mißhandelten zu uns herüberdringen, zeigen, daß die Christen sich in der gleichen aufgeregten, phantastischen Vorstellungswelt bewegten, wie die Belagerten, deren wahnsinnige Erwartungen der Überläufer Josephus so bitter verhöhnt. Und nicht

nur in Jerusalem triumphierte diese Schwärmerei, sondern, wie die Apokalypse zeigt, auch in dem von der religiösen Krise schon lang fieberhaft erregten Ephesus. Die Abfassung der synoptischen Endrede wird etwas früher zu setzen sein, als die der unter gleichen Eindrücken in Ephesus verfaßten Offenbarung des Johannes, mit der sie sich vielfach berührt¹⁾. Das Entkommen aus Jerusalem ist

¹⁾ Die Wiederkunftsrede Markus 13 verknüpft die Frage nach der Zerstörung des Tempels mit der Parusie des Menschensohnes; ihre Voraussetzung ist also, daß beide Ereignisse zusammenfallen. Daraus folgt, daß sie verfaßt wurde vor der Zerstörung des Tempels, die die Christen darüber belehren mußte, daß der Fall des Tempels die Wiederkunft Christi nicht nach sich zog. Vor dem 10. August 70 ist also die große synoptische Eschatologie entstanden. Daß sie einen Umfang hat wie keine andere Rede bei Markus unterstützt die Vermutung, daß es sich um ein Blatt handelt, das bei der Schlußredaktion des zweiten Evangeliums fertig vorlag und das man im wesentlichen unverkürzt in die Grundschrift des Markus einschaltete. Daß diese kleine Apokalypse jüdischer Provenienz sei, ist für den eine unnötige Annahme, der sich überzeugt hat, daß das palästinensische Christentum dieser ältesten Periode eben selbst noch Judentum war. Die Übereinstimmung in der Aufzählung der Vorzeichen des Endgerichts (Krieg und Kriegsgeschrei, Erdbeben, Hungersnöte und Seuchen) mit den Siegeln der johanneischen Apokalypse beweist, daß die Christen den Aretaskrieg, die Hungersnot unter Claudius, das Erdbeben von Kolossä, Laodicea und Hierapolis, die Seuchen, von denen auch Tacitus und Sueton berichten, als die Wehen des Endgerichts auffaßten und daß erst die Zeit sie belehrte, das alles sei nur der Anfang der Wehen gewesen. Aus der Übereinstimmung des Eschatologen mit der Apokalypse hat Hitzig geschlossen, der Evangelist Johannes Markus sei identisch mit dem Apokalyptiker Johannes, die Vermutung hat aber keinen Anklang gefunden. Daß die ursprüngliche Prophetie von allen Synoptikern aus dem Schatze ihrer Erfahrungen bereichert wurde, werden wir bei Besprechung der synoptischen Evangelien deutlicher sehen können. Klar tritt die Tatsache einer Überarbeitung hervor in der Tatsache, daß eine Reihe von Sprüchen, die Matthäus (Kap. 10) seiner Aussendungsrede einfügte, bei Markus in die eschatologische Rede eingeschaltet sind. Die ursprüngliche Schrift haben wir also nur in sehr freier Reproduktion.

Matth. 24, 16 noch möglich, der Untergang der Stadt aber bereits sicher. Das Orakel sieht auch bereits auf den Beginn der Auswanderung zurück. Die Flucht begann plötzlich und überstürzt. Als die Zeloten den Tempel mit ihren Bluttaten entweiheten und ihn in eine Festung mit Katapulten, Ballisten und anderen Mordmaschinen verwandelten, da sagte das Orakel: „Wenn ihr sehen werdet den Greuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel, daß er stehet, wo er nicht stehen soll (wer es liest, denke daran), alsdann fliehe in die Berge, wer in Judäa ist. Wer auf dem Dache ist, steige nicht hernieder, seine Habe aus dem Hause zu holen. Und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, sein Kleid zu holen.“ Den Jammer der Flucht hat der Verfasser dieser Prophetie bereits gekostet und schreckliche Bilder des Elends stehen ihm vor Augen. Denn nicht so, wie Kaulbach den Auszug der Christen auf seiner Zerstörung Jerusalems erbaulich abgebildet hat, dürfen wir ihn uns vorstellen. Das Wüten der Zeloten machte eine eilige Flucht nötig. „Wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder, seine Habe aus dem Hause zu holen, und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht um, sein Kleid zu holen!“ Wie jener Josua eine Stimme hörte über Bräutigam und Braut, so ruft der Eschatologe: „Wehe den Schwangern und Säugerinnen in jenen Tagen.“ „Bittet aber, daß euere Flucht nicht geschehe im Winter und am Sabbat, denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen nicht gewesen ist von Anfang der Welt.“ Der Eschatologe wünscht, daß die Flucht nicht geschehe am Sabbat, d. i. wenn keine Hand sich aufstut zur Unterstützung, kein Arm sich regt zu Hilfe und der Fliehende, der mit seiner Habe sich schleppt, sogar als Sabbatschänder noch Mißhandlungen ausgesetzt ist. Er wünscht jedem, daß seine Flucht auch nicht geschehe im Winter, d. i. in der Regenzeit, wenn der Himmel unendliche Ströme Wassers herabgießt und der Jordan zum Strome angeschwollen keine Furten mehr

bietet. Josephus hat uns im vierten Buche seiner Kriegsgeschichte ein ergreifendes Bild einer solchen flüchtenden jüdischen Karawane vorgeführt, die angstvoll am Jordan hin- und herirrt und endlich von dem nachsetzenden Feinde in den Strom gedrängt wird. Selbst auf den Schilden, die bei dem Triumphe des Vespasian und Titus getragen wurden, sah man Bilder der „weiten wilden Verheerung hereinbrechender Flüsse, die nicht die Felder bewässern, noch Herden tränken, sondern den allgemeinen Brand zu löschen begehren“. Auf solche Szenen hat zuerst Ewald die Flucht des Weibes, d. i. der Gemeinde, in der Apokalypse (12, 14—17) bezogen. Die christliche Gemeinde, das Weib, das den Knaben, den Messias, geboren, flüchtet in die Wüste nach einem Orte von Gott bereitet, wo sie ernährt wird zwei Zeiten, eine Zeit und eine halbe Zeit, die Unglückszeit des Danielbuches. Dann wird der Messias einziehen in seiner Herrlichkeit. Dieser Ort von Gott bereitet ist vielleicht jenes Pella, das Eusebius als Zuflucht der palästinensischen Gemeinde nennt. Vom Aufstand nur vorübergehend berührt, im Hügelland verborgen, doch an der Straße von Damascus leicht zu erreichen, eignete es sich zum Asyl. Wem es gelang, den Jordan zu überschreiten, der hatte dort eine nächste Zuflucht. Auch den Anmarsch der Legionen auf Jerusalem hat der Eschatologe schon gesehen und in bitterer Ironie begrüßt er ihre Feldzeichen, denn „wo ein Nas ist, sammeln sich die Adler“. Da der Adler eigentlich kein Nasvogel ist wie der Geier, ist die Anspielung auf die Adler der Legionen um so gewisser. Das letzte Gericht aber stellte sich der Eschatologe so vor wie jene Haufen, die in letzter Stunde noch nach den Zeichen der Befreiung ausschauten und wie der erste Thessalonicherbrief die Ankunft des Messias schilderte: „Sie werden sehen des Menschen Sohn kommen auf den Wolken des Himmels, mit großer Macht und Herrlichkeit. Und er wird senden seine Engel mit hellem Posaunenschall und sie werden sammeln seine Auserwählten von den vier

Winden, von einem Ende des Himmels zum andern.“ Die letzte Hoffnung ist also bei den fliehenden Christen und den bedrängten Jerusalemiten dieselbe. Die Gegner, denen Josephus seine besondere Entrüstung widmet, sind auch des Eschatologen größte Sorge, die falschen Propheten und Messiasse, die das Volk in die Wüste, an den Jordan, auf den Ölberg und in die Hallen bei der Schatzkammer des Tempels bestellten, um die Zeichen der Befreiung zu sehen. Noch am 10. August des Jahres 70 hatte ein Prophet in der östlichen Halle sechstausend Menschen versammelt, um die Zeichen der Befreiung zu erwarten, die der Gottesmann verheißten hatte. Aber statt der letzten Posaune des Jesaja hörte man nur das Schmettern der römischen Tuba. Das himmlische Jerusalem erschien nicht, sondern das irdische fiel in Trümmer. Selbst das heilige Haus stürzte trachend zusammen, in Brand gesetzt durch die stürmenden Soldaten, die, wie Josephus beschönigend behauptet, damit dem Befehle des Titus zuwider handelten, denn der Kaisersohn wollte das Heiligtum der Juden erhalten. Daß auch die christliche Gemeinde, trotz der Weissagung über die Zerstörung des Tempels, die die Evangelien Jesu in den Mund legen, auf ein solches Ende des jüdischen Heiligtums nicht gefaßt war, lehrt uns die Apokalypse.



II

Die Apokalypse¹⁾

Apokalypsen, Enthüllungen, nennen sich diejenigen prophetischen Bücher, die sich speziell mit der Berechnung und Offenbarung der Zeit des Endgerichts befassen. Während der Prophet die praktischen Bedürfnisse seiner Gegenwart im Auge hat und bei ihm die messianische Verheißung mehr nur die helle Perspektive ist, die er einem gehorsamen Volke als schließlich Lohn in Aussicht stellt, hat der Apokalyptiker die kommenden Gerichte zum Thema und berechnet ihr Eintreten auf Tag und Stunde. Durchdrungen von der Überzeugung, daß es so nicht länger fortgehen könne, daß, wenn Gott seine Verheißungen erfüllen wolle, er sie jetzt erfüllen müsse, ist seine Prophetie, mit Johannes zu reden, eine Ankündigung dessen, was geschehen muß in Bälde. Diese Art der Prophetie erzeugt sich naturgemäß nur in Zeiten höchster Not, in denen die Situation eine so gespannte ist, daß dem Volksbewußtsein der Glaube kommen kann, das Ende aller Dinge stehe vor der Tür. Um diesen Offenbarungen von vornherein eine religiöse Autorität zu sichern, legte man sie den heiligen Männern der Vorzeit bei. So haben wir Apokalypsen des Daniel,

¹⁾ Vgl. Neutestamentliche Zeitgeschichte 3, 487 ff. Johannes Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments 2, 597 ff. Bouisset, Die Apokalypse in Meyers Kommentar, 6. Auflage, 1906. Holzmann, Offenbarung des Johannes. Handkommentar zum Neuen Testament, bearbeitet von W. Bauer, 1908.

Henoch, eine Himmelfahrt Moses, Offenbarungen des Baruch und Esra, Testamente der zwölf Patriarchen usw. Das vorbildliche Buch dieser Gattung ist die Apokalypse des Daniel, geschrieben in den Nöten der makkabäischen Freiheitskriege, als Antiochus Epiphanes im Tempel zu Jerusalem einen Altar des olympischen Zeus aufgestellt hatte. Der Gesichtskreis der Weissagung Daniels reicht nicht über die Zeit des Antiochus Epiphanes hinaus und sie verlegt das Endgericht in die allernächste Zukunft. Bald nach der Abschaffung des Opferdienstes im Tempel und vor dem Tode des Antiochus, den der Verfasser noch nicht erlebt hat, also zwischen 167—164 ist das Buch geschrieben. Dennoch hat der Verfasser auch die für ihn vergangenen Ereignisse als zukünftige geweissagt, um den Schein zu erwecken, als ob seine Prophetie aus der Zeit des Königs Nebukadnezar von Babylon stamme, in die er den Propheten versetzt. In den Zeiten der Verfolgung durch die Syrer seinem Volke die Siegeszuversicht zu stärken durch Verheißung einer nahen göttlichen Hilfe, war der Zweck seiner Schrift und um den Lesern Vertrauen zu seiner Prophetengabe zu geben, verkündet er auch das, was einer frühen Vergangenheit angehört, als etwas Zukünftiges; um so leichter werden die Leser ihm glauben, daß auch das wirklich Zukünftige sich so entwickeln werde, wie er vorhersagt. Diese Methode des Danielbuchs machte Schule. Je größer die Sehnsucht nach der verheißenen Heilszeit, je größer der Druck der Gegenwart war, mit um so heißerem Eifer lag man über den prophetischen Büchern, um zu erkunden, auf welches Jahr man die Zeichen der letzten Zeit zu erwarten habe? So wurde die Apokalyptik zu einer heiligen Kunst, die mit dem überlieferten alttestamentlichen Materiale arbeitete. Daß wirklich innerhalb der im Buche Daniel festgesetzten Zeit der Tempel von Judas Makkabäus wieder gereinigt und Antiochus vom Tode weggerafft wurde, mußte die Autorität des Buchs erhöhen, wenn Daniel auch zunächst nicht unter die Pro-

pheten, sondern unter „die Schriften“ aufgenommen wurde. Nach seinem Vorbilde entstand eine ganze apokalyptische Literatur. Der Zeit nach berührt sich mit Daniel am nächsten das dritte Buch der sibyllinischen Orakel, das von einem Juden herrührt, und ähnliche Gerichte über die Heidenwelt ankündigt wie Daniel. Daran schließen sich die Weissagungen des Henoch, Baruch, Moses, der zwölf Patriarchen, des Esra u. a.

Ein Erzeugnis ähnlicher Art, aber aus christlichen Kreisen hervorgegangen, ist die Apokalypse des Johannes, die den gemüthlichen Erschütterungen der neronischen Christenverfolgung und des jüdischen Kriegs, sowie der Erwartung der Wiederkunft Neros ihren Ursprung verdankt. In den Drangsalen, die wir kennen, gibt Johannes, zum Troste der christlichen Gemeinde zu Ephesus und der andern Kirchen des prokonsularischen Asiens eine Enthüllung dessen, was geschehen soll in Bälde. Der Verfasser brauchte für eine Prophetie dieser Art die Formen nicht erst zu schaffen. Eine reiche Literatur bot ihm einen wertvollen Schatz von apokalyptischen Überlieferungen, deren phantastische Gestalten wir zum Teil bis in die babylonische Schöpfungssage zurück verfolgen können, wenn auch der Apokalyptiker selbst kein Bewußtsein davon hat, daß ihm ursprünglich heidnische Mythologie den Stoff bereitet hat, mit dem er arbeitet¹⁾. Wenn der Verfasser als seinen Auftrag bezeichnet, den Knechten Jesu Christi zu zeigen, was jetzt gleich geschehen muß, so bezieht sich seine Prophetie nicht auf die kommenden Jahrtausende, wie der Pietismus annahm, und ebensowenig will er die Weissagungen der vergangenen Jahrhunderte recapitulieren, sondern er schreibt für seine Zeitgenossen und belehrt sie, was geschehen soll in Bälde. Die zeitgeschichtliche Auslegung ist also die, die er selbst an die Hand gibt. Sein Standpunkt der Beobachtung ist der der kleinasiatischen Christenheit und er selbst nennt

¹⁾ Vgl. Gunkel, Schöpfung und Chaos. Göttingen 1895.

Patmos bei Ephesus den Ort, wo er seine Offenbarungen empfangen habe, niedergeschrieben aber hat er sie zu Ephesus. Auf diesen Abfassungsort deutet die Vorausstellung des Schreibens an die Gemeinde zu Ephesus in der Reihe der sieben Briefe des Messias an die Gemeinden des prokonsularischen Asiens. Ephesus war jetzt einer der Mittelpunkte der neuen Religion. Dorthin verlegt die Tradition die Entstehung der Apokalypse, des Johannes-evangeliums und der drei johanneischen Episteln. Auch die Apostelgeschichte lassen manche Kritiker in Ephesus geschrieben sein. Unter den unechten Paulinen befindet sich gleichfalls ein Epheserbrief. Aus Ephesus datiert sich der erste Timotheusbrief. Nach Ephesus war der Phöbebrief (Römer 16) gerichtet. Auch der echte Teil des zweiten Timotheusbriefs geht nach Ephesus. So steht ein guter Teil aller neutestamentlichen Schriften mit Ephesus in Beziehung. Der reiche Sagenkranz, der sich um den ephesinischen Bischof Johannes und den Presbyter Johannes gelagert hat, gibt gleichfalls davon Zeugnis, wie für die Gedanken der alten Kirche Ephesus noch lange einen Mittelpunkt bildete und wie diese Gemeinde selbst diese großenteils legendenhaften Erinnerungen pflegte. Die Art, wie Bilder aus Kleinasien, Palästina und Rom sich in der Apokalypse durcheinander schieben, deutet an sich schon auf einen weiten Horizont, wie ihn nur eine Seestadt mit ihrem Welthandel gewähren konnte. Bald die Einsamkeit des meerumrauschten Felseneilands Patmos, bald das Gewühl der Menschen am Hafen von Ephesus tritt uns in den Gesichtern des Apokalypstikers entgegen.

Den Inhalt seines Buchs kündigt der Verfasser selbst folgendermaßen an: „Offenbarung Jesu Christi, die ihm Gott gegeben, seinen Knechten zu zeigen, was da geschehen muß in Bälde, und er deutet sie an durch Sendung seinem Knechte Johannes, der bezeugt hat das Wort Gottes und das Zeugnis von Jesu Christo, was er alles gesehen hat. Selig, der da liest und die da hören, denn die Zeit ist

nahe.“ Die Anlage des ganzen Gedichts ist nun die, daß es gemäß der Bedeutung der heiligen Siebenzahl sieben Visionen umfaßt. Die heilige Zahlenlehre spielt überhaupt in dem Buche eine große Rolle. So lange die Zukunft für uns ein Buch mit sieben Siegeln ist, werden die Menschen stets über Mittel grübeln, dieselbe zu entschleiern. Ob die Vögel zur Rechten oder zur Linken fliegen, wie die Eingeweide im Leibe des Opfertiers gelagert waren, wie die Quelle murmelt, schluchzt, glückt und plaudert, wie die Eichen von Dodona rauschen, welche Figuren die Edelsteine bilden, die der Priester aus dem Würfelbecher ausschüttet, welche Linien das Wasser im Sande hinterläßt und welche Sterne am Himmel standen in der Stunde unserer Geburt und unserer Entschlafungen hat eine Bedeutung, die der Kundige versteht. Die Zahlen zählen nicht bloß, sondern sie wirken Glück oder Unheil. Durch Chaldäer, Pythagoräer und Kabbalisten wird so die Bedeutung der Zahlen eine tiefsinnige Wissenschaft „des im Gebiete des Absurden lustwandelnden Verstandes“. Die Eins, so lehrt man, ist noch keine Zahl, die Zwei ist der reine Gegensatz, erst die Drei ist der vermittelte Gegensatz und darum die vollkommene Zahl. Das Dreieck ist deshalb die Signatur der Gottheit, dagegen die Vier, die aus der Drei hervorgeht, bedeutet die Welt. Das Quadrat ist die Signatur des Irdischen, denn die Welt hat vier Enden, vier Ausdehnungen, vier Weltgegenden, vier Elemente. Addieren wir Gott und die Welt, die Drei und Vier, so entsteht die hochheilige Sieben. Als bei Ausbruch des jüdischen Aufstands ein Teil der Burg Antonia von den Aufrührern geschleift worden war, sahen die Priester mit Entsetzen, daß durch die Angliederung dieses Areals die Tempelfläche zu einem Viereck geworden war, denn sie lehrten im Hinblick auf Daniel 8, 22, der Tempel müsse untergehen, sobald er ein Viereck geworden sei, das heißt die Signatur der schlechten Welt trage und nicht die der heiligen Gottheit. In ähnlichen Fährten der Zahlensymbolik wandelt

auch unser Apokalyptiker, der nach der Siebenzahl, der Dreizahl und Vierzahl seinen Stoff gruppiert. Die heilige Zahl schlechthin ist für ihn die Sieben, denn es gibt sieben Planeten, sieben Erzengel, sieben Wochentage, während die gebrochene heilige Sieben, die Dreieinhalb, eine Unglückszeit bedeutet. Daß dieser Glaube an die Bedeutung der Zahl das ganze Buch bis zu Ende beherrscht, ist ein Beweis für seine wesentliche Einheit.

Johannes, so erzählt er uns selbst, war auf einer einsamen Insel, als der Geist ihn erfaßte. „Ich, Johannes, euer Bruder und Mitgenosse in der Trübsal, war auf der Insel, die da heißet Patmos.“ Palmosa, eine Insel, die die Schiffer gern anliefen wegen ihres geschützten Hafens, den der in Hufeisenform gelagerte Felsriegel bildet, lag von Ephesus ungefähr so weit entfernt wie Helgoland von Hamburg. Für einen Rückzug aus dem Lärme der Großstadt lag die Insel also gelegen wie keine andere. Das aus dem blauen Meere auftauchende Eiland hat durch seinen Blick auf die umliegende Inselwelt großen landschaftlichen Reiz und man darf es sich nicht als völlig kahle Klippe vorstellen¹⁾. Der Prophet fand sich hier dem Vorgebirge Mykale gegenüber, aber was war dem Juden der Sieg der Hellenen über die Perser, der hier erfochten wurde! Ihn erfüllen nur Bilder des Alten Testaments und für die Bläue des jonischen Meers und die Pracht des jonischen Sternhimmels hat er kein Auge. Nur von Schwefel, Blut und Zornschaalen ist in seinem Buche die Rede. War er doch um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu willen hier und erwartete, daß diese Sterne demnächst vom Himmel fallen und das Meer vergiften werden, so daß die Heiden heulend die toten Fische am Strande werden liegen sehen. Seit Clemens Alexandrinus wird das Wort: „Um des Zeugnisses Jesu willen,“ meist

¹⁾ Neuere Besucher geben von dem Zustande der Insel ein viel freundlicheres Bild als Schubert vor achtzig Jahren.

so verstanden, als ob Johannes wegen seines Zeugnisses von Christus nach Patmos verbannt gewesen sei. Allein das „Zeugnis Jesu“ ist in dem ganzen Buche stets das Zeugnis, das Jesus gibt, nie ein Zeugnis für Jesus. Johannes ist also die Offenbarung geworden: „Begib dich nach der Insel Patmos, dort wird dir gesagt werden, was du tun sollst.“ Das Haupt niedergebeugt zwischen seine Kniee wartet der morgenländische Prophet der innern Stimme und empfängt so seine Offenbarungen. Auf dem stillen Eilande, wo er nur das Plätschern der Meereswoge am Strande vernimmt, vermag der Seher der innern Ansprache zu lauschen, während in den lärmenden Gassen von Ephesus sie übertäubt wurde von Wagengerassel und Pöbelgeschrei. Doch scheint Johannes, als er seine Gesichte aufzeichnete, nicht mehr auf der Insel zu sein, wenn er erzählt: „Ich war auf der Insel, die da heißet Patmos.“ Bei der Niederschrift ist er wieder in Ephesus. Am Herrentag, den die Gemeinde drüben festlich beging, besuchte den einsamen Anachoreten auf seiner stillen Warte der, mit dem sein Herz stets beschäftigt ist. Hatte Paulus ihn als eine Lichterscheinung am Himmel geschaut, so gibt der Apokalypptiker ein genaueres Bild, aber es ist nicht das Bild, das dem Zebedaïden von dem Meister von Kaper-naum im Herzen leben mußte, sondern er schildert den, der sich ihm offenbarte so, wie das jüdische Volk sich seinen Messias vorstellt. Eine Stimme, wie eine dröhnende Posaune, die ihm ins Ohr fällt, zwingt den einsamen Büsser umzuschauen. „Und da ich mich umwandte, sah ich sieben goldene Leuchter, und inmitten der Leuchter sah ich einen, der sah aus wie ein Mensch, angetan mit einem Mantel und um die Brust gegürtet mit goldenem Gürtel.“ Der Hohepriester, der im Himmelstempel fungiert, steht dem Seher gegenüber, daher das priesterliche Kleid. Sein Haupt und seine Haare waren weiß wie schneeweiße Wolle. Als uralter Greis muß der geschildert werden, der bei der Welterschöpfung schon beteiligt war, daher seine

weißen Haare. „Seine Augen waren wie Feuerflammen, seine Füße wie im Ofen geglühtes Erz und seine Stimme wie das Rauschen gewaltiger Wasserströme.“ Das ist nicht Jesus von Nazareth, sondern eine traumhafte Furchterscheinung, die den Ekstatischen ängstet. „Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen nieder wie tot.“ Auch bei Daniel 10, 8 f. heißt es: „Wie ich den Ton seiner Rede hörte, sank ich betäubt auf mein Angesicht.“ Auch dort erscheint der Messias „wie vom Ansehen eines Mannes“ (8, 15). Das Buch Daniel hat mithin dem Verfasser seine Gesichte eingegeben, es lag aufgerollt neben ihm, als er in seine Entzückung fiel. Wie der Engel den Propheten Daniel aufrichtet, so der Messias den Propheten Johannes. Der Herr der himmlischen Heerscharen legte ihm seine segnende Hand auf sein geängstetes Haupt und sprach: „Fürchte dich nicht, ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige und ich war tot, und siehe, ich lebe in alle Ewigkeit und habe die Schlüssel des Todes und der Unterwelt.“ Das also war die Stellung, die nunmehr auch die Judenchristen Jesu zuwiesen. „Schreibe nun auf,“ heißt es dann weiter, „was du sahst und was hiernach erfolgen wird.“ Die Briefe, die Johannes schreiben muß, sind gerichtet an die Engel der Gemeinden Asiens, denn wie jeder Mensch seinen Schutzengel hat, der ihm gleicht, so jede Gemeinde einen Genius, der sie repräsentiert. Der Engel wird genannt, gemeint ist jedesmal die Gemeinde. Mit dem bekannten paulinischen Briefeingange: „Gnade sei mit euch und Friede,“ wendet sich der Apokalyptiker an sieben Gemeinden Asiens, die er nach ihrer Bedeutung ausgesucht haben wird. Im Namen dessen, „der da ist, der da war und der da kommt,“ wie er den hebräischen Namen Jahwe (der da sein wird) umschreibt, im Namen des Messias und der sieben Sternengeister, die den Thron Gottes als brennende Fackeln umgeben, und die der Verfasser aus der jüdischen Engellehre übernommen hat, schreibt Johannes (1, 4 f.) seine Gesichte nieder. Sein Auftraggeber bei Abfassung seines

Buchs ist der Messias, der treue Zeuge, der Erstgeborene von den Toten, der Fürst über die Könige der Erde. „Er hat uns geliebt und uns gereinigt von unsern Sünden durch sein Blut und uns gemacht zum Königtum, zu Priestern Gottes und seines Vaters.“ Gleich einem schmetternden Trompetenstoße, der Ruhe gebietet, weil der König eintritt, meldet die Einleitung: „Siehe er kommt auf den Wolken und schauen wird ihn jedes Auge, auch die ihn durchbohrten, und jammern werden über ihn alle Geschlechter der Erde. Ja, Amen! Ich bin das A und das O, spricht Gott der Herr, der da ist, der da war und der da kommt, der Allmächtige.“ So stehen sich zwei Losungen gegenüber. Auf den Straßen von Ephesus ruft der Böbel: „Groß ist die Diana der Epheser!“ Von Patmos antwortet das Echo: „Ich bin das A und das O“; es ist das Feldgeschrei der alten und der neuen Menschheit. Mit grimmiger Verachtung sieht der christliche Prophet herab auf das heidnische Treiben der Massen, an die jedes Wort der Warnung verschwendet wäre. „Wer unrecht tut, der tue ferner unrecht, und wer schmutzig ist, beschnuize sich ferner.“ Daß die Masse eine massa perditionis sei, ist die Grundstimmung, aus der seine Unglücksverheißungen entspringen sind.

Die Reihe der Visionen beginnt mit dem Auftrage, die die Stimme des Messias dem Seher auf Patmos gibt, er solle den Bescheid Jesu über ihren kirchlichen und sittlichen Befund sieben Gemeinden der Provinz Asien eröffnen. An sich hätte der Seher noch mehr Gemeinden aufzählen können, da auch Kolossä, Hierapolis, Troas, Assus der Provinz Asien angehörten. Ob er die dortigen Stiftungen Pauli nicht als christliche Gemeinden anerkannte, oder ob ihn die Rücksicht auf die heilige Siebenzahl zu dieser Auswahl bestimmte, mag dahingestellt bleiben. Wie billig beginnt Johannes mit Ephesus, das der Vorort der Provinz war, wenn auch der Prokonsul nicht in der Priesterstadt Ephesus, sondern zu Pergamon residierte.

Die religiöse Verklüftung der ephesinischen Christenheit kennen wir aus dem Leben des Paulus, der noch als Gefangener in Rom von dem völligen Abfall aller in Asia zu den Judaisiten hörte. Hatten sie vordem bei seinen Arbeitsschürzen Genesung gesucht, so waren sie jetzt zu den Übungen der Judenchristen zurückgekehrt, um durch Beschneidung und Speisegesetze selig zu werden. Die Kämpfe, die Paulus vertrieben, haben also noch immer nicht ausgetobt. Die Judaisiten siegten über die Pauliner, aber beneidenswert war die Lage auch der judaistischen Gemeinde keineswegs. „Ich weiß von deinem Tun,“ schreibt ihr der Messias, „und deiner Mühsal und Geduld! Die hast du, und hast getragen um meines Namens willen und bist nicht müde geworden.“ Weder das Geschrei im Dianatempel noch die Hekereien der Synagoge haben die Gemeinde von Christus abwendig gemacht. Aber kaum ist der Sieg über die gesetzesfreien Gegner erfochten, so tritt die Erschlaffung ein. Über dreißig Jahre sind es jetzt, seit durch Johannesjünger die Botschaft vom Reiche nach Ephesus gelangt ist, und bereits ist die erste Liebe erkaltet. „Ich habe wider dich,“ spricht der Messias, „daß du von der ersten Liebe gelassen hast. So gedenke daran, von welcher Höhe du gefallen bist, tue Buße und tue die ersten Werke. Wo aber nicht, so komme ich dir und werde deinen Leuchter von seiner Stätte rücken, wo du nicht Buße tun willst.“ Als Paulus in der Synagoge von Ephesus die Schrift auslegte, als er in der Schule des Tyrannos lehrte, als Priscilla und Aquila die Gläubigen in ihrem Hause versammelten, damals war der Eifer groß. Aber das Feuer ist seitdem niedergebrannt, vielleicht gerade, weil der Gegensatz jetzt fehlte. Der Apokalyptiker zürnt über die eingetretene Erschlaffung, während er die Abwendung von den falschen Aposteln der Gemeinde hoch anrechnet. „Das hast du, daß du die Werke der Nikolaiten hassenst, welche auch ich hasse.“ Nikolaos ist die Übersetzung von Bileam, der die Kinder

Israel lehrte Gözenopfer essen. Da Paulus gleichfalls den Genuß von Opferfleisch erlaubte und ganz so, wie die hier erwähnten falschen Apostel, von Ephesus abgetrieben wurde, liegt es am nächsten, unter diesem Bileam-Nikolaos den Gegenapostel Paulus zu verstehen. Desgleichen wird man an 1. Kor. 9, 2 erinnert, wo von Ephesus aus Paulus schreibt: „Wenn ich andern nicht Apostel bin, so bin ich doch euch Apostel.“ Ephesus ist die Gemeinde, in der Paulus in Gefahr unter falschen Brüdern war, in der der Apostel klagte: „Der Gegner sind viele,“ und in die er sich bei seiner letzten Reise nicht mehr wagen darf, aber deren Presbytern er nach dem Berichte der Apostelgeschichte eine kommende Herrschaft der Wölfe voraussagte; in einer solchen Gemeinde fehlte es nicht an Gründen, die den Apokalyptiker zum Lobe, Paulus zur Klage über die Gemeinde veranlassen konnten. Dieselben Leute, die Paulus Hunde nannte, läßt der Apostelgeschichtsschreiber ihn Wölfe nennen. Es sind die falschen Brüder, unter denen der Apostel mehrfach in Gefahr war. Juden aus Ephesus waren es, die den Apostel in Jerusalem der Wut des Volkes auslieferten, Judenchristen aus Ephesus sind es, über die er in Rom im Briefe an Timotheus seufzt, daß sie ihm viel Böses zugefügt. Alle haben sich in Asien von ihm gewendet. Gerade das aber gereicht der Gemeinde in den Augen des schroffen Judaisten zur Empfehlung, daß sie den Gegner, der lehrte, Gözenopferfleisch sei nicht verboten, abwiesen. „Das hast du, daß du die Werke der Nikolaiten hassest, welche auch ich hasse.“ Ihn freut es, daß die Männer des Gesetzes, der Werke, der Arbeit und der Geduld dem falschen Apostel ihre Türe fest zugeschlagen haben. Sie haben die geprüft, die sagen, sie seien Apostel und sind es nicht und haben sie als Lügner erfunden. Hier in Ephesus hatte Paulus geschrieben: „Esset ohne zu untersuchen!“ Das war die Lehre Bileams, der den Balak lehrte die Söhne Israels durch Gözenopfer zu Fall zu bringen. Dieselben Streitig-

keiten, die wir aus dem von Ephesus geschriebenen ersten Korintherbriefe kennen, setzt der Epheserbrief des Messias voraus. Er paßt darum auch viel besser in die sechziger Jahre als in die Zeit Domitians zu Ende des Jahrhunderts, als die Frage nach der Geltung der jüdischen Speisegesetze in einer so alten Gemeinde längst geregelt sein mußte. Man wird nicht dreißig Jahre lang über dieselben Streitfragen verhandelt haben, um dann nicht weiter zu sein als zuvor. Noch ist der leidenschaftliche Gegensatz der Parteien um nichts milder geworden. Für Paulus sind die Judaisten Hunde, für den Apokalyptiker sind die Pauliner Lügner; schroffer also könnte die Feindschaft nicht sein, und selbst in der Zeit, in der hier in Ephesus die judenchristliche Gnosis und die Johanneslegende aufkam, grollen noch immer diese Gewitter nach. Von den Tagen des Apostels bis in die der ephesinischen Räubersynode haben wir in dieser Wetterecke Kleinasiens dasselbe unfriedliche Bild.

Sechzehn Stunden nördlich von Ephesus liegt die reiche Seestadt Smyrna, die im folgenden Jahrhundert der Kirche den berühmten Märtyrer Polycarp schenkte. Die paulinischen Quellen schweigen von dieser Gemeinde und Paulus scheint die Stadt Smyrna nie betreten zu haben. Um so höher rühmt sie der Apokalyptiker. Obgleich judenchristlich, muß sie schwere Bedrückung von Seiten der Synagoge erfahren, während sie in den Augen des Propheten das wahre Israel vorstellt. Der Messias, „der Erste und Letzte, der tot war und lebendig geworden ist“, also der auferstandene Jesus, läßt der Gemeinde zu Smyrna schreiben: „Ich weiß deine Trübsal und deine Armut, und die Lästerung von denen, die da sagen, sie seien Juden und sind es nicht, sondern des Satans Schule.“ Milder als Paulus also urteilt auch der Judenchrist nicht über die jüdischen Gegner. Die Synagoge ist ihm des Teufels Kirche und des Ehrennamens der Juden sind ihre Besucher durch ihren Fanatismus gegen das wahre

Israel in seinen Augen verlustig. Die Geschichte der Gemeinde Polykarp's, der zwischen 154 und 156 nach den Amtsjahren des Statius Quadratus, nach Eusebius erst 166 nach Christus zu Smyrna verbrannt wurde, ist mithin von Anbeginn eine Leidensgeschichte. In dem reichen Smyrna sind es die Kinder der Armut und der Trübsal, die sich zur christlichen Lehre bekennen. Aber eben dadurch sind sie reich. Ihre Feinde, die sich Juden nennen, aber die Synagoge des Satans sind, verfolgen sie mit ihren Lasterungen, wie sie am eifrigsten Holz aus den Backstuben beischleppten, als Polykarp auf dem Scheiterhaufen stand. Schon jetzt weissagt der Prophet: „Siehe der Teufel wird etliche von euch ins Gefängnis werfen, auf daß ihr geprüft werdet und werdet eine Trübsal haben von zehn Tagen.“ Wieder tritt hier die Zahlenlehre hervor, die das ganze Buch beherrscht und seine wesentliche Einheit beweist. Nach Ablauf einer Dekade fängt die Zählung von vorn an; so wird nach den zehn Tagen der Trübsal eine neue Reihe beginnen.

Jedes der Mahnschreiben des Propheten schließt mit einem Kernworte, an das die Gemeinde sich halten soll und das unterstrichen wird mit der stets sich wiederholenden Einschärfung: „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.“ So erhielt die Gemeinde zu Ephesus die Losung: „Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem Baume des Lebens, der im Paradiese Gottes ist.“ Mit seinem Lebensbaume ist das Paradies in die obere Welt versetzt und wird nach der Lehre der Rabbinen wieder zum Vorschein kommen am Jüngsten Tag. Das Symbolum, das die Gemeinde zu Smyrna erhält, besagt in noch schönerer Prägung: „Sei mir getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens reichen. Wer überwindet, dem soll kein Leid geschehen vom zweiten Tod,“ von dem es keine Auferstehung gibt.

Die dritte Gemeinde ist Pergamon in Mysien. Früher Sitz des Königs Attalus, jetzt Residenz des Pro-

konfult, rühmt sich Bergamon noch eines anderen Herrschers. Der Prophet weiß, daß die Gemeinde wohnt, wo des Satans Thron ist. Zwei berühmte Stätten des heidnischen Kultus werden in Bergamon erwähnt, der berühmte Askulaptempel, um den die Kranken sich lagerten, die die Priester durch Inkubationen heilten, und der Jupitertempel, der zur Erinnerung an die Niederlage der Gallier, Jupiters Sieg über die Titanen verherrlichte. Fragen wir, welches Heiligtum dem Apokalyptiker als des Satans Thron erschien, so werden wir eher auf den Jupitertempel raten, als auf die Heilbäder Askulaps, dessen milde Züge später den Christustypus der ältesten christlichen Kunst beeinflusst haben. Der milde Heilgott forderte keinen solchen Born heraus, wohl aber konnten die Schlangenleiber der Titanen, die mit den übrigen Skulpturen des Jupiteraltars uns erhalten sind, den Judenchristen an die alte Schlange erinnern. So, wie die Schlangenleiber der Titanen sich wild durcheinander knäueln, sieht der Prophet in ihnen die alte Schlange, die den Gözendienst gestiftet hat, und darum ist ihm dieser Altar, zu dem eine Treppe über ein hohes Podium hinaufleitet, des Satans Thron. Heute steht er bekanntlich in Berlin. An berühmten, von weither besuchten Wallfahrtsorten, deren Glanz auf Erhaltung des Aberglaubens beruht, pflegt auch der Fanatismus gewaltig zu sein und in Bergamon, obwohl es Siz des Präses war, ist schon Christenblut geflossen. „Du hältst fest an meinem Namen,“ sagt der Prophet zu der Gemeinde, „und hast meinen Glauben nicht verleugnet, auch in den Tagen, in welchen Antipas, mein treuer Zeuge, bei euch getötet ward, wo der Satan wohnt.“ Die Anbeter des Satansthrones scheinen Antipas erschlagen zu haben. Von einer Hinrichtung durch die römische Obrigkeit ist nicht die Rede. Die Tage der Verfolgung liegen schon eine Weile zurück und seit derselben hat die Gemeinde an Eifer nachgelassen. Sie war mutig durchs Feuer gegangen, jetzt drohte sie im Rauche zu ersticken. Ganz gemeine Sorgen sind es,

die sie abwendig machen. Wo so große Massen von Opfern dargebracht wurden, kam das Opferfleisch in jedes Haus. „Ich habe ein Kleines wider dich,“ sagt der Judenchrist, „du hast, die an der Lehre Bileams halten, welcher den Balak lehrte ein Argernis anzurichten vor den Kindern Israel, und zu essen Gözenopferfleisch und zu huren. Also hast auch du, die an der Lehre der Nikolaiten halten, gleicherweise. Tue nun Buße, wo aber nicht, so komme ich dir bald, und werde mit ihnen kriegem mit dem Schwert meines Mundes.“ Dieselben Erscheinungen, die Paulus in Korinth Verlegenheiten schufen (1. Kor. 10, 8 f.), erzürnen den Apokalypstiker in Pergamon. Das den Götzen geweihte Opferfleisch verunreinigt nach seiner Meinung den davon Genießenden und wer den Tempelmahlzeiten nicht fern bleibt, kommt leicht auch mit den Hierodulen und Tänzerinnen in Beziehung, die die Tempel umlagern. Johannes versteht die Gefahr und das Symbolum, das die erhalten, die die Versuchung bestehen, ist von besonderem Tiefsinn: „Wer überwindet, dem will ich geben von dem verborgenen Manna, und will ihm geben einen weißen Stein und auf dem Stein einen neuen Namen geschrieben, welchen niemand kennt als der Empfänger.“ Der Mannatrug der Stiftshütte war durch Jeremia geborgen worden und ist nun im Himmel. Aus ihm sollen die Märtyrer gespeist werden zum ewigen Leben. Das ist bessere Speise als das Opferfleisch, an dem die Teufel geleckt haben. Der weiße Stein aber ist das Symbol der Freisprechung und das Zeichen des Gewinners. In die große Lotterie des Messias haben sie gesetzt und sind herausgekommen. Wenn auf dem Steine ein Name steht, den niemand weiß als der Empfänger, so ist damit gemeint, daß es zwischen jeder Seele und ihrem Gott ein Geheimnis gebe, das niemand kennt als sie beide und das ebenso wenig ausgesprochen werden soll, wie der unaussprechliche Name Gottes selbst. Mit dem Vorgeschnacke des himmlischen Manna und der Gewißheit eines stillen Bundes

mit Gott können sie die Wechselfälle des Lebens heiter ertragen. Des Christen tiefstes Leben entzieht sich dem Auge. Ursprung und Ende ist ein Geheimnis, aber dieses Geheimnis ist verborgen in Gott; das ist sein Trost.

Natürlich waren es gerade die reichsten und üppigsten Städte Kleinasiens, die eine handeltreibende Judenschaft einschlossen. Von der Judenschaft hat sich dann eine christgläubige Gemeinschaft abgezweigt und so sind auch Christen an diesen Sizen des Wohllebens zu finden. Dahin gehört die Stadt der Purpurfabriken am Lykus, das lydische Thyatira. Aus Thyatira war jene Lydia gewesen, die Paulus zu Philippi am Betplaz der Juden zur Christin machte, und so werden wir annehmen dürfen, daß die Gemeindestiftung hier von paulinischen Schülern ausgegangen ist. Unser Judaist setzt in allen paulinischen Gemeinden grundsichlechte Elemente voraus, die er unerbittlich geißelt, aber der Gesamtgemeinde in Thyatira muß er doch bezeugen: „Ich weiß deine Werke und deine Liebe, und deinen Glauben und deinen Dienst und deine Geduld und daß deiner letzten Werke mehr sind, denn der ersten.“ Unmittelbar nach der Gründung waren es der Werke nicht viele gewesen, neuerdings erst hat sich die Gemeinde gebessert. Aber ein Ärgernis, ähnlich dem in Korinth, ist dem Propheten zugetragen worden, für das er den Engel der Gemeinde verantwortlich macht. Auffallenderweise ist es eine Lehrerin der Gemeinde, der Johannes üble Sitten zutraut. „Ich habe wider dich, daß du lässest dein Weib Jesabel, die sich Prophetin nennt, und lehrt und verführt meine Knechte zu huren und Gözenopfer zu essen . . . Siehe ich werfe sie aufs Bette, und die mit ihr ehebrechen in große Trübsal, wo sie nicht Buße tun von ihren Werken. Und ihre Kinder will ich töten durch die Pest; und erkennen sollen alle Gemeinden, daß ich es bin, der Nieren und Herzen prüft; ich werde geben einem jeglichen nach seinen Werken.“ Die Prophetin lehrt also die Gemeindeglieder Gözenopfer zu essen nach

der Lehre Bileams, die Johannes auch in Ephesus den Paulinern vorwarf; um so mehr wird sich auch der Vorwurf auf die Paulusschule beziehen, daß sie „die Tiefen des Satans, wie sie sagen, erkannt haben“, was offenbar eine Parodie des Pauluswortes ist: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.“ Die Tiefen des Satans haben die erkannt, die an Opferfleisch und Unzucht nichts Sündiges sehen wollen, und alles erforschen, auch den Abgrund der Sünde. Sollte wirklich eine Christin sich den Brüdern preisgegeben haben, um alles zu erforschen? Der Grundsatz, daß für die, die im Geiste sind, die Werke des Fleisches überhaupt keine Bedeutung hätten, ist in christlichen Gemeinden gelehrt worden. Das zeigt der zweite Petrusbrief und die Epistel Judä; daß aber schon zur Zeit des Apokalyptikers eine Prophetin Gemeinschaft des Leibes nicht nur geübt, sondern auch gelehrt habe, ist doch wohl nur eine Nachrede argwöhnischer und unduldsamer Gegner, die in ihrem Fanatismus aus den ihnen unleidlichen Grundsätzen auch gleich die abscheulichsten Konsequenzen zogen. Ausleger, die unter dem „Engel“ der Gemeinde ihren Bischof verstehen, machen nach dem Ausdruck „dein Weib“, diese Jesabel gar zur Gattin des Bischofs, aber eine Gemeinde mit einem Vorsteher, der ein solches Familienleben duldete, hätte doch unmöglich wegen ihrer Liebe und ihrer Werke belobt werden können! Die Situation ist um so schwerer zu verstehen, als der Apokalyptiker diese sündige Gesellschaft noch immer zur Gemeinde rechnet. So spielen doch vielleicht Übertreibung und Parteihaß bei diesem Verdikte auch eine Rolle. Gehörte das Weib Jesabel zur Gemeinde, so könnten ihre Ausschreitungen nicht lange geduldet worden sein. Den Namen Jesabel wird weder eine Indische noch jüdische Christin geführt haben. Es ist ein Spottname, der der Prophetin beigelegt wurde, weil Jesabel, die Gattin Ahabs, Elias verfolgte, und Verfolgung nannten die Frommen es schon, wenn man ihre Wanderlehrer von

der Schwelle abwies. Die aber, die dieser Christin den Namen der Prophetenverfolgerin beileigten, haben sie sicher gehaßt und wohl auch mehr behauptet, als sie beweisen konnten. Neben dieser Gruppe, die er so schmachvoll brandmarkt, kennt der Verfasser aber in der Stadt der Purpurfabriken auch andere Christen und diesen schreibt er: „Euch aber sage ich, den übrigen zu Thyatira, die nicht diese Lehre haben, und die nicht die Tiefen des Satans, wie sie sagen, erkannt haben. Ich werfe auf euch keine andere Last.“ Nur Verzicht auf Opferfleisch und Unzucht verlangt der Prophet, nicht die Einhaltung des ganzen jüdischen Gesetzes, wie Paulus den Judaisten nachsagte, um den Heidenchristen vor ihnen bange zu machen. Was aber der Verfasser unter Porneia verstehe, ist schwer abzugrenzen, da im Buche der Jubiläen (cap. 29) auch die Ehe mit einem Heiden unter diese Kategorie der Unzucht fällt, die mit Steinigung bestraft wird. So bleibt, trotz der starken Ausdrücke, der Tatbestand dunkel. Daß eine antinomistische Gruppe sich aus der paulinischen Gesetzesfreiheit heraus entwickelt habe, der man die Lehre nachsagte, daß der Gnostiker alles erkennen müsse, auch die Tiefen des Satans, scheint der Sinn dieser Andeutungen zu sein. Wenigstens will das „wie sie sagen“, den Grundsatz, daß der Pneumatiker alles ergründen müsse, auch die Sünde, als eine von den Gegnern ausdrücklich ausgesprochene Maxime charakterisieren. Der Messias, der Herzen und Nieren prüft, wird aber jedem geben nach seinem Tun. Solche Heidenchristen dagegen, die nicht diese Lehre haben, sollen nicht fürchten, daß der Messias ihnen neue Lasten aufjochen wolle; nur das, was sie haben, sollen sie halten, bis der Messias kommt. Sehr kriegerisch lautet hier die Parole: „Wer überwindet und bewahrt meine Werke bis ans Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden. Er soll sie weiden mit eiserner Rute, wie Töpfe soll er sie zerschmeißen, wie auch ich von meinem Vater empfangen habe. Und ich will ihm

geben den Morgenstern.“ Unter Domitian hatten die Judaisten wenig Aussicht mehr, die Heiden zu zerschmettern mit eiserner Rute, und zu Ende des Jahrhunderts war die Frage, welche Last der Messias den Heidenchristen auflege, längst entschieden, da damals die Heidenchristen die erdrückende Mehrheit bildeten. Auch hier also ist die Abfassung im Jahre 68 wahrscheinlicher als in der Zeit Domitians.

Sprichwörtlich die reichste Stadt Lydiens und die alte Residenz des Krösus war Sardes. Hier ist die Gemeinde in dem üppigen Wohlleben matt geworden: „Ich weiß deine Werke, daß du den Namen hast, daß du lebst und bist tot. Sei wach und stärke das übrige, das sterben will, denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor meinem Gotte. So besinne dich, wie du es empfangen und gehört hast, und halte es und tue Buße.“ Mit einem Bilde des ersten Thessalonicherbriefes läßt Johannes dann den Messias drohen: „Willst du nicht aufwachen, so werde ich kommen wie ein Dieb und du wirst nicht wissen, zu welcher Stunde ich über dich kommen werde.“ Mehrmals durch Feuer zerstört, wie Strabo, Herodot und Polybius berichten, weiß die ehemalige Residenz der persischen Satrapen, was ein Besuch des himmlischen Richters bedeutet. Mögen sie sich hüten vor seiner Heimsuchung. Aber auch in dem üppigen Sardes hat der Messias einen kleinen Kreis von auserwählten Heiligen, die ihr Taufkleid nicht befleckt haben. Sie erhalten statt der kostbaren lydischen Gewänder, wie sie die Purpurchändlerin Lydia feilhielt, das weiße Kleid der Seligen, denn sie sind es wert. Der Name jedes Getreuen wird ganz kaufmännisch in ein Buch eingetragen auf den Tag, von dem es heißt: „Bücher werden aufgeschlagen.“ „Und ich werde seinen Namen nicht auslöschen aus dem Buche des Lebens und werde seinen Namen bekennen vor meinem Vater und seinen Engeln.“

Am Tmolusgebirge, fünf Meilen von Sardes, lag Philadelphia. Hier hat die kleine Christengemeinde viel

von den Juden zu leiden. So ist der Zuspruch des Propheten besonders warm und herzlich. Der, der den Schlüssel Davids hat, und von dem es, wie von dem Kämmerer Eliakim (Jesaja 22, 22) heißt: „Er öffnet und niemand schließt, er schließt und niemand öffnet,“ der tröstet die kleine Schar zu Philadelphia: „Siehe ich habe vor dir gegeben eine offene Tür und niemand kann sie zuschließen. Denn du hast eine kleine Kraft und hast mein Wort bewahrt, und hast meinen Namen nicht verleugnet.“ Die „kleine Kraft“ wird schließlich den Sieg behalten und die prahlende Macht der jüdischen Gegner wird sich vor ihr beugen müssen. „Ich füge es, daß von der Gemeinde des Satans, die sich Juden nennen und sind es nicht, sondern lügen, daß sie kommen und dir zu deinen Füßen huldigen und erkennen, daß ich dir meine Liebe geschenkt habe.“ Die Wirren, die allenthalben die Judengemeinden spalten, haben also auch hier gespielt; der judenchristliche Prophet aber hofft noch immer auf eine Erleuchtung auch der hartnäckigen Gegner. Die Gläubigen, die ausgestoßen sind aus der Synagoge, sollen den Tag erleben, daß ihre Bedränger ihnen fußfällig huldigen, weil sie die Erwählten des Messias sind und am Tage der Schrecken werden sie behütet sein. „Weil du bewahrt hast das Wort meiner Geduld, will auch ich dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen die Bewohner der Erde.“ Über jede dieser Gemeinden und ihre Kriegsgeschichte ließe sich ein Galaterbrief oder Korintherbrief schreiben, die Art aber, wie Paulus solche Kämpfe durch freundliches Zureden, Bitten und Gebet beschwichtigte und wie Johannes sie mit erhobenem Bischofsstab niederschlägt, ist für Judaismus und Paulinismus sehr charakteristisch; Johannes läutet die Hierarchie ein, Paulus die Freiheit und Selbstbestimmung der Gemeinden.

Bersprach der Seher in Pergamon jedem Getreuen einen Stein mit einem neuen Namen, so sollen die Christen

in Philadelphia Säulen im Tempel Gottes werden und auf jede Säule will der Messias den Namen des neuen Jerusalem schreiben, das vom Himmel herabkommt, und dazu einen neuen Namen. Das Gefühl, einer Zukunft voll neuer Offenbarungen entgegen zu gehen, spricht aus diesen Worten; über den Zukunftserwartungen sollen sie aber den bereits erworbenen Besitz nicht vergessen: „Halte was du hast, daß dir niemand deine Krone raube!“ Auffallend streng, selbst leidenschaftlich im Ausdruck, lautet das Wort über Laodicea. In dieser Christengemeinde Phrygiens, wo Pauli Schüler Nymphas, Archippus, Philemon, Onesimus aus dem benachbarten Kolossä wohlbekannte Brüder sind, und die mit Hierapolis und Kolossä gemeinsame Rundschreiben des Paulus erhält, findet der Apokalypstiker wenig oder gar nichts zu loben. „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde. Weil du sprichst: ‚Ich bin reich, und habe gar satt, und bedarf nichts‘; und weißt nicht, daß du bist elend, jämmerlich, arm, blind und bloß . . . So rate ich dir, daß du Gold von mir kaufest, das im Feuer geläutert ist, daß du reich werdest; und weiße Kleider, daß du sie antust, und nicht offenbar werde die Schande deiner Blöße; und Augensalbe, zu salben deine Augen, daß du sehen mögest. So viele ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So beeeifere dich.“ Den fanatischen Glauben, den der Judaiist verlangt, hat die heidenchristliche Gemeinde nicht zu bieten, so erscheint sie ihm lau und er speit sie aus aus seinem Munde. Noch einmal vernehmen wir die Ankündigung der nahen Wiederkunft Jesu mit einem Ausdruck der Überzeugtheit, des heißen Verlangens, wie ihn die Zeit nach 70 nicht mehr kannte. Hier handelt es sich nicht um gelehrte Grübeleien über prophetische Stellen, nicht um Berechnungen aus der heiligen Zahlenlehre, sondern dem Verfasser liegt das Gefühl der nahen

Katastrophe in den Gliedern. Die Schritte derer, die uns hinaustragen, sind schon zu vernehmen. Dieser Messias spricht: „Tue Buße, denn ich stehe vor der Tür und klopf an.“ Wer hat den Mut „herein“ zu rufen? Er aber spricht: „So jemand meine Stimme hören wird und die Tür aufthut, zu dem werde ich eingehen und Mahl mit ihm halten, und er mit mir. Wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Throne zu sitzen, wie auch ich überwunden habe und mich gesetzt mit meinem Vater auf seinen Thron. Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.“ Das ist die echte Adventsstimmung, die noch an das nahe Kommen Christi glaubt. Auch solchen Prophetien gegenüber wird man sagen müssen, das Jahr 68 ist für sie wahrscheinlicher als das Jahr 96.

Vielleicht hat es auch besondere Gründe, warum der Apokalyptiker so finstere Drohungen gegen die auf wankendem Boden stehende Gemeinde zu Laodicea ausspricht. Sie erläutern sich aus den Nachrichten, die wir über Laodicea und Kolossä besitzen. Die Gemeinde der Satten und Selbstzufriedenen, die weder kalt noch warm ist, und die statt ihres Geldes vielmehr vom Messias das wahre Gold kaufen sollte, sitzt in einer blühenden Handelsstadt, deren Hilfsmittel selbst Tacitus bewunderte. Bald nach dem Paulus von Cäsarea aus den Kolosserbrief geschrieben hatte, waren sowohl Kolossä wie Laodicea vom Erdbeben zerstört worden, aber ihre günstige Lage und ihr Reichtum ließ Laodicea nur um so schöner wieder erstehn. Laodicea revaluit propriis auxiliis, sagt Tacitus. Es konnte sprechen: „Ich bin reich und bedarf nichts.“ Nach dem Kolosserbrief ist Laodicea ein Filial der Pauliner gewesen, denn Kol. 4, 16 heißt es: „Wenn der Brief gelesen ist, so macht, daß er auch in der Gemeinde zu Laodicea gelesen werde, und daß auch ihr den von Laodicea leset.“ Die Gemeinde ist also eine paulinische, aber den Beifall unseres Propheten hat sie so wenig als die von Thyatira, die auch von

Paulinern gestiftet war. Es mag ja auch sein, daß die wesentlich aus Heiden gesammelten Gemeinden den strengen Ansprüchen nicht genügten, die ein jüdischer Prophet an Bekenner Christi stellen mußte. Vielleicht hätte Johannes der Täufer über die satten und reichen Leute zu Laodicea ebenso geurteilt, während Paulus seine Gläubigen nicht von seiten ihrer menschlichen Schwäche, sondern ihrer Ideale zu nehmen pflegte. So kommt es, daß Laodicea von dem Propheten mehr mit Drohungen als mit Verheißungen bedacht wird. Fassen wir das Urtheil über alle sieben Gemeinden zusammen, so können wir uns nicht verhehlen, daß die mit Paulus zusammenhängenden Gemeinschaften in der Apokalypse am strengsten, zum Teil sogar mit offenkundiger Feindseligkeit beurteilt werden. Überhaupt ist der Gegensatz gegen Paulus unverkennbar. Wenn der Prophet die ausdrückliche Zusage gibt, es solle auf die Heiden keine andere Last geworfen werden, als Enthaltung von Gözenopferfleisch und Hurerei, so ist das eine Antwort auf die Behauptung Pauli im Galaterbriefe, die Judaisten beabsichtigten, den Heidenchristen die ganze Last des jüdischen Gesetzes aufzujochen. Daß die von dem Apokalyptiker bekämpften Gegner zu Ephesus, Pergamon und Thyatira ein und derselben Fraktion angehören, zeigt der gemeinsame Name der Nikolaiten oder Vileamiten, die der Prophet für sie braucht¹⁾, und zwar sind sie in seinen Augen eine Partei der Libertinage; weil sie Freiheit von den Speisegesetzen verlangen, traut Johannes ihnen zu, daß sie alle Gesetze mit Füßen treten. Das ist wohl möglich, daß in den judenchristlichen Gemeinden strengere Sitten herrschten als in den heidenchristlichen, die aus den allen Lastern Asiens ergebenden Großstädten gesammelt waren, aber daß der Prophet in seinem glühenden Hass gegen die andere Partei ihr Dinge zutraute, die ihr nur feindselige judenchristliche Nachrede aufgebürdet

1) Vgl. Knopf, Das nachapostolische Zeitalter. S. 291.

hatte, erscheint uns doch glaublicher als die Greuel, die hier berichtet werden. Da, wo ähnliche Nachreden von den Heiden ausgehen, verweigern wir doch auch den Glauben. Die aber, die ihrer Gegnerin in Thyatira den Namen Jesabel beileigten, haben ebensowenig Anspruch darauf, als einwandfreie Zeugen betrachtet zu werden. Es sind Aussagen eines Gegners, der vielleicht geneigt war, von der andern Partei alles zu glauben, was argwöhnische, mißtrauische und fanatische Zeloten über sie ausbreiteten. Den Namen Jesabel hat der Haß eingegeben; dann kann aber auch die ganze Geschichte eine gehässige Nachrede sein. Klar ist nur das eine, daß der Zustand der christlichen Gemeinden in Kleinasien weder ein friedlicher noch ein tadelloser gewesen ist.

Auch sonst läßt sich aus den sieben Briefen über das Gemeindeleben und den Gemeindeglauben der kleinasiatischen Kirche des Jahres 68 viel lernen. So ist das Schreiben des Messias an die Gemeinde zu Laodicea zunächst lehrreich für die Christologie des Apokalypstikers. Christus ist ihm „der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Kreatur Gottes.“ Wer diese Worte nicht einem paulinischen Überarbeiter zuschiebt, hat aus denselben zu erkennen, daß auch für die Judenchristen der Messias nun nicht mehr der schlichte Lehrer von Nazareth ist, sondern der erstgeschaffene Mon, gleich der göttlichen Weisheit der Apokryphen. Demnächst widerlegt die Reihe dieser sieben Sendschreiben die Meinung, als ob das ganze Christentum Kleasiens ein Werk des Paulus wäre. Paulinische Schüler werden in einigen Briefen gar nicht vorausgesetzt und wo sie erwähnt werden, sieht der Apokalypstiker in ihnen eine kleine Partei von zweifelhaften Elementen, die er verantwortlich macht für die Exzesse der Gesetzlosen. So herrisch könnte der Seher nicht schreiben, wenn die paulinische Schule in diesen Gemeinden überwogen hätte. So gewiß Paulus, Apollos, Aquila und Priscilla und andere Freunde des Apostels in

diesen Gegenden gearbeitet haben, ebenso sicher ist es, daß der Apokalypstiker sie als eine Minorität von übelgesinnten betrachtet. Eine andere wichtige Tatsache, die die Briefe konstatieren, ist die, daß vier Jahre nach der neronischen Verfolgung die Christen von der römischen Obrigkeit in Asien nicht mehr behelligt werden. Nur noch von den Juden haben die Christen zu leiden; von der Synagoge werden sie belästigt, nicht von den Heiden. Die Juden sind des Satans Schule und wenn sie sich für das wahre Israel ausgeben, so lügen sie. Der treue Zeuge Antipas scheint bei dem Throne des Satans, dem Jupiteraltare zu Pergamon, ein Opfer seines Zeugnisses, vielleicht seiner christlichen Götterverachtung geworden zu sein, aber von einer offiziellen Verfolgung durch die römische Obrigkeit ist auch dort nicht die Rede. Gerade wer an eine domitianische allgemeine Christenverfolgung glaubt, sollte nach dieser Rundschau die Apokalypse nicht in die Zeit Domitians setzen, denn die Briefe wissen von einer solchen nichts. Auch kulturell sind diese sieben Episteln lehrreich. Nachdrücklicher als irgendeine Seite des Neuen Testaments erinnern sie uns, in welcher Welt religiöser Schwärmerei wir hier leben. Ganz in derselben, die die paulinischen Briefe voraussetzen. In Korinth ein Apostel, der durch sein Wort einen Sünder zum Tode bringen will und Glauben findet, in Palästina Propheten, die das Volk trocknen Fußes durch den Jordan zu führen versprechen und Glauben finden, in Samarien ein anderer, der den Samaritern die Gefäße der Stiftshütte heben will, die auf ihrem heiligen Berge vergraben liegen, und gleichfalls Glauben findet. Der Diakon Philippus hat ein Haus voll weisagender Töchter, auf der Insel Patmos droht ein Prophet, eine Sünderin, die sich gleichfalls als Prophetin gibt, auf das Krankenlager zu werfen und ihre Kinder zu töten, während in Ephesus drüben die Jünger des angemaßten Apostels die Arbeitsschürzen ihres Meisters in die Krankenstuben bringen und mit ihnen die Kranken ge-

sund machen. Eine uns fremde asiatische Welt voll schwärmerischen Glaubens, nicht eine Welt des kühlen Verstandes ist die Voraussetzung der religiösen Bewegung unter diesen Syrern und Kleinasiaten. Darum sind alle modernen Maßstäbe für solche Personen und Vorgänge nicht anwendbar. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ Für uns sind solche Wunder Schwärmerei, für diese Leute waren sie Lebenslust, selbstverständliche und tägliche Wirklichkeit. Solche Vorgänge brauchen ein anderes Klima, eine andere Bevölkerung, eine tausendjährige prophetische Vorschule. Der Abendländer steht hier ratlos in einem Zauberwald; darein müssen wir uns ergeben.

Entscheidend spricht endlich die Reihe der Sendschreiben gegen die Annahme, ein angeblicher Herausgeber habe dieselben zur Zeit Domitians der Apokalypse vorangestellt. Ihr Inhalt paßt weit besser in das Ende der Apostelzeit als in die Zeit Domitians, es ist aber auch eine völlig unvollziehbare Vorstellung, daß ein Mann Weissagungen einer abgelaufenen Zeit über die Belagerung Jerusalems, das nicht mehr steht, und den Tempel, der verbrannt ist, eingeleitet habe mit Sendbriefen, die sich auf seine Zeit beziehen und durchaus aktuelle Zustände im Auge haben. Redete er zu Gemeinden der neunziger Jahre, so hatten die Weissagungen auf den jüdischen Krieg für seine Leser keine Bedeutung mehr, und er hätte sie nicht reproduziert, kam ihnen aber noch eine solche Bedeutung zu, dann schreibt der Verfasser auch nicht unter Domitian. Unmöglich kann er Laster seiner Zeitgenossen und der ihm bekannten und ihn kennenden Gemeinden im Präsens rügen und dann Geschehnisse weissagen, die sich vor dreißig Jahren bereits abgespielt haben. Ein solches Doppelbewußtsein wäre ein psychologisches Rätsel. In der Zeit, deren Erlebnisse er berücksichtigt, hat er auch geschrieben und kein Wort der Briefe deutet auf eine spätere Epoche als die des jüdischen Kriegs. Ein Prophet, der mit einem Fuße in der Zeit

Galbas, mit dem andern in der Domitians steht, ist eine für uns unvollziehbare Vorstellung. Dazu kommt, daß der Abschnitt mit den sieben Briefen dem folgenden von den sieben Siegeln sichtlich blutsverwandt ist, auf diesem aber beruht die ganze folgende Entwicklung.

Mit dem vierten Kapitel des Buchs beginnt die zweite Vision. Die erste hat den Gemeinden gesagt, was sie tun sollen, um sich auf den Tag des Herrn zu rüsten, nun tut sich 4, 1 das Himmelstor auf und der Seher wird eingeladen heraufzusteigen, indem die Stimme mit Posaunenton ruft: „Steige herauf, so will ich dir zeigen, was nach diesem geschehen soll.“ Für Jesaja wohnte Gott noch im Tempelhause zu Jerusalem, für Johannes wohnt er im Himmel. Der Himmelstempel selbst wird so beschrieben, wie die jüdischen Schriftgelehrten sein Bild aus den verschiedensten Schriftstellen sich zusammengestellt haben, wobei die Visionen des Jesaja und Ezechiel die Grundrisse liefern (Jesaja 6, 1 f., Ezechiel 1, 28 f.). Alle Edelsteine müssen ihren Glanz borgen, um die Herrlichkeit ahnen zu lassen, die den göttlichen Thron wie ein Regenbogen umgibt. Die sieben Erzengel stehen vor ihm als sieben Fackeln, gemäß dem Worte des Psalmisten, Gott mache seine Diener zu Feuerflammen (Ps. 104, 4). Das gläserne Meer vor dem Throne erinnert an das Wasser, das Gott bei der Schöpfung über und auf der Feste schied. Das gläserne Meer ist das Wasser über der Feste, das als Regen jeweils herabkommt. Die Seraphim, die dem Propheten Jesaja bei seiner Entrückung erschienen, sind hier zu Repräsentanten der gesamten Kreatur geworden, die bei Tag und Nacht den Preis des Herrn verkünden, und die mit Augen übersäten Cherubim des Ezechiel, die die Allwissenheit Gottes bedeuten, treten als Löwe, Rind, Mensch und Adler auf, damit jede Gattung, die Gott geschaffen hat, vertreten sei. Ist uns diese Schilderung in Hieroglyphen etwas Fremdartiges, so erinnert sie uns doch, daß auch die ungeheuerlichen Gestalten der ägyptischen und assyrischen Tempel

nicht sinnlose Monstra sind, sondern daß tiefe und fromme Gedanken sich hinter diesen Symbolen bergen. Etwas von der wilden Art ihrer mythologischen Herkunft haben die Cherubim auch hier noch. Sie reden keineswegs mit milden, süßen Engelszungen. Im Gegenteil, mit Donnerstimme rufen sie: „Komm!“ Auch eine Priesterschaft fehlt dem Himmelstempel nicht; es sind das die vierundzwanzig Ältesten, entsprechend den vierundzwanzig Priesterklassen in Jerusalem, die des Dienstes walten, und während die Cherubim ohne Rast bei Tag und Nacht sprechen: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott, der Allmächtige, der da war, der da ist und der da kommt,“ fallen die vierundzwanzig Ältesten nieder vor dem Thronenden und nehmen als Zeichen der Huldigung ihre Kränze vom Haupte und legen sie nieder vor dem Throne und sprechen: „Würdig bist du unser Herr und Gott, zu empfangen Preis, Ehre und Macht, denn du hast alle Dinge geschaffen und durch deinen Willen waren sie und sind geschaffen.“ Der Seher aber erblickt in der Rechten des Thronenden eine Buchrolle, die von innen beschrieben und auf der Rückseite mit sieben Siegeln verschlossen ist, wie die Gesetze vorschrieben, daß ein gültiges Testament versiegelt sein müsse. Die Siegel sind so angebracht, daß bei Lösung eines Siegels immer nur ein Teil des Buches aufgerollt wird und dann zu lesen ist; das übrige bleibt Geheimnis.

Die erste Frage ist nun, wer soll das siebenfach versiegelte Buch öffnen? Niemand im Himmel und auf Erden war dazu fähig, Gottes Siegel zu erbrechen. „Und ich weinete sehr, daß niemand würdig erfunden ward, das Buch zu öffnen und zu lesen, noch hinein zu sehen.“ Da sprach einer der Ältesten: „Weine nicht. Das Lamm, das geschlachtet wurde, ist dazu berufen.“ Nur durch Christus können wir das Buch der Schicksale lesen. Von dem geschichtlichen Jesus von Nazareth ist hier nichts mehr zu erkennen. Von Palästina her wirft der jüdische Messias seinen Riesenschatten über Kleinasien; diesen zeichnet Jo-

hannes nach. Er gibt kein Bild des Lehrers, der am See Genezareth die Kinder zu sich rief. Ein Jünger, der Jesum so kannte wie Johannes Zebedäi, hätte aus seinem Meister nicht eine gespenstische Furchterscheinung gemacht.

Welches Schicksal der Welt bevorstehe, soll nun das Lamm dem Seher erschließen, indem es die Siegel des Schicksalsbuchs öffnet. Der Akt selbst wird als eine Art von Thronbesteigung des Lamms geschildert; als seine Apotheose. Die Ältesten des Himmels fallen nieder vor dem Lamm und räuchern und harfen ihm und singen ihm ein neues Lied: „Du bist würdig das Buch zu nehmen und seine Siegel zu öffnen, denn du wurdest geschlachtet und hast für Gott erkaufte mit deinem Blute Leute aus allerlei Geschlechtern und Zungen, und Völkern und Nationen, und hast sie unserem Gott zu Königen und Priestern gemacht, und sie herrschen auf Erden.“ „Dem Lamm sei Lob, Ehre und Preis und Gewalt in Ewigkeit.“ Die Siegel des Buchs werden nun der Reihe nach erbrochen, zwischen den Siegeln ist aber ein Unterschied. Die ersten sechs Siegel enthalten kurze charakteristische Symbole, die sich deuten lassen und bei denen uns bestimmte historische Ereignisse jener Zeit zwischen Jesu Tod und Jerusalems Zerstörung ins Gedächtnis treten. Die sieben Posaunen und sieben Zornschaalen dagegen, die das letzte Siegel besiegelt, sind traditionelle Beschreibungen des Endgerichts, nach Vorbild der ägyptischen Plagen und prophetischen Weissagungen, die sich an alttestamentliche Bilder anlehnen. Nun hat der Seher allerdings alles in die Zukunft verlegt. Es heißt vor Eröffnung schon des ersten Siegels, es solle Johannes gezeigt werden, was später geschehen werde. Allein das ist im Buch Daniel nicht anders, obwohl auch dort die Hälfte des Geweissagten hinter dem Dichter liegt, und nur das nach der Tempelschändung des Antiochus Verheißene für den Verfasser wirklich etwas Zukünftiges war. Ähnlich verfahren andere Apokalypsen und so hat auch unser Verfasser Ereignisse, die bereits hinter

ihm liegen, wie etwas Zukünftiges beschrieben. Es lag ihm das um so näher, als er seine Weissagung mit der synoptischen Eschatologie in Einklang bringen wollte, die als Abschiedsrede Jesu im Todesjahre des Herrn ihren Standpunkt nimmt. Auch das Schicksalsbuch des Johannes hebt an mit dem Einzug des Messias in die Welt, sowie Mark. 13, 10 die Schilderung der letzten Zeit beginnt mit den einleitenden Worten: „Zuerst muß das Evangelium allen Völkern verkündet werden.“ Der Einzug des Messias ist der Ausgangspunkt für beide. Vor seinem Scheiden weisagt Jesus (Matthäus 24, 4 ff.) die Ereignisse, die die Gemeinde alsbald nach seinem Tode erleben wird: Krieg und Kriegsgeschrei, dann Hungersnot und Seuchen und endlich Erdbeben von Ort zu Ort. Das sind die Wehen, die das Ende einleiten. Von diesem „Anfang der Wehen“ mußte auch Johannes ausgehen. Ganz dieselben Heimsuchungen wie der Eschatologe liest der Apokalyptiker auf den ersten Blättern seines Schicksalsbuches. Auch er geht vom Todesjahre Jesu aus, nicht von seiner eigenen Gegenwart. Was der Eschatologe die Wehen des Reiches nennt (Matth. 24, 8 f., Mark. 13, 6, Luk. 21, 8 f.), das im Durchbrechen begriffen ist, das führt uns der Apokalyptiker in dem Bilde der vier Reiter vor, die die Geschichte der Christenheit seit Ausgießung des Pfingstgeistes schildern, den Einzug des Messias, dann Krieg, Hunger, Pest, die neronische Christenverfolgung und Erdbeben von Ort zu Ort. Die Gegenwart des Verfassers liegt erst zwischen dem sechsten und siebenten Siegel, wo der Prophet eine große Pause in der Entwicklung der Geschichte eintreten läßt. Den Inhalt der ersten sechs Siegel hat der Verfasser schon erlebt, weshalb er ihn jedesmal rund und bündig in einem leicht zu deutenden Symbol darlegen konnte. Hier ist alles klipp und klar. Der Inhalt des siebenten Siegels dagegen gehört wirklich der Zukunft an, weshalb er nur schwierig und in allgemeinen Umrissen zu beschreiben war. Bei der Hungersnot des Kaisers Claudius, die hinter ihm liegt,

weiß Johannes die Preise von Weizen und Gerste nach Denaren und Drittelsdenaren anzugeben und erinnert sich, welche Früchte gediehen und welche mißrieten; bei den fabelhaften Heimsuchungen der Zukunft, die er durch Posaunenstöße der sieben Engel einleitet, bestehen die Strafen in Feuerregen, vulkanischen Ausbrüchen, Sternensfall, Finsternissen und sie schildert der Seher nur andeutungsweise, zumeist unter Anlehnung an die Strafen Agyptenlands oder an andere Bilder des Alten Testaments. Die Preise der Hungersnot konnte nur der treffen, der diese Ereignisse erlebt hatte, diese Plagen dagegen konnte, mit der Schrift in der Hand, jeder Christ sich ausdenken. Das eine sind Erinnerungen, das andere sind Ahnungen. Beide Arten der Vorhersagung hat der Verfasser auch durch einen deutlichen Strich getrennt, indem er zwischen das sechste und siebente Siegel eine große Pause legt, in der er gleichsam Atem schöpft, eine Pause, die vielleicht auch fremde Hände mit ihren Einschiebseln haben ausfüllen helfen.

Dieselben Schicksale der Welt, von denen der Eschatologe weissagte, kleidet der Apokalyptiker zunächst in das Bild von vier Reitern, welche die guten und bösen kommenden Tage personifizieren. Sie bringen diese Schicksale nicht, sondern sie sind sie. Entlehnt hat der Apokalyptiker das Bild der Reiter aus Sacharja 1, 8f.: „Ich schauete in der Nacht, und siehe ein Mann, der ritt auf einem roten Pferde und er stand zwischen den Myrten am schattigen Orte, und hinter ihm Rosse, rote, falbe und weiße. Und ich sprach: Was sind diese, mein Herr? Und es sprach zu mir der Engel, der zu mir redete: Ich will dir zeigen, was diese sind. Und es hob der Mann an, der zwischen den Myrten stand, und sprach: Diese sind es, die Jehova gesandt hat, die Erde zu durchziehen, und sie antworteten dem Engel Jehovas, der zwischen den Myrten stand, und sprachen: Wir haben die Erde durchzogen und siehe, die ganze Erde ist still und ruhig.“ Ebenso werden Sacharja 6, 1 die vier Winde der Erde als Wagen mit roten,

schwarzen, weißen und gefleckten Rossen geschildert, die ausgesandt werden, um Jehovas Zorn zu stillen. Diese schönen Bilder des Alten Testaments haben dem Apokalyp-tiker den Anstoß zu seiner Vision von den vier Reitern gegeben. Zuerst, da das erste Siegel aufgetan ward, kam ein weißes Roß zum Vorschein und „der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus, damit er siege“. Der Reiter auf weißem Roß erscheint 19, 11 f. zum Schlusse wieder, und dort wird sein Name genannt: der Logos Gottes. Ob dieser Name nicht nachträglich eingesetzt wurde, kommt für uns hier nicht in Betracht, da der Zusammenhang den Reiter deutlich als den Messias bezeichnet. Was zwischen seinem ersten Einzug in die Welt und seiner Wiederkehr vom Himmel liegt, ist also die Geschichte der christlichen Gemeinde in den Jahren 35—68. Der Messias hat am Pfingstfeste seinen Einzug gehalten bei den Seinen und am Tage der Parusie kehrt er wieder in gleicher Gestalt. Gemeint ist mit dem Ein-zuge die Ausgießung des Pfingstgeistes in Jerusalem, als fünfhundert Brüder den Messias schauten und jauchzten: „Der Herr kommt! Der Herr ist nahe“, als ganz Jeru-salem in Erregung geriet und auch in der Diaspora überall der Erschienene verkündet ward. Immer mehr hat sich jene Zeit in der Erinnerung verklärt zu einem Siegeszug des Messias, der auszog zu siegen und zu überwinden. Einen Bogen hat der Messias in seiner Hand, nicht nach dem Vorbilde des Ferntreffers Apollo, sondern nach dem der parthischen Reiterkönige, deren orientalisches Diadem er trägt und nach der Schilderung des Weltrichters Ps. 7, 13, „der sein Schwert geweht hat und seinen Bogen gespannt hat und ziele“. So werden die Gläubigen ihn wieder-sehen bei der Parusie: „Auf seinem Haupte viele Diademe und er trägt einen Namen geschrieben, den niemand kennt, denn er selbst. Und er hat einen Namen geschrieben auf seinem Kleide, und zwar auf seiner Hüfte, König der Könige und Herr der Herren“ (19, 14—16). Nicht als römischer Im-

perator, sondern als orientalischer Herrscher zieht der König der Könige ein unter dem Jubel der Seinen. Der Seher denkt dabei an jenen denkwürdigen Pfingsttag, als die heilige Stadt widerhallte von dem Zuruf der Gläubigen, da die Propheten in Zungen redeten, als seien sie voll süßen Weines, und Tausende sich taufen ließen auf einen Tag. Das war der König auf weißem Rosse, der als Sieger auch die Städte der Diaspora durchzog. Doch wie so bald verhallte der Reigen; auf jenen Einzug des Messias folgten Erlebnisse ganz anderer Art. Krieg und Kriegsgeschrei läßt der Eschatologe Jesum unmittelbar nach seinem Tode weissagen. In der That fielen bald nach Jesu Tod die Araber dem Tetrarchen Antipas ins Land. Aretas brannte dem Galiläer, der seine Tochter verstoßen, Dörfer und Kornfelder nieder. Der rote Schein stand am Himmel und rote Blutlachen auf der Erde. Das ist der rote Reiter. „Ein anderes Roß zog aus, feuerrot, und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie einander erwürgeten, und ihm ward ein großes Schwert gegeben.“ Ganz so verheißt auch Matthäus als Anfang der Wehen Krieg und Kriegsgeschrei, denn es wird sich erheben ein Volk gegen das andere und Königreich gegen Königreich. Dieser selbe Kriegslärm ist für den Apokalyptiker das rote Roß, dem es gegeben war, den Frieden zu nehmen von der Erde. Auf den Araberkrieg unter Tiberius und den Partherkrieg unter Caligula folgten im Jahre 41 die großen Hungersnöte unter Claudius (Sueton Claud. 19). Nach Josephus kostete das Assaron Weizen damals in Jerusalem vier Drachmen (Ant. 3, 15; 3. 20; 2, 6). Nach dem Apokalyptiker soll dagegen die Tagesration Weizen für eine Person einen Denar (einen Frank) kosten, während in normalen Zeiten zwölf Choinix einen Denar galten und zwölf Gerste einen halben Denar. In der Folge der Wehen schließt sich der Apokalyptiker völlig dem Eschatologen an. Wie in der Matthäuseschatologie (24, 7) auf das Kriegsgeschrei

der Hunger folgt, so folgt hier auf das rote Roß das schwarze. „Und der darauf saß hatte eine Wage in seiner Hand,“ weil das Getreide, das sonst zugemessen wird mit Scheffeln, im Hungerjahr zugewogen wurde mit der Wage. „Und ich hörte eine Stimme aus der Mitte der vier Tiere sagen: ‚Eine Choinix Weizen um einen Denar, und drei Gerste um einen Denar, aber dem Öl und dem Wein sollst du nicht schaden.‘“ Wir sehen auch hier, daß der Verfasser aus genauen Erinnerungen schöpfte. Würde er eine zukünftige Hungersnot aufs Geratewohl voraussagen, so würde er fabelhafte, unerschwingliche Preise vorherzusagen. Er gibt aber noch etwas weniger hohe Preise an als Josephus¹⁾. Die annähernde Übereinstimmung beweist gleichfalls, daß der Apokalyptiker aus der geschichtlichen Erinnerung schöpfte, nicht aus der Phantasie, denn daß eine Choinix (1,01 Liter) Weizen einen Denar, das heißt einen Taglohn (Mtth. 20, 2) kostet, ist zwar Hungersnot, da so eine ganze Familie von zwei Handvoll Weizen einen Tag leben soll, aber mit den Angaben des Josephus steht dieser Preis im Einklang. Hätte ferner der Prophet eine zukünftige Hungersnot ankündigen wollen, so würde er nicht den Eindruck seiner Drohung dadurch abgeschwächt haben, daß er Öl und Wein von dem Mißwachs ausnimmt. Auch das kann nur in den geschichtlichen Erinnerungen des Verfassers seinen Grund haben, daß er eine solche Einschränkung anbringt. Er erinnert sich, daß während das Saatkorn bereits verzehrt war, die Luxusgewächse wie die Oliven und der Wein in den Plantagen der Reichen wohl gediehen. Daher ruft der Reiter: „Dem Öl und dem Weine sollst du nicht schaden“²⁾.

¹⁾ Der Apokalyptiker läßt den Scheffel 17 Mark 33 Pfennige kosten, Josephus 17 Mark 50.

²⁾ Neuerdings wird dieser Zuruf des Reiters auf schwarzem Rosse auf ein Edikt des Domitian vom Jahre 92 gedeutet, das zugunsten des Ackerbaues den Weinbau einschränken wollte, das sich aber unausführbar erwies und infolge der Unzufriedenheit in

Wie Lukas 21, 11 nach der Teuerung der Hungertypus folgt, so kommt hier hinter dem Reiter mit der Wage der fahle Reiter, der heißt Tod. „Und siehe ein fahles Roß; und der darauf saß, sein Name ist Tod, und der Hades folgte ihm nach,“ um die Leichen einzusammeln. „Und ihnen ward Macht gegeben über den vierten Teil der Erde, zu töten durch Schwert und durch Hunger und durch Pest und durch die Tiere der Erde.“ Diese Pest hat in Rom im Jahre nach dem großen Brand angeblich 60 000 Opfer gefordert. Einzelne Provinzen in Nordafrika verödeten so, daß neue Kolonisationen vorgenommen werden mußten, und auch unser Verfasser scheint vorauszu sehen, daß Teile Palästinas so entvölkert sind, daß die wilden Tiere um sich greifen (6, 8). Dazu kam der neue Krieg mit den Parthern und der Krieg in Britannien, weshalb der Prophet sagt, dem Reiter sei Gewalt gegeben über den vierten Teil des Menschengeschlechts.

Eschatologie und Apokalypse berichten also die gleichen Heimsuchungen und berichten sie in gleicher Folge. Der scheidende Christus spricht: „Bald werdet ihr hören von Krieg und Kriegsgeschrei, sehet zu, erschreckt nicht, denn das muß geschehen; aber noch ist das Ende nicht da. Denn es wird sich erheben ein Volk wider das andere und ein Königreich gegen das andere (das rote Roß) und werden sein Hungersnöte (das schwarze Roß), Seuchen (das fahle Roß) und Erdbeben von Ort zu Ort.“ Die Erdbeben bringt die Apokalypse mit dem sechsten Siegel nach. Vorher schaltet sie mit dem fünften Siegel noch die Schicksale der Christen unter dem fünften Cäsar ein. Wie auf das

Kleinasien im Gegenteil durch ein Schutzedikt ersetzt wurde. Daß aber eine Stimme aus den vier Tieren vom Himmel her gegen eine kaiserliche Verordnung über Landwirtschaft protestierte: „Dem Öl und dem Wein sollst du nicht schaden!“ wäre ein Sprung aus der Vision in die Prosa, den kein apokalyptischer Reiter fertig brächte.

Kriegsgeſchrei unter Tiberius und Caligula der Hunger unter Claudius folgte, ſo ſchließt ſich nun die Verfolgung unter Nero an. Der fünfte Cäſar iſt Nero, und da die Heimsuchungen, die die Gemeinde unter ihm im Jahre 64 erfuhr, ganz neuer, unerhörter Art waren, läßt der Prophet das Bild der Reiter fallen, was auch ſchriftſtelleriſch richtig war, um die Reiter nicht tot zu hegen. Es tritt ein Dekorationswechſel ein. Wir ſehen den Altar des Himmels-tempels und unter dem Altar „die Seelen derer, die geſchlachtet waren ob des Wortes Gottes und des Zeugniſſes, das ſie hatten. Und ſie ſchrien mit großer Stimme und ſprachen: ‚Wie lange noch, Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange riſteſt und rächeſt du nicht unſer Blut an den Bewohnern der Erde?‘ Und ihnen ward ein weißes Kleid gegeben und ward ihnen geſagt, daß ſie noch eine kleine Zeit ruhen ſollten, bis daß auch ihre Mitknechte und Brüder vollbracht hätten, die getötet werden ſollten wie auch ſie.“ Das Blut der Opfer Neros ſchreit noch immer um Rache. So ſtellt ſich der Seher die Märtyrer wie ſchlaſſoſe Kranke vor, die über das ihnen widerfahrne Unrecht brüten, nicht als Heilige, die beten: „Vater vergib ihnen.“ Johannes gehört zu den Frommen, die hungern und dürſten nach Gerechtigkeit. Aber nachdem er ſeinen natürlichen Gefühlen ihr Recht hat widerfahren laſſen, kehrt auch in ſein Herz Friede und Verſöhnung ein. Den weinenden Opfern der Bosheit wird eine Entſchädigung. Schon jetzt wird ihnen das weiße Kleid der Seligen angezogen und ſie liegen von nun an ſicher gebettet in der Krypta unter dem Altar Gottes. Dort verſtummt ihr Rufen. Es iſt noch eine Ruh vorhanden! Wie ſie ſo ſanft ruhen! Nur noch eine kleine Zeit ſollen ſie ſich gedulden, dann werden ihre Feinde in den Schwefelpfuhl geſtoßen und ihre ewige Freude beginnt! Der paläſtinenſiſche Eſchatologe hat dieſe Heimsuchung durch Nero übergangen, weil er ſich an die Vorgänge in Paläſtina hält, wo nähere Wehen genug zu verzeichnen waren, während die Nöte

der römischen Gemeinde außerhalb des Gesichtskreises des Palästinenfers lagen. Nicht so der Apokalyptiker, der in Ephesus auch die Schmerzen der römischen Brüder teilt. Die Erdbeben, die der Eschatologe an vierter Stelle hat, bringt der Apokalyptiker nunmehr mit dem sechsten Siegel nach. „Da er das sechste Siegel aufstat, ward ein großes Erdbeben. Die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack und der Mond ward ganz wie Blut. Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde.“ Und nicht nur die Zeichen am Himmel erschreckten die Menschen, sondern auch die Erde wankte unter ihren Füßen. Auch die römischen Historiker gedenken solcher kritischen Tage erster Ordnung, von denen namentlich Kolossä und Laodicea zu erzählen hatten. Seit dem Jahre 60 erlebte man, wie auch der Eschatologe weiß, Erdbeben von Ort zu Ort, erst in Palästina, dann in Kleinasien, und bis zu dem großen Vesuvausbruch unter Titus dauerten diese Heimsuchungen fort. Dazu verzeichnet Tacitus noch andere Phänomene, häufige Blitzschläge, Haarsterne, das Wüten der Meere. Das sind die Nöte des sechsten Siegels, die der Apokalyptiker mit den Worten des Propheten Joel schildert, indem er ausmalt, wie die Könige und Tribunen und Centurionen, die Reichen und die Sklaven ins Freie fliehen und in Klüften, Felsen und in Bergen Schutz suchen, da die Häuser einstürzen. Inseln werden von ihrer Stelle gerückt, wie zwischen Patmos und Thera ein neues Eiland auftauchte und nach wenigen Monaten wieder verschwand. Die feurige Rute des Kometen und den Sternschnuppenregen, bei dem der Himmel seine Sterne abwarf, wie ein vom Winde geschüttelter Feigenbaum seine unreifen Früchte abwirft, zählt der Prophet gleichfalls unter die Zeichen des Endes. Damit erst sind „die Wehen“ erschöpft. Krieg, Hunger, Seuchen und Erdbeben von Ort zu Ort sind als rotes, schwarzes und fahles Roß und in Gestalt erschreckter, fliehender Volkshaufen an uns vorüberzogen. Nichts von dem fehlt, was der Eschatologe

verzeichnet hatte. Alle Nöte, die Johannes seit Jesu Scheiden erlebte, hat er unter diesen sechs Siegeln untergebracht. Die Wehen sind zu Ende, nun folgt der Anbruch des Gerichts. Damit ist Johannes bei seiner Gegenwart angelangt und soll verkünden, was die Zukunft bringe. Atemlos von dem Erzählten läßt er zunächst eine Pause eintreten.

Die Zukunft enthüllt sich von da ab keineswegs mehr so bestimmt und bündig wie bei den ersten sechs Siegeln, weil sie nun auch für den Verfasser selbst Zukunft ist. Wenn Lavater, wie Goethe spottete, „die Siegel eröffnete kurz und gut, wie man mit Theriakbüchsen tut“, so hat das mit dem sechsten Siegel ein Ende. Der Faden verwirrt sich sogar. Während bis zum siebenten Kapitel eine einzige Vision sich auf sechs Siegel verteilte, enthält nunmehr das siebente Siegel vier Visionen. Schon daraus könnte man schließen, daß es nachträglich mit fremdem Stoffe beladen worden ist. Auch in betreff des Verfahrens ist ein Unterschied. Die sechs ersten Siegel wurden von dem Lamme der Reihe nach ohne Hindernis geöffnet, dagegen vor Öffnung des siebenten Siegels tritt eine Pause ein; Zwischenhandlungen werden vorgenommen, Aktionen auf der Erde und im Himmel unterbrechen die Handlung. Das Ganze sieht aus wie eine Sammlung überlieferter prophetischer Stücke, die hier lose aneinander gefügt sind. Erst von 8, 2 an greift das Buch wieder auf seine Siebenzählung zurück. Das siebente Siegel zerlegt sich in sieben Posaunen, und die siebente Posaune bringt sieben Zornschalen, während die Visionen des siebenten Kapitels aus dem Schema herausfallen. Vom Standpunkt des Kunstwerkes aus betrachtet ist es vielleicht ein Vorzug, daß nicht sofort wieder an einem neuen Sieben weiter gezählt wird, sondern ein Zwischenspiel uns eine Weile zur Ruhe kommen läßt, sind aber fremde Elemente in das Buch eingedrungen, so werden sie vor allem hier zu suchen sein, wo die Verkettung der sieben ineinander greifenden Ringe

mehrmals Lücken zeigt. Dem Apokalypstiker ist jetzt die Zeit der Vorbereitung und Rüstung, in der die Engel durch die Welt gehn, um die Knechte Gottes an der Stirne zu zeichnen, damit sie von den kommenden Schrecken ausgenommen seien. Botschaften des Himmelsherrn werden bestellt wie in der Ilias. „Ich sah einen anderen Engel vom Himmel herabsteigen vor Sonnenaufgang mit dem Siegel des lebendigen Gottes, der rief mit lauter Stimme die vier Engel an, denen es gegeben war, Unheil über Land und Meer zu bringen: ‚Ihr sollt dem Lande und dem Meere und den Bäumen kein Leid antun, bis wir die Knechte unseres Gottes an ihren Stirnen versiegelt haben.‘“ Erst nachdem die Engel diesen Befehl weitergegeben haben, beginnt der Akt der Versiegelung. Das Siegel an der Stirne bezeichnet den Versiegelten als Eigentum Gottes, an dem keiner der Strafengel sich vergreifen darf. Vier Engel stehen an den vier Enden der Welt, und wie Markus 13, 27 verheißt hat, werden die Erwählten gesammelt von den vier Winden der Erde. Die Engel halten die vier Winde, „daß kein Wind über die Erde wehe noch über irgendeinen Baum“. Die Boten Gottes aber gehen leise hin und her und zeichnen die Knechte Gottes an der Stirne, daß sie beim Hereinbrechen des Sturmes nicht geschädigt werden. Der jüdische Charakter des Stückes spricht sich darin aus, daß die Engel zunächst nur für die Sicherheit der auserwählten Juden sorgen. Aus dem Stamme Juda werden 12000 versiegelt, eben so viele aus dem Stamme Ruben, desgleichen aus Isser, Naphtali, Manasse, Simeon, Levi, Isaschar, Sebulon, Joseph und Benjamin. Der Verfasser fühlt sich als Sohn der zwölf Stämme, deren Schicksal ihm zu allererst am Herzen liegt. Die Zahl von 144000 Erwählten ist aus der Zwölfszahl der Stämme gewonnen, doch mag sie auch für die gläubig gewordenen Juden annähernd zutreffen; mit der Taxation der Judenchristen durch den Jakobus der Apostelgeschichte steht sie wenigstens

in Einklang¹⁾. Im Gesichte aber schaut der Prophet die ungezählten Heiden, die auch nach Jesaja und Jeremia den Zipfel am Gewande Israels ergreifen, um unter seinem Schutze der Gnade theilhaftig zu werden. Es ist eine große Menge aus jeder Nation und aus allen Stämmen, Völkern und Zungen, aber auch sie können nur durch das Martyrium in das Reich gelangen. Durch einen der Presbyter des Himmelstempels wird Johannes gefragt: „Wer sind diese mit weißen Kleidern angetan, und woher sind sie gekommen? Und ich sprach zu ihm: ‚Mein Herr, du weißt es.‘ Und er sprach zu mir: ‚Diese sind's, die gekommen sind aus der großen Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen und haben sie gebleicht im Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Throne Gottes und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel, und der auf dem Throne sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht mehr hungern und dürsten, es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne, noch irgendeine Glut. Denn das Lamm, das in der Mitte des Thrones ist, wird sie weiden und sie leiten zu lebendigen Wasserbrunnen.“ Ein Lamm, das Menschen weidet, scheint ein seltsames Bild und hat doch Künstler wie Dürer zur Darstellung gereizt. Und nicht nur weiden wird sie das Lamm, sondern auch abwischen alle Tränen von ihren Augen, die noch nicht trocken geworden sind von der Betrübniß der Verfolgung des fünften Siegels. Es sind die Erinnerungen an die Greuel, die sich vor vier Jahren in Rom zugetragen haben, die hier nachzittern. Man müßte schon bis in die Zeit der trajanischen Christenverfolgung hinabgehen, um Scharen von Christen zu finden, die aus einer solchen großen Trübsal kommen, die ihnen eine allgemeine Niedermeglung der Heiligen bereitet hat. Aber in einem prophetischen Buche ist die

¹⁾ Daß die gleiche Zahl 14, 3f. für die Eölibatäre angesetzt wird, beruht wohl auf einer falschen Deutung durch den Überarbeiter.

Erinnerung zugleich Weissagung. Johannes erwartet, daß in der großen Heimsuchung, die noch kommen soll, die Mehrzahl der Gläubigen durch den Antichrist wird gemordet werden, denn das hat er schon den Märtyrern der neronischen Verfolgung gesagt, daß auch ihre Mitknechte und Brüder getötet werden sollen wie sie (6, 11). Im Widerspruch mit dieser Vorstellung steht freilich die andere, daß alle Gläubigen durch eine Versiegelung im Gegenteile gerettet werden sollen von den Heimsuchungen der letzten Not. So erhebt sich die Frage, ob hier nicht zwei verschiedene Quellen ineinander gearbeitet sind, denn mit der Versiegelung der 144 000 steht die Annahme eines allgemeinen Martyriums in unlösbarem Widerspruch. Daß die Judenchristen versiegelt und die Heidenchristen geschlachtet werden, kann unmöglich die Meinung des Apokalypstikers gewesen sein, es ist also nicht unwahrscheinlich, daß beide Gesichte aus verschiedenen Schriften stammen.

Nachdem, wie wir sahen, die Heiligen gesichert sind vor den Schrecken des letzten Siegels, wird dasselbe erbrochen. „Da ward eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde“. Die Spannung des Moments wird durch diese Pause erhöht, denn die halbe Stunde wird für die zu einer Ewigkeit, die auf den endlichen Anbruch des Gerichtes schon so lange warten. Endlich regt sich ein Engel und steigt hinauf zum Altar mit einer goldenen Räucherpfanne und läßt den Rauch aufsteigen vor dem Antlitz Gottes. In dieser Weise werden die Gebete der Gläubigen vor Gott gebracht. Aber derselbe Engel sendet den Ungläubigen aus demselben Gefäße ihre Züchtigung. „Und es nahm der Engel die Räucherpfanne und füllte sie mit dem Altarfeuer und schleuderte die Kohlen hinunter auf die Erde. Da kam Donner und Getöse, Blitze und Erdbeben.“ Inzwischen sind an die sieben Engel sieben Posaunen verteilt worden, und sie machen sich fertig ihre Signale zu blasen, von denen jedes ein Strafgericht über die Bewohner der Erde bedeutet. Mancherlei Natur-

ereignisse der letzten Jahre, deren auch die römischen Historiker gedenken, haben hier die Phantasie des Dichters befruchtet. Nach dem ersten Trompetenstoße fällt Hagel, Feuer und Blut und verbrennt den dritten Teil der Erde und die Bäume und den Rasen. Wie der zweite Engel posaunte, stürzte ein brennender Berg ins Meer und der dritte Teil des Meeres ward Blut, die Fische starben, und die Schiffe gingen zugrunde. So war vor kurzem, von Patmos sichtbar, eine vulkanische Insel unter gewaltigen Stürmen und Erdstößen aus dem Ägäischen Meer aufgestiegen, und zu Ephesus hatte man die toten Fische aufgelesen, die die Flut ans Land warf. Bei der dritten Posaune fiel vom Himmel ein großer Stern, der wie eine Fackel brannte. Er fiel auf Flüsse und Wasser. Und das Wasser ward bitter, denn der Name des Sternes war Absinth. Noch heute zeigen die Fischer auf Palmosa, wie Schubert berichtet, eine Salzquelle, aus der niemand trinken kann, seit ein Stück des Sternes Absinth in sie gefallen ist. Mit der vierten Posaune aber wird ein Drittel der Sonne, des Mondes, der Sterne dunkel, so daß das Licht nur trübe leuchtet, wie Daniel 8, 11 von der Zeit des kleinen Horns geweissagt hatte. Während so das alte Chaos im Weltraum sich zu gestalten droht, das Tohu Wabohu der Genesis, und ein unsicheres Dämmerlicht über der Erde lagert, rauscht es über dem Seher und er sieht einen gewaltigen Adler fliegen durch die Himmelsmitte, und er hört sein Krächzen: „Uai, uai, uai! Wehe, wehe, wehe den Bewohnern der Erde vor den übrigen Posaunen der drei Engel, die noch posaunen sollen!“ Wiederum tritt ein Engel mit der fünften Posaune hervor, und wie er sein Signal hinausschmettert, fällt ein Stern vom Himmel. Es ist ein Engel, der den Schlüssel zur Unterwelt erhält. Der öffnet den dunkeln Schacht, der in die Hölle hinabführt. Da steigt aus dem Schachte Qualm auf wie der Rauch eines großen Ofens und mit dem Rauche brechen Heuschrecken über die Erde herein. Aber es sind nicht

irdische Heuschrecken, wie die Steppe sie ausbrütet, sondern ihre grauenhaften Urbilder, wie sie verschlossen waren in den geheimen Kammern der Welt, wo Abbadon, Apollyon, der Gott des Verderbens und des Ungeziefers haust. Und sie fressen nicht Laub, noch Gras, sondern quälen mit ihren Skorpionenstacheln die Menschen, so daß sie den Tod suchen, „aber sie werden ihn nicht finden und werden sich sehnen zu sterben, aber der Tod flieht von ihnen“. Diese teuflischen Heuschrecken sahen aus wie Rosse mit goldenen Kronen und ihre Mähnen waren so lang wie Weiberhaare, auch hatten sie menschliche Gesichter und Löwenzähne, und das Getöse, das sie beim Fliegen erregten, klang wie das Rasseln von Eisenreitern. Das ist das eine Wehe. Nach diesem kommt mit der sechsten Posaune ein zweites Wehe. Als ihr letzter Ton verklungen war, ertönte eine Stimme zwischen den Hörnern des himmlischen Altars, die sprach: „Löse die vier Engel, die gebunden sind an dem großen Strome Euphrat.“ Und es wurden die vier Engel gelöst, die bereit waren auf Stunde und Tag und Monat und Jahr zu töten den dritten Teil der Menschen. Und die Zahl der Reiterei war zweihundert Millionen. Es sind die Parther, die jetzt über das Reich hereinbrechen und mit dröhnendem Hufschlage die Erde erschüttern. Doch ist es nicht das irdische Arsacidenheer, dessen Reiter in gleißendem Schuppenpanzer mit seidenen Fahnen daherefahren und mit schmetternden Kesselpauken die Steppe erschüttern, sondern ihre Urbilder schaut Johannes, seltsam verzogene Gestalten, die in dämonischen Farben strahlen. „Ich sah die Rosse im Gesicht und die daraufsäßen hatten feurige und dunkelblaue und schwefelfarbene Panzer, und die Häupter der Rosse wie Häupter der Löwen, und aus ihren Mäulern geht Feuer und Rauch und Schwefel, und ihre Schweife sind Schlangen.“ Sie töten vornen und töten hinten; weil auch der fliehende Parther rückwärts schießt und verwundet, und weil seine Pfeile vergiftet sind, ist er eine Schlange, die nach hinten sticht. Nach dem

Grundsatz, daß, was auf Erden vorgeht, im Himmel oder in der Hölle sein Urbild habe, läßt uns der Verfasser das teuflische Heer sehen, dessen irdische Abschattung die Parther jenseits des Euphrat sind. Nicht minder sind auch die Bilder der kommenden Strafen potenzierte Schilderungen irdischer Schrecken. Noch aber hat die Menschheit Zeit, sich zu bessern. Erst die siebente Posaune soll die Katastrophe bringen, aber alle diese furchtbaren Gerichte haben die Heidenwelt nicht zur Buße geführt. „Die übrigen Menschen, die durch die Plagen nicht getötet worden, taten nicht Buße von den Werken ihrer Hände und hörten nicht auf anzubeten die Teufel und die goldenen, silbernen, ehernen, steinernen und hölzernen Götzen, welche weder sehen, noch hören, noch wandeln können; taten auch nicht Buße von ihren Mordtaten, noch von ihrer Zauberei, noch von ihrer Unzucht, noch von ihren Diebereien.“ So kommt das Verderben, mit dem der Messias gedroht hat.

Mit der siebenten Posaune erwarten wir das dritte Wehe, da es 11, 14 hieß: „Das zweite Wehe ist vorüber, siehe das dritte Wehe kommt alsbald.“ Aber statt des alsbaldigen Vollzugs kommen im Gegenteil neue Zwischenhandlungen, die wieder aus der seitherigen Disposition herausfallen. Daß hier überlieferte Bilder und Anschauungen benutzt sind, ist sehr wahrscheinlich. Auch schriftlich fixiert, werden dieselben dem Verfasser in einer älteren Apokalypse oder Eschatologie vorgelegen haben. Allein ein Schriftsteller von der dichterischen Kraft unseres Apokalyptikers übernimmt keine ältere Schrift, ohne sie sich innerlich anzueignen und umzuschmelzen, so daß sie in sein Gedankengefüge sich einreicht und seinen Zwecken dient¹⁾. Die Frage, was von seiner Hand herrühre und was seiner

¹⁾ Weizsäcker: „Alle diese Hauptstücke (in Kap. 12 und 13) ohne natürliche Verbindung mit der Grundlage des dramatischen Verlaufs, sind in dieselbe hineingezwängt, von deren übriger Anordnung sie sich dadurch unterscheiden, daß sie nicht von einem Engel gezeigt werden, sondern als reine Visionen auftreten.“

Quelle angehöre, ist darum auch hier nicht zu entscheiden. Im ganzen trägt der Abschnitt mit seiner Anwendung der heiligen Zahlen, in seinen kühnen Bildern und seiner markigen Sprache doch den Charakter der johanneischen Apokalypse und Zeit und Standpunkt stimmen gleichfalls mit dieser überein. Hat der Verfasser hier fremdes Material eingeschaltet, so hat er es doch mit seinem Geiste durchdrungen und mit seinen Farben ausgestattet, so daß es sein Eigentum geworden ist und nur an der Unterbrechung des seitherigen Zusammenhangs erkennen wir, daß er mit fremdem Material arbeitet. Auf die verschiedenen Versuche beiderlei Stoffe zu sondern, können wir hier natürlich nicht eingehen, vielmehr fahren wir in dem Berichte über den Inhalt fort.

Die drei ersten Visionen spielten im Himmel, gemäß der kabbalistischen Bedeutung der Zahl drei. Die vier letzten erzählen den Vollzug des Gerichts auf Erden, gemäß der Vierzahl, die die Welt bedeutet. Ein Engel tritt auf, angetan mit einer Wolke und dem Regenbogen auf seinem Haupte, der den einen Fuß auf die Erde, den andern auf das Meer setzt, weil seine Verheißungen beiden Elementen gelten. „Und er redete mit lauter Stimme wie ein Löwe brüllt und die sieben Donner redeten ihre Sprache.“ Der Engel reicht, ähnlich wie bei Ezechiel (2, 9—3, 12), dem Propheten ein Buch, das dieser verschlingen muß, das süß war in seinem Munde, aber ihm das Innere verbitterte, so daß er abermals weisagen muß über viele Völker, Nationen, Zungen und Könige¹⁾. Wir erwarten nun, daß diese Weissagungen folgen sollen, statt dessen wird dem Seher ein Rohr gegeben, ähnlich einem Stabe, und er erhält die Weisung: „Stehe auf und miß den Tempel

¹⁾ Nach Vischers Auslegung ist es die Grundschrift, die der Seher verschlungen hat und nun wieder von sich gibt! Ebenso ist bei Vischer das neue Lied, das die Seligen singen, eines, das der Redaktor einschaltete und das er nicht aus dem alten Texte bezog.

Gottes und den Altar und die darin Anbetenden. Und den Hof draußen vor dem Tempel laß draußen und miß ihn nicht, weil er den Heiden gegeben wird.“ Auch wenn Palästina in Blut ersäuft, die Felsen brechen und die Berge einstürzen, der Tempel darf nicht wanken, denn Jehovas Haus kann nicht untergehen. Die heilige Stadt und die Vorhöfe werden von den Heiden zertreten zweiundvierzig Monate lang, dreieinhalb Jahre, die gebrochene heilige Sieben, dann kommt die Rettung. Voraussetzung dieser Weissagung ist, daß der Tempel, wenn auch nicht schon belagert, so doch bereits ernstlich von den Heiden bedroht ist. Diese Situation stimmt mit der Zeit des sechsten Cäsars, von dem es 17, 10 heißt, er herrsche jetzt. Während des Vormarschs gegen Jerusalem und zur Zeit Galbas, des sechsten Cäsars, sind diese Worte geschrieben. Die Entschiedenheit, mit der hier die Rettung des jüdischen Tempels und der darin Anbetenden vorhergesagt wird, hat die Annahme nahe gelegt, daß diese Weissagung von einem jüdischen Propheten herrühre und nicht von einem Christen. Es ist auch ohne weiteres zuzugeben, daß in Kapitel 11 und 12 die spezifisch jüdischen Züge in einer solchen Weise sich häufen, daß für einen Teil des Stoffs eine jüdische Quelle wahrscheinlich ist. Manche Kritiker beanstanden, daß 11, 1 nicht sowohl die Gläubigen, die an Christum glauben, sollen gerettet werden, sondern die, die im jüdischen Tempel anbeten. Der Apokalyptiker selbst könnte danach eine in seinen Tagen umlaufende jüdische Weissagung in Kapitel 11 und 12 in sein Buch verwebt haben, oder ein späterer Überarbeiter hätte sie in sein Buch eingeschaltet, oder das Buch war ursprünglich ein jüdisches und ist erst nachträglich von einem Christen überarbeitet worden, während hier die Urschrift bestehen blieb. Da beide Kapitel aus dem Schema der heiligen Sieben herausfallen, können sie auch ausgeschaltet werden, ohne daß man darum auf die Einheit des Buchs zu verzichten braucht. Erklären ließe sich aber die vorliegende Prophetie auch bei

einem Judenchristen, wenn man bedenkt, wie Hegesipp von Jakobus, dem Vorsteher der christlichen Gemeinde, berichtet, daß er zu allen Stunden im Tempel gefunden wurde und wie die Apostelgeschichte 2, 46 versichert, der Tempel sei der tägliche Aufenthalt der Gemeinde gewesen. Für absolut unmöglich können wir es solchen Zeugnissen gegenüber doch nicht erklären, daß ein gläubiger Judenchrist in treuem Tempeldienste an sich schon einen Anspruch auf Rettung vor dem Schwerte der Heiden sah. Die Stelle kann jüdisch sein, aber auch die Abfassung durch einen Judenchristen vom Schlage Jakobus des Gerechten ist nicht unbedingt ausgeschlossen. Auffällig bliebe es freilich, wenn derselbe Verfasser über die Juden, die seine christlichen Brüder verfolgen und die er vorhin eine Synagoge des Satans genannt hat, hier als Patron seine fürbittenden Hände ausbreitet. Der Verdacht, daß hier aus einem andern Bewußtsein geredet werde, liegt also allerdings vor. Auch der weitere Inhalt von Kapitel 11 bietet allerlei Schwierigkeiten. In der Stadt wird keine Gemeinde der Christen mehr vorausgesetzt, wohl aber zwei Zeugen hat Jesus in der Stadt, in der er gekreuzigt wurde. „Und ich will meinen zwei Zeugen verleihen und sie werden Propheten sein zwölfhundertundsechzig Tage (dreieinhalb Jahre) gehüllt in Säcke. Diese sind die zwei Olbäume und die zwei Leuchter, die vor dem Herrn der Erde stehn. Sie haben Macht, den Himmel zu verschließen und Wasser in Blut zu verwandeln“, wie einst Elias und Moses taten. Wenn aber ihr Zeugnis vollbracht ist, dann wird das Tier aus dem Abgrund sie töten in der Stadt, die heißet in der Sprache des Geistes Sodom und Aegypten. Dreiundeinenhalben Tag werden die beiden Leichen auf der Straße liegen, dann aber werden sie auferstehn. Die Weisung, daß der Hof vor dem Tempel nicht gemessen werden, sondern den Heiden überlassen werden soll, damit sie ihn zweiundvierzig Monate zertreten, kann heißen, Jerusalem und die Vorhöfe des Tempels sollen dreiundeinhalb Jahre lang

preisgegeben sein, während das Tempelhaus selbst vor der Schändung durch die Heiden bewahrt bleibt. Dreiundeinhalb Jahre dauert die Zeit der Not wie im Buch Daniel zwei Zeiten, eine Zeit und eine halbe Zeit. Während derselben weissagen und predigen die zwei Zeugen, die wie Serubabel und Josua zwei Leuchter und Elbäume genannt werden. Hätte der Verfasser den wiedertretenden Moses und Elias unter diesen Zeugen verstanden, so hätte er sie nicht zu Opfern der Juden gemacht. Auch an Jakobus und Johannes denkt er nicht, denn seine zwei Zeugen sterben gemeinsam und ihre Leichen liegen gleichzeitig auf der Gasse. Die Deutung dieser Gestalten auf die beiden Zebedäiden ist darum abzuweisen, da Jakobus durch Herodes Agrippa getötet wurde, während Johannes Zebedäi wahrscheinlich der Verfolgung des jüngeren Hannas zum Opfer fiel. Man wird vielmehr an die von Josephus erzählte Ermordung der Hohenpriester Jesus und Ananus durch die Zeloten im Jahre 68 erinnert (Josephus, Jüdischer Krieg IV.; 5, 2), deren Leichen so hingeworfen wurden zum Raub für die Hunde und die wilden Tiere. Diejenigen, die eine jüdische Grundschrift annehmen, beziehen diese Stelle auch wirklich auf die beiden jüdischen Priester, die die Zeloten erschlugen. Aber auch wenn der christliche Apokalyptiker sicher diese beiden Hohenpriester nicht meint, die keine Zeugen Christi waren, so kann er doch das, was er von den Zuständen in Jerusalem hat erzählen hören, übertragen auf zwei Zeugen, die nach seiner Voraussetzung Jesus in der Stadt noch immer hat. Wäre, wie Renan voraussetzt, der eine der erschlagenen Hohenpriester der jüngere Hannas, der Mörder des Jakobus, so könnte die Kunde davon der christlichen Gemeinde in Ephesus um so weniger unbekannt geblieben sein. Die Meinung würde dann also sein, nicht alle Jünger Jesu sind nach Bella entflohen, sondern zwei sind in Jerusalem zurückgeblieben. Dreiundeinhalb Jahre, zwölfhundertundsechzig Tage, sollen sie noch für ihren Herrn zeugen und große Wunder tun,

bis das Tier aus dem Abgrund sie tötet. Ihre Leichen werden dreiundeinhalb Tage auf der Gasse liegen. Dann aber steigen sie in den Himmel empor wie Moses und Elias. Zu derselbigen Stunde wurde ein großes Erdbeben und der zehnte Teil der Stadt fiel, in dem Erdbeben aber wurden siebentausend Personen getötet. Doch die andern ließen sich schrecken und gaben Gott die Ehre. Also nicht durch die Sturmböcke der Römer, sondern durch ein Erdbeben, das Gott sendet, soll Jerusalem fallen und sehr unähnlich der großen Babel, die fortfährt zu lästern, bekehrt sich Jerusalem nach der Heimsuchung und heißt jetzt wieder die heilige, die geliebte Stadt. Auch hier ist klar, daß der Verfasser das Jahr 70 noch nicht erlebt hat. Von der Eroberung Jerusalems durch die Römer weiß er nichts, während Lukas, besser belehrt, Jesum vom Tempel sprechen läßt: „Es werden Tage kommen, in welchen von dem allem, was ihr sehet, nicht ein Stein auf dem andern gelassen wird, der nicht zerbrochen werde.“ Die Belagerung von Jerusalem kennt der Verfasser, die Zerstörung nicht.

Nach so langen Vorbereitungen wird endlich 11, 15 die siebente Posaune geblasen und als sie den Ton vernehmen, sprechen die vierundzwanzig Ältesten im Himmel: „Wir danken dir, Herr Gott, Allmächtiger, der da ist und der da war, daß du deine Kraft genommen hast.“ Es ist eine fast mythologische Vorstellung, daß Gott seine Kraft zuzeiten beiseite legt und dann wieder an sich nimmt. So auch die weitere Betrachtung: „Du herrschest und die Völker zürnten, da kam dein Zorn und die Zeit der Toten gerichtet zu werden, und den Lohn deinen Knechten zu geben, den Propheten und Heiligen und zu verderben, die die Erde verderbet haben . . . Und es tat sich auf der Tempel Gottes, der im Himmel ist und gesehen ward die Lade seines Bundes in seinem Tempel: und es erfolgten Blize und Stimmen und Donner, und Erschütterung und großer Hagel.“ Daß die Bundeslade zum Vorschein kommt, ist nach jüdischer Erwartung das Zeichen, daß der Tag des

Messias angebrochen ist, denn die von Jeremia geborgenen Gefäße sollen erst wieder kund werden zum messianischen Reich. Den Ort suchten die Juden am Berge Nebo, wo Moses begraben liegt, die Samariter am Garizim, wo ihn der Prophet von Tirathana ausgraben wollte; unser Seher weiß ihn im Himmelstempel selbst, wo auch der Mannatrug der Wüstenwanderung sich befindet. Der Apokalyptiker ist also kein schlechterer Patriot als irgendein anderer jüdischer Mann. Die Gefäße der Stiftshütte sind auch ihm eine heilige Sache, die Gott im Himmelstempel verwahrt auf den Tag des Reichs. Ohne jede Überleitung, als ob hier wieder ein fremdes Stück eingeschaltet wäre, folgt nun eine andere Vision, die die Schicksale des Messias und des wahren Israel, das seine Mutter ist, berichtet. „Es erschien ein großes Zeichen im Himmel: ein Weib, angetan mit der Sonne und der Mond zu ihren Füßen, und auf ihrem Haupte ein Kranz von zwölf Sternen; und sie ward schwanger, und schrie in Nöten und Wehen, zu gebären. Und es erschien ein anderes Zeichen im Himmel, ein Drache, groß, feuerrot, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern und auf seinen Köpfen sieben Diademe. Und sein Schweif fegte den dritten Teil der Sterne des Himmels und warf sie zur Erde.“ Dieser Drache tritt vor das Weib, das gebären soll, und will den Knaben verschlingen, aber das Kind wird entrückt, und das Weib entflieht in die Wüste. Jerusalem als Gebälerin ist eine dem Alten Testamente geläufige Vorstellung. Micha 4, 9 fragt der Prophet: „Warum erhebst du Geschrei, daß dich Wehen ergreifen wie ein Weib bei der Geburt? Zittere und kreise, Tochter Zions, wie die Gebälerin.“ Durch ihr Diadem von zwölf Sternen ist auch hier die Gebälerin als das wahre Israel gekennzeichnet, aus dessen mütterlichem Schoß der Heiland der Welt hervorgeht. Und nicht nur er stammt von ihr ab, sondern alle Gläubigen sind nach 12, 17 von ihrem Samen. Das Tier aber mit sieben Köpfen und sieben Diademen wird später als Rom charak-

terisiert, das die Zahl seiner Häupter oder Cäsaren auf sieben bringen wird. Rom, das die Juden mit Krieg überzieht und die Christen verfolgte, will die Gemeinde und ihren messianischen Knaben verschlingen, aber Michael, der Schutzengel Israels, kommt dem Weibe zu Hilfe. „Und es erhob sich ein Kampf im Himmel, Michael und seine Engel kämpften mit dem Drachen, und der Drache kämpfte und seine Engel, aber sie hielten nicht stand und sie mußten weichen aus dem Himmel. So ward gestürzt der große Drache, die uralte Schlange, die da heißet Teufel und Satan, die den ganzen Erdkreis verführt; gestürzt ward er zur Erde, und seine Engel wurden mit ihm gestürzt. Und ich hörte einen lauten Ruf im Himmel: Nun ist das Heil und die Kraft und die Herrschaft unserem Gotte zugefallen und die Gewalt seinem Gesalbten, denn gestürzt ist der Ankläger unserer Brüder, der sie vor unserem Gott verklagte Tag und Nacht!“ Allein der Drache, der zur Erde hinabgewirbelt ist, fällt auch hier auf die Füße und jagt hinter dem Weibe her. Dem Weibe aber wachsen zwei Schwingen des großen Adlers, um in die Wüste zu fliehen. Der Drache schleudert Wasser hinter ihr her wie einen Strom, aber die Erde öffnet ihren Mund und die Ströme versinken. Diese Geschichte der Flucht der Gemeinde entspricht der Erinnerung des Eschatologen, der sie mitgemacht hat. „Betet,“ läßt er Matth. 24, 20 Jesum sprechen, „daß euere Flucht nicht geschehe im Winter,“ d. h. in der Regenzeit, wenn der Himmel unendliche Wasserbäche herabgießt und der Jordan zum Strome angeschwollen, keine Furten mehr bietet und euch die Wege nach dem Ort, von Gott bereitet, verlegt. Erst wenn dieser Übergang geglückt ist, erreicht die Gemeinde das jenseitige Jordanland, wo sie bewahrt werden soll zwei Zeiten, eine Zeit und eine halbe Zeit. Wenn es nun 11, 14 hieß, „das zweite Wehe ist vorüber und das dritte Wehe kommt schnell,“ so könnte die Flucht des Weibes vor dem Drachen dieses dritte Wehe sein. In der Tat sagt 12, 12: „Wehe der Erde und dem Meere,

denn der Teufel ist zu euch hinabgekommen und hat großen Zorn, weil er weiß, daß er wenig Zeit hat.“ An die Art freilich, wie der Apokalyptiker bisher den Beginn einer neuen Epoche unterstrich, erinnert diese beiläufige Erwähnung des dritten Wehe nicht. Nach seiner sonstigen Weise müßte man erwarten, daß der Verfasser den Drachensturz und sein Wüten auf Erden ausdrücklich als das lang angekündigte dritte Wehe bezeichnete. Daß er es nicht tut, scheint die Annahme zu unterstützen, daß die ganze Vision von dem Kampfe mit dem Drachen ursprünglich einer andern Schrift angehörte, wobei man nicht verfehlt, an den heidnischen Mythus von der schwangern Leto zu erinnern, die ihr Kind Apollo vor dem Drachen Python in dieser Weise in Sicherheit bringen mußte. Daß ein in Ephesus geschriebenes Buch diesen Mythus gekannt und benutzt haben könne, ist ohne weiteres zuzugeben. Daß ein Christ das getan, findet man aber unwahrscheinlich, weil diese Vision die Geburt des Messias als etwas Zukünftiges schildert, während für die Christen der Messias bereits geboren war. Aber für einen Juden wäre die Benutzung eines heidnischen Mythus erst recht unwahrscheinlich. E. Vischer und H. Gunkel¹⁾ haben mit Nachdruck zu erweisen gesucht, daß Kapitel 12 einer jüdischen Apokalypse angehört habe. Auch wer die jüdische Grundschrift ablehnt, wird die Möglichkeit zugeben müssen, daß hier, wo der seitherige Faden der Entwicklung abreißt, ein fremdes Stück in das apokalyptische Gemälde eingeschaltet sein könnte. Der Verfasser erwartet die Geburt des Messias von der Zukunft, mithin, sagt man, ist er ein Jude und kein Christ. Dieser jüdische Apokalyptiker habe in den Zeiten des jüdischen Kriegs geweissagt, der Messias werde in der Zeit der Not geboren werden und aus den Gefahren dieser Zeit entrückt ihn Gott mit seiner Mutter in den Himmel, von wo er als Reiter auf weißem Roß

¹⁾ H. Gunkel, Schöpfung und Chaos. S. 181 f.

wiederkehren wird zu seiner Zeit. Bischer und Gunkel weisen auch auf eine talmudische Parallele (Jer. Berachot, Fol. 5, Kap. 1) hin, in der erzählt wird, der Messias sei an dem Tage, an dem der Tempel zerstört wurde, geboren, aber einige Zeit darauf der Mutter durch einen Sturmwind entführt worden. Wenn aber der Talmud als Geburtsort des Christus Bethlehem nennt, so ist es überwiegend wahrscheinlich, daß ein Nachklang von Apok. 12 in Berachot 5, 1 übergegangen ist, nicht umgekehrt. So gut der Talmud Nikodemus (Nakdam), Flavius Clemens (Bar Schalom), Jakobus den Minäer aus dem Neuen Testamente übernommen hat, kann er auch hier von der Vision des Apokalypptikers beeinflusst sein, denn das messianische Kind ist sonst nur in christlichen, nirgends in jüdischen Schriften nachweisbar. Der messianische Knabe und seine Mutter stammen aus der christlichen Auslegung von Jesaja 7, 14: „Die Urmah wird schwanger“ usw., eine Deutung, die die Rabbinen ablehnten. Um so besser stimmt das Bild mit der Vorgeschichte unseres Matthäus, denn es setzt die Sagen von der Verfolgung des messianischen Kindes durch den bösen Drachen Herodes voraus. Gehörte also dieser Teil des Buchs unter die späteren Einschaltungen, so müßte er doch von einem Christen herühren. Eine Lücke würde nicht entstehen, wenn wir Kapitel 12, das nur Zwischenhandlungen enthält, ausschieden. Allein der Umstand, daß die Geburt des messianischen Kindes hier als ein Ereignis der Zukunft geschildert wird, beweist nichts für die jüdische Provenienz. Vergangenes als Zukünftiges zu schildern, ist die Weise aller Apokalypptik. Auch die Apokalypse des Daniel schildert das macedonische Weltreich als etwas Zukünftiges, obwohl es für den Verfasser Vergangenheit war. Das Schicksalsbuch der Apokalypse (Kap. 6) weissagt in den sechs ersten Siegeln nur Dinge, die der Verfasser schon erlebt hat, und dennoch gibt er sie als etwas Zukünftiges. So könnte Johannes hier die Geschichte von der Geburt Christi bis

zur Flucht seiner Gemeinde nach Pella uns in einem himmlischen Zwischenspiele vor Augen stellen. Indessen hat die Vision gar nicht die Geburt des Messias im Auge sondern die Parusie, deren Vorboten auch 1. Thess. 5, 3 nach einer in der Gemeinde herkömmlichen Redeweise mit den Wehen eines Weibes verglichen werden. In diesem Zusammenhange ist der Messias als Kind gedacht, weil das synoptische und paulinische Bild der Wehen es so verlangte. Das Weib, das gebären soll, ist das gläubige Israel und der Knabe, den sie zur Welt bringt, ist der Messias, der entrückt wurde zum Throne Gottes, von wo er kommen wird zum Gericht, um die Heiden zu weiden mit eiserner Rute. Durch diese Vorausbeziehung von 12, 5 auf 19, 15 ist die Zugehörigkeit des zwölften Kapitels zum ursprünglichen Buche doch sehr wahrscheinlich, wie denn auch der Drache ganz so beschrieben wird wie in den andern Stellen des Buchs, in denen er auftritt. Auch der stets wiederholte Hinweis auf die Bedeutung der Unglückszahl dreiundeinhalb entspricht völlig der Zahlensymbolik des übrigen Buches. Christliche und jüdische Züge kreuzen sich in dem Stücke, das Johannes vielleicht aus einer älteren Schrift übernahm, aber seiner Komposition geschickt einfügte. Im wesentlichen also wird auch dieser Abschnitt von dem Apokalyptiker selbst herrühren und braucht nicht spätere Einschaltung einer fremden Hand zu sein. Der Nachweis, daß das Stück einen andern Sprachcharakter trage, ist von niemanden erbracht, ja nicht einmal ernstlich versucht worden. Die Bilderpracht und Kraft des Vortrags ist im Gegenteile ganz die des Apokalyptikers.

Den Charakter eines lockern Aggregats tragen im Gegensatz zu der früheren schematischen Entwicklung die weiter angeschlossenen Visionen, aber wir können auch hier nur urteilen, daß der Verfasser wahrscheinlich überliefertes Material verwendete, aber so geschickt mit seinen eigenen Gedanken und seiner Bilderwelt verschmolz, daß wir das Fremde und das Seine nicht mehr zu sondern

imstande sind. Das dreizehnte Kapitel führt uns zwei Gestalten vor, die nun die Hauptträger des apokalyptischen Dramas werden. Der Seher stellt sich am Strande des Meeres auf, also in dem Teile Palästinas, den die römischen Legionen zurzeit besetzt haben. Er sieht da ein Tier, das zehn Hörner hat, nach dem Vorbilde des Tieres Daniel 7, 7. Bei Daniel bedeuten die Hörner zehn Könige, da aber Rom es noch nicht auf zehn Kaiser gebracht hat, deutet Johannes die zehn Hörner des Danielschen Tieres auf die Statthalter der zehn Provinzen. Sie haben auf eine Zeitlang, für ihre Amtsdauer, die Königsgewalt, sind aber keine Könige. Aufeinanderfolgende Herrscher, wie bei Daniel, sind nicht die zehn Hörner, sondern die sieben Häupter und auf sieben solcher Häupter bringt es Rom gemäß dem mystischen Charakter der heiligen Sieben. Das eine dieser Häupter ist wie zum Tode geschlachtet, aber die tödliche Wunde ist wieder heil, wie man von Nero erzählte¹⁾. Der Name des Tieres geht auf in der Zahl 666, wenn man seine Buchstaben als Zahlen summiert. Diesem Tiere gegenüber kommt vom Lande, von Jerusalem ein anderes Tier, der falsche Prophet. Es hat Hörner wie ein Lamm und redet wie ein Drache. Im Schafspelz der Heuchelei und mit der Schlangenzunge der Verführung hatte Jesus die falschen Propheten geschildert. Ob der Verfasser unter seinem Lügenpropheten den Simon bar Giora oder Johannes von Giskala oder Eleazar oder einen anderen Führer der Schwärmer versteht²⁾, oder ob er ihn als Repräsentanten der gesamten in Jerusalem herrschenden Prophetenrotte betrachtet wissen will, bleibt unklar. Dieser falsche Prophet bewirkt, daß die Menschen jenem Tiere huldigen, das die Wunde vom Schwert hat

¹⁾ Vgl. Sueton, Nero 57. 40. Tacitus, hist. 2, 8.

²⁾ Am ehesten könnte man an Eleazar denken, den Sohn des Simon Galiläus, der nach Jos. bell. II; 20, 3 das Volk durch Zauberkünste betörte.

und wieder heil ist. Für die Aufrührer in Jerusalem ist Nero ihr Verbündeter, denn er kommt ja an der Spitze der befreundeten Parther, auf die die Juden ihre Hoffnung setzen; als Judenfreund hatte der Gatte der Poppäa stets gegolten. Übersetzen wir also die symbolische Erzählung des Sehers in geschichtliche Prosa, so besagt sie: Der mit den Parthern wiederkehrende Nero wird von den aufrührerischen Juden als Herrscher anerkannt werden und ihr Führer, der falsche Prophet, läßt Nero ein Bild machen, das große Wunder tut, um die Völker zu verführen. Das lang erwartete Unterfangen des vierten Antiochus und des Gajus Caligula wird jetzt also sich verwirklichen, wie es Daniel vorhergesagt hat. Die Menschen zeichnen sich mit der Zahl des Tieres und diese Zahl ist $X\text{ } \xi\text{ } \varsigma$, 666. „Und es ward dem falschen Propheten verliehen, Geist zu geben dem Bilde des Tieres, daß das Bild redete.“ Von redenden oder lachenden Götterstatuen wußte die Sage auch sonst zu erzählen. Der Prophet Neros aber macht, daß alle getötet werden, die das sprechende Bild nicht anbeten. Damit ist die letzte Verheißung, die noch ausstand, erfüllt und das Gericht kann beginnen. Die aufrührerischen Legionen und die zehn Präsidien des Reiches werden sich mit dem an der Spitze der Parther zurückkehrenden Nero und mit dem falschen Propheten in Jerusalem gegen die Hauptstadt verbinden und der falsche Prophet bestimmt die Bewohner der Erde dem Tiere, das heißt Nero, zu huldigen. Die allegorische Handlung soll also den Kampf zwischen Rom und Jerusalem und beider mit den Christen versinnbildlichen. Die Deutung der einzelnen Gestalten ist nicht schwierig. Dreimal, 12, 3; 13, 1 und 17, 3, tritt uns ein Tier mit sieben Häuptern entgegen, auf dem 17, 3 ein Weib sitzt, auf dessen Diadem der Name gestickt ist „Babylon“ und das trunken ist vom Blute der Heiligen. Der Engel erklärt 17, 9: „Die sieben Häupter sind sieben Berge, auf denen das Weib thront. Das Weib ist die

große Stadt, welche die Königsmacht hat über die Könige der Erde.“ Gesagt konnte das nur werden von Rom, der Siebenhügelstadt, die allein die Macht hatte über die Könige der Erde. Die Babel des Jesaja lag nicht auf sieben Bergen und war zurzeit auch nichts weniger als die Königin der Könige. Anderseits bedeuten die sieben Köpfe auch sieben Herrscher. Von diesen sieben Herrschern sind fünf bereits gefallen, der sechste herrscht jetzt, der siebente steht noch bevor, weil die heilige Siebenzahl erreicht werden muß, aber wenn er kommt, kann er nicht lange bleiben, weil einer, der schon einmal da war und mit dem Schwerte tödlich wund schien, wiederkommen muß als Antichrist. Diese Meinung, Nero, der auf der Villa seines Freigelassenen Phaon durch Selbstmord geendet hatte, sei seiner Wunde nicht erlegen, sondern sei im Begriff mit den Parthern wiederzukehren, war das eigentlich Aufregende an dem Buche des ephesinischen Propheten. Denn zu allen Gründen des Schreckens und der Furcht in dieser angstvollen Zeit der Unsicherheit und des Bürgerkriegs, kam die für die Christen besonders erschreckende Kunde, Nero sei nicht tot, er lebe noch und werde demnächst wiederkehren mit seinen Freunden, den Parthern, zu denen er geflüchtet sei. Das Gerücht war dadurch entstanden, daß der Präfektus Prätorio unmittelbar nach Neros Tod der römischen Garnison, um sie beisammen zu halten, vorgespiegelt hatte, Nero habe sich nach Ägypten begeben. Seitdem wurde dieses Gerücht von Unruhistiftern geflissentlich genährt. Man fand des Morgens oft Edikte ausgestreut oder an die Rostra angeheftet, in denen Nero seine Rückkehr anmeldete. Sein Grabmal wurde mit Blumen bekränzt gefunden, denn der Pöbel sehnte sich zurück nach Neros lustigem Regiment. Sueton berichtet, daß schon zu Neros Lebzeiten die Chaldäer demselben geweissagt hätten, er werde Rom verlieren, aber König von Jerusalem werden. Vielleicht ist dieser Chaldäer unser Johannes und der Bericht des Sueton war eine konfuse

Kunde davon, daß die Apokalypse Nero zum jüdischen Antichrist erhoben hat, der ja auch ein Fürst ist, vielleicht aber hat Poppäa, die Proselytin der Synagoge war, wirklich von ihren jüdischen Freunden solche Prophezeiungen erhalten. Immerhin hatte die Sage, Nero werde demnächst zurückkehren, solchen Boden im Volk, daß im prokonsularischen Asien unter Otho ein Abenteurer es wagen konnte, als Nero aufzutreten; ein Versuch, der von einem andern im letzten Jahre Vespasians mit größerem Erfolge wiederholt wurde; so fest wurzelte bei dem Volke der Glaube, Nero sei bei den Parthern und werde mit den Parthern wiederkehren. Das war die Situation, in der der Apokalyptiker schreibt. Mit Sorge wendeten sich die Blicke nach dem Euphrat, den Nero im Vertrauen auf seine Freundschaft mit den Parthern von Truppen entblößt hatte. In der That streiften schon parthische Reiter im römischen Reich. Mit zwei Millionen Rossen werden sie, so fürchtet Johannes, den ganzen Osten überschwemmen. Er sieht in seiner Vision endlose Reiterzüge den Euphrat überschreiten, zweimal zehntausendmal zehntausend Reiter, und an der Spitze der gespenstische Nero, der eine tiefe Wunde am Halse hat, aber die Wunde ist wieder heil. Das höllische Heer richtet seinen Aufmarsch gegen Rom. Der große Kampf muß jetzt beginnen. Aber ehe solche Heeresmassen aufeinander stoßen, geht stets eine atemlose Pause voran. Noch wagt kein Teil sich zu rühren. Jeder wartet zu, was der andere Teil tun wird. Diesen Moment bezeichnet Johannes als die Stunde, in der die Engel Gottes durch die Welt gehen und die Knechte Gottes an ihrer Stirne bezeichnen, daß sie sicher seien vor den kommenden Schrecken. In Wirklichkeit ist diese Pause die Zeit, in der Vespasian den Vormarsch auf Jerusalem eingestellt hat, weil er den Krieg nicht weiter führen durfte, ehe der neue Cäsar Galba ihm dazu den Befehl gegeben. Da das herrschende Haupt als das sechste bezeichnet wird, ist völlig klar, wer der Wiederkehrende ist,

dessen Namen die Zahl 666 enthalten soll. Römische Kaiser haben nach unserem Buche bis jetzt fünf geherrscht, Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius, Nero. Der sechste herrscht jetzt: Galba. Auf sieben muß die Zahl kommen, weil die Sieben die kabbalistische Zahl ist und Rom auf sieben Hügeln liegt. Wenn aber das Ende bevorsteht, kann dieser Siebente nicht lange bleiben. Mag Johannes nun in Otho oder Vitellius, in Vespasian oder Tiberius Alexander den letzten Cäsar vermuten, lange Dauer war einem solchen auch aus politischen Gründen nicht zu verheißen. Dem Geseze der heiligen Zahl zufolge hat Rom sieben Cäsaren zu erwarten. Dann kommt der Antichrist, der die Taten des Abfalls und der Gotteslästerung vollbringt, die der Prophet Daniel von der letzten Zeit geweissagt hat. Dieser Antichrist (17, 8) heißt das Tier, das schon einmal da war, jetzt nicht ist, aber wiederkommen wird und die Bewohner der Erde fallen ihm zu. Nach 13, 14 ist er eines der sieben Häupter, das bis zum Tode geschlachtet war und wieder heil geworden ist. Ihm ist es gegeben, die Heiligen zu besiegen, wie Daniel 7, 21 geweissagt hatte. Sahen wir nun bei dem fünften Siegel die Märtyrer der neronischen Verfolgung unter dem Altar Gottes, so wissen wir auch, warum der fünfte Cäsar dem Apokalyptiker als Antichrist gilt. Der Christenverfolger Nero ist der von Daniel verheißene Feind der Heiligen, dem es gegeben war, sie zu besiegen und der zu neuen Verfolgungen wiederkehren wird. Auch andere haben damals an ein Wiederaufleben des neronischen Regiments geglaubt und nicht alle Quellen berichten diese Tatsache als tollen Aberglauben. Tacitus (hist. 2, 8) schreibt: „Zu dieser Zeit wurden Achaja und Asia fälschlich erschreckt, als nahe Nero heran, indem mannigfaches Gerücht umlief über seinen Ausgang und um so mehrere gaben vor und glaubten er lebe.“ Ebenso heißt es hist. 1, 2: „In Bewegung kamen auch die Waffen der Parther durch das Trugbild eines angeblichen Nero“ und Sueton (Nero 57) berichtet: „Man

erwartete Neros Wiederkunft, sintemal man nicht recht wußte, wie Nero ums Leben gekommen und sein Grab unbekannt blieb.“ Der Rhetor Dio Chrysostomus sagt (21, 10): „Alle wünschen, daß Nero noch lebe und etliche glauben es auch.“ In der alten Kirche verstand man unter dem Tiere der Apokalypse Nero. So lesen wir bei Sulpicius Severus (Hist. sacr. lib. II): „Man glaubt, obwohl er sich selbst mit dem Schwert durchbohrt habe, sei Nero nach Heilung seiner Wunde am Leben geblieben, nach dem, was über ihn geschrieben ist, seine Todeswunde ist geheilt. Apokalypse 13, 3.“ Auch in der christlichen Sibylle erscheint als letzter Gegner der über den Euphrat entflohene und von da mit großer Heeresmacht wiederkehrende Nero. In der *ascensio Jesajae*, 4, 2, ist der Antichrist ein königlicher Muttermörder, da Nero seine Mutter Agrippina getötet hat. Er wird Rom dem Erdboden gleichmachen, wie er dasselbe ja früher schon einmal verbrannte. Auch Lactantius, *de mortibus persecutorum*, zu Anfang des vierten Jahrhunderts, erwähnt noch die Sage, der Antichrist werde der von den Enden der Welt zurückkehrende Nero sein, denn wie er der erste Verfolger gewesen, müsse er der letzte sein, nach welchem Christus selbst erscheint zum Gericht. Dieselbe Meinung vertritt Augustin (*De civitate dei*, 20, 19), Hieronymus zu Daniel 6, 28, Commodian, Victorin von Pettau und andere. Daß die Sage vom wiederkehrenden Nero also in der alten Kirche die Gemüter gewaltig beschäftigt hat, und daß sie in diesem wiederkehrenden Nero den Antichrist erwartete, ist über jeden Zweifel erhaben. Dennoch vermochten die Väter die Chiffre 666 (13, 18 vgl. 17, 11) nicht richtig aufzulösen. Nach der Kunst der Gamatria, Namen durch den Zahlwert ihrer Buchstaben anzudeuten, löst sich die Zahl in den hebräischen Buchstaben für Neron Kesar, wie der Kaiser auf den kleinasiatischen Münzen, die in Ephesus umliefen, stets genannt wird. Wenn Irenäus Handschriften kannte, die 616 lasen, so erklärt sich das damit, daß diese

lateinisch nicht Neron, sondern Nero lasen, also ein hebräisches n (= 50) weniger brauchten. Die Variante ist somit eine Bestätigung der Deutung auf Nero. Die Meinung des Buches ist also: Der über den Euphrat zu den Parthern entflohene Nero wird an der Spitze der Könige des Ostens mit ihren furchtbaren Reitergeschwadern wiederkommen, die zehn Prokonsuln des Reiches (die zehn Hörner) werden ihm ihre Macht leihen, indem sie dem wiederkehrenden legitimen Kaiser zufallen. Er wird sich mit dem Pseudoprophetentum Jerusalems, dem Tiere, das vom Lande kommt (13, 11), verbinden gegen das Tier, das am Strande sich gelagert hat, das heißt gegen die Legionen Vespasians. Gemeinsam werden dann die Parther, die aufrührerischen Juden und der von den Prokonsuln wieder anerkannte Nero sich gegen die große Babel wenden. Sie werden Harmagedol (Roma hagedolah) zerstören, so daß man weder ein Saitenspiel, noch den Laut der Mühle fortan in ihr hört, nicht die Stimme von Braut und Bräutigam, noch das Markten der Kaufleute; alsdann liegt die Stadt dunkel und wüßt, daß nirgend mehr ein Licht in ihr brennt, zur Strafe dafür, daß das Blut der Heiligen in ihr erfunden wurde. Die große Babel ist gefallen und von nun an redet niemand mehr von Rom. Der Mittelpunkt der Welt ist jetzt Jerusalem, das himmlische Jerusalem, in das das alte sich verklärt.

Jüdischer Haß gegen die römische Zwingherrschaft ist die vorherrschende Leidenschaft unseres Schriftstellers, aber jüdischer Provenienz ist auch dieser Teil der Apokalypse nicht. Die Juden hatten gar keine Ursache Nero zu hassen und seine Rückkehr zu fürchten. Er war ihr Freund und Poppäa war ihre Proselytin gewesen. Nur die Christen hatten zu zittern, wenn ihr Verfolger wiederkam, die Juden sahen damals im Gegenteil in den Parthern ihre Hoffnung.

Die Zeit der Abfassung des Buches bestimmt sich nach 17, 10, wo es heißt: „Die Fünfe sind gefallen, der

Sechste ist und der andere ist noch nicht gekommen; wenn er gekommen ist, darf er nur eine kleine Weile bleiben.“ Der Sechste ist jetzt, also Galba, der vom 9. Juni 68 bis zum Januar 69 herrschte. Man hat zwar gesagt, der Verfasser könne Galba, der nur sieben Monate regierte, nicht als Cäsar zählen, aber wenn er unter Galba schreibt, kann er nicht wissen, ob dieser nur kurz herrschen wird oder lang. Der Imperator, den die Ostarmee anerkannte, ist auch für den Judenchristen in Ephesus der Cäsar. Jedenfalls bildet den äußersten Termin der Abfassung der 10. August 70, an dem der Tempel in Flammen aufging, denn dieses Ereignis kann der Apokalyptiker noch nicht erlebt haben, da er weissagt, der Tempel solle erhalten werden und nur seine Vorhöfe sollen $3\frac{1}{2}$ Jahre lang zertreten werden von den Heiden. Das spricht denn auch gegen die Abfassung unter Domitian; selbst ein Überarbeiter konnte eine solche längst widerlegte Prophezeiung nicht stehen lassen. Nur unter Galba ist diese Prophetie möglich. Die Zeit des Galba aber war allerdings danach angetan, einen Propheten auf den Glauben zu führen, daß das Gericht über die große Babel bevorstehe. Wenn der Prophet schrieb in den Stürmen des Jahres 68, so schrieb er in einer Zeit, in der auch viele andere, wenn nicht das Ende der Welt, so doch das Ende des römischen Reiches weissagten, wie selbst Tacitus diese Zeit *annum reipublicae prope supremum* nennt (hist. 1, 16). Das Reich schien in Trümmer gehen zu wollen durch die Rebellion der einzelnen Armeen. Zuerst hatte sich Julius Bindex in Obergermanien erhoben, dann hatte Galba in Spanien das Regiment an sich gerissen, Otho hatte Galba, Vitellius Otho verdrängt. Die syrischen Legionen wollten Mutianus ausrufen, die ägyptische Tiberius Alexander, das Heer in Palästina Vespasian. Wie Jesaja 19 den Untergang des Gözenreiches in Ägypten weissagte, angesichts der Unruhen der Dodekarchie, so meinte der Verfasser, das Ende des Tieres, d. h. des römischen Reiches stehe bevor,

da seine eigenen Hörner sich wider dasselbe kehren. Ein zweiter Fingerzeig des Endes war für den Apokalyptiker die Siebenzahl. Kapitel 17, 9 sagt der Seher: „Hier zeigt sich der Verstand, der Weisheit hat. Die sieben Häupter sind sieben Berge, wo das Weib sitzt und sind sieben Könige.“ Daß es die Siebenhügelstadt auf sieben Cäsaren bringen werde, ist durch den bedeutungsvollen Charakter der Siebenzahl selbst wahrscheinlich und hier noch besonders dadurch angedeutet, daß Rom auf sieben Berge gegründet ist. Wenn die Cäsaren Roms aber nur die heilige Siebenzahl voll machen sollen, dann ist das Ende nahe, denn es herrscht bereits der Sechste. Ein weiteres Motiv, an die Nähe des Gerichts zu glauben, war der Juden Überzeugung, daß der Tempel zu Jerusalem nicht in die Hände der Heiden fallen könne. Darum erhält Johannes die Weisung, das Heilige abzumessen und nur die Vorhöfe den Heiden preiszugeben. Das war auch die Überzeugung der Belagerten, wie Josephus berichtet, daß die Heiden nicht über den Zwinger vordringen dürften, an dem mit goldenen Buchstaben angeschrieben stand, daß jedem Unbeschnittenen bei Todesstrafe das Überschreiten verboten sei. Darum erhält der Seher 1, 1 eine Meßrute, um den Tempel abzumessen und ihn zu sichern vor den Unbeschnittenen. Nun war Vespasian im Sommer 68 durch Samarien vorgedrungen und das Jordantal hinauf nach Jericho marschiert. Die Stadt war abgeschnitten und man erwartete den letzten Stoß. Sollte der Tempel nicht fallen, so war es hohe Zeit, daß der Messias erschien. Also auch dieser Glaube, daß der Tempel müsse erhalten bleiben, gab dem Propheten die Gewißheit, daß die Erscheinung des Retters nahe sei. Ein weiterer Grund dafür lag in der Verheißung Daniel 12, 7. Der Prophet bestimmt dort die Zeit der letzten Not auf $3\frac{1}{2}$ Jahre. Die Bedrängnis der Juden durch Antiochus IV. soll währen eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit. Auf 163 vor Christus hatte damit Daniel den Gerichtstag angesetzt.

Die Erfüllung war ausgeblieben, aber das Danielbuch war nachmals in den Kanon aufgenommen worden und man gewöhnte sich, seine Zahlen anders zu deuten. Ein Teil des Henochbuchs versteht unter den Danielschen Zeiten Dekaden, ein anderer, die Wochenapokalypse, Jahrwochen. Unser Apokalyptiker nimmt die $3\frac{1}{2}$ Zeiten als $3\frac{1}{2}$ Jahre, und rechnet vom Ausbruch des jüdischen Krieges im Jahre 66 die Zeit der letzten Not. Dann stand also, wenn er im Jahre 68 schrieb, das Ende ganz nahe bevor¹⁾. Ein

¹⁾ Hitzigs Züricher Kollege Mommsen hat (Römische Geschichte 5, 521) dessen Datierung der Apokalypse aus der Zeit Domitians wieder aufgenommen. Daß der unter Otho auf der Insel Cynthus auftretende Pseudo-Nero in der Apokalypse gemeint sei, leugnet Mommsen, weil nur der unter Vespasian dieselbe Rolle spielende Terentius Maximus Beziehungen zu den Parthern hatte, nicht der erste namenlose Abenteuerer, der sofort durch Calpurnius Asprenas enthauptet wurde. Die Apokalypse aber erwartet den wiederkehrenden Nero an der Spitze der Parther. Dieser spätere Pseudo-Nero wurde unter Titus durch den Partherkönig Artabanos sogar anerkannt und Artabanos machte Miene, ihn nach Rom zu geleiten. Erst nach längeren Verhandlungen lieferten ihn die Parther im Jahre 88 an Domitian aus. Dieser Terentius Maximus aus Kleinasien war ein Betrüger, der mit Nero große Ähnlichkeit hatte. Aber eine Bezugnahme auf diese späteren Vorgänge unter Domitian ist nur insofern angezeigt, als sie beweisen, wie fest der Glaube an Neros Wiederkehr wurzelte. Der Glaube, Nero lebe, veranlaßte die falschen Edikte, die prophetischen Weissagungen und die Versuche jener Abenteuerer, den Nero zu spielen. Daß Johannes den einen oder andern Pseudo-Nero im Auge habe, ist zur Erklärung seiner Erwartung völlig unnötig; sie entsprang aus einer Meinung, die überall verbreitet war. Noch ehe Vespasian nach Rom zurückkehrte, hat ein sibyllinisches Orakel (5, 361—433) ganz dieselbe Weissagung wie die Apokalypse verkündet. Nach der Sibylle wird der Kaiser zur Strafe dafür, daß er den Tempel unaufgebaut liegen läßt, sobald sein Fuß das unsterbliche Festland betritt, von dem Muttermörder und Brandstifter, der an den Grenzen der Erde sich verborgen hält, in Macedonien besiegt und vernichtet werden. Auch diese Weissagung ist lange vor Domitians Verhandlungen über den falschen Nero ausgesprochen worden, wir brauchen also wegen der

weiterer Fingerzeig war für ihn die Häufung unheimlicher Naturerscheinungen, die uns auch durch die heidnischen Autoren bezeugt sind. Auch die römischen Historiker

Bezugnahme auf die Parther nicht bis in die Zeit Domitians hinabzugehen, in die alles übrige nicht paßt. Für Mommsen sind die Beziehungen des Buches auf die Belagerung Jerusalems freilich nur Einbildung der Ausleger. Es ist alles „Phantasmagorie“. „Der Anti-Messias heißt wohl Nero, aber nicht minder Vespasian oder Markus.“ Dem gegenüber haben alle älteren Exegeten behauptet, die Beziehungen auf die Belagerung von Jerusalem seien mit Händen zu greifen. In der Zeit Domitians gab es weder eine heilige Stadt, noch einen Tempel, den der Partherfreund entweihen konnte. So lange Hitzig allein diese Datierung vertrat, wurde sie wenig beachtet, unter der Flagge Theodor Mommsens wieder in Kurs gesetzt, hat sie große Nachfolge gefunden. Man sagt, der Apokalypstiker sehe in Domitian, dieser portio Neronis de crudelitate, wie Tertullian ihn nennt, den unter anderem Namen wiedergekehrten Nero. Aber daß Domitian an der Spitze der Parther kommen und göttliche Verehrung verlangen werde, konnte der Seher nicht weissagen, da Domitian Gegner der Parther war, und daß die Prokonsuln, die Hörner, sich mit dem verhassten Domitian verbinden und ihm ihre Macht leihen würden, um Rom zu verbrennen, war auch nicht zu erwarten. Auch die Vermutung, daß das eine des Apokalypstikers, das andere des Überarbeiters Meinung sei, ist schwer zu glauben, denn warum soll ein Überarbeiter, der so frei mit dem Buche verfuhr, Weissagungen übernommen haben, an die er unter Domitian nicht mehr glauben konnte? Allerdings stützt man sich für diese spätere Datierung des Buches auf Irenäus 5; 30, 3 (vgl. Eusebius 5, 8), nach welchem Zeugnis Johannes gegen Ende der Regierung Domitians diese Gesichte schaute, „fast zu unserer eigenen Zeit“. Schon dieser letzte Zusatz zeigt, daß Irenäus auch hier wieder flunkert, wie er in seinen Johannissagen überhaupt tut, denn Domitian lebte nicht fast zu Irenäus' Zeiten. Wir haben von den Fingerzeigen auszugehen, die uns das Buch selbst gibt, nicht davon, was ein erbaulicher Fabulant wie Irenäus hundert Jahre später sich aus Mißverständnissen, von denen wir noch werden zu reden haben, zusammengebraut hat. Daß die Apokalypse Neros Wiederkehr mit der Entweihung des Tempels in Beziehung setzt, ist völlig sicher, dann kann aber ihr Nero nicht Terentius Maximus sein, der auftrat, als es einen Tempel überhaupt nicht mehr gab. Es wird also bei der Fixierung der

bekennen: „O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen!“ Niemals, sagt Tacitus hist. 1, 3, hätten klarere Vorbedeutungen bewiesen, daß nicht unser Wohl, sondern ihre Rache den Göttern am Herzen liege. Der Götterglaube war erstarrt in dieser Zeit der Heimsuchungen, aber er hatte nichts Tröstliches. Es war jener Glaube, der sprach: „Wir sind den Göttern, was den Knaben Fliegen, sie töten uns zum Spaß.“ Wie anders lautete die Botschaft des christlichen Gottes: „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen.“ Das „Kommet her zu mir!“ fand jetzt willige Hörer.

Nachdem wir so den geschichtlichen Standpunkt für die Deutung der symbolischen Gestalten gewonnen haben, lehren

älteren Kritiker bleiben, die das Buch in die Zeit des Galba setzten und deren Gründe Holzhmann folgendermaßen zusammenfaßt: „Die großen Kalamitäten erinnern an den parthisch-armenischen Krieg von 58—62, an die Erdbeben von 61 und 63 und an die Pest von 65. Der Christenmord von 64 lebt in frischer Erinnerung. Es wird erwartet (als Folge der bereits statthabenden Bedrohung der Stadt) die Einnahme des (äußeren?) Vorhofes aber nicht des Tempels, auch Okkupation Jerusalems durch die Heiden, Zerstörung jedoch nur eines Zehnteils, und zwar durch ein Erdbeben. Die christliche Gemeinde scheint bereits nach Pella geflüchtet. Der Verfasser schreibt unter dem sechsten Cäsar.“ Diese Fingerzeige weisen alle mit Bestimmtheit auf das Jahr 68. Daß nur von dem später auftretenden Pseudo-Nero eine Allianz mit den Parthern bezeugt ist, ist richtig, da aber Nero einen vielbesprochenen Frieden mit den Parthern machte und sich mit ihrem Gesandten vor aller Welt im Zirkus verbrüdete, konnte Johannes, der an sein Entweichen, nicht aber an seinen Tod glaubte, ihn leicht bei den Parthern suchen, wo viele andere ihn gesucht haben. Die Wunde Neros, die der Seher so nachdrücklich hervorhebt, war unter Domitian doch wohl längst geheilt und vergessen. Wenn, wie Tacitus berichtet (hist. 2, 8. 9), schon unter Ntho im Vertrauen auf den allgemeinen Glauben, Nero lebe, in nächster Nähe von Ephesus ein Pseudo-Nero auftreten konnte und schon zuvor kaiserliche Edikte in Rom die Rückkehr Neros ankündigten, sind alle Bedingungen für die Weissagung des Apokalyptikers gegeben. Er weissagt nur, was im Jahre 68 sehr viele glaubten.

wir zu unserem Texte, Kapitel 13, zurück. Das Tier mit den sieben Häuptern und den zehn Hörnern, das heißt Rom, das die Diademe von zehn Provinzen auf seine zehn Präsiden übertragen hat, ist über und über beschrieben mit Namen der Lästerung, denn die Namen, die es seinen Cäsaren und sich beilegt, Divus, Augustus, Sebastus, Roma Dea sind für jüdische Ohren Blasphemien und die Bildnisse und Inschriften, die auf den Münzen stehn, haben die Wirkung, daß niemand kaufen, noch verkaufen kann, ohne sich zu beflecken¹⁾. Muß doch Johannes selbst im täglichen Verkehr Geldstücke brauchen mit Abbildungen, die nach jüdischem Gesetz verboten sind, und hat in Ephesus Inschriften vor Augen, die für ihn Lästerungen Gottes bedeuten. Die monströse Gestalt des Tieres setzt sich aus den Tieren zusammen, in denen Daniel die Weltreiche symbolisierte. In Daniel 7 ist das erste Tier ein Löwe, das zweite ein Bär, das dritte ein Pardel, das vierte hat zehn Hörner, d. h. zehn aufeinanderfolgende Könige. Offenbar nach diesem Vorbild schildert Johannes Rom: „Das Tier, das ich sah, war einem Pardel ähnlich und seine Füße waren wie die eines Bären und sein Maul wie das Maul eines Löwen.“ Bewehrt ist es mit zehn Hörnern, denn Rom vereinigt alle Gewalt der früheren Reiche, die es sich unterworfen hat. Die Völker aber senken kleinmütig das Haupt vor der unüberwindlichen Roma und sprechen: „Wer ist dem Tiere gleich und kann mit ihm kämpfen? Denn ihm ist Macht gegeben über jedes Volk, Sprache und Nation.“ So weiß auch der Orientale, den Grimm im Herzen, daß er den Kampf mit dem gewaltigen Rom nicht aufnehmen kann. Dennoch ist, dem jüdischen Empfinden nach, Rom die alte Babel, deren der Untergang wartet und der Palatin der Sitz des Tiers, das dem ewigen Ver-

¹⁾ Deißmann, Neue Bibelstudien S. 68, verweist noch spezieller auf das Stempelpapier, auf das Kauf- und Pachtverträge geschrieben sein mußten.

derben bestimmt ist. Hat der Verfasser die zehn Hörner auf die Prokonsuln gedeutet, so bedeuten die sieben Köpfe die Kaiser. Ein Haupt war tödlich wund, aber es ist wieder heil und bewundernd folgte die ganze Erde dem geheilten Cäsar nach. Auch den roten Drachen, den Teufel, beten sie an, weil er so Großes an Nero getan hat. Wie Daniel von Antiochus Epiphanes sagte, er habe Frevelworte gegen das heilige Haus des Ewigen geredet, so wurde auch dem Zitherschläger Nero ein Mund gegeben, „große Dinge und Lästerungen zu reden und das Tier tat seinen Mund auf zu Lästerungen gegen Gott, zu lästern seinen Namen und seine Hütte, und die im Himmel wohnen“. Die Hütte Gottes, der Tempel, steht also noch, der sichere Beweis, daß die Prophetie nicht erst aus der Zeit Domitians stammt. Vielmehr redet der Prophet zu der Generation des großen Christenverfolgers und warnt sie: „Hat jemand Ohren, der höre. So jemand in das Gefängnis führt, der geht in das Gefängnis; so jemand mit dem Schwert tötet, der muß mit dem Schwert getötet werden. Hier ist die Geduld und der Glaube der Heiligen.“ Nicht minder klar hat der Prophet angedeutet, wen er mit dem andern Tiere meine, das dem wiederkkehrenden Nero sich verbündet. Diese falschen Messiasse, die jetzt zu Jerusalem ihr Wesen treiben im Schafspelz der Heuchelei und mit der Schlangenzunge der Verführung, sind Söhne des alten Drachen, unter dessen Beistand sie — so erzählt man in Ephesus — gewaltige Wunder tun, selbst Feuer vom Himmel fallen lassen angesichts der Menschen. Von Eleazar, dem Sohne des Galiläers Simon, hat Josephus solche Gaukelwunder wirklich bezeugt. Durch diese Zauberkünste verführt der falsche Prophet das Volk, Nero ein Bild zu machen, und der Satan hilft ihm, so daß er dem Bilde Neros Sprache verleihen kann, daß die Statue redet, wie die Heiden von weinenden, lachenden, sprechenden Götterbildern zu erzählen wußten. So große Macht hat der wiedergekehrte Christenmörder durch den Satan, daß

er alle erwürgen läßt, die das Kaiserbild nicht anbeten. Kleine und Große, Arme und Reiche, Freie und Sklaven müssen auf ihrer rechten Hand oder ihrer Stirne sich mit dem Namen Neros bezeichnen, so wie man die Hämmer stempelt mit dem Anfangsbuchstaben des Namens ihres Besitzers oder die Hierodulen des Tempels sich die Namen ihres Gottes einäzten. Wie die Gläubigen durch die Engel an der Stirne mit dem himmlischen Siegel bezeichnet wurden, so die Verlorenen an der Hand oder Stirne durch die Diener des Satans mit dem Zeichen des Tiers. Die Rückbeziehung und Übereinstimmung beweist auch hier die Einheit des Verfassers.

Diesem Reich des Satans stellt nunmehr eine weitere Vision das Reich des Lammes gegenüber. Im Gegensatz zu den Höllennächten, die uns das dreizehnte Kapitel vorgeführt hat, erschaut der Seher im vierzehnten die Seligkeit der Kinder Gottes. „Das Lamm stand auf dem Berge Zion und mit ihm 144 000, die seinen Namen und den Namen seines Vaters auf ihren Stirnen geschrieben trugen... und der Klang, den ich hörte, war wie von Sängern, die zur Kithara singen. Und sie sangen ein neues Lied vor dem Thron und vor den vier Tieren und den Presbytern des Himmelstempels.“ Aber nur die konnten das Lied lernen, die jungfräulich geblieben sind. „Und ich sah einen andern Engel fliegen durch die Himmelsmitte, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen über die Bewohner der Erde und über jeden Stamm und jede Sprache und jedes Volk.“ Dieses Evangelium aeternum suchten die Mystiker des Franziskanerordens in den Schriften des Joachim von Fiore, die Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts lasen es im Buche der Natur, für den Apokalypstiker lautet das ewige Evangelium: „Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre und betet den an, der Himmel und Erde und Meer geschaffen hat und die Wasserquellen.“ Diese Mahnung zur Gottesfurcht ist das ewige Evangelium. Ein zweiter Engel ruft mit Jesaja 21, 9: „Ge-

fallen, gefallen ist Babylon, die Große, die mit dem Blutwein ihrer Hurerei alle Völker getränkt hat.“ Der Fall der großen Babel, der auf Erden erst noch erfolgen soll, hat sich im Himmel bereits vollzogen, als der rote Drache hinuntergeworfen wurde auf die Erde. Ein dritter Engel aber verkündet denen, die mit dem Zeichen des Tiers sich bezeichnen haben, ewige Höllestrafen. „Und der Rauch von ihrer Peinigung steigt auf in alle Ewigkeit und sie haben keine Ruhe bei Tag und Nacht.“ Denen aber, die für das Lamm leiden müssen auf Erden, wird der Trost: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht: Sie sollen ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.“ Gerade bei solchen ergreifenden Stellen kommt uns zu Bewußtsein, welchen Schatz der Israelite an seiner heiligen Schrift besaß. Auch hier sind es prophetische Worte, die dem Verfasser im Gemüte nachklingen. Jeremia 51, 7 heißt es: „Ein goldner Kelch war Babel und berauschte die ganze Welt. Von ihrem Weine tranken die Völker, darum wurden die Völker rasend.“ Bei der Schilderung der Strafe aber erinnern wir uns ebenso an Jesaja 34, 9f.: „Und Edoms Bäche verwandeln sich in Pech und sein Boden in Schwefel; und sein Erdreich wird zu brennendem Pech. Des Nachts und bei Tag erlischt sein Brand nicht; immerdar steigt sein Rauch empor.“ Das gleiche gilt von der kurzen Schilderung des Gerichts (14, 14), die eine noch folgende genauere Schilderung desselben präludiert: „Siehe eine weiße Wolke und auf der Wolke saß einer, gleich einem Menschensohne. Er hatte eine goldene Krone auf seinem Haupt, und in seiner Hand eine Sichel scharf.“ Stammt dieser Zug aus Daniel 7, 13, so ist das Folgende aus Joel 4, 13 entnommen: „Leget die Sichel an, denn die Ernte ist gereift. Kommet und stampfet, denn die Kelter ist angefüllt, die Rufen strömen über.“ Bei Johannes ruft ein Engel gleich einer Schildwache vor der Wachtstube dem nächsten Engel das Kommando zu: „Sende deine scharfe Sichel aus, und

schneide die Trauben des Weinstocks der Erde, denn seine Beeren sind reif. Und der Engel warf seine Sichel auf die Erde und schnitt den Weinstock der Erde und warf alles in die große Kelter des Jornes Gottes. Und die Kelter ward außerhalb der Stadt getreten und das Blut floß von der Kelter den Pferden bis an die Zäume, 1600 Stadien weit," das heißt die ungefähre Länge des heiligen Landes. So standen die Bilder des Endgerichtes schon lange fest und der Apokalyptiker hatte sie nur in seinen Rahmen zu spannen. Der Danielsche Menschensohn bleibt bei diesem Präludium noch in seinen Wolken und ebenso vollzieht Kapitel 15 sich das Gericht nur durch Vermittlung der Engel, nach den Befehlen einer unsichtbaren Stimme aus dem Himmelstempel. Die Doppelerzählung des Gerichts ist allerdings auffällig und könnte möglicherweise auf Benutzung verschiedener Quellen beruhen.

Wie das siebente Siegel sich auflöste in sieben Posaunen, so teilt sich die siebente Posaune in sieben Jornschaalen. Die Fortsetzung dieses Schemas beweist, daß wir es trotz mannigfacher Einschaltungen doch im ganzen mit einer einheitlichen Komposition und nicht mit einem Konglomerat von älteren Trümmern zu tun haben. Sieben Engel bringen in sieben Schalen den Jorn Gottes und vereinigen ihre Gebete mit denen der Heiligen, die den Sieg behalten hatten im Streite mit dem Tiere und die dem Bilde nicht geopfert haben. Diese stehen am gläsernen Meere und singen das Lied Moses, des Knechtes Gottes und das Lied des Lamms. „Und sie sprechen: „Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr Gott, Allmächtiger; gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Völker. Wer sollte nicht fürchten, Herr, und preisen deinen Namen? Denn du allein bist heilig. Denn alle Völker werden kommen und vor dir anbeten. Denn deine Gerichte sind offenbar geworden.“ Nach diesem Chorgesange öffnet sich der Tempel des Zeugnisses und sieben Engel treten hervor, die als Priester des Himmelstempels weiß gekleidet sind,

mit goldenen Gürteln um die Brust. Nicht ganz konsequent erhalten sie jetzt erst die Schalen durch eines der vier Tiere. Der Tempel aber füllt sich mit Rauch, der die Anwesenheit Gottes verbirgt und niemand konnte in den Tempel eingehn, solange die sieben Engel ihre Schalen ausschütteten. „Und ich hörte eine laute Stimme aus dem Tempel, die sprach zu den sieben Engeln: ‚Gehet hin, und gießet die sieben Schalen des Zornes Gottes aus auf die Erde.‘“ Es hat etwas Gespensterhaftes, wie aus den Wirbeln des Rauchs, die dem Propheten die Vorgänge im Tempel entziehen, diese unsichtbare Stimme ertönt. Rings umgeben uns Schrecknisse. Über uns rufen die Adler „wehe“, unter uns rollen die Donner und schließlich fängt auch der Räucheraltar an zu reden und preißt die Gerichte Gottes. Zum Teil erinnern die Strafen der Zornschalen an die Plagen Aegyptenlands, so die erste, denn sie beschert den Menschen böse und schlimme Geschwüre. Der zweite Engel schüttet seine Schale auf das Meer. „Und es ward Blut wie eines Toten; und jedes lebendige Wesen starb in dem Meere.“ Die dritte Schale ergießt sich in die Ströme und Wasserbrunnen und wandelt auch sie in Blut. Der Hüter der Wasser aber beschwert sich nicht über dieses Verderben seines Elements, sondern ruft: „Gerecht bist du, der da ist und der da war, du Heiliger, daß du so gerichtet hast, denn sie haben das Blut der Heiligen und Propheten vergossen und Blut hast du ihnen zu trinken gegeben, sie sind es wert.“ Die römischen Bluthunde, die Rom und Palästina mit Blut überschwemmten, sollen nun auch Blut trinken statt der lautern Wasserbrunnen, deren sie nicht mehr würdig sind. Engel, Tiere, Altäre und Wasserbrunnen bekommen Stimmen in solchen Stunden. Es ist eine unsichtbare, rings um uns tönende Offenbarung. Die vierte Schale wird auf die Sonne gegossen, da flackert sie auf in wildem Brande und die Leiber der Menschen werden mit Feuer geglüht. Der Inhalt der fünften Zornschale ergießt sich auf den Thron der Bestie; das Reich

verfinstert sich, die Heiden zerbeißen sich ihre Zungen vor Schmerz und lästern den Gott des Himmels wegen ihrer Schmerzen und Geschwüre, aber sie tun dennoch keine Buße, sondern fahren fort die hölzernen, steinernen und goldenen Götzen anzubeten wie vorher. Daß die Heiden andächtig zu den erhabenen Bildern der hellenischen Kunst ihre Hände im Gebete erheben, bleibt in den Augen des Juden doch ihre schwerste Schuld.

Die sieben Posaunen und sieben Zornschalen sind teilweise ihrem Inhalt nach auf einander bezogen. Bei der sechsten Posaune (9, 13) ertönte die Stimme: „Löse die vier Engel, die gebunden sind an dem großen Strom Euphrat“ und dann brachen die Reitergeschwader der Parther über die Welt herein. Bei der korrespondierenden sechsten Zornschale heißt es (16, 12): „Und der sechste goß seine Schale aus auf den großen Strom Euphrat, und sein Wasser vertrocknete, auf daß der Weg bereitet würde für die Könige von Aufgang der Sonne.“ Man hat aus den Wiederholungen derselben Gesichte wieder auf zwei zusammengearbeitete Apokalypsen geschlossen, aber die Wiederholung erklärt sich einfach daraus, daß völlig verschiedene Strafen für die Posaunen und die Zornschalen nicht zu ersinnen waren, weshalb der Verfasser sie wiederholt, aber untereinander in Beziehung setzt. Bei der sechsten Schale 16, 13, unmittelbar vor dem Ende, gehen aus dem Munde des Drachen, des Tiers und des falschen Propheten unreine Tiere aus wie Frösche, die eine Mission des Satans der christlichen Mission entgegenstellen. Einigermaßen nach der Glosse eines Überarbeiters sieht der Zusatz aus: „Es gibt nämlich Geister von Teufeln, die Zeichen tun.“ Daß die Teufel Froschgestalten annehmen, haben die späteren Legendenmaler nicht vergessen. Hier führen die hüpfenden Boten des Satans die Könige des ganzen Erdkreises zur Entscheidungsschlacht nach einem Orte, der auf hebräisch heißt Harmagedon. Manche deuten das Wort auf Megiddo. Bei Megiddo, am Bache Kison, im

Blachsfeld der Ebene Jesreel, soll die Entscheidung fallen. Das Har vor Magedon wird dann als Berg gedeutet, wobei man an den Berg Tabor denkt oder an das Vorgebirge Karmel. Von andern wird das ar als Stadtbezeichnung genommen, wie in Ur Moab, also als Stadt Megiddo. Das rätselhafte Wort würde dann anspielen auf das Schlachtfeld, auf dem Deborah über Sisera und später Pharao Necho über Josia, „den guten König“ siegte, also auf das Feld, auf dem alle Entscheidungsschlachten Israels geschlagen werden müssen. Man kann dafür geltend machen, daß Sacharia 12, 11 die Klage des letzten Strafgerichts, eine Klage wie die zu Megiddo genannt wird. Richtiger scheint doch Ewalds Konjektur, statt Harmagedon, zu lesen Harmagedol, in welchem Falle das Wort ein Anagramm von Roma hagedolah, die große Roma, ist, während andere bemerken, daß der Zahlwert von Harmagedon und Roma hagedolah derselbe ist, nämlich 304. In beiden Fällen ergäbe sich, was ja ohnehin der Sinn des Buchs ist, daß die Könige der Erde nach der großen Roma geladen werden, um die neue Babel auf den sieben Hügeln zu zerstören. Nicht auf der Ebene Jesreel, sondern bei der Stadt Rom spielt in Kapitel 17 die letzte Entscheidungsschlacht, was nahe legt, bei Harmagedol an Rom zu denken. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen sind, schüttet 16, 17 auch der siebente Engel die letzte Schale aus und wir stehen am Ziel. Schon das siebente Siegel schien das Ende zu bringen, aber es löste sich auf in sieben Posaunen, die siebente Posaune verhieß wiederum den Schluß, aber sie löste sich wieder auf in sieben Zornschalen; jetzt, da die siebente Schale der siebenten Posaune des siebenten Siegels ausgegossen wird, ruft eine Stimme: „Es ist geschehen.“ Das ganze Netz ist so künstlich verknüpft, daß wir sagen können, es fehlt kein Teil, es kann aber auch bei dieser kunstvollen Struktur das Ganze nicht ein Konglomerat verschiedener älterer Schriften sein, sondern jeder Teil war von vornherein auf den andern

berechnet. Über den weiten Weg der sieben Siegel, sieben Posaunen und sieben Zornschalen ist das Ziel erreicht und nun erst folgt das lange verheißene letzte Gericht. Blicke kommen und Stimmen und Donner, und es wird ein großes Erdbeben, desgleichen nicht gewesen ist, seit ein Mensch auf Erden war. Da zerfällt die große Stadt in drei Teile und die Städte der Heiden fallen. Ein großer Hagel schlägt hernieder wie Zentner und lichtet die übermächtige Heidenwelt, damit Raum werde für die Heiligen. Aber die Heiden tun auch nach ihrer Decimierung nicht Buße, sondern sie lästern Gott wegen der Plage des Hagels, denn diese Plage war groß. Da nun alle Strafen die große Stadt nicht gebessert haben, muß das Gericht über sie beginnen und ein Engel lädt Johannes ein: „Komm, ich will dir das Gericht der großen Hure zeigen.“

Das folgende siebzehnte Kapitel bringt die siebente Vision des Sehers und in ihr die Entscheidung. Das Tier tritt auf, das bei Daniel die Weltmonarchie der Syrer bedeutet. Das Tier Daniels hatte zehn Hörner, die dort die zehn syrischen Herrscher vorstellen. Das römische Reich hatte nun aber zur Zeit des Apokalypstikers noch keine zehn Cäsaren erlebt. Bei den Hörnern konnte der Seher also das Tier nicht fassen. So gibt er ihm sieben Häupter, die nach seiner eigenen Auslegung sieben Herrscher bedeuten. Die zehn Hörner aber behält er bei als Symbole der Unterkönige, der praesides der römischen Provinzen. Gemeint sind die Prokonsuln, die in Germanien, Gallien, Spanien, Italien bereits Aufruhr erregt haben, während die Armeen Syriens und Aegyptens sich zu gleichem Beginnen anschicken. Diese Hörner werden sich mit dem wiederkehrenden fünften Herrscher und den Königen des Ostens, den Parthern, verbinden, um Rom wüste und leer zu machen. Auf dem scharlachroten Tiere mit den sieben Köpfen und zehn Hörnern sitzt ein Weib, das trunken ist vom Blute der Heiligen. Wie der Thron Gottes und das Gewand der Engel und der Heiligen weiß ist, so ist

die rote Farbe durch das ganze Buch das Symbol der irdischen Majestät, darum ist das Tier scharlachrot. Die Erklärung, die der Apokalyptiker von dem roten Tiere selbst gibt, ist die: die sieben Köpfe sind sieben Berge und sieben Könige. Fünf sind gefallen, der eine ist gegenwärtig, der andere ist noch nicht gekommen, und wenn er kommt, kann er nur kurze Zeit bleiben. Ist die heilige Siebenzahl voll, dann ist kein weiterer mehr zu erwarten. Es erscheint nur noch der Antichrist, das Tier, das war und nicht ist. Die Siebenzahl wird damit nicht überschritten, da dieser Achte nur einer der vorangegangenen Sieben ist. Der Herrscher, der war und nicht ist, ist das Haupt, von dem es 13, 3 hieß: „Es war wie zum Tode verwundet, aber seine Todeswunde wurde geheilt.“ Auch ohne die kabbalistische Mitteilung des Namens des Tiers würde danach klar sein, daß mit diesem wiederkehrenden Cäsar Nero gemeint sei. Das Weib aber, das auf den sieben Hügeln thront, ist die große Stadt, die die Königsmacht hat über die Könige der Erde, die urbs Roma. Mit andern Worten: An der Spitze der Parther wird Nero wiederkehren, die Statthalter der Provinzen und die prophetischen Führer des jüdischen Aufstands werden ihm zufallen und dann wird der Tag des Gerichts über die Hure Rom gekommen sein. Als Freund der Parther war Nero schon zu seinen Lebzeiten bekannt gewesen und wenn der Partherkönig Vologesus später in einen Vertrag mit dem Senat die Bedingung aufnahm, es müsse dem Andenken Neros die gebührende Ehre erwiesen werden (Sueton, Nero 57), so war die Freundschaft eine gegenseitige. Auch jetzt setzte man voraus, als ihr Gastfreund lebe der entwichene Tyrann jenseits des Euphrat. Daß die Hörner, das heißt die Vorsteher der Provinzen, dem legitimen Kaiser wieder zufallen würden, war bei der Unzufriedenheit der Soldaten mit dem geizigen Galba sehr wahrscheinlich und wenn Johannes voraussagt, daß die blutigen Propheten in dem belagerten Jerusalem durch Übergabe der

Festung an die Parther Nero unterstützen würden, so theilte er eine Meinung der jüdischen Aufrührer, vor der Herodes Agrippa in einer seiner Ansprachen die Jerusalemiten warnte: „Treulich hält der Parther die Waffenruhe.“ Die Juden sahen in den Parthern ihre natürlichen Verbündeten und hatten gegen Nero und Poppäa nicht die gleichen Gründe des Hasses wie die Christen. Daß Nero Rom noch einmal anzünden wolle und dann zur Verhinderung der Löscharbeiten die wilden Tiere des Zirkus auf die Bevölkerung loslassen werde, war ein in Rom geglaubtes Gerücht (Sueton, Nero 34). Das ist der Brand der Stadt, den der Apokalypstiker erwartet. Wollte aber einer bezweifeln, daß die Juden, die Parther und die Prokonsuln des Reichs jemals gemeinsame Sache machen könnten, so beruft Johannes sich auf den, der der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche. „Gott hat ihnen ins Herz gegeben, seinen Rat auszuführen und einstimmig zu handeln und ihre Herrschaft dem Tiere zu übergeben, bis die Worte Gottes vollendet sein werden.“ Also ewig wird dieses Bündnis auch nach des Sehers Meinung nicht dauern, alles Menschliche ist provisorisch, für jetzt aber bedeutet dieses Bündnis den sichern Fall Roms. Diese Erwartungen des Apokalypstikers waren politisch genommen nicht unwahrscheinlicher als die anderer Zeitgenossen, die nach Tacitus die letzte Stunde der Reichseinheit gekommen glaubten. Des christlichen Propheten Haß aber gilt ganz besonders der Stadt Rom, die vor vier Jahren das Blut der Heiligen getrunken hat. So stimmt er über sie das Triumphlied des zweiten Jesaja an: „Gefallen, gefallen ist die große Babel, geworden eine Wohnung der Dämonen und eine Wohnung aller unsaubern Geister und eine Wohnung aller unreinen und häßigen Vögel! Aus dem Zornwein ihrer Buhlerei hat sie alle Völker getränkt und die Häupter der Erde haben mit ihr gebuhlt und die Häupter der Erde sind durch sie reich geworden. Und ich hörte eine andere Stimme: ,Gehe hinaus von ihr, du

mein Volk, damit ihr nicht teilnehmt an ihren Sünden!“ Die Auswanderung der Juden aus Rom, die der römische Prätor vergeblich zu erzwingen suchte, wird jetzt ganz von selbst sich vollziehen, denn die große Stadt soll nur noch als Schutthausen den wilden Tieren zur Wohnung dienen als Zeugnis der Strafgerichte Gottes. Kührere Politiker, wie Josephus, sahen, daß im Gegenteil Jerusalem verloren sei, Johannes aber glaubte fest an den Untergang der großen Roma. „Vergeltet ihr,“ ruft er zünend, „wie sie vergolten hat, und gebet ihr doppelt nach ihrem Tun. Den Kelch, den sie gemischt hat, reichet ihr doppelt. So viel sie geprunkt hat und geschwelgt, so viel gebt ihr an Peinigung und Jammer. Spricht sie doch in ihrem Herzen: ‚Ich throne hier als Königin, und Witwe bin ich nicht und Jammer werde ich nimmer sehn.‘ Deshalb sollen an einem Tage ihre Plagen kommen, Pest und Jammer und Hungersnot, und mit Feuer soll sie verbrannt werden.“ Die Tiefe des Elends, das über die große Stadt kommt, die heute noch so hoffärtige Reden führt, schildert der Apokalyptiker nicht ohne Kunst und sehr wirksam an dem Eindruck, den es auf alle Zeugen macht. Die Könige der Erde klagen über Rom mit den Worten des Jesaja über Samarien, die Kaufleute mit den Worten des Jesaja über Tyrus, die Schiffer mit den Worten des Jesaja über Ägypten. Nicht alles ist aus dem Alten Testament geholt. Eigene Erinnerungen des Schriftstellers fließen auch hier mit ein. Die zweite Klage (18, 11 f.) versetzt uns an den Hafen von Ephesus, wo die Kaufleute jammern, daß die Stadt niedergebrannt ist, von der der Handel zu Ephesus lebt. „Die Kaufleute auf Erden werden klagen, wenn sie den Rauch des Brandes sehn, und werden weinen und Leid tragen, daß ihre Ware niemand mehr kauft, von den Waren in Silber und Gold, Wein und Öl bis zu Schafen und Menschenleibern, ja Menschenseelen.“ Wir sehen die Scharen von Sklaven und Sklavinnen, die nach Rom verschifft werden sollten, wo jetzt kein Sklavenmarkt mehr

stattfindet. Wir sehen die Kähne voll köstlicher Früchte, die für Rom bestimmt sind, wenn der Prophet höhnt: „Das Obst, daran deine Seele Lust hatte, ist von dir genommen; und alles, was glänzend und herrlich war, ist verloren, und man wird es nicht mehr finden. Die Händler in solcher Ware, die von ihr reich geworden, werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual, weinend und klagend, und werden sagen: „Wehe, wehe du große Stadt, in welcher alle, die Schiffe im Meere hatten, sich bereicherten von ihrer Pracht. Denn in einer Stunde ist sie verwüstet.“ So mochte es in Ephesus zugegangen sein vor vier Jahren, als die Rauchwolke Neros über Rom lag und alle Geschäfte stockten. Damals hat Johannes die Szenen gesehen, die jetzt in seinem Geiste wieder auftauchen, denn so wird es wieder kommen. Daneben greift der Verfasser auf Jeremia 51, 63 f. zurück, wo Jeremia dem mit den Exulanten abgeführten Seraja befiehlt, wenn er die Schrift gegen Babel ausgelesen, solle er einen Stein an sie binden und sie in den Euphrat werfen mit den Worten: „So soll Babel versinken und nicht wieder emporkommen.“ Damit auch dieser Zug nicht fehle, erzählt der Apokalyptiker 18, 21: „Und es hob ein mächtiger Engel einen Stein auf, wie ein Mühlstein groß, und warf ihn ins Meer und sprach: „Also wird mit Sturm niedergeworfen werden die große Stadt Babel, und hinfort nicht mehr gefunden werden.“ Die Himmel aber stimmen einen Triumphgesang an über Roms Fall und dann sieht der Seher den Himmel aufgetan „und siehe ein weißes Roß, und der darauf saß, hieß Treu und Wahrhaftig und richtet und streitet mit Gerechtigkeit“. Es ist der Messias, derselbe Reiter auf weißem Rosse, den der Prophet auf dem ersten Blatte seines versiegelten Schicksalsbuches gefunden hatte und den am Tage der Zungen in Jerusalem, bei der großen Ausgießung des Heiligen Geistes, mehr als fünfhundert Brüder schauten. Auch hier also knüpft das Ende deutlich an den Anfang an. Um so weniger werden wir die wesentliche

Einheit des Buches bezweifeln. Aber nicht gleich dem Messias der makkabäischen Psalmen stürzt der himmlische Reiter sich in das Schlachtengewühl, sondern er ist — vielleicht freilich nur durch spätere Einschaltung — der Logos Gottes. Ein Schwert geht hervor aus seinem Munde, das Wort des Gerichts, das er spricht. Die messianische Schlacht wird gar nicht erst beschrieben, sondern ein Engel, der in der Sonne steht, lockt gleich alle Vögel des Himmels zu dem Mahle Gottes, wie das Schlachtfeld, über dem die Geier kreisen, in furchtbarem Bilde genannt wird. „Kommt, daß ihr esset das Fleisch der Könige, der Chiliarchen, der Gewaltigen und ihre Pferde!“ Dort werden die Leichen der herodäischen Volksverräter liegen, der Prokonsuln, Legaten und Procuratoren mit ihren Streitrossen, eine gedeckte Tafel für die Krähen und Geier. Der wiedergekehrte Nero wird nun ergriffen samt seinem Pseudopropheten und lebend in den Feueröfen geworfen, der von ewigem Schwefel brennt. Alle, die sich mit seinem Zeichen bezeichnet haben, werden den Vögeln des Himmels zum Fraße vorgeworfen. Der Satan aber, die alte Schlange, wird gebunden auf tausend Jahre und nun endlich ist des Sieges Tag. Das ist Roms letztes Ende, über dessen Schicksale im einzelnen der Seher gnädig einen Schleier deckt. Tacitus, wenn er ein solches Buch las, mußte sich in seiner Meinung bestärkt fühlen, daß die Christen des Hasses gegen alle überführt seien, die ihrer Sekte nicht angehören. Es ist die Siegesfanfare des Judentums über Rom, die der Judenchrist in die Welt hinausschmettert, während in Palästina bereits das Hallali über seinen eigenen Staat geblasen wird.

Wäre Johannes nur Jude, so stände er hier am Ziele seiner Aufgabe, aber er ist zugleich ein Christ. Darum beziehen sich seine Gesichte nicht bloß auf die Endschicksale des jüdischen Staats, sondern sie berichten auch das Ende der Welt, bei dem Gott die Himmel zusammenrollt wie ein Buch, das er gelesen hat und nun

in die dunkle Ede stellt. Die große Götterdämmerung, das Endgericht über die gesamte geschaffene Kreatur, ist das Ziel dieser Offenbarung, und darum lebte sie fort, auch nachdem der Verlauf des jüdischen Krieges ihre Prophetie über Jerusalem und Rom widerlegt hatte. Die weitere Geschichte der Welt nach dem Siege des Messias stellt sich der Seher folgendermaßen vor. Nachdem Nero und der falsche Prophet in den Feuersee geworfen sind, der von ewigem Schwefel brennt, wird ihr Freund, der Teufel, gebunden auf tausend Jahre. Nicht der Messias besorgt dieses Geschäft, das seiner unwürdig wäre, sondern dazu genügt ein Engel. Sehr malerisch wird geschildert, wie dieser Engel den Schlüssel zur Unterwelt erhält (20, 17), und mit einer gewaltigen, starken Kette steigt er hinunter, mit geschicktem Griffe packt er die alte Schlange und stößt sie in ihren Kerker. Diesen schließt er ab und legt ein Siegel an, damit für tausend Jahre die Welt Ruhe habe vor dem greulichen Wurm. So beginnt das tausendjährige Reich, an dem die teilnehmen dürfen, die in dieser Zeit gelitten haben für das Evangelium. Johannes sieht Thronessel, auf die lassen sie sich nieder, wie ja auch Paulus verheißen hatte, die Christen würden zu Gericht sitzen über Engel und Menschen im kommenden Aon. „Und ich sah die Seelen derer, die dem Beile verfallen waren um des Zeugnisses Jesu und des Wortes Gottes willen und die nicht das Tier und sein Bild angebetet und nicht das Malzeichen auf ihre Stirn und Hand angenommen hatten. Die wurden wieder lebendig und herrschten mit dem Messias tausend Jahre.“ Aber auch tausend Jahre gehen zu Ende und sobald sie abgelassen sind, schüttelt die alte Schlange ihre Kette ab und sprengt Schloß und Siegel, die das Tor der Hölle sperren. Wo er Hilfe finden werde, weiß der Satan. An den vier Enden der Erde, da wohnen die ungezählten Massen der Heiden, Gog und Magog, von denen der Prophet Ezechiel gewissagt hat. Sie sammelt er und ihre Zahl ist wie

der Sand am Meere. Nach der Ebene des Landes, in dem das himmlische Jerusalem, das Lager der Heiligen, die geliebte Stadt liegt, stürmen sie heran: „Da fiel Feuer vom Himmel und verzehrte die Heiden und der Teufel, der sie verführte, wurde in den See voll Feuer und Schwefel geworfen, zu dem Tiere und dem falschen Propheten und dort werden sie gepeinigt werden Tag und Nacht, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Dem Satan, Rom und den Gegnern in Jerusalem bereitet Johannes das gleiche Ende. Erst nach dieser letzten Unterwerfung der gottfeindlichen Mächte folgt die allgemeine Auferstehung und das letzte Gericht. „Und ich sah einen weißen großen Thron und den, der darauf sitzt, vor dessen Angesicht die Erde und der Himmel wich, und ihnen ward keine Stätte gefunden. Und ich sah die Toten, klein und groß, vor seinem Throne stehen und Bücher wurden aufgetan und ein anderes Buch ward eröffnet, welches ist das Buch des Lebens. Und gerichtet wurden die Toten nach dem, was in den Büchern geschrieben steht, je nach ihren Werken.“ Meer und Grab geben sie wieder und so jemand nicht gefunden ward im Buche des Lebens geschrieben, so ward er geworfen in den Feuerpfuhl. Und der auf dem Throne saß, sprach: „Siehe ich mache alles neu! Ich bin das A und das D, der Anfang und das Ende.“ Bücher werden aufgeschlagen und die Engel rechnen mit den Menschen ab. Das erst ist die Schlußabrechnung. Zu Anfang hatte einer der Engel Johannes in die Wüste entrückt, um ihm das babylonische Weib zu zeigen, jetzt entrückt er ihn auf einen großen und hohen Berg, um ihm die Braut, das Weib des Lammes, zu weisen. Es ist die Stadt vom Himmel, die nach Tertullians Zeugnis den palästinensischen Christen damals vierzig Tage lang alle Morgen sichtbarlich am Himmel erschien. „Und er zeigte mir einen Strom lebendigen Wassers, klar wie Kristall, der ging aus von dem Throne Gottes und des Lammes.“ An dem Strome stand der Baum des Lebens, der trug zwölf Früchte und

brachte jeden Monat seine Frucht. Wiederum aber erkennt sich der judenchristliche Standpunkt des Buches an der Bevorzugung Israels. Der Tod macht hier nicht alle gleich, sondern selbst im neuen Jerusalem haben die Judenchristen vor den Heidenchristen etwas voraus. Die Früchte des Lebensbaumes sind für die zwölf Stämme, die Blätter aber dienen zur Heilung der Heiden. Während die Söhne Abrahams die heilige Stadt bewohnen, wandeln die Heiden in dem Lichte, das von der Gottesstadt ausstrahlt, und die Könige der Erde bringen ihre Herrlichkeit als Tribut. Wenn Jesaja von dem neuen Jerusalem sagte: „Deine Tore mache ich zu geschnittenen Steinen,“ so hat der Apokalypstiker sie zu Perlentoren gemacht. Es sind ihrer zwölf nach der Zahl der zwölf Stämme Israels, die Grundsteine der Mauer aber sind die 2. Mos. 28, 7 aufgezählten Edelsteine, aus denen der hohepriesterliche Schmuck der Urim und Thumim bestand. An den Toren sind die Namen der zwölf Stämme eingegraben, auf den Grundsteinen aber die Namen der zwölf Apostel, wobei Paulus natürlich wegfällt. Auch hier noch macht sich des Verfassers Vorliebe für die heiligen Zahlen geltend, der er bis zu Ende treu bleibt. Die Stadt war viereckig; ihre Länge, Breite und Höhe waren gleich, jede 12000 Stadien. Eine Stadt, die die Gestalt eines Würfels von dieser Höhe hat, ist nicht wohl vorstellbar, aber diese Zahlen sind nicht durch die Gesetze der Architektur, sondern durch die heilige Zahlenlehre gegeben, so gut wie die zwölf Perlentore, die zwölf Grundsteine, die dreieinhalb Zeiten der Heimsuchung usw. Der künstlichen Beleuchtung bedarf die Stadt nicht; auch Sonne und Mond hat sie nicht nötig, denn Gott ist ihr Licht bei Tag und Nacht und, wie vielleicht ein Überarbeiter hinzufügt, das Lamm. Durch die Stadt fließt der Strom des Lebenswassers, an das der Baum des Lebens gepflanzt ist. Dagegen fehlt der Tempel, den Johannes doch mit der Elle abgemessen hatte. Da der irdische Tempel nur ein schwaches Abbild des

Himmelstempels war, schien er jetzt entbehrlich geworden. Auf die Gaben der Diaspora, diese Lebensbedingung seiner Herrlichkeit, braucht Jerusalem darum dennoch nicht zu verzichten. „Die Könige der Erde tragen ihr Bestes hinein und Pracht und Ehre der Völker trägt man ihm zu.“ Das ist das himmlische Jerusalem, über dem Gottes Herrlichkeit leuchtet von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Mit dieser glänzenden Aussicht auf die Herrlichkeiten des neuen Jerusalem beschließt der Seher die Enthüllung dessen, was der Herr bringen wird in Bälde. Die Geschichte hat bekanntlich diese Erwartung nicht bestätigt. Der Antichrist kam nicht, denn das Reich der Schatten gab ihn nicht heraus. Der Tempel verbrannte und Rom, die große Babel, steht noch heute und reicht noch heute den Königen ihren Taumelkelch. Wie unser christlicher Apokalyptiker zu Ephesus, so waren nach des Josephus Zeugnis auch die Belagerten in Jerusalem der Meinung, weiter als über die äußeren Vorhöfe des Tempels könnten die Heiden nicht vordringen. Am Zwinger, dessen Inschrift jedem Unbeschnittenen den Eintritt in den Vorhof der Israeliten untersagte, würde der Zorn Jehovas die frechen Heiden zermalmen. Und nicht geringere Dinge als Johannes mit den Augen des Geistes sah, glaubten sie mit leiblichen Augen zu erblicken: Mächtliche Lichter, glänzende Altäre, aufspringende Tore, himmlische Heerscharen. Aber beide Teile sahen sich in ihren patriotischen Hoffnungen getäuscht. Vergeblich hatte Johannes mit der Messrute den Tempel gemessen. Über die heiligen Zirkel hinweg schleuderte jener römische Soldat des Titus die Brandfackel in das heilige Haus und enttäuschte noch schmerzlicher als die Judenchristen die armen Belagerten, die, wie Josephus erzählt, bei dem Brande der Hallen sich nach der östlichen Halle des Tempels drängten, weil ein Prophet wieder einmal die Stunde bestimmt hatte, in der der Messias zur Rettung Israels erscheinen werde. Als man statt dessen die Flamme aus dem heiligen Hause

emporschlagen sah, drang ein Schrei der Verzweiflung aus tausend Kehlen, der Josephus noch nach Jahren in den Ohren gellte. Und auch als der Rauch über dem Schutte Jerusalems sich verzog, erschienen die Zeichen des Menschensohns nicht am Himmel. Nicht nur muß der zweite Evangelist das „alsbald kommt das Ende“ aus der Rede Jesu löschen, sondern Lukas kennt auch die volle und letzte Erfüllung der Gesichte. So lesen wir Lukas 19, 43 eine vollständige Beschreibung der Schicksale Jerusalems: „Es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde ein Bollwerk um dich aufwerfen werden und dich umzingeln und von allen Seiten einengen und dich schleifen werden und deine Kinder in dir zerschmettern und keinen Stein in dir auf dem andern lassen.“ Dem Schreiber dieser Zeilen stand bereits das Jerusalem vor Augen, das Josephus im sechsten Buche beschreibt, als nur noch der ausgebrannte Mariamneturm und der starke, quaderngesetzte Hippikus als düstre Ruinen ins Tal Josaphat herabschauten und Josephus über dem Schutte ausrief: „Niemand, der den Ort früher gesehen, hätte ihn wieder erkannt, er wäre vorübergegangen, um Jerusalem zu suchen.“ Unser Prophet hat von diesem Verlaufe noch keine Ahnung. So gut wie dem Eschatologen steht ihm fest, daß der Krieg mit den Römern nur die Einleitung zur Wiederkunft Christi sei. So lange schon haben die Gläubigen geharrt und gehofft, endlich muß die Verheißung doch sich erfüllen, denn diese Verheißung bezieht sich nicht auf Staat und Politik allein, sondern ist das Geheimnis der Welt überhaupt. Mit den Frommen in Israel warten Engel, Menschen und alle Kreatur auf diesen großen Tag der Erlösung. Schon Paulus hatte das Warten der unmündigen Kreatur auf die Offenbarung der Kinder Gottes und ihr Seufzen belauscht. Dieses fromme Warten ist jetzt zur stehenden Sehnsucht geworden nach Erlösung von dem Welt-schmerz, dem Lebensschmerz, dem Sündenelend. Dieses Verlangen empfanden die Propheten unter den Palmen

Palästinas und die Philosophen unter den Platanen Athens. Was jene das messianische Reich nannten, nennen diese die Welt der Ideen, in der ihre Träume wandeln gehn. Aus dieser Sehnsucht ist die neue Religion geboren. Sehnsucht nach einer besseren Welt ist das Wesen des Christentums. Was Paulus aus dem Seufzen der Kreatur heraushörte, das spricht Johannes aus: „Der Geist und die Braut sprechen: ‚komm!‘ Und wer es hört, der spreche: ‚komm!‘ Und wer dürstet, der komme. Wer Verlangen hat, der empfangen Wasser des Lebens umsonst.“ Auch der Seher ruft inbrünstig: „Ja, komm Herr Jesus!“ Vom Himmel her aber antwortet eine tröstende Stimme: „Ja, ich komme bald! Ja, komm Herr Jesus!“ Damit schließt die Offenbarung dessen, was geschehen soll in Bälde, und in diesem Schlußworte hat die Adventshoffnung der Christenheit ihren heißesten Ausdruck gefunden.

Zum Schluß tritt der Seher, dem wir auf Patmos zuerst begegneten, nochmals in Person hervor. „Ich, Johannes bin es, der solches sieht und hört.“ Er will den Engel anbeten, der ihm das alles gezeigt hat, der aber spricht: „Tue es nicht; ich bin dein Mitknecht, und deiner Brüder, der Propheten, und derer, die die Worte dieses Buches halten. Gott bete an!“ Möglich, daß darin ein Protest gegen den Engeldienst liegt, der nach dem Kolosser-briefe in den kleinasiatischen Gemeinden schon frühe sich einschlich. Daß diese etwas bei den Haaren herbeigezogene Wendung eine Einschaltung des Überarbeiters sei, ist nicht unwahrscheinlich, wie auch die Versicherung: „Diese Worte sind gewiß und wahrhaftig,“ mehr an einen Herausgeber als an einen Autor erinnern. Das gleiche ist mit der Warnung der Fall, zu dem Buche hinzuzusetzen oder davon wegzulassen. Dazwischen ist doch die markige Stimme des Sehers selbst zu unterscheiden, die nur von einer andern unterbrochen wird, der wir schon zuvor begegneten.

So phantastisch uns Modernen die Weissagungen des letzten Propheten klingen mögen, er selbst verfolgte doch

durchaus praktische Ziele. Eine zwingende und drängende Situation hat dem Verfasser sein Wort an die Gemeinden Kleinasiens eingegeben. In einer Schicksalsstunde, in der es sich um Sein oder Nichtsein Israels handelte, konnte ein Führer wie er nicht schweigen. Dabei steht er selbst unter dem Zwange seiner Inspiration und ist ein Prophet so gut wie Jesaja und Jeremia. Er ist aber zugleich ein großer Dichter. Durch diese Begabung wurde seine Prophetie zugleich eine literarische Tat und er selbst einer der führenden Geister der Weltliteratur. Von den Bildern der Katakomben bis zu Dürer und Cornelius können wir verfolgen, wie sein Buch die Phantasie aller Jahrhunderte befruchtet hat. Als Kunstwerk betrachtet, ist die Apokalypse eine Schöpfung, mit der weder Dantes, noch Miltons religiöse Dichtungen sich im Erfolge messen können. Daß manche der in ihr vorgetragenen apokalyptischen Vorstellungen bereits in der altsemitischen Mythologie präformiert sind und die Gestalten des babylonischen Schöpfungsepos in ihnen nachwirken, beeinträchtigt des Verfassers Originalität nicht. Auch Goethes Faust können wir aus dem Simon, dem Gaukeläre der Kaiserchronik, und diesen aus der Legende von Simon Magus und diese Legende wieder aus dem Schemeschmythus der Phönizier ableiten, in dem Simsons Haare die Strahlen des Sonnengotts sind, in denen seine Kraft steckt und die Delilas Schere kürzt bis sie ihm im Frühling wieder wachsen, aber viel verständlicher wird uns die Gretchentragödie durch solche Exkursionen in die alte Mythenwelt nicht werden und Fausts zweiter Teil, der selbst eine Art von Apokalypse ist, ebenso wenig, obwohl die schöne Helena, der Homunculus, Doktor Fausts Mantel und so manches andere in letzter Reihe aus der Simonsage stammt. Daß die schwangere Leto, von dem Drachen Python verfolgt, Schutz auf Delos findet, ist eine Analogie zu der Vision cap. XII, die die Flucht des Weibes schildert, das vom Drachen verfolgt wird, aber diese Analogie beweist nur, wie volkstümlich

überlieferte Sagen wieder ihrerseits spätere Dichterphantasie befruchten; eine bewußte und direkte Benützung beweist sie nicht. An den grotesken Gestalten, dem Lamm mit sieben Augen, dem Menschensohn, aus dessen Mund ein Schwert hervorsteht, dem Weibe, dem Adlerschwingen wachsen, darf man sich nicht stoßen. Wie das Daniel- und Henochbuch huldigt der Verfasser der symbolischen Kunst eines Geschlechts, das gewohnt war, die Eigenschaften der dargestellten Personen durch solche bildliche Attribute anzudeuten. Zu der Göttin mit den vielen Brüsten, zu den Göttern mit Sperberköpfen oder Königsbildern mit Löwentagen und Adlerflügeln passen solche allegorische Gestalten und je fremdartiger uns diese Hieroglyphik ist, um so höher ist es anzuschlagen, daß der Seher mit seiner Bilderwelt dennoch auch heute noch gewaltige Erfolge erzielt.

Daß das Buch von einer zweiten Hand Zusätze und Korrekturen erfahren habe, wird heute ziemlich allgemein angenommen, nur über das Maß dieser Überarbeitung herrscht unter den Gelehrten große Uneinigkeit. Manche Unverträglichkeit in den einzelnen Stücken kann aus der Benützung disparater Quellen stammen, die der Autor selbst in sein Buch herübernahm, ohne die Widersprüche auszugleichen, andere hat sichtlich eine spätere Hand eingeschaltet, und möglicherweise hat der Text nicht nur eine, sondern mehrere Bearbeitungen über sich ergehen lassen müssen. Der vereinzelt auftretende Paulinismus nebst Logoslehre kann von einer sehr späten Hand eingetragen sein. Die Anwünschung von Gnade und Friede im Gruße (1, 4) und das Abschiedsvotum: „Die Gnade unseres Herrn Jesu sei mit allen“ (22, 21) erinnert an paulinische Briefe, doch wäre immerhin möglich, daß es sich dabei um Formeln handelte, die Paulus selbst dem Gemeindebrauch verdankte. Auch das Bild von dem Lamm, das geschlachtet ist, war kein Sondereigentum der paulinischen Schule. Die Empfehlung, das zu hören, was der Geist den Gemeinden sagt, ließt sich zuweilen so, als ob ein Überarbeiter eine

ihm vorliegende Schrift empfehle (2, 7). Gelegentlich wechselt der Standpunkt des Sehers; war er vorhin im Himmel, so ist er jetzt wieder auf der Erde, zwischen das, was ein Engel ihm zeigte, schieben sich Gesichte, die Johannes selbst schaut. Die Auserwählten 144 000 sind Kapitel 7 die Judenchristen, Kapitel 14, 4 sind sie die, die sich mit Weibern nicht befleckt haben. Kapitel 9, 12 werden drei Wehe in Aussicht gestellt; das zweite Wehe folgt auch 11, 14, aber das dritte bleibt aus. Nach 10, 8f. ließe sich erwarten, daß Johannes, nachdem er das Büchlein verschlungen hat, um zu weissagen, nun auch sofort weisagte, statt dessen wird ihm aufgetragen, den Tempel abzumessen. Nachdem dieser Auftrag vollzogen ist, um den Tempel zu erhalten, erzählt 21, 22, daß im neuen Jerusalem überhaupt kein Tempel sein werde. Die Engel versiegeln 7, 3f. 144 000 Judenchristen, um sie vor den Strafgerichten zu schützen, aber 13, 15 sollen alle getötet werden, die das Tier nicht anbeten. Das Tier 11, 7 ist der Satan, der sich der Juden zu seinen Anschlägen bedient, 12, 3 dagegen ist das Tier das römische Reich. Wenn es im Schlußwort des Buches heißt: „Diese Worte sind zuverlässig und wahrhaft,“ so klingt das wie das Zeugnis eines Dritten und ebenso paßt der Fluch gegen etwaige Verstümmeler des Buchs besser in den Mund eines Herausgebers als in den des Verfassers. Mehr noch als diese Einzelbeobachtungen fällt für die Annahme, daß zwei Seelen in diesem Buche wohnen, das Janusbild des Messias, ins Gewicht. Christus ist einmal der Reiter auf weißem Rosse, der die Gegner zerschmeißt wie Töpfe und dann wieder das Lamm, das geschlachtet ist, dem die Seligen Psalmen singen. Freilich bleibt auch hier der Zweifel, ob Bilder, die für uns sich widersprechen, für die Phantasie eines Orientalen ebenso unverträglich miteinander waren? Wenn ein strenggläubiger Jude in seinen späteren Jahren aus den Sprüchen Jesu sich überzeugte, Jesus sei der Messias, so konnte das von Jugend auf gewohnte Bild in seinen Gesichten sich mit dem Bilde

Jesu im Evangelium mischen, ohne daß der Schriftsteller den Widerspruch empfand. Altes und Neues wohnte eben in seiner Gedankenwelt gewohnheitsmäßig beieinander. Der Überarbeiter fand doch auch beide Bilder miteinander verträglich, sie ständen sonst nicht nebeneinander im Kanon. Allzu sichere Urteile sind darum auch hier nicht angezeigt. Der Annahme, daß eine jüdische Grundschrift von christlicher Hand überarbeitet sei, steht der übereinstimmende Charakter der Bilderwelt, der Zahlensymbolik und der Sprache entgegen. Fertige Bücher hätten sich in das kunstvolle Schema der Apokalypse nicht wohl pressen lassen. Auch hätte sich von einer oder mehreren Grundschriften doch wohl anderwärts ein Splitter erhalten. Bei Annahme einer jüdischen Grundschrift müßten wir uns auch erinnern, daß bei den Apokalypsen, die wir kennen, der Rahmen niemals fehlt, durch den die Weissagung als Gesicht eines bestimmten Propheten und als Produkt einer bestimmten Situation eingeführt wird. Hier haben wir einen solchen in der Einleitung, aber gerade sie ist unbestritten christlich. Ein christliches Buch wird die Apokalypse also von Haus aus sein, was nicht ausschließt, daß jüdische Bestandteile in demselben vorhanden sind, mag nun Johannes selbst älteres jüdisches Material verwendet oder mag ein Späterer es in sein Buch eingeschaltet haben. In beiden Fällen hat der Redaktor aber Sprache und Inhalt seiner Einschaltungen dem übrigen Texte so geschickt angepaßt, daß sich beides nicht mehr mit Sicherheit scheiden läßt.

Eine nicht kleine Zahl von Forschern ist der Meinung, daß zwar die Hauptmasse unseres Buches geschrieben sei während des jüdischen Kriegs, als der Tempel noch stand, in einigen Teilen setze aber die Apokalypse die späteren Christenverfolgungen voraus, die aus der Verweigerung des Kaiseropfers entsprangen. Für das römische Tier des Apokalypstikers ist es charakteristisch, daß dasselbe für seinen Herrscher Anbetung verlangt und nach 13, 15 werden alle getötet, die dem Bilde des Tiers nicht opfern wollen.

Nun wissen wir aus der trajanischen Christenverfolgung, daß Plinius den Christen die Wahl ließ, vor dem Kaiserbilde Weihrauch zu streuen oder Strafe zu tragen. Plinius erklärt, von der sonstigen Weise des Prozeßverfahrens gegen Christen nichts zu wissen, aber daß man angeklagte Christen zum Opfern zwang, kann auch schon vor ihm vorgekommen sein. Solche Szenen, meint man, habe die Apokalypse im Auge, wenn sie das Martyrium allen denen zuteil werden läßt, die das Tier nicht anbeten und sich nicht bezeichnen mit dem Zeichen des Tiers. Diese Märtyrer sind Märtyrer wegen des Kaiserkultus, der im Jahre 68 den Christen noch nicht zugemutet worden ist. Nero hat die Christen als Brandstifter verfolgt, nicht weil sie das Opfer weigerten. Sie galten ja noch immer für Juden, von denen man das Opfer nicht verlangte. Während in den sieben Sendschreiben nur Verfolgungen durch die Juden erwähnt werden, scheint der Zwang zur Anbetung des Tiers 13, 15 von der heidnischen Obrigkeit auszugehen. Diese Stücke müßten also jünger sein als die Sendschreiben; sie versetzen uns anscheinend in eine spätere Zeit mit andern Verfolgern. Unsicher werden aber auch diese Indizien, da es gerade der falsche Prophet des Judentums ist, der die Jerusalemiten lehrt, dem Tiere zu opfern, was der Verfasser aus Daniel 3, 6 entnommen haben kann, wo die Leute gezwungen werden sollen, das Bild anzubeten, das Nebukadnezar aufgerichtet hat. Auch die Erinnerungen der Caligulazeit können dem Verfasser vorgeschwebt haben. Möglicherweise hat er doch nur die jüdische Überlieferung im Auge und nicht eine römische Praxis, die vor Trajan nicht nachweisbar ist. Daß die Apokalypse, in Stellen wie 13, 14—15; 14, 9; 20, 4, so gut wie die synoptischen Eschatologien, aus späteren Erfahrungen erweitert wurde, ist immerhin möglich, aber der Gesamtorganismus des Buchs wird von solchen Einschaltungen nicht berührt. Wir stehen im ganzen doch einem geschlossenen, wohl abgerundeten Kunstwerke gegenüber. Organisch wächst ein Teil

aus dem andern hervor, beherrscht von dem Gesetze der heiligen Zahlen. Der Ansprache an die sieben Gemeinden folgt das Buch mit den sieben Siegeln; das siebente Siegel verweist uns weiter auf sieben Posaunen, die siebente Posaune bringt sieben Zornschaalen und nachdem die siebente Zornschale ausgegossen ist auf die sündige Erde, enthüllt sich das neue Jerusalem. Wie die Glieder eines Fernrohrs, mit dem der Seher in das Jenseits schaute, stecken die Teile ineinander und aus jedem wird der folgende Teil mühelos hervorgezogen bis zu Ende¹⁾. Das Ganze verläuft so schematisch, daß wir annehmen müssen, es war von vornherein so beabsichtigt und es fehlt kein wesentliches Glied; da die Schrift immer wieder auf dieses Schema hinauskommt, ist sie in der Hauptsache von einer Hand. Der Reiter auf weißem Rosse, der die Geschichte der Kirche eröffnet, erscheint zum Schlusse wieder, um ihren Sieg zu vollenden. So knüpft der Verfasser das Ende an den Anfang an. Es können manche Teile eingeschaltet, an anderen Korrekturen vorgenommen worden sein, fehlen wird nichts Wesentliches, da das Muster konsequent durchgeführt ist bis zum Ende. Daß dieselbe Zahlensymbolik von verschiedenen Schriftstellern angewendet worden sei, ist wenig wahrscheinlich und in dieses kunstvolle Netz werden nur da fremde Gespinnste eingesetzt sein, wo der Faden nachweisbar zerrissen ist. Auch wer nicht so weit geht wie Ewald, der durch das ganze Buch einen nach der Siebenzahl geordneten Aufbau annimmt, bei dem drei Teile stets den göttlichen Ratschluß, vier den irdischen Vollzug berichten, wird doch die Herleitung des Ganzen aus mehreren älteren Offenbarungsbüchern ablehnen, weil aus mehreren fertigen Büchern dieser organische Aufbau nicht herzustellen war. Ohne die Annahme einer zweiten überarbeitenden Hand freilich kommt heute kein Erklärer mehr

¹⁾ Holzmann, Neutest. Einleitung 400: „Das siebente Glied erweist sich als Knospe, daraus die neue Hebdomas erblüht.“

aus, aber die Sonderung des Ursprünglichen und Sekundären ist noch keinem Kritiker in überzeugender Weise gelungen. Die dogmatische Scheidung in Stücke jüdischer und christlicher Provenienz ist unsicher. Was ein Judenchrist dieser Zeit glauben konnte, haben nicht wir festzusetzen, sondern es bescheiden von den Quellen zu lernen. Wir haben in dem Apokalyptiker einen Propheten, der voll und ganz auf dem Boden des Judentums steht, aber Jesus von Nazareth für den verheißenen Messias hält. Er ist einer jener ephesinischen Gegner des Paulus, die diesen mit Leidenschaft bekämpfen und die Paulus auch seinerseits verabscheut. Warum ein solcher Judaist nicht soll geglaubt haben, der Tempel in Jerusalem und die darin anbeten, müsse vor den Heiden bewahrt bleiben, warum er nicht die Bundeslade, den Mannafrug und alle Heiligtümer Israels soll im Himmel geborgen wähnen, ist schwer zu sagen. Das gerade ist die Vorstellungswelt des echten Judenchristen, die Paulus bekämpfte. Wenn der Apokalyptiker die Versiegelten nur aus den zwölf Stämmen Israels entnimmt und die Grundsteine des neuen Jerusalem bei ihm den Steinen des hohenpriesterlichen Brustschmucks entsprechen, so ist das der Standpunkt der Judaisten, die alles das weiterschleppten, was Paulus als Unrat wegwarf (Phil. 3, 8), der Standpunkt jener Proselytenmacher, die ihre Ehre in den Vorhänden der Heidenchristen suchten und die der Apostel als Pharisäer, nicht als echte Jünger Jesu betrachtet wissen wollte. Ihre Meinung war, daß das messianische Reich den Juden bestimmt sei und die Heiden nur als Schutzbürger und unter bestimmten gesetzlichen Bedingungen zugelassen werden dürfen, und dennoch waren auch diese judaistischen Eiferer Christen. Was der Apokalyptiker lehrt, das haben die Gegner Pauli stets behauptet und gerade darauf bezog sich der Kampf in der ältesten Kirche. Dreißig Jahre später, unter Domitian, wäre dieser Standpunkt befremdlich, für die Zeit Neros ist er durch die paulinischen Briefe sicher bezeugt. Hätten die Judaisten

nicht so gedacht, so würden sie den Apostel Paulus nicht so grimmig verfolgt haben. Wegen der judaisitischen Stellen ist also die Annahme einer jüdischen Grundschrift überflüssig.

Mehr Schein hat die Vermutung, das Buch sei die griechische Bearbeitung einer aramäischen Grundschrift, wobei der einheitliche Sprachcharakter durch den gemeinsamen Übersetzer erklärt werden soll. Wenn 9, 11 bemerkt, der Name „Abbadon“ entspreche dem griechischen Apollyon, wenn Rom in einem hebräischen Wortspiel Armagedol genannt wird, wenn die geheimnisvolle Zahl 666 sich als hebräisches Buchstabenrätsel herausstellt, das in griechischen Buchstaben gar nicht lösbar ist, so liegt die Vermutung nahe, daß ursprünglich das ganze Buch aramäisch geschrieben gewesen sei und nur diese Reste übrig blieben, weil sie unübersetzbar waren. Aber Abbadon als Name beweist nichts, und bei Armagedol und Neron Kesar kann der Verfasser sehr triftige Gründe gehabt haben, sich hebräisch auszudrücken. Hätte er diese Anspielungen auf Rom und Nero griechisch geschrieben, so hätte er seinen Kopf unter das Beil des Viktors geschoben, darum versteckt er seine Meinung in Rätseln, die nur ein jüdischer Schriftgelehrter lösen konnte. Auf einen gemeinsamen Übersetzer könnte man wohl den übereinstimmenden Sprachcharakter, aber nicht die Übereinstimmung der Bildersprache, der Vorstellungswelt, der Zahlengeheimnisse zurückführen. Gegenüber den Einzelbeobachtungen, mit denen man die Theorie einer aramäischen Grundschrift beweisen will, darf man sich wohl auf den Eindruck des Ganzen berufen. Eine so poetisch schwungvolle, rhetorisch wirksame Sprache ist nicht die eines Übersetzers. Übersetzungen erkennt man an ihrer steifen Ungelenkigkeit, an der Fremdartigkeit und Gezwungenheit der Konstruktionen, an dem unsichern Schwanken zwischen dem eigenen Sprachgenius und dem des Originals. Von dem allen zeigt die Apokalypse das Gegenteil. Trotz ihres Judengriechisch ist sie eines der bestgeschriebenen, schönsten Bücher des Neuen Testaments, das wahrlich nicht

klingt wie eine Übersetzung. Auch ist es niemanden gelungen, einen verschiedenen Charakter der sogenannten Grundschrift und der Interpolationen oder der einzelnen Stücke alter Weissagung, die hier in ein Sammelbecken zusammengefloßen sein sollen, überzeugend zu erweisen. In sämtlichen Stücken finden sich Kernworte, die denselben unnachahmlichen Stempel tragen. Läge eine aramäische Apokalypse zugrunde, so müßte diese selbst schon christlicher Konfession gewesen sein, denn auch die sogenannte aramäische Grundschrift wimmelt von christlichen Vorstellungen. Die Streitfragen, die in den sieben Sendschreiben des Eingangs erwähnt werden, sind dieselben, die zwischen Paulus und seinen ephesinischen Gegnern verhandelt wurden; sie passen darum auch besser in das Jahr 68 als in die Zeit des Domitian, der man sie neuerdings zuschieben will. Die christlichen Kontroversen werden sich nicht dreißig Jahre lang um denselben Punkt gedreht haben. Auch daß die Verfolgung in den sieben Sendschreiben überall von den Juden ausgeht, weist in die frühere Zeit, denn in den Tagen Domitians hatten die Juden gar nicht mehr die Macht zu solchen Verfolgungen, sie mußten froh sein, wenn man sie selbst in Frieden ließ. Auch für Kapitel 11 und 12 ist die jüdische Provenienz wenigstens nicht völlig sicher. Das messianische Kind, das von der Frau mit dem Diadem von zwölf Sternen geboren wird und das der Drache verschlingen will, entspricht, der Vorgeschichte des Matthäus und die Verwandtschaft mit dem Apollomythus weist am wenigsten auf jüdischen Ursprung. Eberhard Bischer¹⁾ hat den Versuch gemacht eine jüdische Grundschrift nachzuweisen, die in unserer Apokalypse in christlicher Bearbeitung vorliegen soll, aber die von Bischer rekonstruierte jüdische Apokalypse ist selbst voll christlicher Züge. Wenn in der Apokalypse der Messias das Lamm genannt

¹⁾ Die Offenbarung Johannis, eine jüdische Apokalypse in christlicher Bearbeitung. Leipzig 1886.

wird, das geschlachtet ist, so datiert dieses Bild von dem, der am Passah getötet wurde als wahres Passahlamm. Der jüdische Messias aber ist kein Lamm, sondern ein Löwe. Vischer ist auch der Meinung, die hebräische Grundschrift habe den Messias als Löwen (ari) bezeichnet, und erklärt sich die Wahl des Ausdrucks arnion für das Lamm aus dem Gleichklang mit ari, der den Bearbeiter gerade zu dieser Bezeichnung bestimmte. Aber alle Bilder im folgenden, daß dem Lamme geharßt wird, daß die Heiligen ihre Kleider in seinem Blute bleichen, daß es geschlachtet wurde, schließen den Löwen aus. Das Lied, das dem Lamme gesungen wird, soll nach Vischer ein neues Lied heißen, weil es in die Grundschrift neu eingeschaltet sei. Aber wir meinen, das Lied heiße neu, weil das Evangelium ein neues Lied ist, wie keines vordem vernommen wurde. Die zeitliche Folge der Heimsuchungen in dem Buche mit den sieben Siegeln, entspricht völlig den Wehen des Endgerichts bei den Synoptikern, deren Aufzählung uns in die Zeit vor die Zerstörung Jerusalems hinaufweist, wie wir gesehen haben. Das fünfte Siegel zeigt unter dem Altar die Seelen der Heiligen, die geschlachtet sind. Ist das Buch christlich, so sind das die Opfer Neros, des fünften Cäsars, ist es jüdisch, so ist nicht zu sagen, warum sie gerade zur Zeit des fünften Siegels um Rache rufen und ebenso wenig, wer im Judentum diese Seelen sein sollen, die um des Wortes Gottes willen geschlachtet wurden. Um des Wortes willen wurden die Juden von den Römern nicht verfolgt, sondern als Aufrührer. Die Einleitung mit den sieben Sendschreiben weist man wegen ihres unleugbar christlichen Charakters dem Überarbeiter zu, sie ist aber dem Inhalt der sieben Siegel durchaus verwandt, und so werden die schönsten Teile des Buches Eigentum eines späteren Überarbeiters, was die Annahme nicht empfehlen kann¹⁾.

¹⁾ Man hat großen Scharfsinn aufgewendet, um die Grundschrift der Apokalypse und die Zusätze eines oder mehrerer Be-

Der Wunsch, die judaistischen Härten des Buches zu mildern, anderwärts überlieferte apokalyptische Stoffe nicht verloren gehen zu lassen, die eigene Deutung der Danielschen Vor-

arbeiter festzustellen. Zum Ziel hat dieser Weg bis jetzt nicht geführt, wie die bunte Menge von Hypothesen zeigt, in die wir geraten sind. Bölter läßt ein ursprünglich johanneisches Buch von Späteren mehrfach überarbeitet werden. Bischof hat eine hebräische Grundschrift und einen paulinischen Überarbeiter und Übersetzer. Pfleiderer statuiert zwei jüdische Grundschriften und zwei christliche Überarbeiter. Weiland braucht zwei jüdische Quellen und einen christlichen Redaktor. Bruston hat eine hebräische Grundschrift und eine griechische Grundschrift, die dreißig Jahre später als die hebräische verfaßt ist, welche beiden Bücher dann ein noch jüngerer judenchristlicher Schriftsteller in ein Buch redigierte. Sabbatier hat dagegen umgekehrt eine christliche Grundschrift, die von einem Juden interpoliert wurde. Das Äußerste leistet Spittas Buch von 1889: „Die Apokalypse kritisch untersucht.“ Das Buch mit den sieben Siegeln ist für Spitta eine jüdische Apokalypse, die 63 v. Chr. zur Zeit des Pompejus verfaßt wurde, als Pompejus den Tempel zu Jerusalem belagerte. Damals schaute ein jüdischer Prophet das Gesicht von den vier Reitern. Eine zweite Apokalypse beginnt mit der Versiegelung (Kap. 7), also mit der großen Pause des Apokalyptikers. Dieses Buch ist 40 n. Chr. unter Caligula verfaßt. Um das Jahr 60 schrieb Johannes Markus von beiden unabhängig eine christliche Apokalypse. Die beiden älteren Bücher wurden dann ums Jahr 100 von dem Verfasser unserer Apokalypse mit der des Markus in eines verschmolzen, und so setzt sich unsere Apokalypse aus zwei jüdischen und einer christlichen zusammen, die ein Viertel in ein Buch zusammenleimte. Johannes Weiß statuiert einen Herausgeber (H), der eine Schrift des Johannes (J) und eine anonyme apokalyptische Quelle (Q) zu einem Ganzen verbunden hat. Bei dieser Menge von sich widersprechenden Meinungen möchten wir uns auf einige allgemeinere Sätze beschränken. Der Apokalypse liegt zugrunde eine scharf judenchristliche (aber christliche) Schrift, die vielleicht selbst schon ältere Eschatologien benutzt hat. Geschrieben wurde sie im Jahre 68, zur Zeit des sechsten Cäsars. Diese judenchristliche Schrift wurde bearbeitet von einem Pauliner, der ihren Judaismus durch universelle Einschübe zu mildern suchte. Ob der disparate Charakter mancher Abschnitte auf der Benutzung älterer Quellen durch den Verfasser, oder auf dem Eingreifen des Bearbeiters beruht, ist nicht überall klarzustellen. Dieser Überarbeiter lebte aber keineswegs erst in der Zeit Domitians, da er

lage zur Geltung zu bringen, kann hier und dort wenig umfängliche Einschübe veranlaßt haben, die nicht alle von derselben Hand herzurühren brauchen und die Einheit des Buches nicht in Frage stellen. Daß ein Überarbeiter zur Zeit Domitians das Buch so redigiert habe, wie es in der Kirche verbreitet wurde, begründet man mit der seit Irenäus nachweisbaren Tradition, Johannes sei durch Domitian nach Patmos verwiesen worden. Von einer Verbannung nach Patmos weiß aber das Buch selbst nichts. Der Seher ist auf Patmos, um das Zeugnis des Herrn zu vernehmen, und wird nicht bloß über den Herrentag verbannt worden sein. Eine domitianische Verfolgung, die sich bis Kleinasien erstreckte, ist auch nirgend bezeugt. Man hat diese angebliche domitianische Verfolgung sofort wieder mit den Bildern der Apokalypse illustriert und weiß so ihren Verlauf sehr drastisch auszumalen, das heißt aber, auf eine Fata Morgana ein zweites Stockwerk aufbauen¹⁾.

sonst längst widerlegte Prophezeiungen entfernt hätte. Vielmehr gehörte er selbst noch der enthusiastischen Periode an, die nach dem Jahre 70 bald ablief. Für sehr bedeutend halten wir den Umfang der Interpolationen nicht. Daß auch in das so vollendete Buch noch später einzelne Einschübe gemacht wurden, ist natürlich nicht ausgeschlossen. Wir rechnen dahin die vereinzelte Bezeichnung des Messias als Logos, aus der man hat entnehmen wollen, daß die Überarbeitung des im Jahre 68 geschriebenen Buches aus demselben Kreise in Ephesus stamme, aus dem das Logosevangelium hervorgegangen ist. Das Urteil über jedes einzelne Stück würde eingehende Erörterungen nötig machen, die hier nicht am Platze sind.

¹⁾ Eine irgendwie bedeutende Christenverfolgung hat zur Zeit Domitians in Kleinasien nicht stattgefunden, das geht aus dem Berichte des Plinius an Trajan völlig sicher hervor. Vor Trajan waren überhaupt Christenverfolgungen eine so seltene Sache, daß Plinius, der unter Domitian Sachwalter und Prätor gewesen war (Ep. 10, 97), weder eine solche erlebt hatte, noch wußte, was und wie weit man in diesen Prozessen zu strafen pflege. Hätte unmittelbar vor seiner Dienstzeit eine allgemeine Christenverfolgung in Kleinasien gewütet, so hätte sich Plinius die Auskunft über das Verfahren nicht in Rom geholt, er hätte sie in seiner Provinz näher gehabt. Auch andere Zeugnisse für eine allgemeine Christen-

Die Stellen der Apokalypse, die sichere chronologische Anhaltspunkte bieten, deuten auf die Zeit der Belagerung Jerusalems und die Martyrien, die in der Phantasie des

verfolgung unter Domitian gibt es nicht. Sueton, der nächste Zeuge, sagt nur (Domitian 14), daß Domitian seinen Vetter, einen Menschen von verächtlichster Trägheit, auf einen unbedeutenden Verdacht hin habe hinrichten lassen. Nach dem Zusammenhang bezieht sich dieser Verdacht auf politische Konspiration, nicht auf Atheismus. Sueton, Hadrians Sekretär, stand diesen Ereignissen nahe und ist in den Geschichten des Palatiums stets wohl bewandert. Der andere Zeuge, Dio Cassius, schreibt im dritten Jahrhundert und kann darum gegen Sueton nicht in Betracht kommen. Dio Cassius berichtet, der Kaiser habe seinen Vetter Flavius Clemens und dessen Gattin Domitilla wegen Verachtung der Götter bestraft. Eusebius bezieht sich (Kg. 3, 15) für dieselbe Tatsache auf das Zeugnis des Brettius (210 n. Chr.), der bezeuge, auch Domitians Nichte Domitilla sei wegen ihres christlichen Glaubens nach Pontia verbannt worden. Daß das Christentum in der flavischen Familie Eingang gefunden hat, steht durch Inschriften, die De Rossi veröffentlichte (*Roma sotteranea* 1, 131) ziemlich fest. Wenn Glieder des flavischen Kaiserhauses Christen waren, so ist es nicht unmöglich, daß die Verachtung der Götter (von der übrigens der näherstehende Sueton nichts weiß), eben in der Zugehörigkeit der Familie des Clemens zur christlichen Gemeinde bestand. Die „verächtliche Trägheit“ des Clemens kann dann damit erklärt werden, daß er als Christ sich von allen öffentlichen Geschäften fern hielt, die ihn zur Beteiligung an heidnischen Zeremonien gezwungen hätten. Nach Dio wurden auch viele andere, die sich zum Judentum neigten, damals verurteilt. Die einen verloren das Leben, die andern wenigstens das Vermögen, Domitilla, Clemens' Gattin, wurde nach Pandataria verbannt. Nach Dio beziehen sich diese Verfolgungen auf die familia des Clemens, wie denn Domitian acht Monate später von der Dienerschaft ermordet wurde. Tacitus Hinweis auf *tot nobilissimarum feminarum exilia et fugas* (Agricola 45) kennt kein religiöses Motiv von Domitians Wüten, so wenig wie Sueton oder Juvenal. Das Mißtrauen des Tyrannen gegen die Treue seiner Verwandten, deren er noch andere abschlachtete, scheint der eigentliche Grund seines Einschreitens gewesen zu sein und die Verachtung der Götter vielleicht ein gelegentlicher Vorwand. Nach Juvenal triefte er vom Blute der Patricier, nicht der Plebs. Eine Verfolgung der gemeinen Leute setzt Juvenal nicht voraus, vielmehr sagt er, „die Berber“ hätten Domitian weggeräumt, sobald

Propheten eine Rolle spielen, sind die der jüngst erlebten neronischen Christenverfolgung, nicht die der Verfolgung Domitians, die sich nur auf die Familie und das Gefinde des Flavius Clemens bezog. Die Märtyrer, die erwähnt werden, sind (6, 9) die neronischen, und so liegt kein Grund vor, bei den übrigen Stellen, etwaige Interpolationen abgerechnet, an andere zu denken. Daß mit der Zahl 666 der Name Neron Kesar gemeint sei, gibt man meist zu,

er ihnen gefährlich wurde. „Das hat ihn, der vom Blute der Samier triefte, gestürzt.“ Von einer allgemeinen Christenverfolgung weiß also auch Juvenal nichts. Dio Cassius redet übrigens nur von Verfolgung derer, die zum Judentum neigten, und man könnte fragen, ob ein Historiker aus der Zeit des Origenes immer noch Christen und Juden nicht zu unterscheiden vermochte. (Näheres: Neutestamentliche Zeitgeschichte 4, 102 f.) Dafür, daß Domitian das Kaiseropfer, in der Weise des Tiers der Apokalypse, unter Anwendung des Schreckens der Todesstrafe erpreßt habe, beruft man sich auf Sueton (Dom. 13), aber dort steht nur, daß Domitian in Edikten, die er selbst diktierte, den Eingang brauchte: „Unser Herr und Gott befiehlt“, was zur Veranlassung wurde, daß ihn die Servilen so anredeten. Hätte er diese Huldigung durch Androhung der Todesstrafe erzwungen, so würde Sueton nicht versäumt haben, es zu berichten. Daß Clemens und seine Hausgenossen auch unter dem Vorwand ihres Christentums bestraft wurden, ist möglich, und aus dieser Tatsache ist dann die Sage von Domitians Christenverfolgung hervorgewachsen, die im vierten Jahrhundert Eusebius aus den Schriften des Brettius entnommen haben will. Irenäus und Tertullian aber haben sich beeilt, den Zebedäiden Johannes, den sie mit dem Apokalyptiker verwechselten, durch Domitian nach Patmos verbannen zu lassen, obwohl die Apokalypse von einer Verbannung keine Silbe sagt. So entstand die Sage von dem dem Tyrannen wunderbar entronnenen ephesinischen Johannes. Sueton, der wichtigste Zeuge, sagt nichts von einer religiösen Verfolgung unter Domitian und davon, daß eine solche sich über ganz Kleinasien ausdehnte, weiß unmittelbar nach Domitian der kleinasiatische Statthalter Plinius kein Wort; er hätte das aber wissen und in seinem Berichte an Trajan erwähnen müssen, wenn eine solche Verfolgung unter der vorangegangenen Regierung stattgefunden hätte. Seine ganze Berichterstattung setzt im Gegenteil voraus, daß er selbst diese neue Praxis einführte, und so ist er der stärkste Zeuge gegen diese Legende.

aber unter dem Namen Nero soll dennoch Domitian gemeint sein, den auch Tertullian eine portio Neronis de crudelitate genannt habe. Wir meinen, daß, wenn der Verfasser Nero schreibt, wir kein Recht haben, Domitian zu lesen.

¶ Eine dogmatische Kritik, die festsetzen will, was nur ein Jude geschrieben haben könne und nicht ein Christ, ist abzulehnen. Was ein Judenchrist glauben konnte, haben wir nicht nach unserem Begriffe von Christentum zu dekretieren, sondern aus den Quellen zu lernen. Daß zur Zeit der Abfassung der Apokalypse die eschatologische Stimmung noch in voller Blut die Gemeinde beherrschte, zeigt das Buch auf jeder Seite. Auf die Verheißung Christi, daß er bald komme, antwortet die Gemeinde mit der Bitte: „Komm! Und jeder, der es hört, soll sprechen: Komm!“ Wie auch der Prophet selbst schließt: „Ja komm, Herr Jesus!“ Das ist die Stimmung zwischen den Fackeln des Nero und den Flammen von Jerusalem. Dreißig Jahre später sind die christlichen Schriften auf einen ganz anderen Ton gestimmt, und die Juden sind klein und still geworden, bis Trajans Unglück im Partherkrieg ihren Mut wieder belebte. Auch das schiebt das Buch in eine frühere Zeit hinauf, daß ihm der Begriff der Kirche, wie er im Kolosserbrief, Epheserbrief, den Pastoralbriefen, ja selbst im johanneischen Evangelium uns entgegentritt, noch völlig fehlt. Seine Christenheit ist eine Diaspora, keine organisierte Gesamtkirche. Eine solche lose Verbindung der Konventikel, wie die sieben Sendbriefe des Messias sie voraussetzen, paßt nicht mehr in das Ende des Jahrhunderts, als die Kirche bereits fünfzig Jahre in Kleinasien bestand. Man wird es also am besten bei der Datierung der Apokalypse aus dem Jahre 68 bewenden lassen, wie Reuß, Ewald, Credner, Scholten, Renan, Holzmann, Keim, Wieseler und alle Tübinger angenommen haben.

Wenn wir den einzigen Apostel Paulus ausnehmen, so haben wir von keinem andern Schriftsteller des apo-

stolischen Zeitalters ein so scharf umrissenes, deutliches Bild wie von dem Apokalypstiker. In seiner Redeweise liegt etwas, was uns sofort zwingt, uns eine Vorstellung seiner gewaltigen Persönlichkeit zu gestalten. Er gehört unter die Autoren, die man persönlich zu kennen glaubt, wenn man zehn Seiten von ihnen gelesen hat. Wir stellen uns ihn vor als einen schroffen, harten Juden, der alle Rauheit haßt. Er hat einen übeln Geschmack im Munde, wenn er an die Leute denkt, die weder kalt noch warm sind, aber sein Herz wallt auf in Liebe, wo er von Werken, Liebe, Glaube und Geduld der Brüder hört. Ist er doch selbst ein Prophet von glühender Frömmigkeit, dessen Seele mehr in den Straßen des neuen Jerusalem an den Paradiesesströmen wandelt als in dieser schlechten Welt. Auf einem Eiland wie Patmos ist er mit seinen Träumen am besten geborgen. Sehnsucht nach dem Martyrium, Leidensbereitschaft, fanatische Entschlossenheit sind die Grundzüge seines Charakters. Paulus war den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche. Ihm aber legte den ehernen Keil um die Stirne Kronion. Daß alle anders Denkenden elende Sünder seien, steht ihm von vornherein fest. Selbst in Paulus sieht er nur einen falschen Apostel, der sein will, was er nicht ist. Daß es mit Rom zu Ende gehe, der Tempel in Jerusalem aber ewig dauern werde, versteht sich für ihn von selbst. Nirgend schaut er über den Zaun des Gesetzes hinaus. Universalistische Stellen werden allgemein als spätere Einschaltungen betrachtet. Solche Beschränkung im überlieferten Glauben gibt Einheit mit sich selbst und die furchtbare Entschlossenheit, die dazu gehört, alle Andersgläubigen dem ewigen Schwefelpfuhl zuzuweisen. Dieser Johannes ist ein Asket, denn nur die Cölibatäre vermögen nach Apok. 14, 4 das Lied vom Lamm zu lernen. Er ist ein Freund der weißen Gewänder, wie die Essäer, und der Waschungen, wie die Johannesjünger, die in Ephesus den Kern der ersten Gemeinde bildeten. Die Mahnung Jesu: „Richtet

nicht," spielt bei Johannes keine Rolle. Er weiß, daß der Messias ihm eigens aufgetragen hat, die Sünder zu richten. Er gehört zu den Frommen, die mehr über die Fehler der andern Menschen nachdenken, als über die eigenen. Wir rechnen ihn zu denen um Jakobus, nicht zu den demütigen Aposteln, die sprechen: Wir sind allzumal Sünder und unnütze Knechte. In ihm tritt uns zum ersten Male das volle Papstbewußtsein eines Puritaners entgegen. Aber auch solche Rüstzeuge waren nötig, wenn die Kirche sich behaupten sollte. Daß der Apokalyptiker ein Palästinenſer war, macht sein judaiſtiſcher Standpunkt und ſein hebraiſierendes Griechiſch wahrſcheinlich und ſeine ſtetigen Rückbeziehungen auf das heilige Land erheben es nahezu zur Gewißheit. Zwar ſchreibt er in oder bei Ephesus, aber unwillkürlich iſt es der Boden der Heimat, auf dem er ſein apokalyptiſches Drama ſich abſpielen läßt. Er ſteht am Strande bei Cäſarea Stratonſturm und ſieht die Legionen ſich ſammeln. Er ſieht im fernen Oſten den Euphrat, wo die Parther ihre Reiterscharen zuſammen-treiben, er ſieht die Höhlen der Kaltberge Paläſtinas, in die die Menſchen flüchten, er kennt Jeruſalem und den Tempel von außen und innen und ſelbſt die Länge des heiligen Landes gibt er nach Stadien gelegentlich an. Er rechnet mit hebräiſchen Ziffern und macht hebräiſche Zahlenräthſel und Anagramme. Daß es mithin wahrſcheinlich ein ausgewandeter Paläſtinenſer iſt, der das Buch geſchrieben hat, könnte für die Abfaſſung durch den Apoſtel Johannes zeugen, zumal der Mann, der in ſo hohem Tone in ſeinem Sendſchreiben mit den Gemeinden redet, auch eine hervorragende Stellung eingenommen haben muß. Dennoch iſt die Kritik von der Annahme, die Apokalypſe rühre von dem Apoſtel Johannes her, mehr und mehr zurückgekommen. Zunächſt legt der Verfaſſer ſich ſelbſt das Prädikat eines Apoſtels nicht bei, ſondern er nennt ſich 1, 1 und 22, 6 nur Knecht Jeſu Chriſti, was doch bei einem der zwölf Apoſtel ſchwer

verständlich wäre, zumal er selbst in seinem Sendschreiben nach Ephesus auf die Frage eingeht, wer das Recht habe, sich Apostel zu nennen und wer nicht. Ein Schriftsteller, der den Ephesern schrieb: „Ihr habt geprüft, die sich Apostel nennen und sind es nicht und habt sie als Lügner erfunden,“ ein Lehrer, der den Aposteltitel so hoch wertet, hätte denselben bei sich nicht vergessen, wenn er zu der Führung desselben berechtigt gewesen wäre. Statt dessen nennt er sich nur den Mitgenossen der Gemeinde (1, 9): „Ich, Johannes, der auch euer Bruder und Mitgenosse an der Trübsal ist.“ Man hat darin einen Beweis seiner Demut sehen wollen, allein mit dem sonstigen hohen hierarchischen Ton des Buches stimmte es sehr wenig, daß sich der Verfasser nur einen Bruder und Mitgenossen der Gemeinde nennt, wenn er tatsächlich viel mehr, ein Apostel Jesu wäre. Nur den Namen eines Propheten nimmt er für sich in Anspruch (22, 6). Von den Aposteln spricht er ganz objektiv. Sie sind ihm die gestorbenen Apostel, die heiligen Apostel, die gemordeten Apostel. So ruft er 18, 20: „Freue dich über Rom, Himmel und ihr heiligen Apostel und Propheten, denn Gott hat euer Urteil an ihr gerichtet.“ Auch 21, 14 redet er von den Aposteln des Lammes (vgl. 18, 20) wie einer, der nicht zu ihnen gehört. Ebenso sieht er 21, 14 an jedem der zwölf Grundsteine der hochgebauten Stadt den Namen eines der zwölf Apostel des Lammes angeschrieben, eine Mitteilung, die er schwerlich machen würde, wenn er selbst Apostel wäre, denn dann stünde es ihm übel an, der Gemeinde zu berichten: Mein Name ist im himmlischen Jerusalem auf einem der Grundsteine eingemeißelt in Jaspis, Saphir oder Chalcedon. Dem Zebedäiden Johannes müßte auch ein anderer Jesus in der Seele leben, als der des Apokalyptikers, der mit dem Schwerte im Munde auf ehernen Füßen mit schneeweißen Haaren zwischen sieben Leuchtern steht. So sah der Meister zu Kapernaum nicht aus. Auch hätte sein Jünger nicht den Tempel gegen die Zerstörung

gefeit, da Jesus geweissagt hatte, es werde von diesem Tempel kein Stein auf dem andern bleiben. Wäre Johannes Markus der Verfasser, so wäre das der Tradition schwerlich verloren gegangen, die aber hat dem Dolmetscher nie eine solche Bedeutung beigelegt. Daß der Name des Apostels Johannes nur, wie der des Daniel oder Henoch, in der bei den Apokalyptikern üblichen Weise von einem Späteren benutzt worden wäre, um seinen Weissagungen höhere Autorität zu geben, brauchen wir darum nicht anzunehmen, da es gar nicht nötig ist, bei einem so verbreiteten Namen gerade an Johannes Zebedäi zu denken. Der Verfasser will keineswegs ein Seher der Vergangenheit sein, um Vergangenes als Zukünftiges weissagen zu können. Er sagt nicht, er habe dieses Vergangene noch vor sich, sondern er findet im Himmel ein Buch, in dem die bereits vergangenen Geschehnisse der Gemeinde ebenso verzeichnet stehen, wie die zukünftigen. In diesem Buche ist die ganze Geschichte der Gemeinde vom ersten Pfingstfeste an beschrieben. Er läßt die Bilder dieses Buches an uns vorüberziehen, erst das Erlebte, dann das Kommende, aber er erhebt nicht den Anspruch, schon vor jenem Pfingstfest zu schreiben und alle diese Ereignisse vorauszusagen. Sie stehen nur in dem himmlischen Buche, das wie die synoptische Eschatologie vom Todesjahre Jesu ausgeht. Als Prophet, der an die Gemeinden Asiens gesendet ist, verfolgt Johannes durchaus praktische Zwecke. Kein längst verstorbener Apostel wird von den Toten zitiert, sondern ein Lebender spricht zu Lebenden. Die Verhältnisse der Gemeinde, an die er sich wendet, sind ihm persönlich bekannt und es ist nicht wahrscheinlich, daß er seine Vorwürfe den Gemeinden unter einem falschen Namen zukommen ließ; auch sie werden gewußt haben, wer zu ihnen redet und über ihre intimsten Angelegenheiten so genau Bescheid weiß. Wenn man es als ein Zeichen des Epigonentums bezeichnet hat, daß kein Apokalyptiker mehr als Prophet unter seinem Namen auftrate,

sondern eine fremde Maske vorbinde, ist Johannes von dieser Anklage frei zu sprechen. „Ich, Johannes,“ sagt er, und die Leser werden wissen, wer dieser Johannes ist. Mit offenem Antlitz steht er ihnen gegenüber und redet von ihren Erlebnissen, ihren Heimsuchungen, ihren Sünden, Sündern und Sünderinnen. Wer diese Rügebriefe in die Zeit des Domitian setzt, läßt denselben Propheten, der das Kriegsgeschrei der Legionen Vespasians im Ohre hat, zu Leuten reden, die dreißig Jahre später leben. Gerade durch seine Bezugnahme auf die Wirklichkeit ist das Buch für uns wichtig. Es gibt uns über Seiten des christlichen Lebens Aufschlüsse, die in den andern Schriften nur unvollkommen zum Ausdruck kommen. Hier herrscht die Glut der ersten Begeisterung, die die Welt in Brand gesetzt hat. Wie der Eschatologe uns über die Vorgänge in Jerusalem orientiert in der Zeit, in der die falschen Propheten das Volk in die Wüste bestellten oder in die Tempelhallen bei der Schatzkammer, so versetzt uns die Apokalypse in die Welt der Hoffnungen, Wünsche und Erwartungen, die gleichzeitig die kleinasiatische Diaspora bewegten. Auch in Ephesus klapperten die Hufe der Reiter auf dem Pflaster und dröhnten die Schritte der Kohorten, die der Legat Vespasian nach Palästina dirigierte. Mit welchen Gefühlen die ephesinische Judenschaft ihnen nachschaute, steht in der Apokalypse zu lesen. Den Wert des Buches darf man nicht wegen seiner geschichtlichen Irrtümer und fremdartigen Vorstellungen herabsetzen wollen, wie die Gegner der Montanisten und später Luther und Erasmus das getan haben. Wir dürfen den Verfasser nicht nach dem beurteilen, was er von seiner Zeit empfing, sondern nach dem, was er selbst aus seinem innersten Leben schöpfte. Nicht der Vorstellungskreis, den der Mensch in seiner geschichtlichen Atmosphäre ein- und ausatmet, ist er selbst, sondern die persönliche Innigkeit, Tapferkeit und Kraft, mit der er innerhalb der Zeitvorstellungen sein Eigenes ausgibt. Die religiösen Grund-

gedanken aber, die Johannes in der Sprache seiner Zeit zum Ausdruck bringt, sind Gedanken der Ewigkeit. Er lehrt uns, daß es Mächte des Widerstands gibt, die in immer neuen Gestalten die heiligen Zwecke Gottes mit seiner Welt kreuzen, daß weltliche Macht, und wäre sie auch stärker als die römische, doch höchstens die äußern Vorhöfe, nie aber das Allerheiligste der Religion zu erreichen vermöge, daß das Gute, auch gekreuzigt und begraben, doch den Sieg behalten müsse nach einer Zeit, zwei Zeiten und einer halben Zeit. Diese Wahrheiten hat der Apokalyptiker so kraftvoll verkündet wie irgend ein Prophet des Alten Bundes. In der gesamten Christenheit ertönt noch heute sein: „Ich bin das A und das D.“ In der Kirche segnen sie die Kinder mit seinen Worten: „Bleib mir getreu bis in den Tod,“ auf den Grabsteinen lesen wir seine Himmelsstimme, die die im Herrn Sterbenden selig preist, weil sie ruhen von ihren Mühen und ihre Werke ihnen nachfolgen oder seine Verheißung: „Gott wird abwischen alle Tränen.“ So hat die Gemeinde selbst über den kanonischen Wert der Offenbarung des Johannes entschieden. Am frühesten und am längsten angefochten, hat das Buch sich dennoch durchgesetzt und lebt wie wenig andere fort in den Bildern der Kunst und im Gemüte der Frommen.





Luthers Leben



Von Adolf Hausrath

Zwei Bände

Lexikon-Oktav. Viertes Tausend. (XV, 580 und 504 Seiten)

Geheftet 16 M., gebunden 20 M.

Wartburgstimmen: Hier hat nicht eine mehr oder minder einseitige Theologie den gewaltigen Heros des deutschen Geistes sich anzubequemen versucht, sondern ein freimütiger, allseitig gebildeter Theologe, der zugleich ein Dichter und Künstler ist, entwirft ein Lebensbild von ihm voll Farbe und Kraft, mit all seinen Tiefen und all seinem Glanz. Er malt in moderner Weise auch die Atmosphäre mit, die alles umspülende Luft der Zeit. Wie ist das alles so lebendig um den Luther herum dargestellt, die Zeitbewegungen und ihre verschiedenen Träger. Es lacht einem das Herz im Leibe, daß man endlich einmal all die Kerle von damals, Große und Gernegroße, geniale Lumpen und ehrenfeste Dickköpfe, Schwärmer und Banausen, Diplomaten und Faiseure in geistlichem und weltlichem Gewande, wirklich realistisch, voll Blut und Leben vor sich hat. Und unter den allen der eine gewaltige, dämonische Luther. Dämonisch nicht in dem Sinne der rollenden Augen und fuchtelnden Hände, sondern im Goetheschen Sinne als einer, in dem die Schöpfung stark, ursprünglich, übermächtig arbeitet und einen Willen vorfindet, der ihr furchtlos gehorcht und dadurch die Welt von innen her erneut.

Deutsche Rundschau: Es ist eine köstliche Gabe geschichtlicher Wissenschaft, evangelischer Überzeugungswärme und schriftstellerischer Kunst, welche unsern größten Mann, neben den nur Friedrich der Große, Goethe und Bismarck zu treten würdig sind, dem deutschen Volke aufs neue lieb, wert und verständlich machen und damit sein eigenstes Wesen vertiefen wird.

Leipziger Tageblatt: Hausraths neues Werk ist, auf so tiefen und eindringenden Studien es beruht und so lebendig es die ganze Zeit der Reformation vor uns entstehen läßt, ohne allen gelehrten Ballast! ein echtes Volksbuch, das jeder verstehen kann, der überhaupt eine Biographie zu lesen imstande ist.

Tägliche Rundschau: Wir haben in diesem Werke Hausraths endlich eine Lutherbiographie für Gebildete aller Stände. Sie verdient es, ein Familienbuch zu werden, wie wenige andere Schriften.

Die Post: Ein herrliches Lutherbuch, das alle bisher erschienenen zahlreichen Schriften über Luther und sein Leben und Wirken nach jeder Richtung übertrifft!

Münchener Neueste Nachrichten: Meisterhafte Charakteristik der Personen, Übersichtlichkeit in der Schilderung und Klärlegung der verworrensten Verhältnisse, Unparteilichkeit und unbestechliche Wahrheitsliebe.

Richard Rothe und seine Freunde

Von Adolf Hausrath

Zwei Bände

Lexikon-Oktav (IX, XII und 403, 571 Seiten)

Geheftet 18 M., gebunden 20 M.

Theologische Rundschau: Lang ist kein für die innere deutsche Kirchengeschichte so belangreiches Buch erschienen wie Hausraths Rothebiographie. Es ist schwer, von der Fülle seines Inhalts einen Begriff zu geben, in dem überall Selbsterlebtes und aus den besten schriftlichen wie mündlichen Quellen Geschöpftes sich verbindet. Teilweise, wo es angeht, im angenehmsten Plauderton geschrieben, gewürzt mit zahllosen, der Zeit, von der sie handeln, entstammenden Bonmots, gibt das Werk eine auf der vertrautesten Kenntnis heinache aller handelnden Personen beruhende nicht etwa nur badische Kirchen- und Gelehrtengegeschichte im Zeitalter Richard Rothes. Denn wie die Person seines Helden und die Schicksale seines badischen Adoptivvaterlandes überall hineinreichen in preussische und deutsche Verhältnisse, wie dieser universelle Gelehrte und Denker von seiner stillen Klausur aus doch mit offenen klugen Augen den gesamten Weltlauf beobachtete, weil sein weites und weiches Herz sich um alles innerlich kümmerte, so entwirft uns sein Biograph ein wahres Panorama von Ausichten in die gesamte deutsche Zeitgeschichte von einem zumal für das jüngere Geschlecht, das von diesen Dingen nicht mehr viel erfährt, brennenden Interesse.

Straßburger Post: ... Die Schilderung belebt sich so zu dramatischer Bewegung, um so mehr, da stets der Held derselben im Mittelpunkt steht. Ein reiches, seltenes Material steht dem Verfasser zur Verfügung, und dies ist künstlerisch geordnet und fein verwertet. Die Quellen kommen ausgiebig zum Wort und überraschen gar oft durch seltsame Schlaglichter. An epigrammatischem Salz und Pfeffer fehlt es nicht. Viele Persönlichkeiten und Ereignisse erscheinen unerfreulich, nicht durch die Schuld des Autors, sondern durch ihre eigene. Dennoch ist das Buch eine wahre Erquickung durch seine tapfere Darstellung der Wirklichkeit, und auch trotz aller unerbaulichen Partien und Gestalten eine Erbauung durch die Persönlichkeit, welche in der Mitte steht und welche, nicht bloß von seinen Parteifreunden, als „Heiliger“ und „infarniertes Christentum“ bezeichnet wurde. Das Buch ist aber nicht nur eine unterhaltende, künstlerische Leistung, sondern ein ernstes wissenschaftliches Werk, das die treibenden Kräfte und Persönlichkeiten schildert, welche die Physiognomie des 19. Jahrhunderts und unserer Gegenwart gestaltet haben. Jedem, der die Vergangenheit verstehen und die Zukunft mit gestalten helfen will, also dem Politiker, ist das Studium von „Rothe und seine Freunde“ eine unerlässliche Pflicht. A. Thoma.

Schriften von Adolf Hausrath:

Der Apostel Paulus. Zweite Auflage. Heidelberg 1872.

Neutestamentliche Zeitgeschichte. Band 1—4. Dritte Auflage. München 1879.

Der Vier-Kapitelbrief des Paulus an die Korinther. Heidelberg 1870.

Religiöse Reden und Betrachtungen. Zweite Auflage. Leipzig 1882.

David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. Band 1 und 2. München 1875—1877.

Kleine Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts. Leipzig 1883.

Weltverbesserer im Mittelalter.

Band 1: Abälard. Band 2: Arnold von Brescia. Band 3: Die Arnoldisten. Leipzig 1893—1895.

Martin Luthers Romfahrt. Berlin 1894.

Meander und Luther auf dem Reichstage zu Worms. Berlin 1897.

Alte Bekannte. Gedächtnisblätter. Band 1: Jolly. Band 2: von Treitschke. Band 3: Gelehrte und Künstler der badischen Heimat. Leipzig 1899—1902.

Richard Rothe und seine Freunde. Band 1 und 2. Berlin 1902—1906.

Luthers Leben. Zwei Bände. Zweite Auflage 1905.

Erzählungen:

Antinous.

Leipzig 1880.

Pater Maternus.

Leipzig 1898.

Klytia.

Leipzig 1883.

Unter dem Katalpenbaum.

Leipzig 1899.

Jetta.

Leipzig 1884.

Potamiäna.

Stuttgart 1901.

Elfriede.

Leipzig 1886.

Die Abigenserin.

Leipzig 1902.



BS
2390
H3
V.1

Hausrath, Adolf, 1837-1909.

Jesus und die neutestamentlichen Schrift-
steller. Berlin, G. Grote, 1908-09.
2v. 22cm.

Contents.- Bd. 1. Die palästinensischen
Anfänge. Die paulinischen Briefe. Schriften
aus der Zeit des jüdischen Krieges.- Bd. 2.
Das nachapostolische Zeitalter. Gnostizismus
und Katholizismus.

1. Bible. N.T.--Criticism, interpretation, etc. 2.
Jesus Christ--History of doctrines--Early church.
3. Church history-- Primitive and early church.
I. Title. CCSC/mmb

